Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Ein und sechzigster Band.

1833.

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

JAN 19 1970

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Inhalt des ein und ſechzigſten Bandes.

Seite

Art. I. 1) Réflexions sur l'étude des langues asiatiques, adressées à Sir James Mackintosh, suivies d'une lettre à M. Horace Hayman Wilson, par *A. W. de Schlegel.* Bonn 1832.

2) Annals of the turkish empire from 1591 to 1659 of the Christian era by Naima, translated from the turkish by Charles Fraser. London 1832 . . 1

II. Die Dichtkunſt der Chineſen. Erſte Epoche. Confucii Chi-king, sive liber Carminum. Ex latina P. Lacharme interpretatione edidit Julius Mohl. Stuttgartiae et Tubingae 1830 72

III. A preliminary Discourse on the study of natural philosophy. By *J. F. W. Herschel.* (Vorläufige Betrachtung über das Studium der Naturwiſſenſchaften. Von Herſchel.) London. 1830 83

IV. Novum Testamentum Graece. Textum ad fidem testium criticorum recensuit, D. *J. Mart. Augustinus Scholz.* Vol. I. IV Evangelia complectens. Lipsiae 1830. . 108

V. Für Freunde der Tonkunſt, von Friedr. Rochlitz. Vierter Band. Leipzig 1832 134

VI. *Histoire* de la *Littérature Grecque profane*, depuis son origine jusqu'à la prise de Constantinople par les Turcs; suivie d'un précis de l'histoire de la transplantation de la Littérature Grecque en Occident. *Seconde Edition.* Par M. *Schoell.* 8 Tomes. Paris.

Geſchichte der griechiſchen Literatur, von der früheſten mythiſchen Zeit bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken, von *M. S. Schoell.* Nach der *zweyten Auflage* aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *J. Franz J. Schwarze* (vom zweyten Bande an von Dr. *Moriz Pinder*). 3 Bände. Berlin 1828—1830 . 164

VII. Alexis. Eine Trilogie von Karl Immermann. Düſſeldorf 1832 211

VIII. Ueber den Heiligenſchein. Von Dr. C. Garthe. Rinteln 1830 228

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXI.

Hammer's morgenländiſche Handſchriften 1

Geiſt und Leben der brittiſchen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Von Chriſtoph Kuffner (Fortſetzung) 27

Däniſche Literatur. Von N. Fürſt 51

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1833.

Art. I. 1) Réflexions sur l'étude des langues asiatiques, adressées à Sir James Mackintosh, suivies d'une lettre à M. Horace Hayman Wilson, ancien secrétaire de la société asiatique à Calcutta, élu professeur à Oxford, par A. W. de Schlegel, professeur à l'université royale de Bonn, commandeur de l'ordre des Guelphes, chevalier des ordres de l'aigle rouge, de St. Wladimir, de Wasa, et de la légion d'honneur; membre de l'académie royale des sciences à Berlin; membre correspondant et honoraire de l'académie impériale à St. Pétersbourg, de l'académie royale à Munich, de la société royale à Goettingue; des sociétés asiatiques de Calcutta, de Paris et de Londres; de la société littéraire de Bombay, de la société royale de littérature à Londres, et de l'académie royale des beaux-arts à Berlin. Bonn 1832. gr. 8. 205 Seiten.

2) Annals of the turkish empire from 1591 to 1659 of the Christian era by Naima, translated from the turkish by Charles Fraser. London 1832. Vol. I. 467 S. gr. 4.

Manchmal ſind die vollen Titel, welche Verfaſſer ihren Werken vorſetzen, nur ein Abzeichen feſtlichen Coſtüm's, in welchem ſie vor dem Publikum auftreten, gleichſam die Uniform, in der Akademiker bey feyerlichen Verſammlungen, das Staatskleid, worin Hoffähige bey Hof erſcheinen, ohne daß deßhalb das Kleid den Mann macht: manchmal aber vertritt dieſe Fülle und Hülle der Titel die Stelle einer Vollmacht oder eines Anſtellungsdekretes, womit ſich die Schriftſteller vor den Leſern, denen ſie nicht gehörig bekannt ſeyn dürften, als ſpruchfähige Beyſitzer literariſchen Areopags ausweiſen. Wiewohl kein Deutſcher ſolche Spruchfähigkeit Hrn. Auguſt Wilhelm v. Schlegel's in Sachen literariſcher Kritik und insbeſondere in denen indiſcher Literatur ſtreitig machen wollen wird, ſo bewährt er ſeine Spruchbefugniß doch aus gutem Grunde vor der engliſchen Leſewelt, für welche ſein Werk hauptſächlich berechnet iſt, durch den fünffachen Titel als Profeſſor (des Sanskrit) zu Bonn, als Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Calcutta, Paris, London und Bombay, eine Titel-Pentas, die hier mehr Gewicht gibt, als die ſeiner Orden und ſeiner Mitgliedſchaft fünf anderer Akademien. Es handelt ſich hier nämlich um nichts weniger, als zuerſt um eine höchſt ernſte, jedoch mit größter Ruhe durchgeführte Darſtellung der Mängel und Gebrechen, der Einrichtung und

Digitized by Google

der Verfahrungsweise des Uebersetzungsausschusses der Londoner asiatischen Gesellschaft, und dann um eine geharnischte persönliche Vertheidigung wider die Angriffe des ehemaligen Sekretärs der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta und dermaligen Sanskritprofessors zu Oxford, Hrn. Horace Hayman Wilson.

Die Bemänglung des Planes und der Ausführung der orientalischen Uebersetzungsfabrik ist in ein Sendschreiben an den verstorbenen Freund des Verfassers, Sir James Mackintosh, die scharfe Kritik verfehlten Sanskritsinnes in ein Schreiben an den Collegen Professor eingekleidet; über die Richtigkeit der letzten muß sich Recensent ob seiner Unkunde des Sanskrit alles Urtheils enthalten, aber er glaubt sich desto mehr befähigt, in die allgemeinen Betrachtungen Hrn. v. Schl.'s über das Studium der asiatischen Sprachen einzugehen, seine Bemänglung des Verfahrens des Uebersetzungsausschusses der Londoner asiatischen Gesellschaft zu untersuchen, und das Wahrgefundene selbst mit Beweisen zu belegen; er schreibt diese Anzeige nicht nur zunächst für die deutschen Leser der Jahrbücher, sondern auch zufernst für die Mitglieder der asiatischen Gesellschaften von Paris, London, Calcutta, Bombay und Madras, denen er dieselbe zuzusenden die Ehre haben wird, und vor denen er sich durch den Ehrentitel ihres Mitgliedes zu solcher öffentlichen Vorstellung wie Hr. v S. für vollkommen befugt hält. Wenn das vorliegende Sendschreiben hauptsächlich nur das Studium des Indischen und die Beförderung desselben in England ins Auge faßt, so wird hier das Studium des Arabischen, Persischen und Türkischen unser Augenmerk seyn; wenn Hr. v. S. für sein mit indischem Elfenbein eingelegtes Haus eine klassische Standrede halt (pro domo sua indica an das East-Indiahouse), so wollen wir auch einige einfache Worte für unser vorderasiatisches oder levantinisches einfaches Haus sprechen:

Non ebur, neque aureum
Mea renidet in domo lacunar.

Die Belege werden wir aber dießmal weder von dem Persischen:

Persicos odi, puer, apparatus,

noch von dem Arabischen:

Intactis opulentior
Thesauris Arabum, et divitis Indiae,

sondern einzig und allein von dem Türkischen, von dem bisher in Europa (Oesterreich ausgenommen) so ganz und gar vernachläßigten Türkischen hernehmen, und uns lieber ausschließlich mit den Türken, den alten Bewohnern Turan's, den eigentlichen Scythen, abgeben:

Digitized by Google

Campestres melius Scythae
Quorum plaustra vagas rite trahunt domos.

Zu diesem Behufe ist Fraser's über allen Begriff schülerhafte und schändliche Uebersetzung eines Theiles der Geschichte Naima's dem Schlegel'schen Sendschreiben hier als Beleg, als der sprechendste Beweis einer der von Schl. erhobenen Anklagen beygesellt. Die Beurtheilung der zugleich mit Fraser's Werke erschienenen wohlgerathenen Uebersetzung von Mitschel's Hadschi Chalfa's Geschichte der osmanischen Seekriege, so wie die der anderen aus den Pressen des Uebersetzungsausschusses hervorgegangenen sehr schätzbaren Werke arabischer und persischer Literatur, wird in dem gewöhnlichen fünfjährigen Lustrum dieser Jahrbücher über die binnen fünf Jahren in Europa erschienenden Werke vorderasiatischer Literatur mit Ablauf des Jahres fünf und dreyßig, so Gott will! ihren Platz finden.

Die Vorrede Hrn. v. S.'s nimmt ein Paar der in dem Sendschreiben vorgebrachten Beschwerden zurück, indem das Armenische und Japanische, deren in dem Prospectus keine Erwähnung geschehen, durch die angekündigten Uebersetzungen in diesen Sprachen nicht weiter als ausgeschlossen betrachtet werden können; hingegen schärft die Vorrede ein Paar andere Punkte der Bemänglung des Sendschreibens durch Wiederholung ein: »A quoi bon, traduire des morceaux du Mahâ-Bhârata d'après la traduction persanne? Quelle authenticité peut avoir une traduction du Shah Nameh, faite d'après l'édition de Calcutta ou d'après un seul manuscrit quelconque? Si le Comité fait un choix judicieux des livres à traduire; s'il prend pour règle générale de ne jamais publier une traduction d'un ouvrage encore inédit, sans la faire accompagner du texte original, soigneusement corrigé moyennant la collation des manuscrits; s'il ne confie ce travail qu'à de véritables philologues: c'est à ces conditions seulement que son activité pourra devenir utile.«

Da die Statuten der asiatischen Gesellschaft über die Stimmfähigkeit der Ehrenmitglieder, zu denen Hr. v. S gehört, nichts statuiren, so ergreift derselbe als einfacher Leser das Wort: »Aussi n'est-ce pas en ma qualité de membre étranger que je vais manifester mon opinion, mais comme simple lecteur, comme une fraction infiniment petite du public; enfin comme amateur de cette branche d'érudition dont la société s'occupe.«

Nach gerechter Würdigung des großen Nutzens, welchen der europäischen Literatur die durch die Generosität des Uebersetzungsausschusses beförderte größere Kenntniß und Verbreitung

orientaliſcher Werke gewähren muß, wirft der Verfaſſer ein: »Malgré tout cela, je soutiens que les encouragemens offerts exclusivement aux traductions, bien loin de faire avancer l'étude méthodique et vraiment scientifique des langues orientales, tendent à y nuire et doivent exercer une influence d'autant plus pernicieuse que les projets du Comité se réalisent dans une plus grand étendue. Or si cette étude fondamentale est négligée, je dis plus, si la philologie asiatique n'est pas perfectionnée à un point infiniment supérieur à ce qui a été fait jusqu'ici, il est impossible d'obtenir de bonnes traductions. — Un grand nombre d'Anglais, résidant dans l'Asie, y trouvent l'occasion d'acquérir une connaissance usuelle, suffisante pour leurs affaires et leurs rapports avec les naturels du pays, mais nullement savante, d'une ou de plusieurs langues orientales. En Angleterre on ne manquera donc pas d'hommes qui, n'étant pas des savans de profession et ne se doutant pas des exigences de la critique philologique, entreprendront des traductions pour se faire une réputation facile d'auteur, sans posséder les connaissances, le talent et surtout la scrupuleuse exactitude, nécessaires pour approcher dans ce genre de la perfection autant qu'il est possible. Le Comité, de son côté, manquera de temps et de patience, pour examiner en détail le mérite des manuscrits offerts; pour ne pas rester inactif, il employera ses fonds disponibles à leur impression; et l'Angleterre sera inondée d'une foule de traductions plus ou moins imparfaites, lesquelles à leur tour formeront une barrière contre ceux qui voudraient pénétrer jusqu'aux originaux.«

Wie wahr und gegründet die hier geäußerten Beſorgniſſe, wird die kritiſche Zergliederung der Ueberſetzung von Naima's Annalen auf das Ueberzeugendſte darthun. Hr v. S. geht nun zu den Sprachen über, in welchen die Ueberſetzungen gefertiget ſeyn ſollen, um ſich der Aufnahme der Herausgeber und der Belohnung des Ausſchuſſes zu erfreuen. Nach dem Proſpectus ſchien ausſchließliche Bedingung zu ſeyn, daß die Ueberſetzungen nur engliſch abgefaßt ſeyn ſollten, doch iſt ſeitdem eine lateiniſche Ueberſetzung des bibliographiſchen Wörterbuches Hadſchi Chalfa's angekündigt worden. Hr v S. meint, der Ausſchuß ſey vollkommen berechtigt, deutſche Ueberſetzungen zurückzuweiſen: je trouve que le Comité serait en son plein droit en récusant des traductions allemandes, puisqu'il y a très-peu de personnes en Angleterre qui lisent avec facilité cette langue,« tritt aber als Anwalt für das Lateiniſche und Franzöſiſche auf,

indem jenes die Gelehrten-, dieses die Gesellschaftssprache Europas. Dem Rec.n erscheint diese Ansicht des Verfassers fast eben so beschränkt, als die dem Ausschusse angeschuldigte. Abgesehen davon, daß die Kenntniß des Deutschen unter der Klasse gebildeter Leser in England keineswegs so gering ist, wie Hr. v. S. behauptet, so darf dem großartigen, großbrittischen Geiste, welcher die gemeinnützige Unternehmung des Uebersetzungsausschusses eingegeben hat, wohl zugemuthet werden, daß derselbe Uebersetzungen nicht aufs Englische beschränken, sondern keine derselben zurückweisen wollte, welche in einer der den Gelehrten und höher Gebildeten aller europäischen Nationen geläufigen fünf Sprachen, nämlich lateinisch, deutsch, englisch, französisch und italienisch verfaßt seyn würde. Sollten die Uebersetzungen für den gewöhnlichen Lesekreis der gebildeten Gesellschaft europäischer Hauptstädte berechnet seyn, so werden (nach dem Englischen) deutsche, französische und italienische Uebersetzungen noch immer erwünschter seyn, als lateinische. Lassen wir diese todte Sprache als ein Patrimonialgut der Gelehrten für einen Augenblick bey Seite, und halten wir uns nur an die lebenden. Kann ein Deutscher, Engländer, Franzose, Italiener wohl mit Recht höher Gebildeten zugezählt werden, wenn er nicht außer seiner Muttersprache auch die drey übrigen versteht? Gilt dieselbe Forderung nicht auch den Gebildeten anderer Nationen Europas? Die Fundgruben des Orients gingen durch Aufnahme von Aufsätzen in den obigen fünf Sprachen hierin mit einem nachahmungswerthen Beyspiele vor; kann es dem Uebersetzungsausschusse der asiatischen Gesellschaft Großbrittaniens ziemen, hierüber engbrüstiger zu seyn, als die Herausgeber jener, auf die Kosten eines Privatmannes unternommenen orientalischen Zeitschrift? Da der Zweck der großen, gemeinnützigen Absicht des Uebersetzungsausschusses die ausgebreitetste Verpflanzung orientalischer Literatur in europäischem Grund ist, so kann die Ausführung dieses Planes weder auf die englische Sprache, noch auf den englischen Boden allein beschränkt seyn. Wirklich wird dermalen schon Hadschi Chalfa in lateinischer Uebersetzung, und zwar nicht in England, sondern in Leipzig unter Hrn. Professors Flügel Aufsicht, gedruckt; es stehet also von dem großartigen Unternehmungsgeiste des Ausschusses, welcher den ganzen Osten zum Nutzen des ganzen Westen umfaßt, wohl zu erwarten, daß derselbe künftighin seine Unterstützung auch der Herausgabe orientalischer Texte auf dem Continente und den Uebersetzungen in lateinischer, deutscher, französischer oder italienischer Sprache eben sowohl, wie jenen in englischer, Belohnungen oder Medaillen gewähren werde.

Hr. v. S. kritisirt das im Prospectus des Uebersetzungsausschusses der arabischen und persischen Literatur ertheilte Lob als übertrieben; die Uebertreibung scheint dem Recensenten hier keineswegs in der Aeußerung des Ausschusses, wohl aber in der Kritik und in der Vorliebe Hrn. v. S.'s für indische Literatur auf Kosten der arabischen und persischen zu liegen, denn in der That, was ist denn in dem folgenden Beginne des fünften Abschnittes des Prospectus zu viel gesagt? »Vielleicht besitzt kein »Volk mehr ausgedehnte Schätze von Geschichte, Geographie und »schöner Literatur, als die Araber und Perser.« Durch den weiter unten folgenden Satz: »In der schönen Literatur und vorzüg»lich in Werken der Dichtung sind dieselben vielleicht niemals über»troffen worden,« wollte der Ausschuß ganz gewiß nicht der klassischen Vollendung der Griechen und Römer, deren Vertheidigung Hr. v. S. hier wider den Ausschuß übernehmen zu müssen glaubt, zu nahe treten. Wenn den Griechen und Römern der Ehrenkranz klassischer Vollendung und geregelten Geschmacks gebührt, so kann keineswegs die Palme der Phantasie den Morgenländern (und unter diesen am wenigsten den Arabern und Persern) streitig gemacht werden, vor deren Glut und Farbenschmelz die der Römer und Griechen erblaßt.

Eben so wenig kann Rec. den folgenden Ausspruch unterschreiben: »La doctrine de Mahomet a étouffé les beaux-arts, au moins la sculpture et la peinture, jusque dans leur germe; et la poésie n'a échappé qu'à peine à ce même fléau.« Richtiger würde der Satz lauten, daß bey den Arabern und Persern im Islam von den schönen Künsten die Sculptur allein leer ausgegangen, denn von der Malerey ist dieses keineswegs wahr. Die häufigen Gemälde des Schahname und persischer lyrischer und romantischer Gedichte zeugen vom Gegentheile. Hr. v. S. scheint dergleichen herrliche Handschriften, deren die kaiserl. Hofbibliothek mehrere besitzt, gar nicht gesehen oder sich ihrer wenigstens nicht erinnert zu haben, den Mangel der Perspective haben diese Gemälde mit den schönsten europäischen Handschriften des Mittelalters gemein, denen dieselben, was die Richtigkeit der Zeichnung betrifft, zur Seite stehen, die sie aber an Lebendigkeit und Glut der Farben noch übertreffen. In der Schönschreibekunst haben die Perser nicht nur alle andern Morgenländer, selbst die Indier und Chinesen, bey weitem übertroffen, sondern ihrer Taalik gebührt der Vorrang selbst vor den schönsten europäischen Schriften, deren keine derselben an Genialität des Schwunges, an Leichtigkeit der Bewegung, an Zartheit der Verschmelzung gleich kömmt. Handelt es sich um die Vorzüge einer in senkrechten Winkeln aufgebauten und mit Laub-

werk verzierten Schnörkelschrift, vor deren Schönheit der Anschauende wie vor der Schönheit des Meduſenhauptes in Erſtaunen erſtarrt, ſo läuft abermals die kufiſche mit ihren verſchiedenen Schreibweiſen allen anderen Quadratſchriften des Morgen- und Abendlandes den Rang ab; endlich haben die ſchönſten europäiſchen Handſchriften des Mittelalters und die neueſten typographiſchen Prachtwerke kein Papier aufzuweiſen, das mit der Dauerhaftigkeit und Schönheit des perſiſchen goldgeſprenkelten Seidenpapiers (Abadi) verglichen werden könnte. Die Kunſt der Goldbeſprenkelung und der Goldmalerey, der breiten Ränder in Arabesken, Blumen- und Fruchtgewinden, Laubwerk und Thiergeſtalten iſt in Perſien eine beſondere Kunſt, welche Sereſſchani, d. i. die Goldausſtreuung, heißt; daß dieſelbe europäiſchen Kunſtrichtern, und ſelbſt Orientaliſten bisher größtentheils unbekannt geblieben, iſt um ſo weniger zu wundern, als ſelbſt der Name der Kunſt und der Künſtler in den europäiſchen Wörterbüchern fehlt, und die ſchönen, auf dieſe Art ausgeſchmückten Handſchriften in Europa ſehr ſelten ſind; um ſich weder auf die der kaiſerl. Hofbibliothek, noch auf die ſeiner eigenen Sammlung zu berufen, erwähnt Recenſent nur der herrlichen Handſchrift des Gülſcheni Raſ (Roſenflur des Geheimniſſes) auf der königl. Bibliothek zu Berlin. So viel als Antwort auf die durch den Islam bis in ihren Keim erſtickte Malerey; und nun ein Wort auf die derſelben Geißel kaum mit Mühe entronnenen Poeſie der Moslimen. Gerne geſteht Rec. Hrn. v S. zu, daß die Poeſie der Araber armſelig und dürftig in Vergleich des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der perſiſchen; davon liefern nicht nur die geprieſenen und bis zur Ueberſättigung überſetzten gloſſirten und commentirten ſieben Moallakat, ſondern auch der nun zu Tage geförderte Schatz der Hamaſa den ſprechendſten Beweis; aber unmöglich kann Recenſent mit Hrn. v. S. den Arabern allen Erfindungsgenius in Künſten und Wiſſenſchaften, und noch weniger das höchſte Talent eigenthümlicher Erzählungsgabe in Mährchen und Ritterromanen abſprechen. Es ſey (wie Hr. v. S. mit dem Rec.n wider Freyherrn de Sacy behauptet) die Grund-Idee der Mährchen der Tauſend und Einen Nacht urſprünglich in Indien zu Hauſe, ſo gehört doch die reiche Ausſtattung des Stoffes und der eigenthümliche Zauber der Erzählung einzig und allein den Arabern, und am wahrſcheinlichſten den Aegyptern während der Dynaſtie der erſten Mamluken in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts an. Sollte ſich eines Tages in einem indiſchen Werke das Skelett des Rahmens der Tauſend und Einen Nacht auffinden, ſo würde

sich zum Nachtheile der Indier eine noch größere Verschiedenheit ergeben, als sich aus der Vergleichung der Hitopadesa mit dem reichen Schmucke der sogenannten Fabeln Bidpai's in der arabischen Bearbeitung der beyden Schakale (Kelilet we Dimnet), in der persischen der Lichter des Canopus (Enwari Suheili) und in der türkischen des kaiserlichen Buches (Humajunname) zum Vortheile der Araber, Perser und Türken ergibt.

Von den letzten nimmt Hr. v. S. gar keine Kunde, er nennt sie nicht einmal, als ob es keine östlichen und westlichen Türken, Moslimen, keine dschaghataischen und osmanischen Geschichtschreiber und Dichter gäbe. Die Literatur der ersten ist zwar freylich noch wenig in Europa bekannt, aber auf der königl. Bibliothek von Paris befindet sich ein herrliches Exemplar in zwey Foliobänden der Gesammtwerke des großen Wesirs und Dichters Mir Alischir, worunter auch seine Denkwürdigkeiten dschaghataischer Dichter, in welchen von vierhundert ein und zwanzig derselben Kunde gegeben wird; einer Erwähnung hätten aber wenigstens die osmanischen Dichter verdient, deren Zahl im eigentlichsten Sinne eine Legion, da in den osmanischen Biographien und Geschichten wohl bis viertausend derselben genannt sind, wenn sie gleich nicht alle diesen Namen verdienen. Es ist wahr, daß der Vorwurf von Mangel an Erfindungsgabe, welchen Hr. v S. ungerechter Weise den Arabern macht, vorzüglich die osmanische Poesie trifft, welche nur eine Uebersetzung oder Nachahmung der persischen, aber deßhalb von nicht minder großem Werthe für den Liebhaber der schönen Künste sowohl, als für den Geschichtsforscher, für jenen durch den höchsten, wenn auch manchmal an das Groteske gränzenden Flug östlicher Phantasie, für diesen als Maßstab der Nationalbildung und volksthümlichen Humanität. Den Römern gebührt eben so wenig als den Türken das Verdienst der Originalität, jene haben bloß die Griechen übersetzt und nachgeahmt, wie diese die Perser; nichts desto weniger ist die römische Literatur für uns von dem höchsten Werthe, und selbst für den ausschließlichen Bewunderer der Griechen, schon bloß deßhalb, weil in den erhaltenen lyrischen und dramatischen Werken römischer Dichter der Widerhall so vieler verlorener griechischer ertönt; dasselbe gilt von der osmanischen Poesie, welche sich die ganze Fülle der persischen und überdieß so viele alte romantische Stoffe angeeignet hat, deren Behandlung in der Ursprache selbst verloren gegangen ist, wie z. B., um nur einen zu erwähnen, das schon unter den Sassaniden im Pehlewi gedichtete romantische Epos Wamik u Asra, d. i. der Glühende und die Blühende, welches Anßari im An-

fange des eilften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung neupersisch bearbeitete, dessen Bearbeitung aber so wie die spätere Dschordschani's, der Biograph persischer Dichter, Dewletschah als verloren beklagt [1]), und welche der große türkische Dichter Lamii aufgefunden und wieder zum Leben erweckt hat. Da Recensent der erste die Geschichte der persischen Redekünste mit Proben aus zweyhundert Dichtern gegeben, wiewohl die Biographien Dewletschahs, Dschami's und Sam Mirsa's längst vor ihm den Orientalisten bekannt, und auf europäischen Bibliotheken vorhanden waren, so hält er es um so mehr für eine ihm obliegende Pflicht, nach Vollendung der osmanischen Geschichte, eine ausführliche der osmanischen Poesie ans Licht zu fördern, als von derselben außer Baki's Diwan bisher so gut als nichts bekannt, und die Hülfsmittel hiezu auf allen europäischen Bibliotheken (die kaiserliche Hofbibliothek ausgenommen, welche die Sammlung osmanischer Quellen des Verfassers an sich gebracht) fehlen. Von den Dichterbiographien oder Blüthenlesen, welche Kunde oder Proben osmanischer Dichter enthalten, befinden sich auf den europäischen Bibliotheken und selbst in den einzelnen Konstantinopels, eine oder zwey, während dem Recensenten zwanzig derselben zugänglich; so sieht er sich in Stand gesetzt, durch Verzehnfachung der Quellen auch seine Leistung zu verzehnfachen. Wenn er aus Dewletschah und Sam Mirsa, die zwey einzigen Urquellen persischer Dichterbiographie, welche ihm zu Gebote standen (denn Dschami's Beharistan enthält keinen Dichter, der nicht auch in Dewletschah), von zweyhundert namhaften Dichtern Proben geben konnte, so wird dieß in der Geschichte der osmanischen Poesie mit zweytausend der Fall seyn. Eine so reiche und uns sowohl der Zeit als dem Orte nach so nahe stehende geschichtliche und poetische Literatur, wie die der Osmanen, welche zweyhundert Geschichtswerke und zweytausend namhafte Dichter zählt, hätte doch mit Recht erwarten können, von Hrn. v. S nicht mit gänzlichem Stillschweigen übergangen zu werden. An Schwulst fehlt es denselben freylich nicht, und Hr. v. S. hätte in den türkischen Gedichten und Geschichten noch mehr Stoff gefunden, sich darüber lustig zu machen, als über den Bombast des von Jonathan Scott übersetzten Behari danisch [2]) (nicht Bahar danusch), dessen

---

[1]) Geschichte der persischen Redekünste, S. 42 und 46.

[2]) D. i. der Frühling des Wissens, nicht Behar danisch, was Frühlingswissen heißen würde, die Weglassung des Isafet ist ein eben so grober Fehler, als wenn der Engländer statt Spring of knowledge mit Weglassung des of: Springknowledge schreiben wollte;

schwülstige Prosa er durch die folgende Nachahmung so glücklich persiflirt: Si c'est là de la belle prose, j'entreprends d'en dicter sans interruption, en me promenant, dans mon bain, à cheval, à table, en voiture, en prenant le thé, dans mon lit, je dirais presque pendant mon sommeil. Mais je ne veux pas aujourd'hui monter la cavale vigoureuse de la critique, descendue de la noble race de l'étalon alexandrin Aristarque, pour combattre la tribu fanfaronne du mauvais goût, marchant sous l'étendard de l'afféterie. Fermement assis entre les arçons de la raison, appuyé sur les étriers d'argumens solides, je suis sûr en effet de tenir tête à l'ennemi; mais en poursuivant trop obstinément les fuyards avec les flèches de la dérision, je pourrais facilement m'égarer dans les déserts sablonneux de la prolixité, et alors je vous retiendrais peut-être malgré moi, vous, mon digne ami, qui êtes accouru sur le dromadaire de l'attention pour m'accompagner, vous, dont Allah veuille soigner la prospérité; je vous retiendrais peut-être, dis-je, auprès du puits saumâtre des bâillemens, sous les tentes ténébreuses de l'ennui.

Nicht zufrieden mit dem Angriffe auf die arabische und persische Poesie, schleudert Hr. v. S. seine Bannstrahlen sogar wider die Geographie und Geschichte der Araber und Perser, weil die Literatur der Araber erst aus dem siebenten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, die der Perser dreyhundert Jahre später datirt, und also aus denselben nichts zu lernen, was über das Mittelalter hinausreicht; die letzte Behauptung ist durchaus falsch. In den arabischen Geschichten haben sich kostbare Reste altindischer und altpersischer Mythologie, Chronologie erhalten, wie z. B. in Kaswini's Naturgeschichte der altpersische Kalender, wo unter den Festen sogar die Epiphanie des Mithras vorkömmt. Die Naturgeschichte hat Hr. v. S. hier neben der Geographie und Geschichte stillschweigend übergangen, wie oben neben den Persern und Arabern die Türken, und doch enthalten Kaswini's und Demiri's Naturgeschichten allein einen noch unausgebeuteten Schatz für die Naturforscher und besonders für den Zoologen hinsichtlich der Sitten der Thiere. Nach dem, was bereits aus arabischen Schriftstellern für die Geographie

eben so fehlen alle europäischen Orientalisten-Bibliographen, welche Tarich Thaberi, Tarich Mirchuand statt Tarichi Thaberi, Tarichi Mirchuand schreiben; es ist nicht weniger gefehlt, als wenn sie deutsch Thaberi-Geschichte statt Thaberi's Geschichte schrieben, das Isafet ist die persische Nota genitivi.

geleistet worden, nach den aus Jakut's großem geographischen Wörterbuche von Fräh n bekannt gemachten Auszügen, ist es wirklich arg, Arabern und Persern das Verdienst um interessante Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse abläugnen zu wollen. Reichen die Angaben arabischer und persischer Geographen etwa nicht weit über das Mittelalter hinaus, und lehren sie uns nicht das alte Asien besser kennen, als die Geographen der Griechen und Römer? aber gesetzt, die so eben bestrittene und widerlegte Behauptung Hrn. v. S.'s, daß aus den arabischen und persischen Geschichtschreibern und Geographen über die Hidschret hinaus nichts mit Gewißheit zu lernen, sey wahr, sind von derselben angefangen ihre klassischen Geschichtschreiber, wie Abulfeda, Thaberi, Mesudi u. s. w., nicht vortreffliche Chroniken und Annalen, welchen nur die wenigsten gleichzeitigen europäischen an musterhafter Einfachheit des Styls und an Glaubwürdigkeit an die Seite zu setzen sind? Wenn die Perser um ein Paar hundert Jahre später als die Araber Geschichte zu schreiben begonnen haben, so enthalten dafür ihre späteren großen Geschichtwerke, und namentlich die drey bisher nur dem Namen nach bekannten, eben so umfangreichen als gehaltreichen historischen Werke: Der Aufgang der beyden Glücksgestirne [1]), von Abderrisak aus Samarkand; der Sammler der Geschichte [2]), vom Wesir Reschideddin; die Geschichte Waßafs, eine neue Welt von Daten und Thaten über die Geschichte Dschengischans und seiner Nachfolger, der Tataren und der Mongolen.

Sollen diese Geschichten, aus denen die dunkeln Seiten der Verbindung Europas mit Asien im Mittelalter, die Geschichte der Kreuzzüge und der Mongoleneinfälle erst ihre volle Beleuchtung erhalten, den Europäer vielleicht weniger ansprechen, als die Mythen der Urwelt, oder soll er sich mehr um den chinesischen Staatskalender und indische Fabeln interessiren? Daß die Geschichte in der indischen Literatur ganz und gar leer ausgeht, gesteht Hr. v. S. trotz seiner Indolatrie selbst ein: »Dans cette littérature si riche et si variée, il y a pourtant une grande lacune: c'est l'histoire.« und wenn ihm gleich darauf die Wahrheit ein Geständniß über den Nutzen arabischer Geschichtschreiber und Geographen abnöthigt, so wird dasselbe nur zu Gunsten der Chinesen ausgestellt: »Si l'on sait valoir avec raison l'utilité des géographes et des historiens arabes, sous ce rapport les auteurs chinois méritent au moins une égale attention.«

---

[1]) Matlaa es-saadein.

[2]) Dschamijet-tarich.

Er läßt Hrn. Abel-Remusat, welcher seitdem, leider! der chinesischen Literatur, wie Chezy der indischen, Saint Martin der armenischen, Champollion der ägyptischen, zu früh entrissen worden (und alle vier binnen Jahresfrist!), die Sorge, die Unbild zu rächen, welche den Chinesen der Prospectus des Uebersetzungsausschusses angethan haben soll. Chinesen bedürfen nicht, daß ihnen ein Rächer aus der Asche Abel Remusats erstehe, indem die von dem Uebersetzungsausschusse bereits herausgegebenen, durch Davis, Klaproth und Julien aus dem Chinesischen übersetzten Werke diesen Racheaufruf gänzlich entkräften.

Nach diesem flüchtigen Ueberblick der in dem Prospectus aufgezählten orientalischen Sprachen geht Hr. v S. zu seinen Schafen, den Indern, über; er kritisirt die sieben Sanskrit-Grammatiken von Colebrooke, Carey, Wilkins, Forster, Yates, Frank und Bopp, und die zwey Wörterbücher Colebrooke's und Wilson's, er schärft die für den Uebersetzer nicht minder als die Kenntniß der Sprache unerläßliche Nothwendigkeit ein, daß derselbe ein unverfälschtes Original in Händen habe, und gibt zum Belege die Leichtgläubigkeit Voltaire's und des Marquis de Sainte-Croix, welche den Jadschureda für ächt hielten, so wie der Oberst Wilson den Mystifikationen seines Penditen glaubte. Sir W. Jones wird getadelt, daß er das Dabistan und die darin enthaltene Dynastie der Mahabaden glaubte, welche nichts als die vierzehn Menu, und welche J. v. Müller nachschrieb; er besteht auf der Unerläßlichkeit der Commentare und mehrerer Handschriften zur Vergleichung der Varianten, ohne welche er eine Uebersetzung des Schahname nicht nur für ein gewagtes und unnützes, sondern sogar für ein schädliches Unternehmen hält. Recensent theilt diese Meinung nicht, besonders wenn die Uebersetzung mit der Herausgabe eines Textes bekleidet ist, welcher, wie der i. J. 1811 zu Calcutta erschienene erste Theil des Schahname, aus dreyzehn Handschriften verglichen worden. Endlich greift Hr. v. S. mit vollem Rechte die Stelle des Prospectus an, welche nur von theilweiser Herausgabe des Textes spricht, womit hie und da die Uebersetzung begleitet seyn soll, während die Herausgabe der Texte doch weit nöthiger und zugleich auch weit schwieriger, als die der Uebersetzungen, weit mehr als diese öffentlicher Unterstützung bedarf: C'est mettre la charrue devant les boeufs. Pense-t-on que des éditions correctes puissent se faire d'elles-mèmes, sans éditeur? Qu'il suffise de livrer le manuscrit le premier venu aux imprimeurs et à un prote ordinaire? Et cela, quand il s'agit d'ouvrages anciens, écrits

dans les langues les plus difficiles, si imparfaitement connues aux Européens!

Der Verfasser zählt ein halbes Dutzend der bisher von England zu Tage geförderten Sanskritterte auf, nämlich: Colebrooke's Amara-Koscha, Carey's Hitopatesa, mit den Centurien Bhartri Hari's. Die zwey ersten Bücher des Ramajana von Carey und Marshman; Wilson's Wolkenbote; die von Wynch übersetzte Abhandlung über die Erbschaften, und Houghton's Gesetz des Menu. Bopp's Nalus und Schlegels Hitopatesa und Ramajana werden als nichtenglische nicht hieher gezählt, und Ottmar Frank's Anthologie gar nicht erwähnt. Die Furcht des Verfassers, daß in Indien der Eifer der Regierung für die Beförderung morgenländischer Literatur durch die Herausgabe der Urwerke in etwas erkaltet sey, wird durch die zahlreichen, von dem Ausschusse des öffentlichen Unterrichts seit dem Jahre 1826 zu Tage geförderten indischen und persischen Texte hinlänglich widerlegt. In einer Note erwähnt Hr. v. S. mit einem Worte, daß ihn der Ausschuß von Calcutta mit der Zusendung der von ihm herausgegebenen Werke beehre, und findet den Druck und Papier derselben minder tadelnswerth, als den anderer zu Calcutta herausgegebener Werke, fügt aber hinzu: es sey nie zu erwarten, daß die Ausgaben der Penditen jemals europäische Gelehrte befriedigen könnten. Da der Ausschuß von Calcutta dem Recensenten dieselbe Ehre, wie Hrn. v. S., erweiset, so ist es doppelt unsere Pflicht, der von dem Ausschusse des öffentlichen Unterrichts zu Calcutta binnen der letzten sechs Jahre herausgegebenen orientalischen Werke hier mit doppelter Anerkennung, mit der individuellen der Generosität des Ausschusses und mit der allgemeinen der durch diese Ausgaben geförderten orientalischen Literatur durch Anführung ihrer Titel dankbar zu erwähnen *).

---

*) I. Arabische Werke.

1) Mudschisol Kanun, d. i. die berühmte Abkürzung des Kanuns Avicena's vom Imam Ali Ben Ebi Hasan Ibnolnefis, gest. i. J. 682 (1283), gedruckt i. J. 1828 in Quart, 214 Seiten.

2) Des großen juridischen Werkes El-Hedajet fil furu, d. i. die Leitung in den Zweigen der Rechtsgelehrsamkeit, vom Scheich Burhaneddin Ali Ibn Ebibekr von Meragha, gest. i. J. d. H. 593 (1196), mit dem Commentare desselben El-Kifajet, dritter Band in Quart von 911 Seiten, gedruckt i. J. 1831 (die zwey ersten früher erschienenen Bände hat Recensent nie erhalten, noch gesehen).

3) Der zweyte Band des Inajet, d. i. die Gnade, ein Commentar des Hedajet, gedruckt i. J. 1831 in Quart, 625 S.

Binnen ſechs Jahren hat der Ausſchuß des öffentlichen Unterrichts alſo ein Dutzend arabiſcher und perſiſcher Bände, und anderthalb Dutzend *) von Sanskritwerken zu Tage gefördert. Dieſe in der kurzen Zeit von ſechs Jahren erſchienenen dreyßig Bände, deren einige dicke, über neunhundert Seiten ſtarke Quartanten (denn wahrſcheinlich ſind die zwey erſten Bände des Hedujet eben ſo ſtark, als der dritte), bezeugen augenſcheinlich, daß der Eifer der oſtindiſchen Geſellſchaft und ihres Ausſchuſſes

---

(den erſten Band hat Recenſent weder geſehen, noch erhalten).

II. Perſiſche Werke.

1) Das Medſchmaa Schemsi's, eine ins Perſiſche überſetzte kurze Darſtellung des copernikaniſchen Syſtems, 1826, 74 S. Octav.
2) Lilawati, d. i. des perſiſchen Dichters Feiſi Ueberſetzung einer Sanskrit-Arithmetik, 1827, ein Octavband von 148 S.
3) Selections descriptive, scientific and historical, translated from English and Bengalee into Persian, 1827, Octavband von 311 Seiten.
4) Molachaßet-tewarich, d. i. der Ausbund der Geſchichten, eine Abkürzung der berühmten Geſchichte Sijr Motecherin, d. i. Lebenswandel der Neuern, 1827, ein Quartband von 514 Seiten.
5) Mewlewi Abdera-rahim's Ueberſetzung der Fabeln Aeſops aus dem Engliſchen ins Perſiſche, 1830, ein Quartband von 428 Seiten.

III. Sanskritwerke.

1) Menu Sanhita the institutes of Menu, with the commentary of Kulluka Bhatta, 2 Octavbände; der erſte Band, 598 Seiten, 1830.
2) The Miták shará a compendium of Hindu Law by Vijn'ánes'wava founded of the texts of Yájn'awalkya, 1829; Octavband von 351 Seiten.
3) Vikramorvasi a Drama by Kalidása 1830. 122 S. Octav.
4) Malati and Mádhava a drama in ten acts by Bhavabhúti. 175 Seiten Octav.
5) Mudra Rakshasa or the signet of the minister a drama in seven acts by Visa'kha Datta. 1831. 257 S. Octav.
6) Uttararáma Cheritra or continuation of the history of Ráma a drama in seven acts by Bhavabhuti. 1831. 232 S. Octav.

*) Außer den obigen ſechs vom Recenſenten erhaltenen befinden ſich auf dem Umſchlage des Mudra Rakshaſa's noch die Titel der folgenden zwölf gedruckt: 1) Laghu Kaumudi, 2) Mugdhabodha, 3) Bhatti Kávya, 4) Siddhanta Muktávali and BhashaParicheda, 5) Nyáya Sutra Vrltti, 6) Ssáhitya Darpana, 7) Vedánta Sara, 8) Dáyabhaga, 9) Daya Tatwa, 10) Vyavabára Tatwa, 11) Dáya Krama Sangraha, 12) Mrichchakati.

des öffentlichen Unterrichts für die Beförderung der orientalischen Studien keineswegs, wie Hr. v. S. befürchtet, erkaltet, sondern im Gegentheil in regem Fortschreiten begriffen ist: »Toutefois,« sagt Hr. v. S., nachdem er sich über das graue Papier, die blasse Druckfarbe, die schlecht gestochenen, schlecht gegossenen und schlecht zusammengesetzten Buchstaben, über die kleinen bengalischen Charaktere und die vielen Druckfehler kritisch aufgehalten, »Toutefois dans la disette actuelle de livres sanscrits, au défaut de véritables éditions, ces impressions de Calcutta ont une utilité temporaire, parcequ'il est plus facile de se les procurer en Europe que d'acquérir des manuscrits.« Hier verfällt die Leckerheit des kritischen Gaumens des Verfassers fast ins Ungerechte und Undankbare. Ins Ungerechte, indem das Papier der in den Jahren 1830 und 1831 durch die Pressen des Uebersetzungsausschusses von Calcutta zu Tage geförderten Werke zwar nicht so blendend weiß und schön geglättet, als die aus den Pressen des Uebersetzungsausschusses zu London hervorgehenden, aber doch immer weißer und besser, als das Papier der meisten in Deutschland erscheinenden wissenschaftlichen Werke, und selbst weißer und besser, als das Papier des vorliegenden Werkes Hrn. v. S.'s, in welchem er die Druckwerke von Calcutta so scharf tadelt. Ins Undankbare: indem die Herausgeber dieser orientalischen Texte doch wenigstens eben so viel Dank verdienen, als die ersten Herausgeber römischer und griechischer Klassiker, welche ebenfalls erst durch spätere Ausgaben kritisch vervollkommnet worden sind.

Hr. v. S. führt den Direktoren der ostindischen Gesellschaft die Nothwendigkeit, correcte Schulbücher einzuführen, und die des Sanskrit-Studiums für junge Engländer, welche als Beamte nach Indien bestimmt sind, zu Gemüthe: Peut-être ne considère-t-on la connaissance du sanscrit que comme un article de luxe dans l'instruction des jeunes Anglais qui se vouent à une carrière dans l'Inde? On auroit tort. Ganz gewiß erleichtert die solide Kenntniß des Sanskrit die Erlernung der wichtigsten Mundarten des nördlichen Indiens, besonders des Bengali und Hindu, welche nur zerrüttetes Sanskrit sind: sie stehen zu dem Sanskrit in demselben Verhältnisse, wie das Neugriechische zum Altgriechischen. Wiewohl die solide Kenntniß des letzten die Erlernung des ersten um vieles erleichtert, so ist jene für den Soldaten, Beamten oder Handelsmann jedoch nichts weniger als unerläßlich; das solideste Studium einer alten, ausgestorbenen Muttersprache wird weniger nützen, als die praktische Uebung in der zu erlernenden lebenden Tochtersprache, und der brauchbarste Dolmetsch des neuen Königs von Griechenland dürfte

nicht unter den gelehrtesten Hellenisten zu suchen seyn. Dasselbe gilt von dem Sanskrit in Anwendung auf Indiens lebende Sprachen.

Hr. v. S. mustert nun einige Uebersetzungen aus hinterasiatischen Sprachen, um zu untersuchen, in wieferne dadurch die Kenntniß asiatischer Alterthümer und Literaturen gefördert worden: Anquetil Duperron's ohne Kenntniß des Send und Pehlewi unternommene Uebersetzung der Sendschriften und des Upnekhat, die der Satzungen Menu's, der Sakontala und Hitopatesa von S. William Jones. die der zwey ersten Bücher des Ramajana von Carey und Marshman, die der algebraischen Abhandlungen und des Werkes über die Erbschaften von Colbrooke. Ueber die Sendsprache äußert Hr v. S. die Meinung, daß dieselbe die Mittelstelle zwischen der Sprache Persiens zur Zeit von Darius Hystaspes und zur Zeit Firdewsi's eingenommen haben dürfte. Dieser Meinung muß Recensent geradezu als unhaltbar widersprechen, weil fast alle bey Herodot erhaltenen altpersischen Worter nicht denen der Send- oder Pehlewi-Sprache zunächst stehen, sondern wirklich die Mundart des reinsten Persischen, nämlich des Deri, sind *), welches laut allen Quellen persischer Lexicographie schon in den ältesten Zeiten als Hofsprache in Chorasan und Fars lebte, wie das Pehlewi in Medien (dem persischen Irak) und das Chusi in der südlichen, am Meere gelegenen Landschaft Susiana. Von den Uebersetzungen geht der Verfasser zu der Nothwendigkeit der erklärenden Noten und Sachcommentare über, und verwirft die Auszüge und Abkürzungen als unzweckmäßig und schädlich für die Fortschritte der Philologie sowohl als der Geschichte; er bringt als Beyspiel, wie in den historischen Forschungen über dunkles Alterthum ein leichter Anstrich der Kenntniß gelehrter Sprachen nicht nur unnütz, sondern verderblich und gefährlich wird, die verschiedenen über die Lage des alten Palibothra in Umlauf gesetzten Meinungen, und die von S. W Jones über das Dabistan, Desatir und den äthiopischen Ursprung Budha's vorgefaßten bey; er theilt die den wahren Pfad indischen Studiums verfehlenden Gelehrten in die folgenden fünf Klassen: 1) Die Allgläubigen (les Croyans), welche aber heute fast ausgestorben; durch die 2) Allverneinenden (les Négatifs) ersetzt sind; 3) die Neulinge (les Modernistes), an deren Spitze schon Bayer stand; 4) die Budhomanen,

*) S. das Verzeichniß von 72 persischen Wörtern aus griechischen Klassikern nach ihrer heute üblichen Form und Aussprache in den Fundgruben, VI. Bd., S. 333.

welche den Budhismus für älter halten als den Brahmanismus; 5) die Maler ins Schwarze (les Peintres en noir), welche die Indier nur als eine Masse von Feiglingen, Blödsinnigen und Verbrechern beschreiben: Au reste, les *Peintres en noir* sont peu aimables: ils ont fait des livres lourds et ennuyeux; je suis fâché de voir des missionnaires parmi les adhérens de cette secte.

Er untersucht dann, was in den verschiedenen Fächern der indischen Literatur zunächst zu leisten. In der Lexicographie eine neue Ausgabe von Wilson's Wörterbuch, mit Beysetzung des Lateinischen neben dem Englischen; in der Bibliographie ein raisonnirter Katalog der in der herrlichen Sammlung der ostindischen Gesellschaft befindlichen indischen Handschriften, der Ankauf von neuen und die Erleichterung des Gebrauchs der vorhandenen durch Verleihung derselben an bekannte Gelehrte. In der Paläographie eine Sammlung indischer Inschriften, wie die zu Berlin erscheinende der griechischen. In der alten und neuen Geographie die Vervollkommnung der indischen Karten mit einförmiger Orthographie der Namen und Benützung der in dem Ramajana und Mahabharata enthaltenen alten Reisebeschreibungen. In der Architektur genaue Maße, Modelle und Zeichnungen der noch erhaltenen Denkmäler der Baukunst und Sculptur. In der Naturgeschichte: daß das Studium der Zoologie mit gleichem Eifer betrieben werde, wie das Studium der Botanik schon längst mit Vorliebe betrieben worden, und das der Mineralogie betrieben zu werden anfängt. Hr. v. S. schließt seine Betrachtungen mit einem Rückblick auf seine eigenen indischen Arbeiten, und die Unterstützung, welche denselben die k. preußische Regierung hierin allen anderen deutschen Regierungen mit nachahmungswerthem Beyspiele vorgehend, so großmüthig angedeihen läßt. En traçant un vaste plan pour les travaux d'autrui, je ne dois pas oublier ceux que j'ai entrepris moi-même. Si je les négligeais, je serais d'autant moins excusable, qu'ayant le bonheur de servir un gouvernement qui encourage tous les progrès de la science, quelque éloignés qu'ils soyent d'une application immédiate, je jouis de ce loisir littéraire, que je souhaite à vos futurs académiciens.

Hr. v. S. meint unter den futurs académiciens die Mitglieder einer künftigen, in England noch zu gründenden kritischen asiatischen Akademie, deren Mitglieder nicht, wie die asiatischen Gesellschaften, theils aus Gelehrten, theils aus Liebhabern, theils aus arbeitenden, theils aus zahlenden Mitgliedern, sondern bloß aus Orientalisten bestänben, denen die kritische Bear-

beitung und Herausgabe der Texte obläge, und für deren Lebensunterhalt, so wie für den der Fellows und Masters der Universität von Oxford und Cambridge hinlänglich gesorgt wäre. Der Plan seiner kritischen orientalischen Akademie ist also bey weitem nicht so ausgedehnt, wie der vor ein und zwanzig Jahren von Hrn. v. Ouwaroff in Druck gegebene einer asiatischen Akademie, welcher auch die Lehrkurse in den verschiedenen Sprachen Asiens umfaßte. Die heute zum Nutzen der Literatur des Orients und zum Unterrichte in den Sprachen desselben bestehenden wissenschaftlichen Anstalten zerfallen in drey Klassen: erstens in die asiatischen Gesellschaften, deren zwey in Europa (die von London und Paris) und drey in Asien (die von Calcutta, Bombai und Madras); zweytens in die orientalischen Lehrkanzeln an den deutschen und englischen Universitäten und an der königl. Bibliothek zu Paris; drittens in die Collegien, deren nächster Zweck nicht die Bildung von Gelehrten, sondern nur von Dolmetschen, Sekretären (writers) und Consularbeamten für den Dienst in Indien und der Levante. Solcher Collegien gibt es in Europa ebenfalls fünf: in England das in dem größten Style und mit brittischem Kostenaufwande angelegte East India College von Hertford, in Frankreich die Anstalt für Sprachknaben an dem Collége Louis le Grand, in Rußland die beyden orientalischen Collegien zu Petersburg und zu Odessa, zu Wien die sogenannte orientalische Akademie, deren Zöglinge keine Akademiker im Sinne Hrn. v. S.'s seyn können und seyn sollen, sondern nur Akademisten, d. i. Lehrlinge des Sprachunterrichts. Was die Anstalten der ersten Klasse, nämlich die asiatischen Gesellschaften, betrifft, so ist es für den Flor derselben und die Beförderung ihrer Zwecke wohl fast gleichgültig, ob die Protectoren, Präsidenten, Vicepräsidenten und die Zahl der Mitglieder derselben eine oberflächliche oder gründliche Kenntniß der orientalischen Sprachen besitzen, wenn diese nur bey der Mehrzahl der arbeitenden Mitglieder vorhanden ist; von den Stimmführern der Anstalten der zweyten Klasse, nämlich den Professoren der orientalischen Sprachen auf den verschiedenen Universitäten, wird vorausgesetzt, daß sie der Sprachen, welche sie lehren, ganz mächtig sind, und die lebendigen sollten sie auch sprechen können. Leider ist aber das letzte fast nirgends der Fall, und daher die durch diese Unkunde fortdauernde Verfälschung der Aussprache und Verwirrung geographischer und historischer Namen; zum Glück ist, in soweit das Arabische auf Universitäten nur zum Behufe des Bibelstudiums gelehrt wird, die wahre Aussprache desselben eben so wenig wesentlich, als die des Hebräischen; so wesentlicher ist es, daß die Professoren und Directoren

der Anstalten der dritten Klasse die Sprachen, die sie lehren oder deren Lehrung sie überwachen sollen, gründlich kennen, besonders da, wo die letzten auch Professoren seyn sollen; eine Kirchenmusik oder ein Concert wird zwar von einem Regens chori oder Schulmeister sehr wohl dirigirt werden können, wenn derselbe auch kein Rossini und kein Beethoven, aber um dirigiren zu können, muß derselbe doch wenigstens die Noten kennen und den Takt verstehen. Ehe die orientalische Akademie zu Wien gestiftet worden, wurde der erste Director derselben, Pater Franz, nach Konstantinopel gesendet, um dort türkisch zu lernen, und der letzte, Hr. Probst von Höck, ist den Orientalisten durch seinen thätigen Antheil an der Herausgabe der Anthologia persica und des neuen Meninski aus dem Prodromus desselben hinlänglich bekannt; dem East-India College von Hertford stehen berühmte Orientalisten, den collegialischen Lehranstalten zu Petersburg und Paris praktische Dolmetsche, wie die Herren Fonton und Kiefer, vor. Die meisten dieser Anstalten übergeht Hr. v. S. mit Stillschweigen, indem er nur in Betreff des Sanskrit mit dem Uebersetzungsausschusse den Direktoren der ostindischen Gesellschaft und im Anhange mit Hrn. Wilson, dem ehemaligen Sekretär der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta und dermaligen Sanskrit-Professor zu Oxford polemisch zu thun hat. Chaque étude exige certains moyens: ceux qui ne les ont pas doivent s'en désister, a moins que l'état n'y pourvoye dans son propre intérêt. Dieses Staatsinteresse ist, wie aus der Classifikation der obigen literarischen orientalischen Anstalten hervorgeht, ein doppeltes, bey den Dolmetsche bildenden Collegien zunächst ein politisches, bey den Lehrkanzeln und bey der Unterstützung der Herausgabe orientalischer Werke zunächst ein literarisches; doch wird durch die, aus wohl eingerichteten Collegien hervorgehenden Zöglinge, wenn sie sich zu Professoren bilden, auch die Wissenschaft gefördert werden, so wie die Lehrkanzeln und die Unterstützung der Herausgabe orientalischer Werke gesunder Politik förderlich; Wissenschaft und Politik müssen sich gegenseitig unterstützen, wenn auch keine der anderen Zweck. Den Regierungen greifen die asiatischen Gesellschaften durch ihre Geldmittel unter die Arme; die Beyspiele von einzelnen Mäcenen orientalischer Literatur unter den Großen und Reichen sind selten; doch wird die orientalische Literatur immer den Namen Suhm's, auf dessen Kosten Adler den Abulfeda herausgab, den des Grafen Rzewuski als Gründers der Fundgruben des Orients, den des Grafen Romanzoff als großmüthigen Beförderers der Herausgabe mehrerer orientalischer Werke, und des Herzogs von Blacas, des Besitzers einer kostbaren Sammlung asiati-

scher Alterthümer und eines orientalischen Münzkabinettes, welche Hr. Reinaud auf dessen Kosten bekannt gemacht und herausgibt, mit dankbarer Anerkennung nennen. Wo Regierungen, asiatische Gesellschaften, Große und Reiche nichts für die orientalische Literatur thun, ist es ein wahres Glück, wenn einzelne Orientalisten, von reinem Eifer für die Wissenschaft beseelt, zur Förderung derselben etwas aus ihrem Beutel beyzutragen im Stande sind. Wiewohl die preußische Regierung die Kosten der Sanskrittypen, mit denen zu Bonn gedruckt wird, so wie die der neuen arabischen zu Berlin bestritten; so hat Hr. v. S. doch andere Auslagen gehabt, die selbst der hohe Preis seines Ramajana, über den sich die reichen Engländer beklagten, nicht hereinbringt, deren er aber in seinem polemischen Briefe an Wilson nicht weiter erwähnen will: »Eh, Monsieur, si je n'avais pas honte de parler des sacrifices pécuniares que j'ai faits pour faciliter l'étude du sanscrit, je vous dirais, qu'il est bien plus dispendieux de faire imprimer à ses frais, outre les dépenses occasionnées par les travaux préparatoires, un ouvrage volumineux, avec l'exécution typographique la plus soignée, que d'en acheter un exemplaire.« Hr. v. S. hat Unrecht, von den Geldopfern, welche ihn die Beförderung des Sanskritstudiums gekostet nicht sprechen zu wollen. Warum sollen hierüber Individuen nicht wie ganze Gesellschaften dem Publikum Rechenschaft ablegen? Recensent wenigstens hat kein Hehl, hiemit anzukünden, daß er den im Laufe vorigen Jahres von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für die Beantwortung der Preißfrage über die Provinzialverwaltung der Araber unter dem Chalifate erhaltenen Preis von hundert Dukaten auf die Herausgabe eines der schönsten romantischen Gedichte des Orients, nämlich des türkischen, dritthalbtausend Verse starken Gedichtes: Die Rose und Nachtigall von Fasli, im Texte mit beygefügter deutscher Uebersetzung verwendet; zu ähnlichem Zwecke würde er einen ihm für seine Arbeit zuerkannten Preis des Uebersetzungsausschusses verwenden. Diese Geldunterstützung, welche den Uebersetzern, wenn sie deren zur Fortsetzung ihrer Studien bedürfen, unmittelbar, und wenn sie deren nicht bedürfen, der Beförderung orientalischer Literatur mittelbar zu Gute kömmt, ist eine der lobenswürdigsten und nützlichsten, in den vorliegenden Betrachtungen des Hrn. v. S. nicht genug herausgehobenen, Einrichtungen des Uebersetzungsausschusses, und Rec. kann zur gerechten Würdigung derselben nur wiederholen, was er gerade vor Jahr und Tag in diesen Jahrb. hierüber gesagt *):

*) LIII. Bd., S. 11.

»Mittellose angehende Orientalisten erhalten dadurch ein Sti»pendium zur Förderung ihrer Studien, und die es als solches »nicht benöthigen, werden es zum Ankaufe theurer Handschriften »oder zur Herausgabe derselben, und also wieder zum Besten »der Wissenschaft verwenden. Auf diese Weise werden, Dank »der großmüthigen Unterstützung des englischen Uebersetzungs»ausschusses, von nun an in Einem Jahre mehr Werke orienta»lischer Literatur zu Tage gefördert werden, als zuvor in zehn.« Es bleibt uns also im Sinne der von Hrn. v. S. gemachten Bemerkungen nur der fromme Wunsch übrig, daß der Ausschuß seine Mittel eben sowohl auf die Herausgabe von Texten, als von Uebersetzungen verwende, daß er den Druckort und die Sprache nicht bloß auf England und die englische beschränke, sondern auch die Orientalisten des Continents in Stand setze, die Herausgabe von Texten an dem Orte ihres Aufenthaltes selbst zu überwachen, und in lateinischer oder einer der gäng und gäbsten lebenden Sprachen Europas Uebersetzungen beyzufügen, welche keines englischen Correctors bedürfen. Wie viel durch solche Nachbesserung oder Ummodelung eines Correctors an der Treue der Uebersetzung selbst verloren gehen müsse, erhellt von selbst. Abgesehen von der Muttersprache des Uebersetzers und dessen Geläufigkeit oder Ungeläufigkeit im Englischen eignet sich für gewisse orientalische Werke das Lateinische und Deutsche sogar besser als das Englische; das Lateinische für Werke aus dem Sanskrit, wie Hr. v. S. in den vorliegenden Betrachtungen darthut; das Deutsche für alle Werke arabischer und persischer Redekunst, wo es sich nicht nur um den Gehalt, sondern auch um treue Nachahmung und Anschmiegung des Styles handelt. Der Engländer oder Franzose versuche z. B. in seiner Sprache die Makamat Hariri nachzubilden wie Rückert! Eben so wenig könnte jenen in ihren Sprachen eine sinn- und wortgetreue Uebersetzung Waßaf's gelingen, dessen an historischem Gehalte so reiches Werk zugleich eine Fundgrube arabischer Poesie, indem die schönsten Stellen arabischer Dichter fortlaufend der reich gereimten persischen Prosa wie fremdartige Blumen reichem Stoffe eingewebt sind, wie z. B. dem Eingange dieser Anzeige die Stellen aus Horaz.

Daß Hrn. v. S.'s über das Verfahren des Uebersetzungsausschusses im Allgemeinen erhobene Beschwerden zum Theil nur zu sehr gegründet sind, wollen wir nun durch kritische Analyse der jüngst erschienenen Uebersetzung Fraser's eines Theiles von Naima's osmanischen Annalen bis zum Ueberflusse beweisen. Zwar haben wir schon vor Jahr und Tag in diesen Jahrbüchern *)

*) LIII. Bd., S. 54 — 59.

bey der Anzeige der Uebersetzung der türkischen Geschichte der bosnischen Feldzüge desselben Uebersetzers gänzliche Unkunde des Türkischen mit hinlänglichen Belegen dargethan, und den für die Ehre des Uebersetzers sowohl als des Ausschusses ersprießlichsten Rath gegeben, daß die nicht abgesetzten Exemplare vernichtet werden möchten. Da aber jene dem Uebersetzungsausschusse zugeschickte Anzeige bey demselben so wenig Glauben und Gehör gefunden, daß statt der Vernichtung eines mäßigen Octavbandes irriger Uebersetzung nun ein fast 500 Seiten starker Quartant voll der grobsten Irrthümer, der eigenmächtigsten Zusätze von ganzen Zeilen, der willkürlichsten Auslassungen ganzer Sätze und der verkehrtesten Sinnentstellungen vom nämlichen Uebersetzer erschienen ist, so sehen wir uns bemüßigt, mit demselben noch einmal als öffentlicher Ankläger seiner Unwissenheit vor die Schranken des Gerichts zu treten, und da die Gränzen dieser Blätter eine das Ganze umfassende kritische Durchsicht des Quartanten nicht gestatten, nur einige, aber genügende Beweise unserer Anklage vorzubringen.

Des Uebersetzers kurze Vorrede beginnt mit einer abgedroschenen Bemerkung über den Nutzen der Geschichte, ohne auch nur mit Einem Worte der höchst schätzbaren Abhandlung über den Zweck und den Nutzen der Geschichte zu erwähnen, womit Naima's Geschichte beginnt, und welche die ersten 35 Seiten derselben füllt, eine philologische und politische Abhandlung nach dem Muster Ibn Chaldun's. Ueber Naima selbst, sagt Hr. Fraser, habe er nichts Näheres erfahren können, noch wisse er, wann er gelebt, glaube aber, er müsse ein Zeitgenosse Hadschi Chalfa's gewesen seyn. Dieses ist der erste Schlüssel zur historischen Kritik Hrn. F.'s; Hadschi Chalfa starb, wie aus der in der Note citirten Biographie bekannt, im J. 1658, und Naima erwähnt zu Ende seiner historischen Abhandlung auf der ersten Seite desselben Blattes, auf dessen zweyter Hr. F. seine Uebersetzung begann, noch des Carloviczer Friedens, der 40 Jahre später, als der Tod Hadschi Chalfa's. Wirklich starb Naima erst i. J. d. H. 1128 (1716); er war von Haleb gebürtig, hieß Mustafa, kam als Baltadschi ins Serai, und ward vom Großwesir Husein Köprili i. J. 1702 für die ersten Hefte seiner Reichsgeschichte mit einem Beutel Geldes, mit dem Diplome als Reichsgeschichtschreiber und der Anweisung eines Dukaten täglichen Gehaltes belohnt *), und als derselbe Großwesir (i. J. 1704) zum Präsidenten der Rechnungskammer Anatolis von ihm ernannt.

*) Raschid's Gesch. I. Bd., Bl. 262, und nach demselben Gesch. des osman. Reichs, Bd. VII, S. 50.

Zehn Jahre später war Naima der geheime Secretär des in der Schlacht von Peterwardein getödteten Großwesirs Alipascha, und starb als Aufseher der Kammer (Defter Emini), vom Großwesir Kailaili Ahmedpascha war er kurz vor dessen Großwesirschaft als Sercetär verwendet worden *). Das Urtheil, das Hr. F. über Naima selbst fällt, hält mit seiner übrigen Kenntniß von demselben gleichen Schritt: As a narrator of facts, however, we think, from what we have read of him, we have just cause to accuse him of partiality and occasional exaggeration, into which the historian ought never to be betrayed. Naima ist gerade von allen osmanischen Reichshistoriographen der einfachste und parteyloseste, der sich keine Uebertreibung zu Schulden kommen läßt, und die Zeugnisse der verschiedenen Quellen, aus denen er geschöpft, mit der größten Unparteylichkeit dafür und dawider anführt, sich eigenen Urtheils enthaltend; deßhalb ist ihm wohl der Mangel an der Verschmelzung seines Stoffes zu einem einförmigen Ganzen, keineswegs aber Uebertreibung und Parteylichkeit vorzuwerfen. Im ersten Bande schreibt er meistens das Feslike Hadschi Chalfa's ab, jedoch bemerkend, wo die Angaben desselben von denen der Geschichte Hasanbegsade's und des Fünfkirchners abweichen. Schon der Umstand, daß Naima das Feslike so oft als eine frühere Geschichte anführt, hätte Hrn. F. aufmerksam machen sollen, daß die Verfasser nicht Zeitgenossen gewesen seyn konnten. Wir wollen an Hrn. F. keineswegs die Forderung stellen, daß derselbe die vor seiner Uebersetzung erschienenen Bände der jüngsten Geschichte des osmanischen Reichs, in welcher Naima bis zur Genüge erschöpft worden, gelesen, und daraus seine Uebersetzungsfehler berichtigt haben sollte; aber wer einen osmanischen Geschichtschreiber übersetzen will, sollte doch wenigstens eine der früheren, in Europa gäng und gäben Geschichten des osmanischen Reichs und das klassische Werk Mouradjea d'Ohsson's gelesen haben; ein Engländer sollte wenigstens die osmanischen Geschichten von Knolles und Rycaut, die Werke von Porter und Grimstone über die Pforte und das Serai kennen; daß Hr. F. von alledem nichts gelesen, wird hier zu zeigen nur zu häufige Gelegenheit seyn, und erhellt gleich auf den ersten Seiten aus der Verstümmlung der bekanntesten Namen, wie z. B. Romeili statt Rumili, Menla statt Monla oder Molla, Sefer, welches die Reise heißt, statt Ssafer, welches der Monatsname. Eben so wenig hat Hr. F. sich die Mühe gegeben, irgend eine Karte anzusehen,

*) Naima's biographische Notiz in den Biographien der Dichter, von Salim die 371ste, in denen von Ssafaji die 425ste.

was doch selbst für den Leser fremder Geschichten unerläßlich, um wie viel mehr erst für den Uebersetzer derselben; seine Unwissenheit in der Geschichte und Geographie Ungerns ist eben so groß, als die im Türkischen und Arabischen, die unglaubliche Verstümmlung der bekanntesten Ortsnamen nicht minder lächerlich als ärgerlich, wovon in der dem Ende dieser Anzeige beygefügten Namenliste die unglaublichsten Absurditäten einzusehen sind. Wenn er in seiner Uebersetzung der bosnischen Kriege den Banus Croatiae zu einer Festung gemacht [1]), so macht er hier dafür das Schloß Papa zum Papst. Die Titel der einzelnen Kapitel sind willkürlich entweder verändert oder ganz ausgelassen; es fehlen nicht nur eine Menge von Namen der Personen und Oerter, und eine Menge von Daten, als ob Namen und Daten in einer Geschichte ganz gleichgültige Zugaben wären; es fehlen nicht nur alle Stellen des Korans, der Ueberlieferung und andere Maximen arabischer und persischer Lebensweisheit und Politik, sondern es sind ganze Zeilen und ganze Seiten, ja sogar ganze Blätter ausgelassen, ohne daß dieser Auslassungen (eben so wenig, als der nicht übersetzten ersten 35 Seiten der pragmatisch-historischen Abhandlung) in der Vorrede nur mit Einem Worte erwähnt ist; und dieses wäre eine Uebersetzung der wichtigsten osmanischen Reichsgeschichte!

Ueber allen Begriff ist die gänzliche Unwissenheit Hrn. F.'s in allem, was die Staatseinrichtungen des osmanischen Reiches, die Aemter und Staatswürden, die militärischen Grade und die Hierarchie der Ulema betrifft. Den Beweis davon beginnen wir gleich auf der fünften Seite, wo der Titel Wefiat, d. i. Sterbfälle, mit Concerning learned Men übersetzt ist; der erste derselben ist Molla Mustafa Chosrewsade, der berühmte Verfasser des Durrer und Ghurrer (die Stirnenhaare und die Perlen), zwey berühmte juridische Werke [2]). Aus dem Molla macht Hr. F. einen Mewlewi; Molla ist der Titel der höheren Richterwürden, Mewlewi der Name des Derwischordens, dessen Stifter der große mystische Dichter Mewlana Dschelaleddin Rumi; einen Molla zu einem Mewlewi zu machen, ist eben so viel, als einen Prälaten in einen Kapuziner zu übersetzen; one of the most learned men of the age in which he lived, ist rein des Uebersetzers Zusatz, der dafür die obigen zwey Titel seiner beyden Werke ausgelassen. Im J. d. H. 967 erhielt Chosrewsade die erste Medrese von 20 Aspern, i. J. 987

[1]) S. diese Jahrbücher, Bd. LIII, S. 55.

[2]) S. des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Wien 1815. I. Bd., S. 9.

wurde er mit dem Range eines äußeren Muderris an die Medrese Alipascha's befördert [1]); Hr. F., dessen Nachlässigkeit in Uebersetzung der Daten eben so groß, als seine Unbekanntschaft mit der Sprache, übersetzt nach der obigen Jahreszahl 967 die von 987 wie folgt: in ten years afterwards he was salaried by Ali Páschá, d. i. im J. 977 war er von Alipascha besoldet: hier ist also nicht nur das Datum um zehn Jahre verfälscht, sondern auch das Collegium in den Stifter und der Rang des Charidsch (äußeren) in ein Salarium verwandelt worden; »er übersetzte die Geschichte Jemens von Kutb Mekki« [2]). Hr. F. macht aus dem von Mekka gebürtigen Kutbeddin einen Mekin, indem er das N des Genitivs verkennt. Der zweyte Todfall ist der des berühmten Wankuli, Verfassers der türkischen Uebersetzung des arabischen Wörterbuchs Dschewheri's; Hr. F. macht denselben auf seine Faust zu einem hochwürdigen Prälaten (this venerable prelate), wovon im Texte auch nicht Eine Sylbe. Ueberhaupt ist nichts lächerlicher, als die Sucht Hrn. F.'s, allen Ulema die Titel kirchlicher Würden christlicher Kirchen anzuheften, wenn auch im Texte nicht der geringste Titel vorhanden ist. Nun heißt es im Texte: er war zuerst Mulasim (Adjunkt) Hamid Efendi's, harrte an einem wissenschaftlichen Collegium im Lernen aus, und ward, nachdem er der Medrese von vierzig Aspern Einkünften entledigt war, im J. 977 Muderris an der Medrese Mahmudpascha's [3]). Dieß ist folgendermaßen übersetzt: in his pursuit after knowledge he studied first under Hamed Effendi; and afterwards made the round of forty seminaries In the end of 977 he became reader to Mohammed Páschá. Hr. F. weiß nicht, was ein Mulasim und was eine Medrese von 40 Aspern, den ersten verwandelt er in eine pursuit after knowledge, die zweyte in die Runde von vierzig Seminarien, und die Medrese Mahmudpascha's in einen Leser Mohammedpascha's! In der folgenden Zeile Naima's heißt es: im J. d. H. 981 kam er an die Moschee Mohammeds II. als Muderris (denn dieses heißen die türkischen Worte ssahne gelub), und ward Mufti von Magnesia; dieß hat Hr. F. ganz auszulassen für gut befunden. Gleich darauf heißt es: er ward mit 80 Aspern pensionirt; Hr. F. verwandelt die 80 Aspern in 80 Piaster; er starb, heißt es im Texte, im vollkommenen Tausend (elfi kiamilde); Hr. F., der

---

[1]) Alipascha charidschine Waßil.

[2]) Kutb Mekkinun tarichini terdschume etmischdür.

[3]) Hamid Efendiden mulasim we baasi medarisi ilmijede ifadeje mudawim olmaghile kirk medresesinden munfassil iken Mahmudpascha muderrisi olmischidi.

dieses nicht verstand, sagt: in the month of Rajab of this year 998; hierauf heißt es im Texte von seinen Werken: »seine wissent»schaftlichen Denkmale sind Randglossen zum Durrer (die Per»len Chosrewsade's) und das Terdschihi beinat, d.i der Vorzug der Beweise (eine juridische Abhandlung) und politische Abhandlungen. Dieß übersetzt Hr. F.: his splendid notes, are sufficient to shew his depth of learning and erudition; von den Titeln der Werke, die doch die Hauptsache, kein Wort, dann: he translated also Imam Ghazáli's treatise of Alchemy. Imam Ghasali schrieb nie ein alchymisches Werk, wohl aber das berühmte mystische: die Chemie der Glückseligkeit, wovon hier die Rede. So endet dieser Artikel in der Uebersetzung Hrn. F.'s, während im Texte (S. 39) noch die folgenden drey Zeilen stehen: »Es ist zu hoffen, daß das folgende wunderseltene »Bruchstück von Versen ihm (des Propheten) Fürsprache (am »jüngsten Tage) verschaffen werde:

»Araberbrauch ist's, daß wenn stirbt ein Mächtiger des Stammes,
»Unbefreyt nicht bleibt einer der Sklaven am Grab.
»Gott bewahre, daß du o Herr und Ruhm der Propheten [1])
»Nicht befreyen sollst den, der besuchet dein Grab.«

Diese Zeilen sind, wie so viele andere, rein ausgelassen; dann folgt der Molla Ali Ben Ali, welchen Hr. F. abermal in einen Mewlewi verwandelt. Hier heißt es bey Hrn. F.: he was made Fetva of Rhodes; er kennt also gar nicht den Unterschied zwischen einem Fetwa und einem Mufti; das Obige ist eben so gut, als wenn man sagte: er ward Note statt Notar; dann he was Kazi of Sehen Ssahn (nicht Sehen), d. i. das Feld, heißen die an der Moschee Mohammeds II. gestifteten acht Collegien, von denen in der osmanischen Geschichte so oft die Rede; wenn aber auch Hr F. so wenig in der osmanischen Geschichte und Topographie [2]) bewandert ist, daß er nie von den Achtern des Feldes gehört, und dieselben in einen Ort verwandelt, so ist es doch noch unverantwortlicher, daß er die Medrese (denn im Texte steht ausdrücklich Ssahn medresesi) in einen Kadi verwandelt, als ob ein Professor und ein Richter dasselbe wäre! Die Zeile, worin gesagt wird, daß er in dem Vorhofe der Moschee der Frau Scherife begraben worden, ist ausgelassen; dann heißt es: he was a man of highly respectable connections, im Texte aber steht statt dessen: er war in den Grundwissenschaften sowohl als den Zweigen der

[1]) Fachrol-murselin, Ruhm der Apostel, Seidol-kewnein, Herr der beyden Existenzen.

[2]) Constantinopolis und der Bosporos, I. Bd., S. 512 u. 513.

Rechtswissenschaft wohl bewandert [1]). Abdulkadir Ben Emir Gisudari, president of the Consistory in Sehen, hier ist außer dem Worte Sehen sogar ein Consistorium und ein Präsident erschaffen! während in dem Texte nichts anderes steht, als daß er Muderris an der Moschee Mohammeds II. he was translated to the jurisdiction of Tabriz; von Tebris! welches die Türken damals gar nicht besaßen; im Texte steht Tarablus, d. i. Tripolis. Molla Mohammed, gebürtig aus Akhißar in Aidin, daraus macht Hr. F. abermals einen Mewlewi, und setzt den Namen des Sandschaks als einen Zunamen des Molla an: Mohammed Aidin; hierauf steht im Texte, daß er unter dem Dichternamen Menteschi bekannt [2]), dieses übersetzt Hr. F. als Prälat; den Abul-Leis verwandelt er in Elias; den persischen Oberstlandrichter (Ssadr aalikadr) in einen sehr geschickten Mann; very able Ja'fer Effendi; im Texte folgt, daß er Mulasim gewesen, und dann die Richterbahn betreten habe [3]); da Hr. F. dieß nicht verstand, schrieb er dafür hin: after having perfected himself in every branch of useful knowledge, wovon im Texte kein Wort; he was made high priest of Medina, hier ist der Scheich des Harems gar in einen hohen Priester verwandelt; hierauf steht, daß er in den drey Sprachen (arabisch, persisch und türkisch) sowohl in gebundener als ungebundener Rede zu schreiben im Stande gewesen [4]). Hr. F. macht aus den drey Sprachen drey Jahre, und übersetzt: Three years after his death his poems and other scientific works were collected together; dann heißt es im Texte: aller Seltenheiten der philologischen Wissenschaften kundig, schrieb er eine kurze und gedrängte Exegese; die kurze und gedrängte Exegese übersetzt Hr. F.: his explanations are short but nervous, dann besides a variety of other writings on *various* subjects, there are also two or three in Persic. Was steht aber im Original? »Er schrieb »über die Willensmeinungen der Scheiche Nakschbendi und über »andere theilweise Kenntnisse; in der persischen Lexicographie »verfaßte er ein Mosenna und Moselles, d. i. eine Samm»lung von Wörtern, welche dieselben Consonanten, aber mit »zwey oder drey verschiedenen Vokalen verschiedene Bedeutung »haben, wie das berühmte Moselles Ibn Kotrob's.« Endlich

---

[1]) Furuu we ussule intisabile mewsum, das intisab, welches Anhänglichkeit Angehörigkeit bedeutet, nahm Hr. F. für Verwandtschaft, und die Zweige der Rechtswissenschaft für Verwandte.

[2]) Menteschi machlasiile maruf.

[3]) Mulasim we semti Kasaje aasim.

[4]) Elsinei selesede schiir u inschaje kadir.

ſchließt der Artikel in dem Texte mit den Worten: »ihm gehört ein gedrängter Commentar der Makamat Hariri an« [1]). Dieß überſetzt Hr. F.: the compendious discourse to silk merchants belongs to him. Braucht es mehr, die gänzliche Unfähigkeit zu einem Ueberſetzer literariſcher Artikel aus dem Orientaliſchen zu beurkunden, als die hier ſo baar dargelegte Unwiſſenheit Hrn. F.'s, der nie von den Makamati Hariri gehört, und den Titel derſelben als eine Rede an Seidenhändler überſetzt. Eben ſo wenig als die Makamat Hariri's iſt ihm des Mesnewi Dſchelaleddin Rumi's bekannt; in dem folgenden Artikel Molla Schemiis, des bekannten Commentators perſiſcher Dichter, welchen Hr. F. wieder als Mewlewi Schimai aufführt, heißt es: »er ſchrieb einen Commentar zum edlen Mesnewi« [2]); dieſes überſetzt Hr. F.: he left behind him an excellent treatise on morals. Der ganze Artikel iſt falſch überſetzt, ſo ſind es aber auch alle vorhergehenden und folgenden, und um nur den kürzeſten derſelben zum Beyſpiele zu wählen, ſtehe der nächſtfolgende hier ſowohl im Texte, als in engliſcher und deutſcher Ueberſetzung:

المولي سودي بوسنوي آلاصلدر بازار اعتباردە كلاي علم و عرفاندن مظهر
سود بي‌شمار اولوب طريق همه سلوك ايتدكدنصكره بر مقدار
وظيفه تقاعدايله قناعت ايتمش ايدي ابراهيم پاشا مرايندە اولان
غلمان خاص تعليمنه تعيين ولنوب اول مشغله ايله بيك حدودن عزم
عقبا ايلدي مثلاي مرقوم سوداكر جنس فاخر علوم مبانيه مقدماتي سديد
معلم مقيد ايدي مثنويه شرحي و كافيه و شافيه ترجمسي واردر مقبول
اولي آلانظار در

Almevlevi Sevdi. This worthy prelate was a native of Bosnia, and was much distinguished for his high attainments in learning. After having made himself acquainted with the various branches of education he retired on a small income, and taught the domestics belonging to Ibrahim Páshá towards the end of the year 1000. He left behind him remarks on commerce, which are of great importance

[1]) Makamati Haririje scherhi mudschif ana mensubdür.

[2]) Mesnewii scherife bir scherh jafmischdür.

to the merchant, besides a number of moral sayings, and various valuable translations.

Soll heißen:

»Mola Sudi, ein geborner Bosnier, auf dem Markte der Achtung machte er mit der Waare der Wissenschaft und Kenntniß unzähligen Gewinn. Nachdem er den Weg der Wissenschaft beschritten, begnügte er sich mit einem kleinen Ruhegehalte; er ward bestimmt, die kaiserlichen Pagen im Serai Ibrahimpascha's zu lehren, und starb in dieser Beschäftigung ums Jahr 1000. Der gedachte Molla war ein Handelsmann des glänzenden Stoffes der Wissenschaft, ein nützlicher Lehrer mit festen Vorkenntnissen; sein Commentar zum Mesnewi, seine Uebersetzung des Kafijet und Schafijet sind bey den Einsichtsvollen beliebt.«

Man sieht aus der Vergleichung des Textes und der beyden Uebersetzungen, daß außer der falschen Wortübersetzung auch die Sachen selbst ganz verkehrt sind; so sind die kaiserlichen Pagen, welche in dem Serai Ibrahimpascha's erzogen, in die Bedienten Ibrahimpascha's, der Molla in einen würdigen Prälaten verwandelt. Von dem Kafije und Schafije der berühmten Syntax und Grammatik Ibnol Hadschib's eben so wenig ein Wort, als von dem Mesnewi; wo immer Hr. F. nichts versteht, hilft er sich mit dem Worte *various*; so ist die Eingangsmetapher mit *various* branches of education, die Aufzählung der Werke im Schluß mit *various* valuable translations gegeben, wie in dem vorhergehenden Artikel mit writings on *various* subjects. Es scheint ihm immer der Vers aus Miltons Beschreibung des Paradieses vorgeschwebt zu haben:

A happy rural seat of *various* view,

welches sich aber auf Hrn. F.'s Uebersetzungskunde füglich parodiren ließe:

A happy ignorance of *various* hue.

Nun folgt der Molla Abderrahim Kerami Tschelebi, der jüngere Bruder Kinalisade's, des berühmten Dichterbiographen; den Namen des letzten hat Hr. F. in Kanalisade umgeändert, und den Beynamen Kerami Tschelebi ganz ausgelassen. Im Texte steht: er sey Correpetitor (Muid) Hasanbeg Efendi's an der Medrese der Chaßeki, d. i. der Sultanin Günstlingin gewesen; bey Hrn. F. being intimate with Hasan Beg Effendi, rector in the Queen-mother's academy, hier ist also der Correpetitor in einen Intimen und die Sultanin Günstlingin in eine Sultanin Walide verkehrt; in 959 he was appointed travelling judge, ein reisender Richter!! da Hr. F. nach seinem Belieben Prälaten und hochwürdige Herren einschiebt, warum sollte er nicht auch den Türken travelling judges beylegen, nach dem

Muster der travelling fellows der englischen Universitäten? Was ist dieser travelling judge im Texte? nichts anders als ein Adjunkt oder Mulasim; diesen Titel führen aber weder Richter noch Professoren, sondern die Aspiranten dieser Aemter, bevor sie die geringste Muderrisstelle erhalten. Die 20 Aspern des täglichen Gehaltes verwandelt Hr. F. abermal in 20 Piaster; daß Abderrahim die Richterstelle von Siruf (Seres) erhalten, ist ganz ausgelassen, so wie das Ende, wo gesagt wird, daß er in den Denkwürdigkeiten der Dichter unter dem Dichternamen Kerami aufgeführt wird. Anfangs des folgenden Artikels wird in zwey Zeilen gesagt, daß Scheich Mohammed El Bochari, nachdem er zu Bochara den Grund positiver Kenntnisse und göttlicher Wissenschaften gelegt, durch den Einfluß des Umgangs der Scheiche Nakschbendi sich in den Sitten des beschaulichen Lebens vervollkommnet habe; dieses epitomirt Hr. F. in he studied the divine sciences. Er ward auf dem Markte in einem besonderen Grabmale (Turbei machßuße) bestattet, übersetzt Hr. F. buried in the *principal* sepulchre in the *Forum*; seine erhabenen Wunderwerke (Keramati dschelilesi) erscheinen hier als splendid atchievements! Von dem folgenden Scheich Mohammed Efendi Naima sagt, daß er im Persischen und in der Räthselkunde ausgezeichnet gewesen, die letzte wird in der Uebersetzung mit Stillschweigen übergangen; im Texte wird gesagt, daß er im Dienste des Scheich Hekim Tschelebi sich durch den Segen seines Umgangs und Gesprächs im beschaulichen Leben vervollkommnet habe [1]); dieses übersetzt Hr. F.: he secured to himself, by his prudent conduit, the friendship and respect of the best part of society; reine Erfindung des an Substitutionen so reichen Uebersetzungsgenies Hrn. F.'s; dann folgt, daß er in dem Kloster Emir Bochara's [2]) zu Konstantinopel als Scheich auf dem Teppich der Leitung (des beschaulichen Lebens) gesessen; dieß heißt bey Hrn. F.: he lived for some time, it is said, in a cell in Bokhárá in the exercise of devotion. Hier ist also das Kloster Emir Bochari's von Konstantinopel gar nach Bochara verpflanzt! Nun fährt Hr. F. fort: Sivasi Shemsi Effendi collected his books, which show him to have been a most profound adept in the ocean of science. Im Texte steht aber Siwasi Efendi mit dem vorgehenden Scheich Mohammed nicht in der geringsten Verbindung, sondern es beginnt ein neuer Absatz, wie folgt: »Um diese Zeit lebte auch »Siwasi Schems Efendi, welcher ein Beyspiel der Welt, die

[1]) Bereketi ülfeti ssohbetleri ile tekmili tarikat etmischidi.

[2]) Sawijei Emir Bochari.

»Werke: Menakibi Chulefai erbaa, d. i. die Lobsprüche »der vier Chalifen, Gulschen abad, d. i. Rosenanbau, Hesch»bihischt, d. i. die acht Paradiese, Menasil, d. i. die Sta»tionen, Miretol achlak, d. i. der Spiegel der Eigenschaften, »und Nakdol-chatir, d. i. baares Geld des Gemüthes, und »mehrere andere Bücher verfaßte, ein hochwogendes Meer ver»schiedener Wissenschaften, ein hochansehnlicher Scheich.« Ist es erlaubt, einen solchen Mann, Verfasser eines Dutzend von Werken, deren hier ein halbes genannt ist, in einen Büchercollector des vorhergehenden Scheiches zu verwandeln? Ist es erlaubt, die Titel von sechs Werken, deren erstes ein historisches, das zweyte, dritte und vierte mystische, das fünfte ein ethisches und das sechste ein exegetisches der XVIII. Sure des Korans mit gänzlichem Stillschweigen zu übergehen, und dann wieder gleich darauf die Namen Schir Jesdan Ali's und des Predigers Turabi auszulassen? Naima sagt, er habe von denselben nichts geschrieben, weil er von ihnen nichts Genaues erfahren, er bitte aber Gütige, wenn sie nach der Hand etwas erführen, es ihm mitzutheilen, und schließt mit einem Distichon Mesihi's; dieß übersetzt Hr. F.: it is hoped, however, that in the course of writing this history, other great men may be adverted to, die zwey Worte: Beit und Mesihi, übersetzt er, ist es glaublich! Thus much is sufficient to awaken the envy of the Christians. Ist dieß nicht reiner Unsinn? sollte man nicht vermuthen, daß ein Uebersetzer türkischer Annalen den berühmten türkischen Dichter Mesihi wenigstens aus dem von Sir W. Jones in seinen Commentaren de poesi asiatica übersetzten Frühlingsgedichte hätte kennen sollen? Hr. F. macht aber aus demselben Christen, schneidet den Namen Mesihi's vom Verse weg, und übersetzt auch den Rest des Distichons durchaus unrichtig:

If this does not please you,
Turn away your face, never mind it.

Der Vers heißt:

Mesihi hat das Lob so zugemessen,
Gefällt's dir nicht, so geh' und mach's auch du *).

Kein Wort des ersten türkischen Hemistichs im Englischen und kein Wort des zweyten englischen Hemistichs im Türkischen. Von den häufigen arabischen, persischen und türkischen Versen, von so vielen Stellen des Korans und der Ueberlieferung und anderen arabischen Sprüchen, welche die osmanischen Geschichtschrei-

*) Mesihi medhi budenli bitschürdi
Begen mes-sen jüri war senda eile.

ber häufig ihrer Erzählung einschalten, hat Hr. F. nur diesen einzigen Vers übersetzen zu können sich im Stande geglaubt, und derselbe mag für sein an die Kritiker und Leser gerichtetes Uebersetzungsmotto gelten:

Turn away your face: never mind it.

Als Leser möchten wir sehr gerne das Gesicht abwenden, und uns nichts daraus machen, als Kritiker können wir es leider nicht, und können es um so weniger, als ungeachtet der schon vor Jahr und Tag in diesen Jahrbüchern wider die gänzliche Unfähigkeit Hrn F.'s als Uebersetzers aus dem Türkischen ausgehängten Warnungstafel der Bericht des Uebersetzungsausschusses und die Göttinger gelehrten Anzeigen (vermuthlich in der Meinung, daß der englische Uebersetzungsausschuß nur Untadelhaftes und Lobenswerthes zu Tage fördern könne), seine Uebersetzung der bosnischen Kriege anzupreisen für gut fanden, weßhalb wir uns berufen finden, noch ausführlicher die ganze Elendigkeit dieser Fabriksarbeit darzuthun. Die bisherige Rüge umfaßt nicht mehr als dritthalb Seiten der Uebersetzung, und wiewohl die anderen um nichts besser übersetzt sind, so wäre es doch rein unmöglich, die Anzeige in diesem Maßstabe fortzuführen, weil dieselbe wenigstens zwey Quartanten geben müßte, auch gesteht Recensent, daß er sich von nun an keineswegs die Mühe gegeben, Zeile für Zeile der Uebersetzung mit denen des Originals zu vergleichen, was ihm zu viel Zeit und Aerger gekostet hätte. Von der neunten Seite an las er das Englische in Einem fort, und sah nur dort im Texte nach, wo ihm entweder geographische und historische Ungeheuer entgegentraten, wo er aus dem Gedächtnisse die ausgelassenen wichtigsten Stellen gewahr ward, oder wo ihn reiner Unsinn anglotzte. Der oben gerügten Verstümmlung der eigenen Namen der Personen und Oerter zu geschweigen, und mit Uebergehung aller willkürlichen Zusätze des Uebersetzers solcher hierarchischer Titel, wie: revered fathers, worthy divines, venerable Prelates, learned doctors und his holiness, wovon im Texte auch kein Wort vorkömmt; wie könnten denn dem selbst des Türkischen unkundigen Leser solche Stellen nicht als gänzlich verfehlt ins Auge springen, worin die gröbsten geographischen und historischen Irrthümer oder reiner Unsinn? wer wird denn glauben, daß Naima den Oxus oder Bactrus durch Kleinasien fließen läßt, und daß Chorasan und Transoxana Eins? welcher Leser wird denn glauben, daß Naima schon von einem österreichischen Kaiser gesprochen, daß die Herzegovina einem Erzherzoge von Oesterreich gehörig, aber durch einen türkischen Sandschak verwaltet wird; welcher Leser wird denn über

des Uebersetzers Unwissenheit staunen, wenn er findet, daß ein Schiff, nachdem es zwischen den Inseln Tine und Andros durchgefahren, ehe es nach der Morea kömmt, das Gebiet des Papstes passirt, und daß sich in Ungern ein germanischer Peloponnes befindet. In den arabischen Mährchen der Tausend und Einen Nacht mögen die silbernen Brunnen und goldenen Cisternen hingehen, aber wer kann denn im Ernste an eine goldene Cisterne in Mekka glauben? wem muß nicht der reine Unsinn das Auge ausstechen, wenn z. B. bey der Eroberung Raabs durch Schwarzenberg und Palffy die ganze Schuld der Sorglosigkeit der betrunkenen Besatzung beygelegt wird, welche alle Wachsamkeit vernachläßigt, ja sogar die Fallbrücke aufgezogen hatte! oder in welcher Sprache geben denn diese Worte einen logischen Sinn: he was undauntedly informed. Es mag wohl erlaubt seyn, hier zu fragen, wie denn dergleichen historischer, geographischer und logischer barer Unsinn der Commission des Uebersetzungsausschusses, welcher Hrn. F.'s Uebersetzung zur Prüfung vorgelegt werden mußte, entgehen konnte, wenn auch keines ihrer Mitglieder türkisch verstanden haben sollte. Nebst diesen schreyenden, an kritische Aufmerksamkeit gerichteten Aufrufen, nehmen dieselbe die ungeheuren Unterlassungssünden des Uebersetzers in Anspruch; alle Stellen, worin irgend ein besonders charakterschildernder oder sittenmalender Zug vorkömmt, sind in der Regel ausgelassen, weil dieselben schwieriger, als der gewöhnliche Fluß der Erzählung, und Hr. F. dieselben nicht zu verstehen gemeint. Hätte er diese gute Meinung doch auch von allen anderen Stellen gehegt, zu deren Uebersetzung ihn die zu gute Meinung von seiner Sprachkenntniß verleitet hat! Dem Gedächtniß des Recensenten kam noch der Umstand zu gute, daß er die hervorstechendsten, in seiner Geschichte des osmanischen Reichs aus Naima benützten Züge der Verse und Sittensprüche in seinem Exemplare Naima's mit Bleystift angestrichen, und es fand sich unfehlbar, daß alles vom Recensenten als historisch und charakteristisch merkwürdig Angestrichene von Hrn. F als ihm ganz und gar unverständlich ausgelassen worden. Die geographischen Tragelaphen, die historischen Chimären, die logischen Centauren und die gähnenden Abgründe der Auslassungen, welche dem Recensenten in der Durchlesung der Uebersetzung Hrn. F.'s ferner begegneten, zeigten ihm sogleich als Baken die seichtesten Stellen derselben, und er hält sich von nun an bloß an diese, indem eine fortlaufende umständliche Kritik die Gränzen dieser Blätter und die Geduld der Leser bey weitem übersteigen würde.

Seite 10 sind hundert Jük Aspern, d. i. gerade eine Million Silberpfennige, übersetzt als about 100,000 dollars; außerdem

daß Pfenninge und Thaler nicht Eins sind, kann die runde Zahl: eine Million, nicht mit beyläufig übersetzt werden; Hr. F. weiß aber eben so wenig was ein Jük als was ein Asper, hat eben so wenig je von einem Silihdar (Waffenträger) gehört, als von den Gränzsoldaten (Martolos). indem er jene durchaus Ssalihdar, diese Martlus schreibt. Die 27. Seite beginnt: »Before finishing this paragraph we must, by way of postscript.« Da Recensent je in einem osmanischen Geschichtschreiber von dem Enden eines Paragraphes oder von einem Postscriptum Etwas gelesen zu haben sich nicht erinnerte, sah er den Text nach, und fand, daß diese ganze Zeile Hrn. F.'s die willkürliche Umschreibung des Wörtchens Haßili, d. i. kurzum. Eben so wenig hatte er jemals von einem Statthalter von Voerka (S. 28) gehört; im Texte steht: und der Statthalter von Rakka [1]); auf derselben Seite: Cherkajé troops or Jägers, die Tscherkadschi sind die Plänkler, die eben keine Jäger seyn müssen; wenn dieses deutsche Wort von einer türkischen Truppe gebraucht werden sollte, so müßten die Segbanen so übersetzt werden, welche ursprünglich Jäger waren; gleich darauf two leagues from Tata; die Türken haben kein Wegmaß, welches der französischen lieue entspricht, das im Texte stehende Wort Mil bedeutet eine türkische oder englische Meile, deren drey auf eine Stunde gehen. S. 29 steht, daß tausend Mann schanzten und täglich tausend Bedaloschka in den Graben (into the fosse) warfen; Bedaloschka, welches Hr. F. für ein Erdmaß hielt, ist eine Art Kanone; die Worte: in den Graben, sind rein Hrn. F.'s Zusatz, im Texte steht bloß: es wurden täglich Bedaloschka abgeschossen [2]). S. 30: accordingly, and in conformity to this view of the matter materials for the purpose of erecting three bridges were immediately put in requisition. Dieser ungeheure Umschweif und die Materialien so unbestimmt hingeworfen, schienen dem Recensenten verdächtig; wirklich steht im Texte statt dem weitschweifigen accordingly, and in conformity to this view of the matter, bloß das Wörtchen: demzufolge (binaen aleihi), dann aber heißt es: »auf Wägen kam Holz, es kamen »Tschaiken und Tonbasen (eine Art Donauschiffe), es wurden »drey Brücken zu bauen angefangen, eine aus Büffelhäuten, »eine aus Tonbasen und eine aus Tschaiken, es wurden 600 »Freywillige geworben.« Von diesen zwey Zeilen kein Wort im Texte, weil Hr. F. weder die Büffelhäute, noch die Tonbasen, noch die Tschaiken kannte; bey dieser Stelle machte Recensent

[1]) We Rakka walisi.

[2]) atilüridi, das Wort atmak heißt hier schießen und nicht werfen.

zuerst die Entdeckung der willkürlich ausgelassenen Zeilen, von denen in dieser Anzeige nur die dem Recensenten zufällig aufgefallenen erwähnt werden können. Eben so wenig als von den Donauschiffen, weiß Hr. F. etwas von den verschiedenen Arten der Kanonen; Falkaunen, Karthaunen oder Schlangen werden immer als large canon übersetzt; wenigstens hätte er in dem türkischen Worte Kolunburna das französische coulevrine oder das englische culverin erkennen können. Höchst komisch ist, was Hr. F. von der Eroberung Raab's durch die Türken erzählt, wo er den Grafen Hardegg auf seine Faust zu einem königl. Grafen macht, ihn zu Raab sterben, begraben und dann noch obendrein in sein Grab mehrere Artilleriesalven geben läßt [1]); im Texte steht: daß der Graf vor der ausziehenden Besatzung hergegangen sey (oenlerine döschub), dieß übersetzt Hr. F.: he fell down dead before the conquerors! So wie der Tod des Grafen Hardegg, ist sein Begräbniß, die Beerdigung und die wiederholte Artilleriesalve auf seinem Grabe eine reine Erfindung Hrn. F.'s, im Texte wird bloß gesagt, daß der Kaiser den Grafen eingesperrt habe [2]); dafür fehlen die beyden ersten Zeilen der 54. Seite Naima's, wo von den eroberten Kanonen die Rede. Eben so treu und wahr, als der Tod und das Begräbniß des Grafen Hardegg zu Raab, ist, was Hr. F. (S. 40) vom Tode Murads III. erzählt; vorläufig sey bemerkt, daß er bey Anführung der Daten die Wochentage, welche doch zur Berechnung in Uebereinstimmung mit den christlichen so wichtig sind, durchaus ausläßt, so z. B. heißt es (l. Z. S. 56 Naima's) ausdrücklich: in der Nacht von Montag 5. Dschemasiulewwel; nach der Berechnung der Hidschret vom 16. Julius an ist der 5. Dschemasiulewwel der 16. Jänner, welcher richtig ein Montag. Hierauf im Text (Zeile 1, S. 57): »Ein Paar Wochen lang waren die Wesire und Kadiaskere nicht »zur Audienz gegangen, die Geschäfte nicht erledigt; der Kislaraga »hatte keinen der Wesire in Kenntniß gesetzt, endlich aber den »Bostandschibaschi Ferhadaga unter dem Vorwande, daß er ein »Wasser bringen solle, gerufen, und ihm das Geheimniß (des »Todes Murads) entdeckt.« Hr. F. übersetzt: for nearly two weeks the vezirs and military judges could come to no agreement among themselves how to act, with respect to settling the government; demzufolge wären die Wesire zwey Wochen lang nach dem Tode Murads unter sich uneins gewesen,

---

[1]) The remains of this royal count were afterwards put into a tomb and covered over with stone when several rounds were fired over it.

[2]) Dschasar grusi diwar itschine kojub, l. Z. der 53. S. im Naima.

während es sich im Texte um die vor dem Tode Murads verflossenen zwey Wochen handelt, und nach zwey Wochen solcher Uneinigkeit hätte der Kislaraga erst Wasser begehrt!!

Wie unsinnig ist es nicht, wenn S. 34 gesagt wird, daß dem Tatarchan dasselbe Ehrenkleid, welches demselben im Frühling gesendet worden, im Herbste wieder angezogen worden sey; im Texte steht: »mit der Bedingniß, daß er im Frühjahr wieder»komme, wurden ihm Ehrenkleider und die Besoldungen, die er »durch Vertrag begehrt hatte, gegeben« [1]); außer dem Unsinne des im Herbste wieder gegebenen Ehrenkleides sind die Besoldungen »in die seinem Range schuldigen Ehrenbezeugungen,« so wie in der folgenden Zeile Stuhlweißenburg (Ustuni Belgrad) in Alba Julia mit dem Beysatze or Weissenburg in Siebenbürgen verwandelt. Gleich darauf beginnt auf derselben Seite Naima's S. 54 der nächste Absatz folgendermaßen: »Nach der Beschrei»bung Ibrahims des Defterdars ist es nicht bekannt, daß zu »irgend einer Zeit in den ungrischen Kriegen ein so großes Heer »versammelt worden, als in diesem, es waren allein 30,000 »Pfortendiener (besoldete Truppen) [3]). Dieses übersetzt Hr. F.: there is no evidence from the records of the intendant of the finances what was the actual number of the troops employed in the war in Hungary; he merely states that thirty thousand houshold troops were sent thither. Hier fehlt nicht nur der Name des Defterdars Ibrahim, sondern ganz falsch wird demselben beygelegt, was er nicht gesagt, denn von dem he merely states steht kein Wort im Texte. S. 40 segelt Sultan Mohammed III. statt von Modania, von Medina! nach Konstantinopel. In der Liste der Wesire fiel S. 43 Recensenten die Stelle Vezir Yúsuf Pásha was by birth an European, but of noble descent als verdächtig auf, weil es nicht wahrscheinlich, daß der edlen Abkunft eines Renegaten erwähnt werde; wirklich steht im Texte ganz was anderes, nämlich: »Jusufpascha, ein ge»borner Franke, von der Agastelle zum Wesir befördert« (Aghalikdan tschikma); die beyden letzten Worte verwandelte Hr. F. in edle Abkunft; noch schlimmer sieht es mit der gleich darauf folgenden Liste der Ulema aus: »Kasisade Efendi schrieb einen

---

1) On the 5th of Sefer-giving him the robe of honour which in the spring of that year had been sent to him, and showing him the honours due to his rank.

2) Jene ewwel beharde gelmek üfre chilaatleiile we arf ettigi dirlikleri wermegile.

3) Defterdar Ihrahim Efendi tahriri üfre bu sefere gelen asker bir tarichde Unghrus seferlerine dschemi oldighi maalum deildür.

Commentar zum Hedajet (dem berühmten, zu Calcutta gedruckten juridischen Werke Burhaneddins von Meragha) und zum Miftah (der berühmten philologischen Encyklopädie Sekaki's). Hr. F., der weder vom Hedajet noch vom Sekaki etwas gehört, übersetzt he was a guide to salvation, weil Hedajet die wahre Leitung heißt. Gleich darauf kömmt Sekeria Efendi, »der Gelahrte der Zeit, der Commentator des Heda»jet und Miftah, der Glossator des Ssadressscheriat« (das berühmte Werk Abdollah Mahjoli's) [1]). Hr. F., dem auch nicht davon träumt, daß hier von drey Werken die Rede, übersetzt das obige: Zekeriah Effendi is the most honourable of all the interpreters of the law. Von Chosrewsade Mustafa Efendi wird gesagt, er sey der rechtmäßige Sohn Molla Chosrews, des Verfassers des Dürreri Ghurrer [2]); dieß übersetzt Hr. F. mit seinem beliebten *various*: Kosrù Zadeh Mustafa Effendi was a man of various attainments, and an orthodox guide in religion. Von dem schon oben vorgekommenen Wankuli sagt Naima: »er war ein textkundiger Rechtsgelehrter und Sprachkundiger« [3]); dieß heißt bey Hrn. F.: to his extensive information he added that of undaunted firmness, and was a perfect linguist; dann heißt es in Naima: »von ihm »sind Glossen zum Durrer, das Werk Terdschihi beinat« (der Vorzug der Beweise) und politische Abhandlungen. Dieses alles übersetzt Hr. F. mit: he wrote several pious epistles; von den ersten zwey Werken kein Wort, und statt der politischen Abhandlungen fromme Sendschreiben! Vom Molla Mohammed aus Aidin sagt Naima: »er habe in drey Sprachen (arabisch, persisch, türkisch) Gedichte hinterlassen, und zum Makamat Hariri einen gedrängten Commentar« [4]). Hr. F. macht aus den drey Sprachen das Jahr 1003, und aus dem Commentar des Makamat Hariri ein übersetztes Compendium seiner Schriften: his poems were extant in the year 1003. There is also a translated compendium of his writings. Vom Molla Abdulkerim, dem in der osmanischen Geschichte berühmten Judenfeinde, wird gesagt, daß er mit dem Charakter eines Kadiasker in die Ruhe gesetzt worden sey [5]); bey Hrn. F. im Ge-

---

[1]) S. des osman. Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung, I. Bd., S 9.

[2]) Eben da.

[3]) Fakih Metin we lughatschinas.

[4]) Elsinei selasede schiiri wardür Hariri Makamatine bir scherhi mudschil ona mensubdür.

[5]) Kasiaskerlik tekaudiile.

gentheil: he was created military judge; Naima erzählt alle die Plackereyen, womit er die Juden bedrängte, und ſagt gleich Eingangs: daß er durch einige ſeltſame Weiſen berühmt geweſen, dieſes überſetzt Hr. F mit: condescension to the poor and to strangers. In der Liſte der Scheiche, welche Hr. F. als reverend doctors aufführt, wird vom Scheich Emir Efendi geſagt: daß er als Prediger an der Suleimanije Schwierigkeiten aufgelöſet habe [1]); bey Hrn. F.: he was the cause of serious difficulties, und es wird noch obendrein auf den vorhergehenden bezogen, wiewohl nicht die geringſte Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Scheichen, deren jeder ein Artikel für ſich: Sheikh Tátár Ibrahim Effendi was a practical man and a historian. Im Texte ſteht gerade das Gegentheil: »er war ein ſpekulativer Mann und ein Ueberlieferungskundiger« [2]). Die Ueberlieferungskundigen ſind bey den Moslimen Theologen und nicht Geſchichtſchreiber.

Vom Scheich Schaaban Efendi, »dem Derwiſch Nakſch»bendi, welcher in dem Kloſter Emir Bucharas die Derwiſche »leitete,« heißt es bey Hrn. F. he was a painter, als ob Nakkaſch ein Maler und Nakſchbendi ein Derwiſch des Ordens dieſes Namens eines und dasſelbe wäre Vom Scheich Mahmud aus Skutari ſagt Naima: »nach der Weiſe Scheich Ebul Wefa's voll»zog er ſelbſt in ſeiner Moſchee die Functionen des Kanzelredners »(Chatib) und des Imams, beſchäftigt mit geiſtiger Leitung in »großem Rufe von Heiligkeit; er ſandte Gehülfen in die meiſten »Länder, und ſein Orden dauert noch bis auf den heutigen Tag« [3]); hierauf folgt der Scheich Schudſchaa Efendi, der geiſtliche Rath Sultan Murads, welcher »demſelben, als er noch zu Magneſia »war, die Träume auslegte« u. ſ. w. Wie Hr. F. Alles durch einander wirft und verfälſcht, zeigen die folgenden Zeilen ſeiner Ueberſetzung, in welcher er aus der Moſchee des Scheich Ebul Wefa den Scheich ſelbſt macht, und aus den Gehülfen Chalifen; dieſer Scheich Ebul Wefa wurde nach Hrn. F. unter Murad III. durch die Chalifen!!! als Miſſionär verwendet. Wie Hr. F. einen Miſſionär des Chalifats unter Murad III. erſchafft,

---

[1]) Halli muschkilat ederidi.

[2]) Murtaſ we mohadis; das erſte heißt einer, der ſich auf die beſchauliche Erkenntniß (Rijaſet) verlegt, das zweyte einer, welcher der Ueberlieferung des Propheten (Hadis) kundig.

[3]) Scheich Ebul Wefa tarbinde Dschamiinde Chetabet we Imamet merasimini gendü eda edub irschade meschghul olub ssiti kerameti aalemgir oldi ekser bilade Chuleſa gönderub tarikati ila haſel-an istimrar bulmischdür.

ſo übergeht er den Namen des Scheich Schudſchaa, welcher die Hauptperſon unter Murad III., ganz mit Stillſchweigen, und macht den erfundenen Scheich Abul Wefa zum Gewiſſensdirektor des Sultans; von der Traumauslegung kein Wort. Alles dieſes ſcheint unglaublich, aber man ſehe nun ſelbſt: Scheickh Abúlwafá was employed by the Khalifs in many cities for the purpose of extending religion. He was in great favour with the late lamented emperor Murád-Khán when he was in Magnesia. Eben ſo iſt das Ende dieſes ganzen Artikels verfälſcht, wo ſtatt richtiger Ueberſetzung der Scheich als Eminenz den Kardinaltitel erhält. Außerdem, daß überall der Sinn verfehlt iſt, ſind auch durchaus die Namen verſtümmelt; ſo ſteht ſtatt Dſchiwiſade Tschoi Zadeh, ſtatt Scheichi Shukhji, ſtatt Achiſade Ahki Zadeh, ſtatt Muhſchi Mehshi, ſtatt Aſmi Ezumi, ſtatt Chiſr Hazar u. ſ. w. Wir würden nicht enden, wenn wir Zeile für Zeile verfolgen, oder auch nur die ausgelaſſenen alle nachweiſen wollten. Wir erwähnen nur einige der wichtigſten, ſo z. B. fehlt (S. 65 N.) die Blendung Sinan's, und auf der folgenden Seite der ganze Abſchnitt des Aufſtandes der Kanoniere und ihrer Dienſtbrüder. Die Titel der Abſchnitte ſind nach Belieben verändert oder gar ausgelaſſen. N. S. 68 wird der berühmte (meſchhur) Jude Salomon als ein infamous Jew überſetzt. Hr. F. kennt ſo wenig den türkiſchen Namen Bukareſt (Bukereſch), daß er durchaus Bekrish ſchreibt, ſo wie Terghushta ſtatt Tergoviſt. Den wackeren Woiwoden Michael macht er gar zum Apoſtaten unter dem beliebigen Titel: the Apostate Michael gains a victory, wovon im Texte kein Wort; dafür verwandelt er »die berühmte Kanone von Peterwardein« in fieldpieces. Die S. 71 Naima's, wo von den Waffenthaten Niklas Palffy's und der von ihm zuerſt bey Raab angewandten Petarde die Rede, iſt in der Ueberſetzung ganz ausgelaſſen; S. 72 N.'s fehlt die Stelle, daß bey dem Uebergange über die Brücke die Gefangenentaxe als das geſetzmäßige Fünftel (Pendschik) erhoben ward; und S. 73 N.'s die hiſtoriſch noch weit wichtigere Stelle, daß bey dieſer Gelegenheit die Wurzel der Akindſchi, d. i. der Renner und Brenner, ausgerottet ward *). Es fehlt der Abſchnitt der Unterwerfung der Moldau an den Tatarchan, und S. 74 N.'s das den Chodſcha Seadeddin betreffende Ende dieſer Seite; dafür wird S. 71 der Ueberſetzung der Chodſcha in einen ehrwürdigen Prälaten und ſein Sohn Esaad in Izzet verwandelt; S. 72: Chelebi Kázi, inspector of the river Ebrus, gave him a splendid entertainment in a large pavilion erec-

*) Ol ſemande Akindschi köki kesilub munkariſ oldi.

ted for the occasion, was ist der Inspektor des Ebrus, der hier für den Hebrus zu stehen scheint? Im Texte heißt es: »Tschelebi, der Richter, baute ein großes Köschk, das auf »den Fluß Marizza die Aussicht hatte« [1]); hier ist also die Marizza zum Ebrus geworden, und die Aussicht auf den Fluß zum Aufseher des Flusses; S. 77 N.'s ist von Alitschausch mit dem krummen Munde die Rede, welcher den Rang eines zweyten Defterdars hatte [2]); was macht Hr. F. daraus? Kisnedhah Ali Chávush, a man lame in both his feet. Es ist gar nicht zu begreifen, was Hrn. F. vermögen konnte, den Rang des zweyten Kammerpräsidenten in eine Lähmung beyder Füße umzuwandeln; ganz lendenlahm ist wohl nur seine Uebersetzung. Die ganze Seite 78 N.'s ist verstümmelt, es fehlt der Haupttitel der Begebenheiten des Jahres 1005 und der folgende der Usurpation des Schlosses Hatwan. Tschighalasade Sinanpascha, der berühmte Admiral, Sohn Cicala's, ist aus der Geschichte bekannt genug, Hr. F. spaltet diesen Namen in zwey, in den eines Vaters und eines Sohnes: Jaghala Zádeh, another son of Sinán Páshà, und macht aus dem Tschauschbaschi Ali a chávush bàshi, d. i. einen Reichsmarschall, als ob es deren mehrere zugleich gäbe, als ob ein Tschausch und ein Tschauschbaschi dasselbe wäre. S. 80 (Naima) fehlt nicht nur der Titel: »Allgemeines Blutbad der Ungläubigen zu Erlau,« sondern auch der Wochentag des Datums (20 Ssaafer, welcher ein Sonntag), und dann gleich darauf der Gassenhauer: »Mit euch ist unsere Uebergabe nichts, Erlauer Katzen! Erlauer Katzen! S. 78: Maximillian being lame and afflicted with blindness, kann von dem Leser nicht anders verstanden werden, als daß Maximilian II. wirklich lahm und blind gewesen, während es in Naima für ein Schimpfwort gemeint ist, wie man auf deutsch sagen möchte: der arme blinde Teufel. Indem Recensent den Text nachsah, entdeckte er zufällig in den nächsten zwey Zeilen abermals einen Unsinn, nebst einer wesentlichen Auslassung, deren Legion er nicht angeben kann, da er nur dort, wo er sich an dem Sinne oder vielmehr Unsinne der englischen Uebersetzung stieß, den türkischen Text nachsah. In den zwey letzten Zeilen N.'s S. 80 heißt es nämlich, daß nach einigen Geschichten Nadasdy mit dem silbernen Fuße der Wesir des Königs zugleich befehliget worden sey, in der Uebersetzung heißt es bloß S. 78: other histories say, however, that it was the Austrian mini-

[1]) Tschelebi Kasi nehri Maritscha nasir mir muasem kassr bina edub.

[2]) Gedschdiban Alitschausch ki schikki sani Bajesîde idi.

ster to whom the joint command was given; drey Zeilen weiter steht im Texte: daß Dschaaferpascha mit der Reiterey der sechs Rotten mit den Silihdaren mit den Söldlingen des rechten und linken Flügels, mit den Muteferrika, mit den Besitzern der großen und kleinen Lehen gesendet worden sey; dieses übersetzt Hr. F. mit seinem beliebten various, das überall, wo er sich nicht Rath weiß, aushelfen muß: with a chosen body of various troops. Abermals zwey Zeilen weiter heißt es: »nachdem die Kundschafter die Qualität und Quantität (Keif u kem) »des Feindes erforschten, brachten sie die Nachricht, daß die sieben Könige (Churfürsten) und die Ungläubigen insgemein sich »versammelt, daß sie mit dem einstimmigen Entschlusse, das Ey, »d. i. die Ehre des Islams zu zerbrechen, mit einem meergleichen Heere angezogen kämen.« Dieses übersetzt Hr. F.: he sent out spies, who brought him intelligence with regard to the numerical force of the enemy, which was immense. Wo immer ein Paar arabische Worte vorkommen, fehlen sie richtig, so die Sprüche: die Rückkehr ist löblicher [1]); berathet euch mit ihnen im Geschäfte [2]). S. 83 erscheint Sigismund Zapolya als Zughmund, und auf der folgenden Seite kommen die Plänkler (Tscherkadschi), die Hr. F. oben als Jäger übersetzt hat, gar als Tscherkessen vor. Der Anfang der 86 Seite N.'s enthält sammt den arabischen Sprüchen: »Die Herzen sind bis in die Kehlen gekommen« [3]); und: »Fürwahr! der Sieg ist mit der Geduld, und mit dem Schweren ist das Leichte« [4]); der historisch höchst wichtige, und in mehreren Geschichten des osmanischen Reichs, wiewohl mit Verfälschung, erzählte Umstand, daß, als Mohammed III. in der Schlacht vor Erlau gewankt, der Chodscha Seadeddin demselben den Mantel des Propheten (das edle Kleid, die Burdet) angezogen habe, wird mit Stillschweigen übergangen. Aus diesem Prophetenmantel haben damals in Deutschland erschienene Türkenschriften »Mohammeds Hose« gemacht, aber Hr. F. sagt nicht ein Wort davon. S. 88 N.'s fehlen die beyden Titel: »Erwähnung des unglücklichen Ausgangs des Hochmuths« [5]). S. 90 Naima's sind abermal die leitenden Sprüche der Ueberlieferung: »Der Krieg ist List« [6]), und: »Wer Unruhe

---

[1]) El aud ahmed.

[2]) Schaweruhüm fil emr.

[3]) Belaghat el kulub el-hanadschir.

[4]) Innen-nassr maaess-ssabr we inne maa el-usr jesr.

[5]) Sikri schemeti ghurur.

[6]) El harb chudaatun.

säet, erntet Mühseligkeit« *), ausgelassen. S. 90 N.'s wird Chirmenlü in Khurman verwandelt, dann fehlen einige Zeilen, wo vom stummen Suleimanaga die Rede. Auf der folgenden Seite steht, daß Seadeddin von der Sultanslehrerschaft abgesetzt, und ihm befohlen worden, künftighin sich in die Beförderung der Ulema nach ihren Graden und in die übrigen Geschäfte nicht zu mischen, und sich zurückzuziehen; dieses übersetzt Hr. F.: The reverend prelate was deposed from his high office, and to prevent him from carrying on intrigue and fraud with the learned body of which he was a member, he was obliged to live a recluse life, even that of a hermit. Hier wird also der ehrwürdige Prälat in einen Eremiten verwandelt, wovon kein Wort im Texte. S. 96 der Uebersetzung erscheint der Oberstlandrichter von Anatoli als ein Kázi in Anatolia; S. 93 Naima's wird bey Gelegenheit der Ausrottung der Familie Fethgirai's die wichtige Bemerkung gemacht, »daß sein »Nebenbuhler, den dschengisischen Satzungen zufolge, die Blut»rache bis auf die kleinsten Kinder ausgedehnt.« Von dieser charakteristischen Barbarey mongolischer Satzung kein Wort in der Uebersetzung; auf derselben Seite erscheint Ahmed Efendi, des Bäckers Sohn, als son of Etmekji; und zu Ende fehlen fünf Zeilen, mit den Angaben von Daten und Oertern. S. 94 N.'s ist von sechs Haubitzen und vier Feldschlangen die Rede, wovon kein Wort in der Uebersetzung; eben da wird Ahmedpascha von Michalidsch in Mikáeljeli verwandelt, die Station Dschankurtaran ist ganz ausgelassen; Szigeth wird als Skutari übersetzt; die Angabe aus dem Nochbetet tewarich zu den folgenden sechs Zeilen fehlt mit dem Datum vom 2. Rebiulachir. S. 106: but the infidels noses were in the wind (i. e. exercised caution). Die türkische Redensart: Die Nase in den Wind tragen, gilt nicht der Behutsamkeit, sondern dem Hochmuthe. S. 98 N.'s sagt die Hälfte der zehnten Zeile, daß die Muftistelle dem Chodscha Seadeddin verliehen worden, diese halbe Zeile erweitert Hr. F., welcher ganze Seiten und Blätter ausläßt, in die folgenden vier Zeilen, worin abermals Seadeddin als Einsiedler erscheint: But the emperor not approving of his choice, appointed Khoja Sad-ud-din Effendi, with a part of whose history we are already acquainted, and whom we saw lately condemned to live the live of a hermit, to be mufti in room of Bostáni Zádeh. S. 98 N.'s, Z. 10 u. 12 steht zweymal, daß Hasanpascha den Dichter Baki oder den Kara Tschelebisade (den Geschichtschreiber) zum Mufti vorgeschlagen

*) Min feraa el-iten hassade el miheu.

habe. Hr. F., der nicht weiß, daß Arf und Telchiß Vorträge an den Sultan sind, übersetzt: Hasan Páshá wrote three times officially on this subject to Báki Effendi, also statt an den Kaiser schreibt der Großwesir an Baki Efendi, von Kara Tschelebisade kein Wort; drey Zeilen weiter heißt es im Texte: »Da Seadeddin Efendi sowohl der Lehrer des Sultans der Welt, »als der Mufti des Umlaufs der Zeit, so ward er doppelten »Glücks und zweyfachen Vorstandes theilhaftig« [1]). Alles dieses krabelt bey Hrn. F. in die folgende Phrase zusammen: he installed the old reverend prelate into the office of mufti; die Zeit ist freylich alt, aber ihr Umlauf ist kein alter Mufti. Fadschir heißt ein Lasterhafter, auf derselben S. N.'s wird gesagt: »daß »der Janitscharenaga von Raab, der Lasterhafte, in Allem das »vollkommene Gegentheil des Beglerbeg Mahmudpascha gewesen;« dieses übersetzt Hr. F.: the city and fortress of Yanuk about this time was put under the government of Mahmud Páshá, who had formerly been ághà of the Janissaries, and subsequently beglerbeg of Fajir; hier fließt also der lasterhafte Janitscharenaga und der tugendhafte Beglerbeg in eine und dieselbe Person zusammen, und der letzte wird noch obendrein Beglerbeg von Lasterhafter (Fadschir). Nachdem auf dieser und der folgenden Seite umständlich die Nachläßigkeit und Liederlichkeit der Besatzung Raabs gerügt worden, heißt es: »Ja sie »hatten nicht einmal die Zugbrücke aufgezogen [2]); Hr. F. fand es ganz natürlich nach dem Vorgegangenen: the inhabitans and garrison were in a profound state of inactivity and carelessness, zu übersetzen, and their drawbridge was not let down; es fiel ihm eben so wenig ein, daß die aufgezogene Zugbrücke kein Beweis von Sorglosigkeit sey, als ihm einfiel, daß die hölzerne Kanone, von deren erster Anwendung in Raab N. ein Langes und Breites spricht, nichts als eine Petarde sey [3]). Der fatalistische Spruch: Wenn das Loos kömmt, erblindet das Gesicht [4]), war, weil arabisch, für Hrn. F. zu fatal, als daß er ihn hätte übersetzen sollen, und doch sind gerade diese Sprüche der Volksweisheit und der Ueberlieferung die leitenden Maximen des Geistes orientalischer Historiographie,

---

[1]) Seadeddin Efendi Muallimi Sultani dschihan hem Muftii dewri seman olmaghile naili seadetein we haisi riasetein oldi.

[2]) Tschekme köprisini bile tschekmemischleridi.

[3]) Man vergleiche damit Raabs Verlust in der osmanischen Geschichte, IV. Bd., S. 283.

[4]) Isa dschac el kadha aama el bassr.

wodurch dieselbe mit der Herodots so enge verwandt. Der Graf Palffy, Befehlshaber von Komorn, tritt bey dieser Gelegenheit als Palghi Kapudàn of Komran, und die Stadt Fünfkirchen als Petchewa auf. S. 101 ist von 3000 Persern die Rede, wovon in der Uebersetzung nur 300 erscheinen; der folgende Absatz von zwölf Zeilen, mit der Ueberschrift: Uebrige Begebenheiten dieses Jahres, fehlt in der Uebersetzung ganz und gar. Ueberall, wie schon gesagt, läßt Hr. F. die Wochentage, als ob dieselben in einer Geschichte ganz gleichgültig wären, aus, und doch beweisen gerade diese, den Monatstagen beygesetzten Wochentage durchaus die richtige Berechnung der Hidschret vom 16. Julius angefangen; S. 119 hat Hr F. aber nicht nur den Wochentag ausgelassen, sondern auch willkürlich den Rebiulewwel in Rebiulachir verwandelt; der 1. Rebiulewwel d. J. 1007 (vom 16. Julius an gerechnet) entspricht dem 2. Oktober 1598, welcher richtig ein Freytag; wozu kann wohl eine Uebersetzung nützen, in der Thaten und Daten theils ausgelassen, theils verfälscht sind? Es ist unglaublich, wie viele Auslassungen dem Recensenten nur bey obengedachter zufälliger Durchblätterung auffielen; so fehlen die ersten 6 Zeilen der S. 102 N.'s, in welchen von Sigismund Zapolya die Rede, mit welchem Hr. F. als Zughmund und S. 117 als Zighmund argen Spuk treibt. S. 105 N.'s fehlt der Titel des Abschnittes: »Rückkehr des islamitischen Heeres gegen Belgrad.« S. 106 N.'s heißt es im Texte: »In dem Felde von Gyula kam Iskenderbeg, »der nachmalige Pascha, und der damalige Kiaja Terjaki Hasan»pascha's mit Klagen« [1]). Oben hat Hr. F. aus zwey Personen Eine gemacht, hier macht er aus Einer zwey, denn er übersetzt: The enemy was met by Iskander Beg, who was afterwards created pàshà, and the Ketkhodà of Teryàki, Hasan Pàshà, in the plains of Gula. Bis jetzt sind uns nur zeilenweise Auslassungen und einmal die einer Seite aufgefallen, von hier angefangen aber treibt Hr. F. den Kleinhandel geschmuggelter Stellen ins Große, denn hier läßt er auf einmal mehr als drittehalb Seiten aus. Die S. 107 und 108 und zwey Drittel der S. 109 N.'s. Nicht einmal einzelne gewöhnliche Wörter sind richtig übersetzt, so wird Lain, d. i. der Verfluchte, mit odious, und Bedfiaal, d. i. von schlechten Handlungen, als hateful übersetzt. S. 111 heißt es: »Der Pascha floh geschlagen gegen Tirnowa« [2]). Hrn. F.'s Unwissenheit theilt das Wort ge-

[1]) Gule ssahrasinde Terjaki Hasanpaschanün Kiajasi Iskenderbeg ki sonra Pascha olmüschdür ferijad dschilighe gelub.

[2]) Munhesimen Tirnowa dschanibine.

schlagen, indem er die letzte Sylbe desselben *ma* statt men liest, und dieselbe mit dem folgenden Worte Tirnowa verbindend, daraus einen Ort Maternevi erschafft: escaped to Maternevi; so wie aus dem Dativ von Hesargrad den Ort Hazargrade: in N. S. 112 heißt es, daß Sinanpascha zum zweyten Male Kapudanpascha geworden, und der bisherige Kapudanpascha, Chalil, Kaimakam. Hr. F. (S. 130) macht aus dem letzten abermals zwey Personen, und aus dem ersten den zweyten Kapitän. S. 113 N.'s erzahlt der Geschichtschreiber Hasanbegsade, daß er mit Saturdschipascha den Feldzug gemacht: bey seiner Ankunft zu Konstantinopel »den Ibrahimpascha als Groß»wesir und Mittel gefunden, von ihm in dessen Dienste als Bitt»schriftmeister verwendet zu werden« [1]). Was Hasanbegsade von sich erzählt, erzählt Hr. F. vom Großwesir, und übersetzt die letzte Phrase mit: and busily employed in the discharge of the duties of that high and important station. Drey Zeilen weiter steht in Naima: »Der Chodscha Efendi schrieb an die »Sultanin Mutter und an den schloßerobernden Schah Bitt»schreiben,« wovon im Texte kein Wort, weil Hr. F. nicht wußte, daß Mehdi ulija, d. i. die hohe Wiege, ein Name der Sultanin Walide; Hr. F. übersetzt den Sultan und seine Mutter als große Männer: wrote to all the great men to meat; den Reisul kitab, d. i. den Vorstand der Schreiber, verwandelt Hr. F., S. 130, in Reisul kitab, d. i. der Vorstand des Buchs, indem er nicht weiß, daß Kuttab der Plural von Katib, und statt Medhi, d. i. der Löbliche, schreibt er ihn Mudehi, was weder ein Name, noch sonst was heißt! S. 112 N.'s heißt es weiter, »daß »des Mufti Chodscha Efendi ältester Sohn Mohammed Efendi auf »seines Vaters Bitte Oberstlandrichter von Rumili geworden« [2]); was für einen fürchterlichen Unsinn macht Hr. F. aus dieser Stelle in den folgenden Worten! the Mufti Effendi through the intercession of the father of the emperor's principal eunuch, was appointed to the presidency of Romeili; hier wird der Mufti Präsident von Rumili! und wird es durch die Fürsprache des Vaters des ersten Eunuchen des Kaisers!! Hr. F. glaubte, daß Machdum (ein übliches Wort für Sohn) hier eines mit Chadim, einem Verschnittenen, sey; dann heißt es weiter, daß, weil sich Mohammed Efendi entschuldigt, den Großwesir zu begleiten, seiner Statt Maßum Efendi gesendet worden

---

[1]) Telkeredschilikleri chidmetinde istichdam olunmak mujesser oldi.

[2]) Scheichul-Islam Chodscha Efendi hasretlerinün bujuk machdumi Mohammed Efendi pederi ridschasi ile ssadri Rumili oldi.

sey, bey Hrn. F. bloß: the grand vezir had, however, appointed before this Ma'sûm Efendi to the same office; die Dative sieht Hr. F für Nominative, die Nominative für Dative an. Wie er oben den Dativ Hesargrade für den Namen der Stadt Hesargrad ansah, so hält er hier den Nominativ Kirkkilise (Vierzigkirchen) für den Dativ einer Stadt Kirkkilis. Hätte er nur einmal eine Karte von Rumili angesehen, so müßten ihm Hesargrad und Kirkkilise in die Augen gesprungen seyn. S. 113 N.'s werden die drey Worte: »seine Anstellung geschäftswegen« (Nassbi berai masslahat), so übersetzt, But this, however, was only the affair of a month, weil Hr. F. die Partikel berai, d. i. wegen, in zwey Worten als Bir ai, d. i. ein Monat, las. Von S. 113 N.'s fehlt mehr als die Hälfte in der Uebersetzung, deßgleichen von S. 114 sammt dem Datum des Opferfestes. Der Abschnitt dieser Seite: von dem seltsamen Benehmen des Großwesirs Ibrahimpascha, beginnt mit den Worten: »Der Fünfkirchner erzählt,« wovon kein Wort in der Uebersetzung. S. 135 der Uebersetzung ist Abdullah Chan in Abdulkhân, Telum in Telûn verstümmelt. S. 136: On this day (21. Ssafer) about the 19th of August commenced the season of autumn. Wie kann der 21. Ssafer beyläufig der 19. August seyn? wie kann der Herbst in der Hälfte Augusts beginnen? Der 21. Ssafer des J. 1008 war der 12. September. S. 139 ist das Datum des Tages Kasim (S. Dimitri) ganz ausgelassen. Franzosen oder Franken sind bey Hrn. F. synonym: these French or Franks, so wie S. 143 Syrien für Damaskus steht. Die Hälfte der S. 119 N.'s ist wieder ganz unübersetzt geblieben, wiewohl darin die merkwürdige Angabe der Fahnen und Teppiche mit eingewirkten Löwen vorkömmt, womit Ibrahimpascha die Gränzer beschwichtigte und begeisterte [1]). So fehlen auch die ersten zehn Zeilen S. 120 N.'s mit dem Abschnitte der Unterwerfung Michaels und das Ende des Abschnittes von Georgien, nämlich vier Verse, welche Simon in den sieben Thürmen dichtete, nebst der Entgegnung Hukmi Tschelebi's in allen fünf Zeilen. S. 144 wird Abdulhalim in Abulhelim verwandelt, als ob Ab [2]), der Vater, und Abd [3]), der Diener, Helim [4]), der Anhängliche, und Halim [5]), der Sanftmüthige, eines und dasselbe wären. S. 146 der Uebersetzung fehlt die Hauptrubrik, nämlich: Begebenheit des Jahres 1009. Der Abschnitt beginnt damit, daß der Groß-

[1]) S. Gesch. des osm. Reichs, IV. Bd., S. 292.

[2]) اب [3]) عبد [4]) هليم [5]) حليم

wesir das Opferfest (idi adha) zu Belgrad gefeyert, daraus macht Hr. F. eine religiöse Faste: after the celebration of a religious fast. Ganz willkürlich versetzt er die obige Rubrik in die Mitte des Abschnittes, und läßt dann wieder auf der folgenden Seite 123 N.'s die Titel der beyden Abschnitte aus; deßgleichen S. 124 N.'s; es ist gar nicht abzusehen, was den Uebersetzer berechtigen konnte, die Titel der Abschnitte so wie die Daten willkürlich bald zu setzen, bald auszulassen. So ist z. B. auf der S. 126 N.'s Sonnabend der 13. Rebiulachir angesetzt, und dann gleich darauf Sonntag der 14te ausgelassen. Auf derselben Seite werden fünf Karthaunen als five falconets und zwey Schlangen (coulevrins) als two large field-pieces übersetzt. S. 127 N.'s fehlt die Ueberschrift: »Göttliche Gnaden und geheime Huld,« und die sieben Könige, d. i. die sieben Churfürsten, werden in die gesammten europaischen Mächte (all the European powers) verwandelt. S. 156 N.'s wird Ibrahimpascha verdoppelt: Ibrahim Pàshà was sent from Constaintinople with with communications to Hàji Ibrahim Pàshà, a vezir of the sixth rank, im Texte heißt es: »Der von Haleb »abgesetzte Hadschi Ibrahimpascha, sechster Wesir, wurde zum »Serasker, und der von Bagdads Statthalterschaft abgesetzte »Hasanpascha zum Serdar ernannt:« hier sind also zwey Statthalter, der eine von Haleb, der andere von Bagdad, jener Ibrahim, dieser Hasan, jener zum Generalissimus, dieser zum Generale ernannt; daraus macht Hr. F. zwey Ibrahimpascha, ohne mit einem Worte weder ihrer verschiedenen Statthalterschaften, noch ihres verschiedenen Grades zu erwähnen, und dieß hieße übersetzen! Wir haben schon gesagt, daß Hr. F. einen eigenen Takt hat, gerade die wichtigsten Momente und Daten ganz und gar auszulassen, so fehlt auf derselben Seite 128 N.'s der berühmte Ferman, welchen der Rebelle Karajasidschi als Herr und Kaiser in Asien ergehen zu lassen sich erfrechte, und welcher seiner Wichtigkeit wegen in der Geschichte des osmanischen Reichs (Bd. IV, S. 305) ganz übersetzt worden, es sind die neun letzten Zeilen der S. 128 und die sieben ersten Zeilen der S. 129 unübersetzt. Dann fehlt der Titel der Absetzung des Kaimakam Chalilpascha und der des Kaimakam Hafis. So fehlt auf derselben Seite die historisch wichtige Angabe der Kriegslist Dimo's, welcher dem Ibrahimpascha die mit rothem Tuch bedeckten Wagen als Schatzwagen vorführte [1]), und wofür ihn Ibrahimpascha an den Haken schlagen ließ [2]), das letzte übersetzt

[1]) Gesch. des osm. Reichs, Bd. IV, S. 311.

[2]) Tschenghele wurub.

Hr. F. binding him to a tree. Die Reflexion S. 129 N.'s l. Z., daß nach allen Rechten der Vernunft und des Gesetzes Gesandte unverletzbar [1]), ist mit mehreren Zeilen der folgenden Seite unübersetzt. Die einfachsten Zahlen sind verfälscht, so steht Ende derselben Seite, daß der Kurs des Dukaten von 220 Aspern auf 120 herabgesetzt worden; in der Uebersetzung 220 in 200 verwandelt S. 131 fehlt das Chronogramm auf Ibrahims Tod. Ein merkwürdiger Unsinn springt S. 162 in die Augen; es heißt vom Großwesir: in the military and ecclesiastical departements he made what changes he pleased: particularly in the first, and that too as far as Adrianople. Wer kann aus den letzten sieben Worten in Verbindung mit den vorhergehenden wohl einen gesunden Sinn herausbringen? Im Texte steht: »er »veränderte und vergab alle Stellen, von den Oberstlandrichter»stellen angefangen, bis zu den Richterstellen im Range des Rich»ters von Adrianopel« [2]). Wie für Hrn. F. Szigeth und Skutari Eins ist, so ist ihm auch Hasan Tirnakdschi, d. i. der von den Fingernägeln beygenannte, und Hasan Terjaki, d i. der Opiumesser, einer und derselbe, indem er S. 164 statt dem Terjaki des Textes willkürlich Tirnakdschi ansetzt; dafür erscheinen auf der folgenden Seite die Bege von Sluin und Kara Hersek (Herzegovina) als die Beglerbege (sogar die Bege muß er in Beglerbege verwechseln) of Aslobin of the Black Herzog, die Herzegovina wird also durch Hrn F. zum schwarzen Herzog. S. 172 fällt die Phrase this feast of red-hot melons als ganz untürkisch auf, und richtig steht davon kein Wort im Texte. S 137 N.'s ist das Detail der wie Räder gerollten Fässer, der in die Mauern geschlagenen zwey eisernen Haken unübersetzt, so wie auf der folgenden Seite der Titel des Abschnittes: »Anordnung der Ungläubigen wider das Schloß,« und der Titel der vorletzten Zeile. S. 141 N.'s fehlt der arabische Spruch: »Die Rechtgläubigen sind eifrig erpicht auf den Kampf,« und der türkische Vers: »Du glaubtest schier es sey der jüngste Tag.« S. 184 der Uebersetzung kömmt ein persischer Junge (a Persian Youth) vor, was als Janitscharen-Rekrute übersetzt worden seyn sollte, Hr. F. weiß nicht, daß die Janitscharen-Rekruten (Adschemoghlan, d. i. unerfahrene Knaben, hießen). S. 191 muß die Stelle nothwendig auffallen: the Pasha placed one of his extra turbans on his convert's head. Der Extra-Turban ist im Texte ein

[1]) eltschije sewal aklen we scheren merdudi ehli aklu u kemal.

[2]) Ssadri Fetwaden Edrene pajesine warindsche tebdil u taghjir.

vergoldetes Dulbend. S. 194 ist Sihri Samiri, d. i. der Zauber Samir's, als Seher Samri verstümmelt. S. 151 N.'s fehlt der Koranstext: »Gehorchet Gott und gehorchet dem Propheten und eueren Vorgesetzten; S. 152 fehlt der ganze 16 Zeilen starke Absatz: »Die Ueberführung der Kanonen nach Belgrad.« S. 153 erste Zeile steht ausdrücklich, daß Kara Jasidschi in den Bergen von Dschanik gestorben, diese Ortsangabe fehlt in der Uebersetzung, in welcher der Rebell Tawil, d. i. der Lange, beständig als Tujel erscheint. S. 202 der Uebersetzung the Walas padishah mit einer Note, daß der Uebersetzer in Verlegenheit, zu entdecken, wer denn dieser Walas Padischah gewesen. Diese Verlegenheit, den richtigen Sinn der einfachsten Sätze zu verstehen, hätte Hr. F. bey jeder Zeile bekennen sollen; es heißt: der Padischah der Lasen; Hr. F. hat die Bindungspartikel we mit dem folgenden Worte Las für ein und dasselbe Wort gehalten, und daraus das Land Walas gemacht, so wie anderswo aus: »und Rakka (we Rakka) die Statthalterschaft Woerka. Er hätte eben so seine Verlegenheit bekennen sollen, das gleich darauf folgende, von ihm ausgelassene persische Hemistich zu übersetzen, oder den auf derselben Seite bey Jawus Aliaga ausgelassenen Beysatz, »daß er Malkotsch beygenannt, von der Silihdarstelle aus dem Serai befördert worden sey« [1]). S. 206 d. Ueb. ist bey der Belagerung die Insel Csepel ganz ausgelassen, und die Haseninsel (Hase verhört in Kas, d i. Gans) in Kislar verwandelt. Naima sagt: daß vor dem Wienerthore und Thalthore, d. i. dem Wasserthore Ofens, Laufgraben eröffnet worden. Aus dem Wasser- oder Thalthore (Owa kapusi) macht Hr. F. ein Thor, das nach Awa geht. S. 210 heißt es vom Tatarchan: his royal highness the khan passed his time in every sort of indulgence and pleasure, amusing himself occasionally in reading the good and bad poets of Baghdad. Daß im Texte eben so wenig von einer königl. Hoheit eines Tatarchans die Rede seyn könne, als anderswo von Sr. Heiligkeit dem Papste, springt von selbst jedem Leser in die Augen, der auch kein Türkisch versteht; dem Recensenten, der in der Geschichte des osmanischen Reichs die literarischen Beschäftigungen Ghasigirais während des Winterquartiers zu Fünfkirchen, nach dieser Angabe N.'s besonders hervorhob [2]), stachen die guten und schlechten Poeten von Bagdad nicht minder, als die königl. Hoheit ins Auge. Naima sagt: »Diesen Winter »überließ sich der Chan zu Fünfkirchen dem Wohlleben; er reimte

[1]) Silihdarlikdan tschikma Jauf Ali Aga ki Malkotsch lakabi ile mulakkab dür, wovon kein Wort in der Uebersetzung.

[2]) Gesch. des osm. Reichs, IV. Bd., S. 325.

»einen Wettstreit zwischen Kaffeh und Wein, als Seitenstück zu »dem Gedichte: der Hyoscyamos und der Wein von Fusuli aus »Bagdad« [1]). Auf dieser Seite schaltet Hr. F willkürlich den Titel »des Jahres 1012« ein, läßt aber dafür den »der allgemeinen Soldvermehrung« aus. S. 212 ist der Oberstlandrichter von Anatoli abermals in einen gemeinen Kadi von Anatoli verwandelt, als ob Ssadr und Kadi eines und dasselbe wäre. Güseldschepascha heißt bey Hrn. F. Guzilsha; die beyden Oberstlandrichter (Ssadrein) werden, weil Hr. F. weder das Wort Ssadr, noch den arabischen Dualis kennt, in einen eigenen Namen Siderin verwandelt, und die Ulema bis zu dem Range der Muderris (Muderrise warindsche) heißen Ulema of all ranks, also gerade das Gegentheil. Der Sekretär Dschesmi heißt bey Hrn. F. Iksami! S. 160 N.'s sind vier Zeilen in der Uebersetzung in die vagen Worte: It was with great difficulty zusammengepreßt; das vom Recensenten in der Geschichte des osmanischen Reichs hervorgehobene Ende des weißen und schwarzen obersten Eunuchen, »daß der Kopf derselben als die weiße und schwarze Koralle hinrollten« [2]), fehlt hier ganz und gar, wie so viele andere charakteristische Züge osmanischer Geschichte, dafür erscheinen S. 214 die Efendi abermals als ehrwürdige Prälaten. S. 162 N.'s fehlt der Titel: »Zu»flucht des Großwesirs Hasanpascha zu den Ja»nitscharen, ihre Zusammenrottung und Reibung »der Sepahi.« Was aber noch weit ärger, Hr. F. vermengt auf derselben Seite den Geschichtschreiber Hasanbegsade, aus dessen Munde Naima erzählt, mit dem Großwesir, Hr. F. weiß nicht, daß es Brauch morgenländischer Geschichtschreiber, von sich in der dritten Person als: »dieser Arme, dieser Elende« (bu Fakir bu Hakir), zu sprechen, und macht aus diesem Armen und aus diesem Elenden den Großwesir selbst. Die Erzählung S. 162, wie Ssari Aliaga zum Geschichtschreiber gekommen, ihm gesagt: Tinte und Papier mitzunehmen, und wie er alsbald aufgesessen, wird vom Großwesir erzählt. S. 163 N.'s fehlt die halbe Seite, und namentlich das ganze Chattscherif; S. 164 fehlt ebenfalls die halbe Seite, und wieder

---

[1]) Ol kisch Petschewide isch u ischret edub Fusulii Bagdadinün mansumesine nasire Kahwe we Bade munaseresini nasme getürub bir risale jasdi; durch einen Druckfehler steht in N. statt beng u bade, d. i. Opiat und Wein (der Titel von Fusuli's Gedicht), nik u bed, woraus Hr. F. die guten und schlechten Dichter Bagdads machte, von Fusuli selbst und seinen Gedichten weiter keine Notiz nehmend.

[2]) Gesch. des osm. Reichs, IV. Bd., S. 327, in N. S. 160.

das ganze, vom Rec.'n in der Geschichte des osm. Reichs [1]) sorgfältig übersetzte Detail von der Art, wie Mustafa Efendi, der seine Ernennung nicht gut hörte, von der Bank der Oberstlandrichter auf den Ehrenplatz des Mufti gezogen ward; das Nichthören Mustafa's übersetzt Hr. F.: The new mufti made a suitable reply. S. 166 N.'s werden die Namen Depegös, Ghafaf und Dschefmi (der oben Iksami hieß) in Dipa kiz, Ghuzâz und Jesâmi verstümmelt. S. 167 werden vier Verse Asmisade's angeführt. Diese übergeht Hr. F. wie gewöhnlich, und macht dafür den Asmi unter dem Namen Azim Zadeh zum Geschichtschreiber Azim Zâdeh Effendi relates [2]). S. 169 fehlen nicht weniger als 18 Zeilen über die Hinrichtung Nataschli's mit allen Koransterten, um deren Auslegung es sich handelte, und dem darüber abgegebenen Gutachten, welches Rec. in der Gesch. des osm. Reichs [3]) wörtlich übersetzt hat, und welches eben deßhalb, weil es vorzugsweise historisch merkwürdig, in Hrn. F.'s Uebersetzung vorzugsweise fehlt. Hierauf beginnen im Texte erst die Begebenheiten des Jahres 1012, welche Hr. F. aus unbegreiflicher Liederlichkeit oder Willkür neun ganze Blätter früher auf die Seite 211 versetzt hat, da dieser Titel doch erst S. 228 stehen sollte. Durch gleiche Liederlichkeit ist S 229 ein Theil des Textes als Note gedruckt. Durch gleiche Liederlichkeit werden, wie wir schon zum wiederholten Male gerügt, aus einer Person zwey und aus zweyen eine gemacht. So werden S. 235 der Mufti Mustafa Efendi und Mustafapascha, der Sohn der Frau Rasije, mit einander vermengt. Was in diesem Abschnitte von Aderrisak erzählt wird, fehlt ganz und gar, so wie der größte Theil der beyden S. 174 und 175. S. 177 N.'s wird von siderischen Ursachen des Jahres der Rebellion gesprochen, wovon kein Wort in der Uebersetzung. S. 181 N.'s fehlen abermal die beyden Titel der Abschnitte, und dann auf einmal drey ganze volle Blätter, nämlich von S. 186 bis 189, bis zum Tode Mohammeds III., bey welchem wieder der Wochentag Montag der 22. Dschewasiulewwel fehlt. In der Charakteristik desselben kein Wort davon, daß er, so oft der Name des Propheten genannt ward, aufstand, daß er als Dichter den Namen Adli annahm; dieß übersetzt Hr. F.: the fame of his virtues,

---

[1]) IV. Bd., S. 330.

[2]) Es ist doch wahre Liederlichkeit, dort, wo ausdrücklich Asmi, عزمی steht, Asim, عظیم, hinzuschreiben, so macht er S. 227 aus Schahingirai Shaber Gherai.

[3]) IV. Bd., S. 339.

like those of his exalted progenitors have all been embalmed in the poetry of his people. Der Titel des folgenden Abſchnittes enthält des Sultans Lehrer Moallim, dieſes überſetzt Hr. F. ſehr bequem: Of learned men, indem er zwiſchen Prinzenlehrern und gelehrten Männern, zwiſchen Moallim und Ulema keinen Unterſchied kennt.

Die gemeine Welterfahrung, daß Mangel an poſitiven Kenntniſſen nirgends ſo fühlbar, als wenn ſich derſelbe im Kreiſe von Unterrichteten zur Schau trägt, und daß Unwiſſende, wenn ſie gelehrt ſeyn wollen, die größten Blößen geben, beſtätigt ſich durch Hrn. F.'s Ueberſetzung auf das vielfältigſte; wo immer nur von Gelehrten und gelehrten Werken die Rede, da verſteht er auch kein Wort, und es iſt keine Zeile, die nicht verdreht oder verfälſcht wäre, und dieß bis auf die allbekannteſten Namen und Werke. Wer z. B., der ſich nur von ferne mit islamitiſcher Geſetzgebung und überhaupt mit der des osmaniſchen Reichs insbeſondere bekannt gemacht hat, kennt nicht das Multeka el-bahrein Ibrahim's von Haleb, nach welchem Mouradje d'Ohſſon ſein Werk ausgearbeitet. Hr. F., der nie von einem arabiſchen Dualis gehört, ſchreibt bahrin ſtatt bahrein, und ſagt Ibrahim habe das Multeka des Molla Ahmed el-Anßari ausführlich commentirt, während der Text gerade das Gegentheil ſagt; ſogar den Namen Anßari muß Hr. F. in Nasari verſtümmeln. Von Boſtan Tſchelebiſade heißt es, »daß er, »von der Oberſtlandrichterſtelle Rumili's zur Ruhe geſetzt, ge»ſtorben« [1]); dieſes überſetzt Hr. F.: he died during his incumbency in Turkey! dann ſchließt er den Artikel mit den Worten: Many more names might be added to this list of learned and excellent men, but there would be no end of them, they are too numerous; dieſer Zuſatz iſt rein Hrn. F.'s Erfindung, und ſein Ueberſetzungsſurrogat für die letzten ſiebzehn Zeilen der S. 192 N.'s, in welcher eben ſo viele Molla aufgeführt ſind, und dieſes hieße überſetzen! Von den Scheichen iſt der erſte Mohammed El-Hamid, welcher Randgloſſen zu einer Koranserege ſchrieb [2]), bey Hrn. F.: Scheikh Muhad ul hamid wrote a commentary. Vom Scheich Siwasi heißt es, daß er das Lob des großen Imams in türkiſche Verſe gebracht [3]). H. F. überſetzt: he translated Imam A'zim's system of ethics into Turkish; den größten Imam (Abu Hanife) verwandelt er alſo in einen Imam Aſim und die panegyriſche Biographie desſel-

[1]) Ssadri Rumden mutekaid fewt oldi.

[2]) Tefsire haschije jaſmischlerdür.

[3]) Turki lisande Imami aaſem menakabin naſm etmisch.

ben in einen ethischen Commentar. Die Namen sind alle verstümmelt oder halb ausgelassen, wie z. B. beym Scheich Mirmiran El-Huseini El-kemhani die beyden letzten Wörter. Dafür gibt Hr. F. die höchst merkwürdige Notiz, daß Mirmiran seine Schriften mit Zeichnungen verschönert habe: he was one of those authors who embellished their writings with drawings. Bekanntlich werden Gemälde als contrebande Waare von Moslimen nur in Gedichten und Mährchen geduldet, nach Hrn. F. soll ein ascetischer Scheich seine Werke mit Gemälden verschönert haben! Solcher Unsinn muß natürlich zur Nachsehung des Textes aufrufen, in welchem nichts als die Worte stehen: daß er ein Scheich Nakschbendi gewesen. Aus dem einzigen Worte Nakschbend hat Hr. F. Werke und Gemälde und die Verzierung der ersten durch die letzten erschaffen. Auf dieselbe Weise vervielfältigt seine fruchtbare Schöpfungskraft den siebenten Band, womit Scheich Ismail die sechs des Mesnewi ergänzte, in sieben Bände seiner Werke: his seven published volumes. S. 194 N.'s fehlen mehrere Zeilen und unter anderen die vier persischen Verse der beyden letzten Zeilen. S. 258 d. Ueb. heißt es von Jauf Alipascha, der aus Aegypten nach Konstantinopel kam: when it was known that he had arrived in Turkey, yet he did not reach Constantinople; wir bitten Hrn. F., uns zu belehren, wo denn zwischen Aegypten und Konstantinopel die Türkey anfängt; natürlich steht von solchem Unsinne kein Wort im Texte. S. 259 d. Ueb.: a convivial meeting was held; was steht statt dieser Gasterey im Texte? »Die Beschneidung des Padischahs des Islams und die Sunna »des Propheten wurden hiemit vollzogen.« Da Hr. F. eben so wenig wußte, daß Chatan Beschneidung, als daß Dschedra die Blattern, so bleiben auch die letzten unübersetzt, und von den beyden wichtigen historischen Angaben: daß S. Ahmed I. binnen den ersten acht Tagen seiner Regierung beschnitten ward und geblattert *), ist keine in Hrn. F.'s Uebersetzung, der, wie schon gesagt, vorzüglich die historisch wichtigen Daten ausläßt, zu finden. Deßwegen hielt er es auch für's beste, die erste Hälfte der S. 196, welche in das Detail von Gebühren und Mißbräuchen eingeht, ganz unübersetzt zu lassen. S. 260 wird der Oberstlandrichter Rumili's gar zu einem geistlichen Rathe und Gewissensdirektor gemacht: Asad Effendi succeeded to the spiritual jurisdiction of Romeili, und es fehlen abermals ein Paar Zeilen der S. 197 N.'s; auf der S. 199 neun Zeilen und dann die ganze folgende S. 200; statt dieser Auslassungen verlängert

*) Gesch. d. osm. Reichs, IV. Bd., S. 353.

Hr. F. den Namen Hasanbegsade's, der ganz schlicht im Texte steht, mit dem Zusatze: the celebrated historian, und wiewohl in dem folgenden Abschnitte einzig und allein von der Festung Karß die Rede ist, so macht Hr. F. doch zwey Oerter daraus, erstens Karß und dann Kurus: Kurus another place. S. 268 l. Z. d. Ueb. kein Wort von dem Vortrage der Verleihung des Sandschakes Ssughla. Die letzten Worte der S. 303 N.'s heißen: »Nachdem der Serdar Alipascha beyläufig nach Adria»nopel gekommen war« [1]); Hr. F. macht aus Tachminen (beyläufig): It has been conjectured that the grand vezir (now called the serdar or commander-in-chief) on his arrival at Adrianople. Wenn Hr. F. einerseits willkürlich Zeilen ausläßt, so substituirt er anderseits eben so willkürlich eigene Lückenbüßer, wie z. B. S. 270: Such is the history and end of Ali Yávuz Páshá grand vezir and commander-in-chief — we must now advert to the history of the other commander-in-chief. »Dschighalisade Sinanpascha,« heißt es im Texte, »einer der alten Beglerbege;« daraus macht Hr. F. den ältesten von allen Beglerbegen; dann fehlen fünf volle Zeilen, worin abermals einer der Charakter bezeichnendsten Züge Cicala's, daß er nämlich das Selbstlob: Glaubenskämpe zu Land und See, im Munde und im Siegel führte [2]). Köse Sefer, d. i. der Spitzbart, wird in Gusah verstümmelt, so wie Chanedan in Khundan; selbst der Arras (Araxes) erscheint als Ars. S. 209 sind die Details der Art, wie die Ungern von den Deutschen behandelt worden, abermal unübersetzt geblieben; gerade weil es historisches Charaktergemälde [3]). S 281 der Uebersetzung l. Z. kömmt gar ein siebenbürgischer Exemir vor, und auf der folgenden Seite gerade um 200 Jahre zu früh der österreichische Kaiser. Der General Basta heißt ebenda Báshtái Yúrki. S. 211 wird der Odabaschi, d. i. der Vorsteher der ersten Pagenkammer, als: chief eunuch in the royal harem, übersetzt, welches bekanntermaßen der Kislaraga. In der vorletzten Zeile heißt es: »Jedermann staunte über diese grundlosen Gunstbezeugungen« [4]); dieses übersetzt Hr. F.: in fact, every person wondered at the changes and alterations he had effected. S. 286 wird Ssarikdschipascha's Rumpf in einen Brunnen des Diwanhofes geworfen; leider ist aber im Diwanshofe kein Brunnen, sondern

---

[1]) Serdar Alipascha tachminen Edreneje irdükde.

[2]) Gesch. d. osm. Reichs, Bd. IV, S. 379 u. 671.

[3]) Wörtlich übersetzt in den Erläuterungen des IV. Bandes der osm. Geschichte, S. 668.

[4]) Her kes bila mudschib bu iltifatlere hairan kaldilar.

es heißt im Texte bloß, daß der Kopf desselben vor die Fontaine geworfen worden sey; zwey Zeilen des Textes sind hier abermals aus Liederlichkeit als Note gedruckt. S. 213 N.'s fehlt der Abschnitt: Bestimmung Gedschdihan Alipascha's, vier bis fünf Zeilen. S. 214 N.'s fehlt abermals der im Texte überstrichene arabische Text. S. 215 N.'s heißt es: »Kiatib Tschelebi sagt im Feslike diese Erzählung ist wahr;« Hr. F setzt auf seine Faust hinzu: but it is of no importance to show wherein the two accounts differ. S. 216 N.'s fehlen die Ueberschriften aller vier Abschnitte, so wie S. 218 nebst einigen Zeilen der überstrichene arabische Text. S. 295 d. Ueb. kömmt ein Feldprieſter vor, der aber im Texte bloß ein Lagerrichter. S. 300 verändert Hr. F. den Namen des Sohnes Cicala's von Mahmud in Mohammed, so heißt S. 302 Katscharpascha Kechka Pasha; die auf der 221. S. N.'s überstrichenen arabischen Texte sind wieder ausgelassen. S. 223 N.'s wird der bekannte, nächst Adrianopel gelegene Ort Tschataldsche in Chetalmah verwandelt, und auf der folgenden Seite der Ort Bunarbaschi bey Sidischehr in Bekar-bashi, in the city of Seyed. S. 225 N.'s fehlt der Titel: Ankunft der Rebellen, und auf der folgenden Seite der des Abschnittes: Rückkehr des Padischah's nach Konstantinopel. S. 311 d. Ueb. l. Z. heißt es vom Sultan: he bathed himself in a fountain; im Texte heißt es bloß: »er stieg zu Kaplüdsche ab.« S. 313 d. Ueb. kommen the Moghreb and Yemin regiments vor, also mauritanische und jemenische Regimenter! Was mögen die wohl seyn? Nichts anderes als die Rotte Ghurebai Jemin, d. i. die Fremdlinge des rechten Flügels. Ende dieses Abschnittes heißt es: daß den Truppen nebst dem Solde drey Dukaten Knabengebühren (Ghulamije) gegeben wurden, wovon kein Wort in der Uebersetzung. S. 317 d. Ueb. fehlt die Ueberschrift der Begebenheiten des Jahres 1015, welche willkürlich drey Blätter später S. 322 versetzt worden, so daß, wer Hrn. F. folgen wollte, die auf diesen Blättern erzählten Begebenheiten, nämlich den Tod Lala Mohammedpascha's und die Großwesirschaft Derwischpascha's noch ins J. 1014 statt ins J. 1015 setzen würde: gibt es Worte, stark genug, um so willkürliche Liederlichkeit gehörig zu brandmarken? Hingegen erscheint abermal S. 322 der reverend Mufti und reverend high priest. »Der Wesir,« heißt es S. 231 N.'s, »wollte den Mufti absetzen« *). Dieses übersetzt Hr. F.: he determined on getting him deprived of his theological prerogative of issuing fetwas. Die Parteygänger (Tarafgir) werden durch-

*) Mesnedi Fetwaden kaldürmak murad eiledi.

durchaus als Sykophanten übersetzt. S. 325 d. Ueb.: a certain writer, Mahmud Chelebi, im Texte Amudscha Mahmud Tschelebi. Amudscha (Oheim) heißt also bey Hrn F. a certain writer. Die letzte Zeile dieser Seite, betreffend Kara Said, und die drey ersten der folgenden fehlen. S. 327 wird die persische Phrase: Schlaf des Hasen, als falsches Versprechen erklärt, was aber ganz falsch, indem die offenen Augen des Hasen, der dennoch schläft, nur ein Bild der Sorglosigkeit; die letzten vier Zeilen der Hinrichtung Derwischpascha's sammt der Notiz von der auf diese Begebenheit verfertigten, achtzig Distichen starken Kaßide Haleti's sind ausgelassen. S. 234 N.'s ist von einer Steuer die Rede, welche auf jeden Erker (Schehnischin) gelegt ward. Hr. F., der dieses Wort nicht verstand, besteuert alle Palläste. Die zwey Zeilen unmittelbar vor dem Chattscherif sind ausgelassen, so wie die auf der S. 235 N.'s gegebenen Distichen. In der Urkunde des Situatoroker Friedens heißt Rudolph II. Adolphus II. Die Namen der österreichischen Bevollmächtigten, Freyherrn von Mollard, Befehlshaber von Komorn und Feldzeugmeister, Adolph Althan, oberster Feldzeugmeister, Georg Turczo, Niclas Istuanfy, Franz Bathiany und Erdöd von Moßlawina lauten in Hrn. F.'s Uebersetzung folgendermaßen: Yanush Amoorlardi, councellor of state, governor of Komran and captain of all the frontier troops; Adolphus Ehwalanjan, consellor of state and commander-in-chief; Nicolas Ashtwan, kapúdán of the other side of the Danube: Francis Gusenlegan, kapúdán of this side of the Danube and counsellor of state; Claudius Rowaid, count of Farsewer. Der Claudius Rowaid des Hrn. F. ist Graf Erdödy, Comes montis Claudii, d. i. von Moßlavina in der Creuzer Gespanschaft in Croatien; wie Hr. F. vormals den Ban von Croatien zu einem Schloß gemacht, so macht er hier den Berg Claudius zu einem Plenipotentiär. Eben so richtig, als die Namen der Bevollmächtigten, ist S. 332 der Ueb. die des Datums des Tractates von Situatorok, welcher nach Hrn. F. i. J. 1600 statt i. J. 1606 abgeschlossen ward S. 334 d. Ueb. erscheint abermal die Statthalterschaft Waerka statt: und Rakka, der Beduinenchef Orisch statt Aburisch, d. i. der Vater des Bartes; S. 335 Oermeni als Arúmendi und Homonay als Hemon. Die Ungern und Siebenbürger mögen sich über die Verstümmlung der Namen ihrer Fürsten und Magnaten damit trösten, daß Hr. F. die der arabischen Scheiche und türkischen Statthalter um nichts besser behandelt. S. 335 steht der 4. Moharrem statt des 14ten, und der Chan, d. i. das Waarenlager des Chodscha, wird als die Akademie desselben übersetzt. S. 239

N.'s ist abermals von einer grosen Pagenbeförderung die Rede, Hr. F., der nichts davon verstand, schreibt die folgenden Worte als ob sie im Texte stünden: a number of other promotions and changes took place, but they are not worth while mentioning. S. 240 N.'s sind die letzten sechs Zeilen, welche die Namen der Rebellenhäuptlinge enthalten, und dann das ganze folgende Blatt S 241 und 242 unübersetzt. Berdar, d. i. aufgehängt, übersetzt Hr. F. als erdolcht (stabd) S. 343 d. Ueb. wird Kastamuni in Komstamuni. Moßelli Tschausch in Meseli Chavush, Larenda in Larendo, Bakraß in Bukras, Gógerdschinlik in Gozarjinlik verstümmelt u. s. w. S. 244 N.'s ist der Weg über Tehmten und Karghi, so wie sechs andere Zeilen ausgelassen. Die Beni Koleib, d. i. vom kleinen Hunde, erscheinen in der Uebersetzung als Chilibi, und sogar die Drusen als Dirzi. S. 347 d. Ueb. wird die Rückkehr nach Konstantinopel wieder als die Rückkehr nach der Türkey übersetzt, weil Hr. F. das Wort Asitane, d. i. die Schwelle der hohen Pforte, für die ganze Türkey annimmt. S 248 N.'s 2. Z. heißt es: »er sah, daß der See von Ulubad, die Landschaft »Brusa, von denen von Michalidsch Kermasti und Biga trennt.« Dieß heißt bey Hrn F.: he perceived that it formed the natural boundary between Brusa and the countries of Mikhalij, Garem-asta, and Pighala; auf derselben Seite fehlen die Freywilligen von Dobrucza und mehrere andere eigene Namen. Bey der gänzlichen Unwissenheit Hrn. F.'s ist nicht zu erwarten, daß er wisse, daß der Kalgha immer der erste Minister des Tatarchans, er macht also aus der Würde des Kalgha einen eigenen Namen, und denselben zum Mitregenten des Chan. S. 352 d. Ueb.: his brother, Kalkúi Mohammed Ghérai, was also raised to a participation in the khánship. S. 250 N.'s heißt es im Texte, er machte den Mohammed Efendi, den Sohn des Chodscha Seadeddin, zum Mufti, und diese Würde blieb von nun an lange Zeit in der Familie Seadeddin's, dieß übersetzt Hr. F.: he gave (the Muftiship) to Mohammed Effendi, a son of his own chaplain. This office continued long afterwards to be occupied by one of his sons. Hier ist der Chodscha ein Kaplan, und noch dazu der Kaplan des vorigen Mufti, und die folgenden Mufti sind dessen Söhne, und die darauf in sechs Zeilen folgende Betrachtung ist ganz unübersetzt. Auf derselben Seite heißt es in den Artikeln des polnischen Vertrags, daß die polnischen Löwenthaler, weil sie ungewichtig, künftig in den osmanischen Ländern außer Kurs gesetzt seyn sollen. Hr. F übersetzt abermal mit auffallendem Unsinne, daß der Löwenthaler, eben weil er ungewichtig, angenommen werden solle:

though the dollar, bearing the impression of the lion, which is current in Poland, be less in weight than the proper standard, it shall still be received; weiter unten auf derſelben Seite heißt es: daß Dſchanbuladoghli als das Haupt aller Rebellen auf die beyden Majeſtätsrechte der Münze und das Kanzelgebet Anſpruch gemacht habe, wovon kein Wort in der Ueberſetzung. Muradpaſcha, welcher die Rebellen verfolgt, kömmt in Einem Marſch nach dem Orus in Baktrien: On arriving at the river Jeihún (Oxus or Bactrus). Dieſer Orus iſt aber der Dſchihan, d i. der Sarus in Cilicien, welcher auch manchmal Dſchihun geſchrieben wird S. 356: he and thirteen others of his associates, es ſind aber vierzehn, deren Namen Naima alle gibt, Hr. F. aber alle ausläßt, ſo wie die Daten der S. 253 N.'s, z. B. Dinstag der 24. Rebiulaſir. S. 359 der Ueb. fiel dem Recenſenten des Paſcha ſchneller Kaſtanienbraun: his swift chesnut, auf, und als er nachſah, fand er, daß dieſer Kaſtanienbraun nur ein Erzeugniß von Hrn. F.'s brown study. Hrn. F.'s Schöpferkraft, durch die Erſchaffung dieſes Brauns erſchöpft, läßt dafür die ſchöne, von dem Recenſenten in der osmaniſchen Geſchichte beſonders hervorgehobene Beſchreibung dieſer Schlacht aus [1]); »daß die Janitſcharen »wie Wolken die Felſen emporſtiegen, und ſich dann wie Gieß»ſtröme ins Feld ergoſſen.« Noch merkwürdiger, als dieſe maleriſche Phraſe, iſt die Charakteriſtik des alten Muradpaſcha mit den in der Geſchichte des osmaniſchen Reichs herausgehobenen Anecdoten ſeiner Grauſamkeit [2]), welche in Naima vier volle Seiten füllen (258 — 261). Dieſe vier Seiten, welche vielleicht die an charakteriſtiſcher Schilderung gehaltreichſten N.'s ſind, hat Hr. F. ganz unüberſetzt gelaſſen, warum? aus keinem anderen Grunde, als weil ihm der von ihm S. 367 unüberſetzte Name des Beg Turkijeh Bilmay (Türkdſche Bilmeſ, d. i. er verſteht nicht türkiſch) mit vollem Rechte zukömmt. S. 261 N.'s heißt es, daß der Defterdar Ahmedpaſcha ſeinen Vorfahrer Bakipaſcha über die Verwendung des confiscirten Vermögens Naßuhpaſcha's unterſuchte, und dieſer ohne Scheu [3]) antwortete, er habe es auf die Kriegsrüſtungen verwendet. Hr. F. überſetzt unerſchrocken: Ahmedpasha was undauntedly informed; vier Zeilen weiter heißt es in Naima, daß Mohammedaga von Topchana (der Vorſtadt Konſtantinopels) gebürtig zum Janitſcharen-

[2]) Geſch. des osm. Reichs, IV. Bd., S. 410.

[2]) Ebenda, S. 414 und 415.

[3]) Ol (Bakipaſcha) dachi bi perwa muhimmati sefere chardsch ettum diju dschewab werdi.

aga befördert worden; bekanntlich heißt die Vorstadt so von der Stückgießerey (Topchana), Hr. F. macht aus dem Geburtsort eine Anstellung in der Artillerie: of the artillery department; es ist gerade, als wenn man von einem, der in der Arsenalgasse wohnt, sagte, daß er beym Kriegsdepartement angestellt sey. Hierauf folgt in Naima eine sehr umständliche Erzählung der ägyptischen Unruhen, welche durch die Erpressung der Kaschifsgebühren und der beyden Auflagen Kelfe und Thalbe herbeygeführt worden; gerade weil diese Erzählung für die Kenntniß der inneren Verwaltung Aegyptens damaliger Zeit sehr wichtig, hat Hr. F. wieder anderthalb Seiten und auch die Namen der obgenannten Gebühren, um die es sich vorzüglich handelt, ausgelassen [1]). Mitten in Aegypten erscheint hier auf einmal (in Hrn. F.'s Uebersetzung) Siebenbürgen, welches, wie bekannt, Erdel heißt, von Hrn. F aber immer Ardel oder Aradel geschrieben wird. The craftily enticed the discontented about Aradel: statt Aradel steht in Naima Erasili memalik, d. i. die Niederträchtigen der Länder. Den Pluralis Erasil (von Resil) liest Hr. F. als einen eigenen Namen des Landes Aradel; fünf Zeilen weiter werden die verschiedenen Truppengattungen Kairo's aufgeführt, nämlich die Tschausche, die Muteferrika, die Jenitscheri, die Asaben; Hr. F. erspart sich die Mühe der Aufzählung mit seinem beliebten troops of various kinds. S. 267 zählt N. die Denkmale der Verwaltung Mohammedpascha's in Aegypten auf; Hr. F. numerirt dieselben, was N. nicht thut, läßt aber einige aus und zerrüttet die anderen durch den fürchterlichsten Unsinn; z. B. bringt er eine Cisterne von reinem Golde hinein, welche von Konstantinopel nach Kairo gesendet wird: and the cistern of pure gold, all which had been sent to Egypt from Constantinople. In Naima steht: »Die aus reinem Golde erneuerte Dachrinne der Barmherzigkeit« [2]). Hr. F. weiß eben so wenig was misab als was chatim zu Mekka sey, wiewohl er sich über das eine und andere längst aus Mouradjea d'Ohsson und jüngst aus Burckhardts Reisebeschreibung darüber hätte belehren können. Es fehlt der Name der nach Eslem verlegten ägyptischen Truppen, welche Haras (Hüter) genannt werden. Das Mewlewi-Kloster (Mewlewichane) zu Kairo wird von Hrn. F. in the great temple in Cairo verwandelt. Naima sagt, daß die neu erbauten Buden diesem Kloster als Wakf angeeignet werden, hievon kein Wort in der Uebersetzung, eben so wenig von dem gleich darauf folgenden Grab-

[1]) Besonders hervorgehoben in der osm. Gesch., IV. Bd., S. 427.

[2]) Sehebi chalissden tedschdid olunan misabi rahmeti.

male des Scheichs Ebu Nur in der Gegend des Thores Soweile. S. 79 erschüttert das Erdbeben wirklich das Zwerchfell, indem die Stadt Castelnuovo als Besitzthum des Erzherzogs von Oesterreich erscheint: belonging to the dominions of the arch-duke (of Austria), im Texte heißt es: »Nowa (Castelnuovo) im Sandschake Hersek« (Herzegovina), hier ist also die Herzegovina, die oben als der schwarze Herzog spukte, gar zum Erzherzoge von Oesterreich geworden. Das Wort Jük heißt bekanntermaßen eine Summe von Einmalhunderttausend, es ist hier von Aspern die Rede; Hr. F. sagt in der Note frisch weg, ein Jük sey beyläufig tausend Thaler. S. 271 sagt der Sultan zum Wesir: du weißt was zu thun [1]); dieß wird paraphrisirt wie folgt: this advice of the vezir pleased his majesty, at least it appeared to do so. S. 385 der Ueb.: here they visited together the different spectacles which were to be seen; in N. S. 272 l. Z. steht, daß sie mitsammen sich in Spaziergänge von Meram (so heißen die Gärten von Konia) erlustigten, Musli was sitting one day with a turban or tiara on his head. Die Alternative des Turbans oder der Tiare mußte dem Recensenten nothwendig auffallen, er sah im Texte nach, und fand, daß Moßelli weder mit einem Turban, noch mit einer Tiare, sondern bloß mit einem Schweißhäubchen bedeckt [2]) da saß. In den folgenden drey Zeilen sind mehrere Umstände weggelassen, weil Hr. F. die türkischen Idiotismen [3]) durchaus nicht verstanden, deßhalb fehlt auch das Ende der S. 273 in der Uebersetzung. Wie oben die Tiara, so fiel S. 387 dem Recensenten der Tulpengarten zu Konstantinopel auf, und er fand richtig ganz etwas anderes im Texte, dort heißt's: »Da mehrere Effecten und Lastthiere seines »Kiaja im Tulpengarten zu Konstantinopel hinterlegt worden, »so sandte Etmekdschisade den von Topchana gebürtigen Fiskal, »welcher dieselben in Empfang nahm« [4]). Dieß übersetzt Hr. F.: The beasts of burden, and several packages of valuable articles which had belonged to his lieutenant or which were in his possession, were all sent over to the tulip-garden in Constantinople. Also gerade das Gegentheil, indem die Effekten nicht nach dem Tulpengarten gesandt, sondern die dort hinterlegten abgeholt wurden. Kein Wort vom Fiscal, kein

---

[1]) Sen bilürsün.

[2]) Killeposch ile surub.

[3]) Hai dejindsche, ssitschraim deriken.

[4]) Kiujusinün baasi eskal u tscharpaleri Istambolee lalesar baghdschesinde amanet olmaghile Etmekdschisade Baschbakikuli Topschaneliji gönderub kabs eilidi.

Wort von den folgenden fünf Zeilen, in welchen erzählt wird, daß Hasanbegsade, der Geschichtschreiber, damals Defterdar von Anatoli, alles auf das Genaueste aufgenommen habe.

S. 274 N.'s beginnt einer der interessantesten Abschnitte unter dem Titel: »Was zwischen Etmekdschisade Ahmedpascha und dem Großwesir Muradpascha vorgefallen,« indem die Intriguen des osmanischen Hofes damaliger Zeit darin auf das Genaueste und Lebendigste entwickelt sind. Dieser ganze Abschnitt, welcher ein volles Blatt füllt, ist, wie immer das Wichtigste, ganz unübersetzt gelassen. Aus derselben Ursache ist auch die ganze Seite 280 N.'s unübersetzt, auf welcher das Detail des Ueberzuges der Kaaba aus dem Munde Kara Tschelebisade's des Geschichtschreibers, des damaligen Richters von Kairo; auch S 282 N.'s fehlt ein Drittel der Seite, wo die Maße des Kaaba-Ueberzuges angegeben sind. Gleich darauf kommt Fenika, dessen Bucht in englischen Seeberichten doch zur Genüge genannt worden, als Funka vor; S. 283 N.'s fehlt die Ueberschrift der Begebenheiten des Jahres 1020 in der Uebersetzung, so daß der Leser dieselben also alle wieder um ein Jahr früher geschehen wähnen muß. Wie z. B. den Tod des Großwesirs Muradpascha, welcher i. J. 1020 d. H. gestorben, bey Hrn. F aber noch i. J. 1019. S. 284 N.'s fehlt der Titel: »Erwähnung des äußeren Gürtels der »hochgeehrten Kaaba und der edlen Dachrinne.« S. 401 d. Ueb. kömmt Maina's Vorgebirg als Cape of Maneah vor. S. 285 N.'s fehlen die vom Reichsgeschichtschreiber auf den Tod des Prinzen Selim eingeschalteten Verse:

Wenn Sterne stürzen, soll der Welt
Doch ewig ihre Sonne bleiben!
Wenn eine Frucht vom Baume fällt,
Soll neuen Zweig der Stamm austreiben!

S. 285 N.'s heißt es Maanoghli mit dem Titel eines Beglerbegs betitelt [1]), Hr. F. übersetzt: Máan Oghli, a madman, who in the vanity of his mind had arrogated to himself princely titles; im Texte ist weder vom Narren, noch von der Eitelkeit der Titelanmaßung ein Wort zu finden. S. 287 N.'s heißt es auf der Marschroute Adrianopels: »Am folgenden »Tage war Karischdüran die sultanische Station« [2]); Hr. F. hat es für angemessen befunden, den Namen Karischdüran's ganz zu übergehen, und dafür das Beywort sultanische in einen Ort Sultani zu verwandeln: On leaving Chorli they

[1]) Beglerbegilik unwani ile muanwen olan Maanogli.

[2]) Irtesi Karischdüran menzili Sultani oldi.

advanced to Sultani; »von da,« heißt es im Texte, »ging man nach Burgas« [1]); Hr. F. wiederholt seinen aus dem Beywort geschaffenen Ort: from Sultani they avanced to Burgas. S. 406 steht der Silihdar als Salihdar, der Tschokadar als Chakadár. Der Bewillkommungszuruf der Tschausche: »Ueber dich die Hülfe Gottes« [2]), ist unübersetzt geblieben. S. 288 N.'s fehlen abermals manche Details der Jagd, wie z. B. die zehnte Zeile und die auf der funfzehnten vorkommenden Namen der vier Pagenkammern: der innersten (Chaßoda), der des Schatzes (Chasine), der der Speise (Kilar) und der der Wäsche (Seferlü). Eben so fehlt die zwölfte Zeile v. u., wo gesagt wird, daß vier Treibjagden gehalten wurden, und daß der Kaiser siebzehnmal mit seinen Umgebungen gejagt. Die Ortsnamen sind auf der Straße nach Kallipolis nicht weniger, als auf dem Wege nach Adrianopel verstümmelt, wie z. B. Mulghra statt Malghara, Karah Bekár statt Kara Bunar und gar Jeserar kinah statt Dschisr Erkene (die Brücke über den Fluß Erkene). Ende der S. 289 N.'s heißt es: daß der Sultan mit dem Großwesir, den Herren der Jagd und den innersten Pagen das Schloß der Dardanellen Kilidol bahr, d. i. Meerschlüssel, besucht habe. Hr. F., der diesen Namen gar nicht kennt, macht die Stadt Kallipolis daraus, und läßt die letzten sieben Zeilen aus, in welchen von dem Besuche des Grabmales Jasidschisades und dem dort abgesungenen Hymnus auf die Geburt des Propheten die Rede ist. Beym Datum der Rückkehr (19. Rebiulewwel) ist abermal der Wochentag, nämlich der Montag, ausgelassen; es heißt im Texte: »Der Sultan be»suchte abermal das Grab Ghasi Suleimanpascha's, bekleidete »den Sarg mit einem goldenen Ueberzuge, welcher aus dem gol»denen Gürtelkleide der Kaaba verfertigt worden war.« Hr. F., der von alledem nichts versteht, läßt es nicht nur allein aus, sondern verpflanzt noch ein Grab in die Kaaba!! he again visited the tomb of the heroic Soleiman Pásha, which, by this time, had been renewed and decorated after the manner of that in the Káaba. Hr F., der den Propheten in der Kaaba begräbt, weiß von dessen Begräbniß gerade so viel, als von dessen Geburtsfest (Mewlud), das er für das des Sultans hält. »Auf jener Station,« heißt es im Texte, »wurde abermal eine »Versammlung des edlen Geburtsfestes des Propheten gefeyert« [3]); bey Hrn. F.: the emperor's nativity was again celebrated at

---

[1]) Audan Birghose warilub.

[2]) Alcik awnullah.

[3]) Ol mensilde jene bir mewludi scherif dschemieti.

Rudosjuk. S. 291 N.'s und zwey Drittel der folgenden sind wieder unübersetzt, weil darauf das Detail der herrlichen Geschenke nach Mekka und Medina vorkömmt, wovon Hr. F. nicht das Geringste verstand. Besser für ihn und für die, so ihn lesen wollen oder müssen, wäre es gewesen, wenn er auch das letzte Drittel der S. 292 N's unübersetzt gelassen, und nicht die über alle Maßen ärgerliche Blöße gegeben hätte, das Kiaghadchane, d. i. die Papierfabrik, nach welcher der sogenannte Spaziergang nach dem süßen Wasser zu Konstantinopel benannt ist, in die Bibliothek des Sultans zu Beschiktasch zu verwandeln. Noch ärger kömmt es in den zwey letzten Zeilen derselben Seite, wo nach Auslassung dessen, was von der heiligen Nacht Berat gesagt wird, Hr. F. das Folgende angibt: he ordered Süli Mustafa Effendi, his own Imàm, to draw out a statement from authentic documents of all his royal children; im Texte steht dafür: »Er befahl dem sultanischen Imam Ssafi »Mustafa Efendi, dem Verfasser einer gründlichen Geschichte, »die Waisen der Seide (Prophetenverwandten) zu versammeln« *). Hier sind also der Geschichtschreiber Ssafi, der bekannte Fortsetzer Seadeddins, in Ssufi, die Geschichte desselben in ein authentisches Dokument und die Waisenkinder der Prophetenverwandten in königl. Prinzen verwandelt, für deren Zahl gleich darauf die der Waisenkinder angegeben wird! S. 294 N.'s ist zu Ende der Beschreibung der Reise des Sultans nach Adrianopel der Anfangsvers der berühmten Kaßide ausgelassen, welchen der Dichter Nefi bey dieser Gelegenheit auf Adrianopel gedichtet:

Ist Adrianopels Stadt ein Rosengarten?
Sind diese Köschke Paradiesesarten?

S. 295 N's fehlt der Titel: Bau eines Köschkes im Tersane (Arsenal), mit den vierzehn darauffolgenden Zeilen, und auf der folgenden Seite, wo wieder vom Garten des Tersane die Rede ist, verwandelt Hr. F. dasselbe in Terschane; so wenig ist sich bey ihm darauf zu verlassen, daß er auch die einfachsten Namen recht schreibe. Das Wort Tersane ist nichts als die Verstümmlung des arabischen Dareß-ßanaat, d. i. Haus der Kunst (Arsenal), und hat mit Chane nichts zu thun. Auf derselben Seite verfolgt der Kapudanpascha eine feindliche Flotte, welche zwischen Tine und Andros durch nach Papaslik und von da nach Koron und Modon gesegelt. Hr. F. räumt zwischen den Inseln des Archipels und der Küste Moreas dem Papste einige Häfen ein: and made their way to some of

*) Mueliſi tarichi assil Imami Sultani Ssafi Mustafa Efendijo eitami Seadati dschemi etmek bujurub.

the sea-ports belonging to his holiness the pope. Diese Phrase von funfzehn Wörtern mit den darin befindlichen Seehäfen Sr. Heiligkeit des Papstes hat Hr. F. aus dem einzigen Worte Papaslik, welches der eigene Name eines Felsenriffes oder Vorgebirges, herausgedrechselt; aber man wundere sich darüber nicht, daß Hr. F. dem Papste Seehäfen im Archipel zutheilt, da er ihn sogar S 306 in Ungern zum Herrn von Ssomborhely und Körmend macht: In the vicinity of the place where the confederates vanquished the German or Croatian army there were two fortresses or castles, which were under the dominion of the Pope. The names of these fortresses or castles were Sünbürhil and Karmand. Im Texte S. 223 steht bloß: »Die in jener Gegend gelegenen und zu »Papa gehörigen Schlösser Ssomborhel und Körmend wurden »erobert« [1]); alles andere ist reine Erfindung Hrn. F's, welcher hier Papa, so wie dort Papaslik, in den Papst, und noch obendrein, trotz des Islams des osmanischen Geschichtschreibers, in Se. Heiligkeit den Papst verwandelt hat. Mit der schon mehr als einmal gerügten Liederlichkeit sind S. 418 der Ueb. vierzehn Zeilen des Textes abermal als Note gedruckt, als ob sie dem Uebersetzer angehörten. Da Hr. F nicht einmal die Maina kennt, die er S. 420 Manciah schreibt, so ist ihm wohl noch weniger zuzumuthen, daß er die Inseln Sapienza und Mycone kennen sollte, deren erste auf derselben Seite als Borak, die zweyte als Mewkina erscheint. So auch der Beyname Sinope's, welche die Stadt der Liebenden heißt, S. 421 als Medinet-alashuk; während im Texte Medinetul-uschak steht. Da Hrn. F. Franken und Franzosen als synonym gelten, so erscheinen S. 423 die Florentiner, welche den Drusenfürsten Fachreddin unterstützten, als Franzosen. Nicht einmal die Drusen [2]), wiewohl dieselben im Texte gar nicht anders zu lesen sind, verwandelt er in Durzis, und belehrt in einer Note: dieselben seyen eine rauhe Rasse, welche in den Gebirgen von Libanon und von Kurdistan lebten! Wie er päpstliches Gebiet dem Archipel und der Eisenburger Gespanschaft einschaltet, so verpflanzt er auch Caphernaum nach dem Libanon: in the neighbourhood of Kufra-nahm (Capernaum). Im Texte S. 200 steht: »Sie gingen nach dem Versammlungsorte, Namens Kefre;« aus dem eigenen Namen Kefre und dem

[1]) Ol hawalide Papa tessarrufinde Ssomborhel we Kormend nam kalaaleri feth.

[2]) دروزي, N. S. 299.

perſiſchen Worte Nam, welches das engliſche Name und das deutſche Namen, ſtoppelt Hr. F. Caphernaum zuſammen, welches, wie bekannt, auf arabiſch Kefr Naim heißt. S. 426 d. Ueb. wird Sila (das alte Zela) in Zula, Kumuldſchina in Gomlajena verwandelt. S. 302 N.'s heißt es in drey Worten: »er ſchimpfte ſeine Würden den Mufti« [1]); Hr. F. paraphraſirt dieſe drey Worte in die folgenden ſechzehn: he showed the most marked disrespect for that august and venerable dignitary of the mosque. S. 427 iſt die Anekdote von dem Beſuche Naßuhpaſcha's mit dem Mufti gänzlich mißverſtanden und entſtellt, es heißt im Texte S. 302: »Der Padiſchah fragte »ihn zufällig, biſt du zum Molla (Mufti) gegangen?« [2]); dieſes überſetzt Hr. F.: they took an opportunity, however, to ask him whether he had been at the emperor's council. Hierauf heißt es im Texte: »Nachdem er geſagt, nein, ich bin noch nicht »gegangen, befahl ihm der Kaiſer durchaus zu gehen, er hatte »den Spruch: wem etwas wird aufgedrungen, der »iſt dazu gezwungen, in Vorſchein gebracht, und die obige »Art des Beſuches gewählt« [3]); Hr. F. überſetzt: but he answered that he had not gone though he had been invited to attend; and added some other things which seemed to intimate that matters were not right with him. Die letzte von Hrn. F. ſtatt des Sinnes der beyden arabiſchen Wörter: el memur medſchbur erfundene Phraſe gilt wörtlich von ſeiner Ueberſetzung, welche dem Texte ſo mancherley Dinge beyfügt, welche zeigen, daß es mit ihm nicht ganz richtig ſtehe; dafür ſind die drey darauf folgenden Zeilen ganz ausgelaſſen, ſo auch die ganze Seite 303, vermuthlich weil darauf ein Paar arabiſche Sprüche vorkommen. S. 432 der Ueb. heißt der kaiſerl. Geſandte Negroni Nikrüm und Bathori Baturi. S. 407 N.'s iſt wieder das Jahr 1024 ausgelaſſen, durch welche Liederlichkeit die Begebenheiten für den Leſer abermal in ein falſches Jahr verrückt werden. S. 308 N.'s wird geſagt, daß Lunkaſade zum Defterdar ernannt, und ſeinem Vorfahrer Bakipaſcha die Statthalterſchaft von Bosnien verliehen ward. Da Hr. F. das Wort Selefi (ſein Vorfahrer) nicht verſtand, macht er einen eigenen Namen daraus: and the government of Bosnia was

---

[1]) Dschenabi Muftiji ghaibet.

[2]) Meger Padischah Mollaje wardünmi dejü gendüden sual etmischler.

[3]) Chair warmadüm dedükde elbette war dejü ferman bujurmischler *el meemur medschbur* maanasini ischaren bugune fiaret ichtijar etdi.

conferred on Sulfi Baki Pásha. S. 309 N.'s beginnt der Abschnitt von dem Tode des Mufti Mohammed, des Sohnes Seadeddins, folgendermaßen: »Er war der geehrte Sohn Chodscha »Seadeddin Efendi's, des Lehrers Muradchan's«*); bey Hrn. F.: the venerable and amiable Mufti Effendi, who was tutor to Sultán Murád Khán. In der Uebersetzung kein Wort davon, daß Mohammed der Sohn Seadeddins gewesen, und obendrein der Sohn statt des Vaters zum Sultanlehrer gemacht. Hierauf gibt Hr. F. dem jungen Menschen noch einen Privatlehrer: a private tutor, wovon abermal kein Wort im Texte, so wie in der Uebersetzung kein Wort davon, daß er seines Vaters Mulasim gewesen. Wir haben oben gesehen, daß Hr. F. die Beförderung zu einer Rectorstelle an einem der acht Collegien an der Moschee Mohammeds II. in einen Ort Ssahan umgewandelt; dießmal aber macht er gar eine Aufführung bey Hof daraus; die zwey Wörter: Ssahne gelub, d. i. er kam an die acht Collegien, übersetzt Hr. F.: he was introduced at court. Diese Aufführung des Professors bey Hof ist ein eben so seltsames Taschenspielerstück der Uebersetzungskunde Hrn. F.'s, als gleich darauf die Einverleibung Mohammed Efendi's in das Corps der Historiographen: and was incorporated with the Historiographers. Wir lernen also hier durch Hrn. F. die Existenz eines ganzen Corps von Reichsgeschichtschreibern kennen. Wo mögen diese wohl im Texte zu finden seyn? es ist darin auch keine Spur, wenn es etwa nicht der folgende, von Hrn. F. ausgelassene Satz ist: »der Spruch: Haltet fest an dem Worte Mohammeds »und auf ihm beruhe die Entscheidung: gibt das Chronogramm auf »seine Muftischaft.« Da das Wort Tarich sowohl Chronogramm als Geschichte heißt, und Hr. F. von den fünf arabischen Worten gar nichts verstand, so fand er es am bequemsten, dieselben in ein corpus historicorum umzuwandeln, und diesem den Mufti einzuverleiben: he received a gratuity of six thousand pieces of silver heißt im Texte: »ein Lehen von 60,000 Aspern von »den Krongütern von Kalkandelen, wurde seiner Besoldung zu»gefügt.« Hier ist von keinem gratuiten Geschenke die Rede, und sogar die 60,000 Aspern sind in 6000 verwandelt; vom Lehen (Siamet), Krongute (Chaß), Besoldung (Rewatib) und dem Orte Kalkandelen kein Wort, weil Hr. F. davon keine Sylbe verstand. Deßhalb fand er es auch bequemer, die hierauf folgenden neun Zeilen ganz unübersetzt zu lassen. Hierauf folgen im Texte die Begebenheiten des Jahres 1025, bey Hrn. F. aber

*) Muaallimi Muradchani Chodscha Seadeddin Efendünün machdumi mukerremidür.

S. 441 die Begebenheiten des J. 1024, so daß wieder alle Begebenheiten durch dessen Liederlichkeit für den Leser um ein Jahr verrückt sind. S. 311 N.'s wird nach Hasanbegsade erzählt, daß als bey der Belagerung Eriwan's ein Kanonier auf das Serai Emirgune's gezielt, der unwissende und geizige Defterdar demselben zugeschrien: daß er nicht des Padischah's Serai verwüsten möge, weil er durch seinen Geiz zu dem Wunsche verleitet worden, sich in den Besitz des unbeschädigten Serai zu setzen. Nun höre man Hrn. F.: instead of hitting it, it struck the house of the avaricious Shah's ignorant chancellor, and shattered it to pieces. He tried a second time, but failed. In diesen zwey Zeilen allein ein Wald von Irrthümern und Unwahrheiten: 1) steht im Texte kein Wort davon, daß der Kanonier sein Ziel nicht getroffen; 2) wird der unwissende Defterdar des türkischen Lagers zu dem der persischen Festung; 3) das Serai Emirgune's zu dem Pallaste dieses angeblichen persischen Defterdars gemacht; 4) wird dieser Pallast in Stücken zerschossen; 5) zielt der Kanonier zum zweyten Male und 6) fehlt er. Von alledem kein Wort im Texte, und so übersetzt Hr. F. fast durchaus vom Anfange bis auf das Ende. Selten verstümmelt er die eigenen Namen einmal wie das andremal, sondern immer auf verschiedene Weise. So heißt z. B. der bekannte Woiwode der Moldau Kaspar Gratiani S. 437 Gashir Ghurajeiyan und S. 445 Ghraj-ban Gasper. Der kaiserliche Gesandte, der Freyherr von Czernin, heißt ebenda the hákim of Prague und der kaiserl. Botschafter Cesare Gallo heißt S. 446 Charizghal. S. 315 N.'s fehlt abermal der Abschnitt der Begebenheiten des Jahres 1026, so daß der Leser der Uebersetzung immer noch die Begebenheiten des J. 1024 liest. S. 451 ist das einzige Datum, welchem in der Uebersetzung ein europäisches beygegeben, und dieses ist falsch. Hr. F. setzt nämlich den 23. Silkide 1026 als den 17. November 1617 an, es ist aber der 22ste, welcher (Sonntagsbuchstabe A) auf einen Mittwoch fiel, so daß die Angabe N.'s: in der Nacht, welche dem Donnerstag vorherging, d. i. in der Nacht des Mittwochs, der Berechnung des 16. Julius d. H. an entspricht. Naima sagt von Ahmed: daß er als Dichter den Namen Bachti, d. i. der Glückliche *), angenommen, und daß dieses Wort die Jahreszahl der kaiserl. Thronbesteigung gebe. Dieß übersetzt Hr. F. folgendermaßen: his reign is embalmed in the pages of poetry as tho most prosperous. Hierauf erzählt Naima, daß Mahmud Efendi von Skutari zur Waschung des Leichnams

*) Schiirde machlassi scherifleri Bachti dür ki tarichi dschulusi humajunluridür.

eingeladen, daß dieser aber seines hohen Alters willen dieselbe seinem Jünger Schaabandede aufgetragen, wovon kein Wort bey Hrn. F., der in der Folge den Dede in Deddán verwandelt. Die ganze S. 319 N.'s, welche die Gesetzgelehrten der Regierung S. Ahmeds enthält, ist ausgelassen; deßgleichen S. 320 der Abschnitt der Begebenheiten des Jahres 1027, so daß durch Hrn. F.'s slovenliness und slothfulness der Leser noch immer die Begebenheiten des Jahres 1024 zu lesen wähnt. S. 325 N.'s fehlt eben so der Abschnitt des Jahres 1028, so daß der Leser gar um vier Jahre zurückgesetzt ist. S. 425 der Ueb. wird das berühmte Kloster Mahmud Efendi's zu Skutari in das Mohammed Efendi's verwandelt. Auf derselben Seite fehlt die ganze Substanz der persischen Botschaft, nämlich nicht weniger als zwölf Zeilen des Textes.

Zwey der lächerlichsten Mißgriffe des Uebersetzers sind die Stellen seiner Uebersetzung S. 116 und S. 335, in deren erster er von Erlauer Pferden (Agria horses) und in der zweyten vom päpstlichen Legaten Steph. Bocskai's in Ungern (Petrus the Pope's legate in Hungary spricht. Die Erlauer Pferde sind nichts als gesattelte Pferde (Egerlü at), welches Hr. F. als Agralü at las, wiewohl der Endbuchstabe He, welcher in der türkischen Schrift den Unterschied zwischen Eger (der Sattel) und Agra (Erlau) macht, nicht da ist. Der angebliche Legat ist der Kaplan Peter Alvinczy Steph. Bocskai's, dessen fanatischer Protestantismus statt einen päpstlichen Legaten anzunehmen denselben in die Hölle gewünscht hätte. Hr. F. ist in der ungrischen Geschichte und Geographie gleich bewandert, als Belege seiner Unkunde in der letzten tragen wir hier das oben angeführte Verzeichniß ungrischer Ortsnamen nach, welche Hr. v. Gévay nach ihrer ursprünglichen Aussprache und Schreibweise zu berichtigen so gut gewesen *).

*) *Babócsa* heißt bey Fraser S. 148 Bubofchè; *Bács* S. 106 Bajka, S. 139 Baj, S. 208 Batchka; *Bátaszeg* (Bátaszék) S. 136 Banús; *Baranyavár* S. 147 Púrnawar; *Becskerek* S. 115 Betchgarak; *Berzencze* S. 149 Perezancha, S. 171 Perzentcha; *Bogács* S. 77, 79, 155 ꝛc. Mebaj; *Buda* (Ofen) Bodin, Budin, Buda; *Csanád* S. 112 Jena, S. 117 Jenad; die Insel *Csepel* S. 230 Chil; *Drégely* S. 138 Waragil; *Erdély* (Siebenbürgen) Ardil; *Erdöhegy* S. 118 Ordübek; *Eszék* (Essek) Usk; *Esztergom* (die Stadt Gran) Osterghún; *Földvár* S. 228 Kürwah; *Fülek* S. 20 Felk, S. 205 Filk; *Garan* (der Fluß Gran) S. 139 Warad; *Görösgál* S. 164 Ghurizghár; *Györ* (Raab) S. 29 Yanuk, Kilvár, dieses aus *Györvár*, dem ungrischen, jenes aus Janik, dem türkischen Namen Raabs verstümmelt; *Gyula* S. 123 Gula (Julia), S. 434 Gullah; *Halvan* Khutwán;

Wir sind nun an's Ende dieser ärgerlichen Uebersetzung gelangt, und haben leider gefunden, daß der Uebersetzer selbst durch den Verlauf seiner Arbeiten nichts gelernt, daß sich seine Sprach-

---

der Fluß *Ipoly* (die Eipel) S. 139 Abyúl; *Kanizsa* Kaniza, Canischa, und S. 149 gar Chanisca, situate in an island in the river Brak, welcher river aus dem nicht verstandenen ungrischen Worte berek (ein mit Gesträuch bewachsener Sumpf) entsprungen ist; *Kapornak* Kapernak; *Kaposvár* S. 165 Kushwar; *Karansebes* (Karanschebesch) S. 116 Sibish; *Kassa* (Kaschau) S. 281 Wakasha (im Türkischen: we Kaſcha, d. i. und Kaschau); *Kecskemét* S. 139 Geshgaemida, S. 208 Keshkemet; *Kis-Komárom* (Klein-Komorn) S. 179 Komran, S. 155 Kish, Komar; *Komárom* (die Stadt Komorn) Komran; *Koppány* S. 137 Kupán, S. 149 Kopan, S. 165 Koban; *Körmönd* S. 306 Karmand; *Lak* S. 149 Lawah; *Lippa*, Lipa, Lipah, Lipovah: *Lugos* S. 116 Loghúsh; der Fluß *Maros* (Marosch) S. 117 Murish; *Mogyoród* S. 137 Amrúdli; *Mohács* Mehaj, wie oben *Bogács*; *Muraköz* (die Murau) S. 149 Mekumúria, S. 165 Mekomúriah, S. 290 Mekamúriah und S. 466 gar the German peloponnesus; *Nógrád* Novograde; *Pallén* S. 193 Paulet; *Palota* Pulata, Polata, Polatah, S. 17 auch Palaha; *Pancsova* (Pantschowa) S. 113 Petscheva; *Pápa* (Papa) schreibt Fraser immer richtig, nur S. 306 hat er das Unglück, es zum Papſte zu erheben; *Pécs* (Fünfkirchen) nennt er Pechevi, Petchevi; *Segesd* S. 165 Sekish; *Siklós* S. 156 Shuklúsh, S. 173 Skuhulwish, S. 199 Shuklúwish, S. 197 Shuklúshka (im Türkischen: Schikloſchde, d. i. in Siklós); *Somoskő* S. 22 Shúmushka; *Szanda*, vormals *Zonda*, S. 21 Sunta; *Szécsény* S. 205 Sitchan; *Szeged* (Segedin) Segdin; *Székesfejérvár* (Stuhlweißenburg) ohne Ausnahme Alba Julia, or Weissenburg in Siebenbürgen, z. B. S. 17, 34 ꝛc.; *Szent-Márton* (Martinsberg) S. 29 Semarin; *Szent-Mihály* (an der Zſitva) S. 139 Segmehal; *Szerem* (Syrmien) Serim, Sirim; *Szigetvár* gewöhnlich Sigetwar, aber S. 61, 62 auch Scutari, und zur Abwechslung S. 104, 105 Uskudár; *Szlankament* S. 73 Islancúmin; *Szolnok* Solnuk, Solnak, S. 76 auch Sonluk, nach einem Druckfehler des türkischen Originals; *Szombathely* (Steinamanger) S. 306 Sunbúrhil; *Tétel* (Tittel) S. 73 Tetul; *Temesvár* Temisvar, Temishvár; *Tisza* (die Theiß) Tisse, Tise, Tibiscus; *Vácz* (Waitzen) Wáj, Waj; *Váll* S. 100 Dál und S. 17 gar Dallderese, das durch Väller Thal zu übersetzen war; *Várad* (Nagy-Várad, Großwardein) ist überall gut durch Warad gegeben, nur läßt Fraser S. 118 die Gärten dieser Stadt bis Pesth reichen, während dieselben bey Naima sich bloß gegen Pesth ausbreiten; *Veszprém* schreibt er Besperim; *Világos* S. 117 Dilagúsh; *Visegrád* (Plintenburg) Vishégrade; *Vörösvár* S. 137 Kizil-hisár; *Zimony* (Semlin) Simrún, Zimún, Zimrún, Zimmún; *Zombor* S. 208 Sonbúr, S. 106 Sumber, und den Fluß *Zsitva* S. 437 Sidova.

unkunde und seine allgemeine Unwissenheit in historischen und geographischen Sachen vom Anfange bis zum Ende gleich geblieben, ja daß sogar seine Nachlässigkeit und Liederlichkeit gegen das Ende noch zugenommen, indem durch Weglassung der Jahrestitel die Begebenheiten der letzten fünf Jahre in Eins zusammengerückt worden sind. Als letztes Belege, daß sich Hr. F. als Geograph und Uebersetzer vom Anfange bis zum Ende gleich geblieben, führen wir noch von der vorletzten Seite das folgende Beyspiel an. Es handelt sich um die Erzählung eines Falles von Luftsteinen i. J. d. H. 1028 (1618); dieser Abschnitt ist im V. Bande der Fundgruben S. 163 zuerst übersetzt worden, und von da in die neuesten Geschichten der Aerolithen übergegangen. Da Hr. F. die letzte Jahreszahl S. 440 als 1024 (falsch statt 1025) angesetzt, so ist zuerst für den Leser der Uebersetzung das Datum um fünf Jahre verrückt. Die Ueberschrift dieses Abschnittes heißt in Naima S. 326: Seltsame Begebenheit und himmlische Zeichen an Ungerns Gränze[1]). Diese Ueberschrift epitomirt Hr. F. in die zwey Worte: a remarkable phenomenon. Hierauf heißt es im Texte: »Von dem »Statthalter Ofens Karakasch Mohammedpascha kam die Anzeige, »daß in der Mitte Schaaban's in dem nördlichen Theile Ungerns, »in dem deutschen Distrikte der Mur Nachmittags eine schwarze, »runde Wolke erschien [2]). Bey Hrn. F.: in a communication from Mohammed Pàsha, commandant of Buda, it was stated, that one afternoon, about the middle of the month of Shábán there appeared in the German Peloponnesus on the north of Hungary, a black circular cloud, from which blood dropped like rain. Zuerst fehlt in der Uebersetzung Karakasch, d. i. der mit schwarzen Augenbraunen beym Namen Mohammedpascha's, dann erscheint ein geographisches Ungeheuer, der deutsche Peloponnes im Norden von Ungern. Augenscheinlich las Hr. F. den Namen der Mur als Morea, und nahm Morea als Peloponnes für synonym mit Halbinsel; eine solche Halbinsel verpflanzt seine geographische Gelehrsamkeit in den Norden von Ungern als germanischen Peloponnes!!! Mit der 466. Seite der Uebersetzung endet dieselbe auf der 327. S. N.'s. Diese 327 Seiten des Textes sind in der That die Hälfte des ersten Bandes, und also, wie Hr. F. sagt, beyläufig ein Viertel des ganzen

[1]) Wakaai gharibe we alaimi semawije der serhaddi Ungrus.

[2]) Budin muhafisi Karakasch Mohammedpaschaden arf gelub ewasiti Schaabande Hungaria sshümalinde dijari Nemdscheden Mura ölkesinde wakti aasrde bir siah mudewwir bulut fahir olub.

Werkes. Von diesen 327 Seiten hat er aber die ersten 35 der Einleitung ganz und gar unübersetzt gelassen, und eben so viele Seiten, die wir oben nach Theilen und nach Zeilen (eine Seite Naima's hat 33 Zeilen) angegeben haben, sind uns im Laufe flüchtigen Durchlesens als unübersetzt aufgestoßen. Es werden der unübersetzten, uns nicht aufgefallenen, wohl noch eine gute Zahl mehr seyn; aber schon die von uns als unübersetzt bemerkten 70 Seiten allein sind mehr als ein Viertel, welches von dem angeblichen Viertheile Naima's unübersetzt geblieben. Hätte Hr. F. wenigstens in der Vorrede offen gestanden, daß er, was ihm durchaus unverständlich schien, rein ausgelassen, hätte er, wenn er sich dieses Geständnisses schämte, wenigstens gesagt, daß er bloß im Auszuge übersetzt habe, so würde er die Kritik wenigstens nicht gezwungen haben, ihn durchaus Lügen zu strafen; so aber untersteht er sich, seine Vorrede mit der Versicherung zu schließen, er habe sich alle Mühe gegeben, ehrlich und getreu (honestly and fairly) zu übersetzen, und die Uebersetzung möge nun für sich selber sprechen (we leave it to speak for itself). Wie dieselbe für sich spricht, haben wir zur Genüge gezeigt, wir würden uns sogar den Vorwurf machen, mehr als nöthig damit die Geduld der Leser in Anspruch genommen zu haben, wenn uns nicht die doppelte Pflicht obgelegen hätte, einerseits alle Geschichtsforscher, welche sich nur an Uebersetzungen halten zu müssen in dem Falle sind, vor dieser Uebersetzung als einem gänzlich verstümmelten, entstellten und verfälschten Machwerk zu warnen, und andererseits dem Uebersetzungsausschusse der asiatischen Gesellschaft, welcher die demselben vorgelegte Beurtheilung *) der ersten stümperhaften Uebersetzung Hrn. F.'s nicht beachtet hat, die Beweise seiner gänzlichen Unkunde des Türkischen in vervielfältigten Proben darzulegen. Hinsichtlich des trefflichen Gehaltes des Urtextes und der gänzlichen Unbrauchbarkeit der Uebersetzung können wir Hrn. F.'s Uebersetzung nur einer einzigen anderen, nämlich seiner eigenen der bosnischen Kriege oder der des Dschihannuma von Norberg an die Seite stellen; so trefflich und brauchbar das Dschihannuma als geographische und Naima als historische Quelle, so elend und unbrauchbar sind die Uebersetzungen Norberg's und Fraser's. Es ist also recht sehr zu wünschen, daß der Uebersetzungsausschuß künftighin den schönen Druck und das schöne Papier auf gelungenere Uebersetzungen, als auf solche verwenden möge, welche, wie diese, für das Beste der Wissenschaft nur zum Einstampfen gut sind. Diesen frommen Wunsch haben wir schon vor einem Jahre bey

*) Jahrb. der Literatur, LIII. Bd., S. 54 — 59.

der dem Uebersetzungsausschusse zugesandten Beurtheilung von Hrn. Fraser's Uebersetzung der bosnischen Kriege geäußert, aber der Ausschuß hat nichts desto weniger in seinem dritten Berichte Hrn. Fraser als den geschickten Uebersetzer der bosnischen Kriege mit 25 Pfund Sterling zu belohnen angetragen: They propose that a pecuniary reward of 25 L. be offered to C. Fraser Esq., the *able* translator of the History of the War in Bosnia.

In der That! wie diese Anzeige dargethan: a most able translator! J. v. Hammer.

Art. II. Die Dichtkunst der Chinesen. Erste Epoche. Confucii Chi-king, sive liber Carminum. Ex latina P. Lacharme interpretatione edidit Julius Mohl. Stuttgartiae et Tubingae sumptibus J. G. Cottae 1830. 8.

(Schluß.)

Wir machen jetzt den Anfang mit den Gesängen der verschiedenen Reiche. Das Liederbuch beginnt mit mehreren zusammenhängenden und in sich ein Ganzes bildenden Romanzen; sie sind nicht selten gereimt und regelmäßig gebildet. Es wäre wohl nicht unpassend, sie mit den Romanzen des Cid zu vergleichen. Es würde zwecklos seyn, den chinesischen Text, der ohne die Charaktere doch nicht verständlich ist, ganz hierher zu setzen. Es sind hie und da gereimte Strophen von vier Füßen, wovon Folgendes eine Probe:

Kuan kuan Tsu-kin, tsai ho tschi tscheou
Yaou tiaou scho niu, kiun tse hao kieou *).

I. Die jung vermählte Königin.

»Auf der einsamen Insel des Stromes singen harmonisch die Vögel Tsu kiu; in stiller Zurückgezogenheit liebt das herrliche Weib sich mit dem Trefflichen zu verbinden.«

»Rechts und links ranket ordnungslos die Wasserpflanze Hing tsai, in stiller Zurückgezogenheit sehnt sich nach ihm schlafend und wachend das treffliche Weib.«

»Sie sehnt sich nach ihm, kann nicht schlafen, nicht wachen, in Gedanken versunken, — gedankenvoll sich dehnend und zwendend, sich wendend und dehnend.«

»Rechts und links pranget herrlich die Wasserpflanze Hing tsai; in stiller Zurückgezogenheit spielt melodisch das treffliche Weib die Instrumente Kiu und Tse.«

---

*) In den Commentatoren aus der früheren Zeit und der Tangdynastie wird nichts über den verschiedenen Ton der Wörter im Schi king bemerkt. Deßhalb wurde bey den Oden des Liederbuches die Accentbezeichnung weggelassen.

»Rechts und links treibt Blätter die Wasserpflanze Hing tsai; in stiller Zurückgezogenheit macht Musik das treffliche Weib mit Glocke und Schelle.«

Dieses Lied gehört zu der Klasse, die Hing genannt wird. Sämmtliche Strophen, die dritte ausgenommen, fangen mit einer Vergleichung oder einem Bilde an, das mit dem Inhalte des zweyten Theiles der Strophe in genauer Verbindung steht, und ihn erläutert. Die chinesischen Commentatoren wissen genau, von welcher Königin hier die Rede ist; es scheint aber dem chinesischen Liederbuche wie dem hohen Liede Salomonis ergangen zu seyn. Man dachte sich, es könnte so seyn, und behauptete darauf unbedingt, es sey so. Dieses, so wie die nachfolgenden Lieder, kommen übrigens aus der Feudalherrschaft Tscheou nan, die in dem heutigen Distrikte Fong torang fu der Provinz Schen si gelegen war.

Die Tsu kiu sind eine Falken- oder Habichtsgattung mit sehr tiefliegenden Augen, sie hießen unter der Tangdynastie jenseits des Kiang Go. Sie halten sich gewöhnlich auf den kleinen Inseln in dem Kiang-Fluß auf, und leben von Fischen. Männlein und Weiblein sollen gegenseitig von großer Liebe durchdrungen seyn, und in der größten Harmonie mit einander leben. Durch dieses Bild wird die Glückseligkeit des neuen Ehepaars geschildert. Wie von der andern Seite die Wasserpflanze gleichsam unruhig und sehnsuchtsvoll nach allen Seiten sich hinbewegt, wie sie herrlich pranget, wie sie Blätter treibt zur Nahrung, so sehnsuchtsvoll, so herrlich, so nach allen Seiten hin wirkend ist die jungvermählte Königin. Dieß ist ein Auszug aus den weitschweifigen Commentaren der einheimischen Herausgeber des Liederbuches. Lacharme, der den Zusammenhang der Lieder der Abtheilung Tscheou nan ganz übersehen hat, hielt dieses erste Lied für ein Epithalamium, und übersetzt die einzelnen Strophen, ohne irgend nur an den Zusammenhang des Ganzen zu denken. Folgendes ist die Uebersetzung des Missionärs:

Epithalamium.

Aves Tsu-kiou in aquaticis terris mas et foemina ambae vices agunt suas cantando. Plenam majestatis, oris splendore et eximia virtute puellam vir sapiens matrimonio jungere gaudet.

In aequali altitudine plantam King-tsai dictam, modo ad dextram, modo ad sinistram usque ferri videmus, quo aqua, in qua adcrevit, ipsam impellit. Puellam nostram vigilando, dormiendo exoptant, cumque hanc sibi velint in uxorem, necdum obtinuerint, ipsam vel inter quiescendum,

sive vigilent, sive dormiant, usque cogitant; et in lecto versant corpus in omnes partes, modo supini modo in faciem jacentes.

Plantae nostrae hinc inde fit delectus. Plena majestatis est, oris splendore et eximia virtute puella. Kiu et Che fit concentus musicus.

Planta nostra hinc inde decerpta suscipitur. Plena majestatis est, oris splendore et eximia virtute puella. Campanae et tympani sonis musicis aures recreantur *).

II. Die Königin kehret heim zu den Aeltern.

»Die Pflanze Ko, ausgewachsen, verbreitet sich im Thale und treibet Blätter in Fülle, in Fülle. Der Gelbvogel im Fliegen, so fliegt er im dichten Wald, und es erschallet sein Gesang, sein Gesang.«

»Die Pflanze Ko verbreitet sich im Thale und treibet Blätter schon lange, schon lange; diese schneide ab, diese koche, spinne dünne Fäden, dicke Fäden zu Kleidern unverwüstbar.«

»Mir ward das befehlende Wort von der Erzieherin; mir ward das befehlende Wort, das Wort zurückkehren. Bereitet meine Werktagkleider und richtet zu mit Fleiß mein feines tägliches Gewand; sehet zu, welches des Ausbesserns bedarf, welches nicht, — ich kehre sicherlich zurück zu Vater und Mutter.«

Das Lied verherrlicht die vor Kurzem verheiratete Frau, die aus der Flachspflanze Ko sich vortreffliche Kleider verfertigt hatte

*) Mehrere Stellen dieser Uebersetzung verstoßen nicht allein gegen die Regeln der chinesischen Grammatik, sondern sind auch so unschicklich — man überlese nur genau die Uebersetzuug der zweyten Strophe — daß sie Confucius nimmermehr in seiner Sammlung aufgenommen hätte. Wir bemerken hier nur noch, daß das Ende der ersten Strophe des chinesischen Textes: Hao kieou, Liebe, glückliche Vereinigung, wahrscheinlich zum Titel des bekannten, von Davis von Neuem übersetzten Romanes: Hao kieou tschuen, gedient hat. Dieß ist eben eine der großen Schwierigkeiten der chinesischen Literatur, daß man allenthalben bloß den Einheimischen bekannte Anspielungen auf einzelne Stellen der alten Monumente vorfindet. Sieht nämlich der chinesische Literator die Charaktere Hao kieou, so fällt ihm gleich die Ode des Liederbuches ein, und er weiß, wovon die Rede ist. Die chinesischen Beyspiele in Dr. Morrison's tonischem Lexikon sind nicht selten unrichtig übersetzt. Morrison hat nämlich die Beyspiele aus den chinesischen Wörterbüchern genommen und ins Englische übertragen, ohne sie in den Werken, aus denen sie entlehnt sind, nachzulesen. Im Chinesischen ist es aber beynahe unmöglich, den bestimmten Sinn abgebrochener, aus dem Zusammenhange gerissener Sätze heraus zu bringen. So übersetzt Morrison unter Kieou (Tonisches Lexikon, Nr. 6297) die Worte Kiun tse hao kieou der zweyten Linie unserer ersten Strophe durch the laudable courtship pursued by a goodman.

— Seide und Flachs spannen in alten Zeiten alle Weiber Chinas, von der Kaiserin bis zur gemeinsten Hausfrau — und deren Stimme im Hause herrlich erklingt, wie die eines gewissen gelben Vogels, Hoang niao oder auch Tschuenschu genannt. Die Erzieherin, die die junge Frau in den Pflichten ihres Standes und den Tugenden einer Gemahlin zu unterrichten hatte, mußte wenigstens funfzig Jahre alt und kinderlos seyn. Diese Erzieherin sagt nun zur jungen Frau, daß es jetzt Zeit ist, den Aeltern den nach der Heirat üblichen Staatsbesuch zu machen. Die Königin kehrt demnach ins älterliche Haus zurück, um die Pflichten der Pietät zu erfüllen. Die zwey ersten Strophen dieses Liedes gehören zur Klasse Hing, die dritte zu der, Fu genannt. Es ist nicht selten der Fall, daß die verschiedenen Klassen in einem Liede vermischt vorkommen. Dieß ward ausdrücklich von den Commentatoren bemerkt [1]).

III. Sehnsucht der Königin im älterlichen Hause.

»Sie pflückt, sie pflückt Ringelblumen, und das Körblein wird nicht voll; ach ich fühle Sehnsucht nach einem Manne, der ferne wandelt!« [2]).

»Jagt' ich durch bergiges Land, und mein Pferd wäre ermüdet, dann tränk' ich Wein aus jenem goldnen Pokale mit den Meinen, und die Sehnsucht wär' gestillt.«

»Sprengt' ich über hohe Felsen, und mein Pferd würde blau und gelb, dann tränk' ich Wein aus jenem Horngefäß mit den Meinen, und die Gedanken der Schwermuth wären zu Ende.«

»Hätt' ich doch jene steilen Abhänge erstiegen, wären auch die Pferde erkrankt, die Freunde erkrankt..... ach für jetzt kann ich bloß seufzen!«

Die junge Frau sieht sich schon, wie sie über Berg und Thal davoneilt, heimkehrt zu ihrem Gemahle und den Wein des Opferfestes kostet, das zur Feyer ihrer glücklichen Zurückkunft veranstaltet wird; — von ihren Träumen erwachend, bleiben ihr bloß Seufzer. Dies Gedicht gehört zur Gattung Fu.

---

[1]) Lacharme hat den Anfang der dritten Strophe durchaus unrichtig übersetzt. Er sagt nämlich: Magistram suam monere satagit (recens nupta) his verbis: significa, inquit, me cogitare de invisendis parentibus meis, während die chinesischen Worte des Textes Yen kaou sse schi von dem Commentator Tsching ganz richtig durch Ngo kien kiao kaou ju niu sse ye, d. h. mir wird befohlen von der Erzieherin, erklärt werden. Durch Kien (5755 des tonischen Lexikons) bilden die Chinesen gewöhnlich das Passivum. Ueber den Ausdruck kien kiao sehe man Prémare Notitia linguae sinicae. Malacca 1831, S. 64.

[2]) Lacharme hat hier noch die Worte: hoc dicto in viam regiam projicit canistrum, wovon nicht die mindeste Spur im Texte zu finden ist.

IV. Wie die Königin, zurückgekehrt zu ihrem Gemahle, im Hauſe waltet.

»In Süden lebt ein Baum mit gebogenen Zweigen, und das Epheu Ko umſchlingelt, umzingelt ihn; Freude bringt dieß dem Trefflichen, Glückſeligkeit folgt ihm unwandelbar.«

»Im Süden lebt ein Baum mit gebogenen Zweigen; das Epheu Ko umſchlingelt, umkreiſelt ihn; Freude bringt dieß dem Trefflichen, Glückſeligkeit erhebet ihn.«

»Im Süden lebt ein Baum mit gebogenen Zweigen, das Epheu Ko umſchlingelt und umflicht ihn. Freude bringt dieß dem Trefflichen. Glückſeligkeit im Uebermaß.«

Die Königin iſt der Baum im Süden, d. h. in dem Diſtrikte Tſcheou nan, Tſcheou gegen Süden; Nan heißt nämlich Süden. Die Königin regiert in Eintracht alle Frauen zweyten Ranges, die friedlich ſie umſchlingen, wie das Epheu den Baum; dieß bringt Glück dem Hauſe und erfreuet den Gemahl. Die chineſiſchen Commentatoren wiſſen wiederum, von wem hier die Rede iſt. Dies Lob bezieht ſich nämlich nach ihnen auf die Königin Tai ſse, die durch ihr treffliches Hausregiment ihren Gemahl Wen wang erfreute. Dieſes Lied gehört übrigens zur Gattung Pe, die, wie oben weitläufiger aus einander geſetzt wurde, in bloßen Vergleichungen beſteht [1]).

V. Fruchtbarkeit der Königin.

»Ihr Schmetterlinge Tſchong ſe, wie fliegt ihr in Maſſen, in Maſſen! Wie erzeugt ihr Nachkommenſchaft in fortlaufender Reihe ungeſtörter Harmonie.«

»Ihr Schmetterlinge Tſchong ſe, wie fliegt ihr in großen Zügen, in großen Zügen! Wie erzeugt ihr Söhne und Enkel in fortlaufender Reihe ungeſtörter Harmonie.«

»Ihr Schmetterlinge Tſchong ſe, wie fliegt ihr in Schwarm, in Schwarm! Wie erzeugt ihr Generationen in fortlaufender Reihe ungeſtörter Harmonie!«

Die Fruchtbarkeit der Königin wird mit einer Gattung von Schmetterlingen verglichen, die nach den Commentatoren 99 Junge auf einmal hervorbringen; als vorzügliche Eigenſchaft wird ihnen noch nachgerühmt, daß ſie gar keine Eiferſucht kennen. Dieſes Lied gehört, wie das vorhergehende, zur Gattung Pe [2]).

---

[1]) Lacharme ſagt kein Wort über den Zuſammenhang dieſer Vergleichung; ſeine Ueberſetzung iſt auch ohne allen Zuſammenhang. Die erſte Strophe lautet folgendermaßen. In (monte) Nan (Chan) videre est arbores inferiore parte incurvas, juxta quas pensilis serpit planta Ko-laei. Quam belle contigit, quam beate! Sapientibus et amore dignis hominibus!

[2]) Lacharme, der die Tſchong ſe im Texte richtig papiliones nennt, ſagt in der Anmerkung S. 222, daß ſie eine species locustae wären.

VI. Die Königin ordnet die Heiraten.

»Jener Pfirſichbaum, wie zart, wie zart, wie prächtig, prächtig iſt ſeine Blüthe; dieß iſt die Braut, die in ſchicklicher Zeit dahinwandelt, ein eigenes Haus zu gründen.«

»Jener Pfirſichbaum, wie zart, wie zart, wie vollrund ſeine Frucht; dieß iſt die Braut, die in ſchicklicher Zeit dahinwandelt, ein eigenes Haus zu gründen.«

»Jener Pfirſichbaum, wie zart, wie zart, ſeine Blätter wie üppig, üppig; dieß iſt die Braut, die in ſchicklicher Zeit dahinwandelt in das Haus des Bräutigams.«

Die Blüthenzeit des Pfirſiſchbaumes iſt die ſchickliche Zeit zum Heiraten; zu dieſer Zeit verbindet die Königin im Lande Tſcheau nan Jüngling und Jungfrau. Der Mann ſoll nach der Anſicht der Chineſen, wenn er heiratet, dreyßig, und die Jungfrau zwanzig Jahre alt ſeyn; ein Frauenzimmer von funfzig und ein Mann von ſechzig Jahren ſollten gar nicht mehr heiraten. Dieſes Lied gehört übrigens zur Gattung Hing.

VII. Des Landes Segen.

»Bedachtſam und emſig werden Netze gelegt den Haſen, und es erſchallet der Klang der Pflöcke (woran nämlich die Netze befeſtigt werden); Bogen und Mauern ſind die Fürſten und rüſtigen Krieger.«

»Bedachtſam und emſig werden Netze gelegt den Haſen auf Weg und Steg; liebende Freunde ſind die Fürſten und rüſtigen Krieger.«

»Sorgſam und emſig werden Netze geſtellt den Haſen im Walde: eine Seele ſind die Fürſten und rüſtigen Krieger.

Aus den im ſchicklichen Alter geſchloſſenen Heiraten entſtehen tüchtige Männer jeglicher Art; Jäger, Krieger und Fürſten und das Land genießt der Ruhe. Die Chineſen betrachten, ſo wie die alten Griechen und Römer, die Jagd als eine Vorbereitung zum Kriege und als Stellvertreterin desſelben in Friedenszeiten. Durch den Ausdruck, »den Haſen werden Netze gelegt,« ſoll nach den Auslegern angedeutet werden, daß man gegen Räuber und Ruheſtörer gute Vorkehrungen getroffen habe. Lacharme verfiel auch bey der Ueberſetzung dieſer Ode in mehrere Irrthümer; er glaubt, es wäre hier in der That von der Jagd die Rede *). Dies Lied gehört zur Klaſſe Hing.

---

*) Firma sunt retia quae leporibus venandis parantur. Dum humi figuntur retia repetitis ictibus. qui cietur, strepitum juvat audire. Fortes viri; generosi milites sunt Principi nostro Kong-heou pro scuto, pro muro. Lacharme widerſpricht ſich ſelbſt, da er in der Note ſagt: Kong heou est titulus reguli. Wie konnte der Kaiſer Wen wang mit dem Titel eines regulus benannt werden. Wenn auch die chineſiſchen Ausleger nicht alles, was zu dem Verſtändniſſe dieſer Stelle gehört, bemerken würden, ſo würde der Kundige von ſelbſt wiſſen, daß unter

VIII. Vorsicht der Königin.

»Pflücket, pflücket das Kraut Foh i,
Wohlan, spricht sie, pflücket das Kraut.
Pflücket, pflücket das Kraut Foh i,
Wohlan, spricht sie, bewahret das Kraut.«

»Pflücket, pflücket das Kraut Foh i,
Wohlan, sammelt das Kraut.
Pflücket, pflücket das Kraut Foh i,
Wohlan, haltet das Kraut.«

»Pflücket, pflücket das Kraut Foh i,
Wohlan, spricht sie, traget bey euch dieses Kraut.
Pflücket, pflücket das Kraut Foh i,
Wohlan, spricht sie, traget bey euch dieses Kraut.«

Das Kraut Foh i bewirkt eine leichte Geburt, und deßhalb befiehlt die Königin den Frauen, sich mit diesem Kraut zu versehen. Dieses Lied gehört zur didaktischen Gattung, und ist im Originale von außerordentlichem Wohllaute und sehr regelmäßig gebildet; es besteht nämlich in vierfüßigen Zeilen, wovon vier eine Strophe bilden. Alle Zeilen endigen mit einem und demselben Reime.

Tsai, tsai Foh i,
Pŏ yen tsai tschi.
Tsai, tsai Foh i
Pŏ yen yeou tschi.

Tsai, tsai Foh i,
Pŏ yen tŏ tschi.
Tsai, tsai Foh i,
Pŏ yen luŏ tschi.

Tsai, tsai Foh i,
Pŏ yen hiĕ tschi.
Tsai, tsai Foh i,
Pŏ yen kiĕ tschi.

Nicht weniger melodisch ist das folgende Lied, das in achtfüßigen Zeilen besteht, wovon vier eine Strophe bilden, deren zwey letzte Zeilen als Refrain immer wiederkehren. Unsere prosaische Uebersetzung macht höchstens darauf Anspruch, den Sinn des Liedes genau wieder zu geben.

---

den Charakteren Kong heou alle Feudalfürsten des damaligen chinesischen Reiches begriffen werden. Es gibt nämlich in China noch heutigen Tags fünf verschiedene Adelsklassen — der Adel in China ist aber bloß ein persönlicher und kein Erbadel — die Kong, Heou, Pe, Tse und Nan genannt werden. Um nun alle Fürsten oder Adelsklassen zu bezeichnen, nennt man gewöhnlich bloß die zwey ersten Klassen, Kong heou.

IX. Tugend der Frauen in Nan tſcheou.

»Hohe Bäume leben im Süden, ohne Schatten zu gewähren,
Frauen, die am Fluſſe Han wandeln, werdet ihr umſonſt begehren.
Der Fluß Han iſt groß, — nicht zu durchwaten;
Der Fluß Kiang iſt breit, — unmöglich iſt's hinüber zu ſetzen «

»Laſſet uns Zweige des Unterholzes abſchneiden,
Die junge Frau befahl heimkehrend ihre Pferde zu füttern.
Der Fluß Han iſt groß, — nicht zu durchwaten,
Der Fluß Kiang iſt breit, — unmöglich iſt's hinüber zu ſetzen «

»Laſſet uns Laub von den Stauden abſchneiden,
Die junge Frau befahl heimkehrend die Roſſe zu füttern.
Der Fluß Han iſt groß, — nicht zu durchwaten,
Der Fluß Kiang iſt breit, — unmöglich iſt's, hinüber zu ſetzen.

Der Süden im Texte weiſet wiederum auf den Diſtrikt Tſcheou nan, der auf der einen Seite von dem Han-Fluß, auf der andern vom Kiang umfloſſen wird. Die Ausleger finden in dieſem Liede mannigfache Anſpielungen; es mag wohl hinreichen, hier bloß im Allgemeinen zu bemerken, daß dieſes Lied zur Klaſſe Hing gehört, und zum Lobe der tugendhaften Frauen gedichtet wurde.

X. Schmerz und Freude der Frauen.

»Sie wandeln an den Ufern des Yu-Fluſſes, ſchneiden Zweige und Aeſte; nicht ſehend den Trefflichen fühlen ſie Schmerz gleich Hungersnoth.«

»Sie wandeln an den Ufern des Yu-Fluſſes, ſchneiden Zweige und den Nachwuchs; ſie ſehen den Trefflichen und rufen: Ach, er iſt nicht fern von uns.«

»Roth glänzt der Schweif des Fiſches Fang, und die Halle des Königs ſcheint in Flammen aufzulodern; möge ſie auflodern in Flammen, iſt doch Vater und Mutter uns nah.«

Vater und Mutter iſt ein gewöhnlicher Ausdruck des Chineſen, um damit zu bezeichnen, daß jemand ihm alles iſt. Der Kaiſer iſt Vater und Mutter des Volkes, und der Gemahl iſt ſeiner Frau Vater und Mutter. Aehnliche Ausdrücke finden ſich in der Sprache aller Völker. Es wird hier der Schmerz der Trennung und die Freude des Wiederſehens geſchildert. Die Frauen wandeln am Yu-Fluſſe, der in der Provinz Honan fließt, und in den Hoai fällt; ſie fühlen ſolche Freude im Wiederſehen des Gemahls, daß ſie auch die größte Mühſeligkeit und das größte Unglück leicht ertragen würden. Dieß wird durch das Bild, mit dem die dritte Strophe beginnt, angedeutet; der weiße Schweif des Fiſches Fang ſoll nämlich ſich röthen, ſobald der Fiſch ermüdet iſt oder Unfälle erduldet.

XI. Glückseligkeit des Landes.

»Die Füße des Lin sind die treuen Fürsten. O das Lin!
Das Haupt des Lin sind die treuen, edlen Geschlechter. O das Lin!
Das Horn des Lin sind die treuen, edlen Stämme. O das Lin!«

Das Lin oder Kilin ist ein fabelhaftes Thier, dessen Erscheinen anzeigt, daß das Land der höchsten Glückseligkeit theilhaftig wurde. Zu den Zeiten des Confucius soll solch ein Thier gesehen worden seyn. Der Kopf glich dem eines Schafes, der Körper dem des Hirschen, es hatte einen Schweif wie ein Ochs und Beine wie ein Pferd. Ueberdieß aber einen fleischigen Auswuchs auf der Stirne, der einem Horn glich. Durch dieses Lied soll angedeutet werden, daß sich die Herrschaft Tscheou nan in den glücklichsten Verhältnissen befindet. Das Lin oder Kilin ist zwar nicht erschienen, aber die Fürsten und Völker sind dieser Art, daß dessen Erscheinen gar nicht mangeln kann. Die Worte am Ende der Strophe: o das Lin, zeigen nach den Auslegern bloß die Verwunderung an über den glücklichen Zustand des Landes. Dies Lied gehört übrigens zur Klasse Hing. Lacharme schreibt Ling anstatt Lin; seine Uebersetzung dieses Liedes ist höchst sonderbar. Jeder Sohn und alle Verwandten des Fürsten, so wie alle ausgezeichneten Männer sollen wie das Thier Kiling seyn (sunt quisque alter Kiling) *). Die chinesischen Ausleger finden einen genauen Zusammenhang zwischen dem ersten und letzten Liede aus der Herrschaft Tscheou nan. Alle diese eilf Lieder bilden nach ihnen ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Ist nämlich die Königin tugendhaft und herrlich, schalten und walten die Frauen im Hause, wie es tugendhaften Weibern ziemt, so werden die Fürsten und die andern Einwohner des Landes in Tugend und Gerechtigkeit erblühen, wie zu den Zeiten, wo ein Kilin erscheint.

Es erging dem Liederbuche wie dem hohen Liede; ungeachtet der vielen üppigen oder sinnlichen Lieder, die es enthält, so wollte man doch nicht eingestehen, daß die hochverehrten Altvordern von Sinnlichkeit bewegt worden sind. Man suchte daher allen Gesängen moralische Tendenzen unterzuschieben, die aber gewöhnlich nicht weniger ungezwungen sind, als manche Aus-

*) Folgendes ist die Uebersetzung des Lacharme: Quis non miretur animal dictum Ki-ling, cum suis pedibus? O res miranda! Quos princeps habet liberos, illi quisque sunt alter Ki-ling.

O Ki-ling cum tua fronte! res miranda! Quos princeps habet cognatos quisque sunt alter Ki-ling.

O Ki-ling cum tuo cornu! principis gentis inclitae homines, res miranda! sunt quisque alter Ki-ling.

legungen des hohen Liedes. Folgende zwey erste Gesänge sind eine Probe von den sinnlichen Liedern des Schi-king.

Kue fong II. 9.

Das sehnsüchtige Mädchen.

»Es fielen die Pflaumen [1]) herab, nur sieben blieben hängen, eya!
Ihr mich begehrende Jünglinge, jetzt ist die glückliche Zeit, eya!«

»Es fielen die Pflaumen herab, nur drey blieben hängen, eya!
Ihr mich begehrende Jünglinge, nun ist der Augenblick, eya!«

»Es fielen alle Pflaumen herab, in Körbchen sammelt man sie.
Ihr mich begehrende Jünglinge, jetzt, o so eilet doch!«

Kue fong III. 17.

Lied des Jünglings.

»Die keusche Jungfrau, die schöne, erwartet mich an der Ecke des Walles; ich liebe sie, ich kann sie nicht sehen, und bewege den Kopf hin und her.«

»Die keusche Jungfrau, die herrliche, beschenkte mich mit einem rothen Rohre; das rothe Rohr, mag es noch so glänzen, ich liebe nur die schöne Jungfrau.«

»Heimkehrend vom Schäfer beschenkt sie mich mit der schönen und wundervollen Pflanze J; nicht die Pflanze, sondern die schöne, schöne Jungfrau möcht' ich zum Geschenke.«

Kue fong III. 16.

»Der Nordwind wie bläst er kalt,
Regen und Schnee fallen in Massen.
Meinen lieben, theuern Freunde, laßt uns die Hände in einander legen und zusammen von dannen wandeln.
Schnell eilet, eilet!«

»Der Nordwind wie braust er!
Regen und Schnee, wie dick fallen sie!
Meine lieben, theuern Freunde, laßt uns die Hände in einander legen und zusammen von dannen gehen.
Schnell eilet, eilet!«

»Die rothe Farbe erkennt man nicht mehr am Fuchse,
Die schwarze erkennt man nicht mehr am Raben [2]).
Meine lieben, theuern Freunde, laßt uns die Hände in einander legen und zusammen von dannen fahren.
Schnell eilet, eilet!«

Wir wollen noch einige, den Geist des alten chinesischen Volksgesanges und die Ansichten der Nation charakterisirende

---

[1]) Die Pflaumen sind das Symbol der ehelichen Verbindung.

[2]) Lacharme sagt: Nihil nisi subrubras vulpes videmus; nihil nisi nigros corvos.

Lieder aus den zwey mittlern Abtheilungen des Liederbuches, Siao ya und Ta ya genannt, hieher setzen.

Siao ya IV. 3. Houng niao.

»Gelber Vogel, gelber Vogel, setz' dich nicht in die Saat, picke nicht unsere Frucht. Ach die Leute dieses Reiches sind uns nicht gut gesinnt. Zu unserem Stamme kehren wir zurück; zurück zu unserem angestammten Lande.«

»Gelber Vogel, gelber Vogel, setz' dich nicht auf den Maulbeerbaum; picke nicht mein Getreide! Ach mit den Leuten dieses Reiches können wir uns nicht verbinden. Zu unserem Stamme kehren wir zurück; zurück zu unsern Brüdern.«

»Gelber Vogel, gelber Vogel, setz' dich nicht auf den Baum, picke nicht meinen Weizen! Ach! mit den Leuten dieses Reiches kann man nicht leben. Zu unserem Stamme kehren wir zurück; zurück zu unseren Vätern!«

Die chinesischen Ausleger wissen auch mehrere Beziehungen dieses Liedes anzugeben; es scheint aber keines Commentars vonnöthen zu haben. Es schildert treu das Gefühl der Sehnsucht, das jeden hie und da in der Fremde anwandelt, heimzukehren nach dem Vaterlande, wo die Aeltern, Brüder und Stammgenossen wohnen.

Siao ya IV. 9. Schi yue.

»Im zehnten Monat war Kiao (Zusammentreffen der Sonne und des Mondes); am ersten Tage des Monats, Sin mao genannt, war eine Sonnenfinsterniß; dieß verkündet Unheil. Jener Mond ward finster, diese Sonne ward finster. Nun für das Volk hienieden verkündet dieses Unglück.«

»Sonne und Mond verkünden Unheil, sich nicht fügend ihrem Laufe; alle Reiche werden schlecht verwaltet, und die Trefflichen nicht verwendet. Der Mond, sich verfinsternd, deutet nur auf gewöhnliches (Unheil); die Sonne, sich verfinsternd, wie würde dieß nicht auf Unglück zielen?«

Wir haben diese zwey prosaischen Strophen — das ganze Lied enthält deren acht — deßhalb hierher gesetzt, damit sie von der Wahrhaftigkeit der alten Monumente der chinesischen Literatur zeugen. Die chinesischen Ausleger behaupten, daß die Sonnenfinsterniß, von der im Texte die Rede ist, sich im sechsten Jahre der Regierung des Yeau wang ereignet habe. Yeau wang bestieg den Thron im Jahre 781 vor Christi Geburt; sein sechstes Regierungsjahr fällt demnach in das Jahr 776. Am 6. Sept. dieses Jahres des Morgens früh nach acht Uhr fand in der That nach der Berechnung verschiedener Missionäre eine Sonnenfinsterniß Statt; dieser Tag hatte auch nach dem Kalender der Dynastie Tschaou die cyclischen Charaktere Sin mao, wovon im Texte die Rede ist. Lacharme, Notae ad Chi-

king, S. 284. Gaubil, Traité de la Chronologie chinoise, S. 216.

Davis, der sich schon so mannigfache Verdienste um das Studium der chinesischen Literatur in Europa erworben hat, bereicherte vor einigen Jahren die Denkwürdigkeiten der asiatischen Gesellschaft zu London mit einer lehrreichen Abhandlung über die Poesie der Chinesen *). Davis hat seine Aufmerksamkeit vorzüglich der neuern chinesischen Dichtkunst zugewendet, auf die wir bey einer andern Gelegenheit zurückkommen werden.

Carl Fried. Neumann.

Art. III. A preliminary Discourse on the study of natural philosophy. By *J. F. W. Herschel.* (Vorläufige Betrachtung über das Studium der Naturwissenschaften. Von Herschel.) London. 1830.

Diese Schrift ist als Einleitung zu demjenigen Theile der umfassenden Cabinet-Cyclopaedia von Dr. Lardner, der die sogenannten Naturwissenschaften enthält, verfaßt worden, und enthält so viel Treffliches und Tiefgedachtes über alle Zweige dieser Wissenschaften sowohl, als auch über die Art, sie zu bearbeiten und anderen vorzutragen, daß nicht sowohl eine Uebersetzung, als vielmehr eine freye und unseren Bedürfnissen angemessene Umarbeitung derselben sehr wünschenswerth erscheint.

Das Ganze ist in drey Theile getheilt, deren Inhalt wir, der bequemeren Uebersicht wegen, hier zuerst kurz mittheilen wollen. Der erste Theil verbreitet sich in drey Capiteln über die Eigenschaften und Vorzüge des Studiums der Naturwissenschaften, gegenüber von den philosophischen und mathematischen Doctrinen; über die Anwendungen jener im practischen Leben u. s. w. Der zweyte Theil behandelt die Grundsätze, auf welchen das Studium der Naturwissenschaften beruht, und die Regeln, welche bey der Beobachtung der Natur und ihrer Erscheinungen befolgt werden sollen; er untersucht die Quellen unserer Erkenntnisse, die sämmtlich in der Erfahrung liegen, unsere Vorurtheile, Sinnestäuschungen, und spricht über die Analyse der Phänomene, über die Classification und Systemisirung derselben, über die Anwendung der Induction bey den Untersuchungen der Natur und über die Generalisation der einzelnen Wahrnehmungen bis zur Bildung von allgemeinen Naturgesetzen.

---

*) On the Poetry of the Chinese. By John Fr. Davis, Esq. London 1829. From the Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. II.

Der dritte Theil endlich hat die Betrachtung der einzelnen Naturwissenschaften und ihren gegenseitigen Zusammenhang zum Gegenstande, Mechanik, Optik, Astronomie, Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie u. s. Ueberdieß ist die ganze Schrift, nach Art der früheren mathematischen Werke, in fortlaufende Paragraphen, deren 393 sind, eingetheilt, und dem Ganzen endlich ein vollständiger alphabetischer Index beygefügt, der um so nöthiger erscheint, da, jener doppelten Eintheilung ungeachtet, das Auffinden einzelner Partieen nicht eben leicht genannt werden kann, was seinen Grund in der etwas decursorischen und redseligen Schreibart des Verfassers haben mag.

Den Eingang macht eine Betrachtung des Menschen als Instinct- und als Vernunftwesen, die zu schön ist, als daß wir sie hier nicht, wenigstens zum Theil, aufnehmen sollten. »Wenn wir,« sagt der Verf., »den Menschen bloß seinem Körper nach betrachten, so steht er tief unter den meisten größeren Thieren, welche mit ihm die Erde bewohnen. Beynahe nichts hat die Natur für ihn gethan, seinen Bedürfnissen entgegen zu kommen oder ihn vor den zahlreichen Feinden zu schützen, die ihn von allen Seiten umgeben. Kein anderes Thier bleibt so lange nach seiner Geburt in gänzlicher Hülflosigkeit: kein anderes fällt in seinem Alter in eine so klägliche Schwäche zurück. Keinem andern warmblütigen Thiere hat die Natur jene schützende Decke versagt, deren es gegen Witterung und Klima bedarf, und keinem hat sie so wenige Waffen zur Vertheidigung sowohl, als zum Angriffe mitgegeben, als dem Menschen. Entblößt von allen Mitteln, seinen Feind zu bekämpfen oder auch nur ihm zu entfliehen; preis gegeben den Einflüssen der Atmosphäre, für die er so empfindlich ist; unfähig, die meisten Speisen, die die Natur ihm darbietet, ohne weitere Zubereitung zu genießen, ist der Mensch, bloß sich selbst und seinem Instincte überlassen, von allen lebenden Wesen das verlassenste, das elendeste. Von Furcht geschreckt, von Hunger geplagt; zu den verachtlichsten Mitteln gezwungen, sich vor seinen Feinden zu verbergen, und zu den feigsten Kunstgriffen, seine Beute zu erhaschen und sein elendes Leben zu fristen, was ist dies Leben anders, als eine ewige Flucht, ein ewiger Krieg! Seine Wohnung muß er in Erdgruben, in Felsenklüften, in hohlen Bäumen, und seine Nahrung unter Würmern und Insecten oder unter den Ueberbleibseln suchen, die andere, stärkere, von der Natur besser versorgte Thiere mit Verachtung auf den Straßen und in den Wäldern zurückgelassen haben. Verlassen von all den Eigenschaften, durch welche andere Thiere sich Sicherheit und eine Art von Achtung zu verschaffen wissen, sollte der Mensch von ihnen entweder

verachtet oder verfolgt werden, bis, nach wenigen Generationen schon, sein ganzes Geschlecht von der Erde vertilgt, und von ihm nirgends mehr eine Spur zu finden wäre.«

»Und doch, dem allen ungeachtet: Der Mensch ist der unbestrittene Herr aller übrigen Geschöpfe. Das größte, das stärkste, das kühnste Thier — der Wallfisch, der Elephant, der Tiger, der Adler — er tödtet sie, seine Bedürfnisse zu befriedigen; er zähmt sie, seine Dienste zu verrichten; er macht sie zu seinen Sklaven, seine Lust an ihnen zu büßen. Alle Spenden der Natur, so reich, so unerschöpflich, so schwer zu erreichen sie auch seyn mögen: für ihn nur scheinen sie da zu seyn, für ihn nur werden sie mit jedem neuen Tage in neue Requisition gesetzt, für ihn nur wird gesammelt und geplündert auf den Fluren, in den Wäldern, auf der hohen See, in der Luft selbst und in dem Innern der Erde.«

»Dieß sind die ersten, aber nicht die einzigen, auch lange nicht die größten Früchte unserer Ascendenz über die anderen Wesen der Schöpfung, einer Ascendenz, die wir in dem geistigen Prinzipe finden, mit welchem die gegen uns so stiefmütterliche Natur unseren Körper begabt hat. Aber wie viel mehr und größeres verdanken wir noch demselben Prinzipe! Jeder von uns, der seine Tage auch nur in einiger Gemächlichkeit verlebt, der sich nur eben von den drückendsten Nahrungssorgen los gemacht hat, fühlt Wünsche und Bedürfnisse höherer Art in sich, die dem eigentlichen Körper fremd sind; er lernt Freuden und Leiden kennen, die mit den bisher gefühlten nichts gemein haben, und die, so sagt ihm eine innere Stimme, edlerer Abkunft sind, nur ihm gehören, und mit keinem anderen Thiere getheilt werden. Die Genüsse der Phantasie und die des geselligen Lebens und vor allem die, welche ihm sein eigener Geist gewährt, wer vermag sie ihm streitig zu machen? Er steht da mitten in der großen Welt, selbst eine ganze Welt in seinem Innern tragend, und durch das Auge seines Geistes betrachtet er die ganze Natur, nicht mehr mit passiver Apathie als eine Vorrathskammer, aus der er seine Bedürfnisse befriedigen kann, sondern als ein System, mit Ordnung und mit Absicht eingerichtet. Durchdrungen von der Harmonie des großen Ganzen, sucht er die Ursachen aller der Wunder, die ihn umgeben, und erhebt sich bis zu dem Wesen aller Wesen, dessen Daseyn er erkennt, und vor dem sein Geist sich in Ehrfurcht und Bewunderung verliert.«

Nachdem der Verf. gezeigt hat, daß das Studium der Naturwissenschaften ganz besonders geeignet sey, die Sittlichkeit und Religiosität zu befördern, geht er auf den Nutzen desselben im practischen Leben über. Die bekannte gemeine Frage:

cui bono? wird der Naturforscher wohl nur mit Indignation hören, wenn er gleich oft sehr treffend darauf antworten kann. Er fühlt, daß seinen Untersuchungen etwas Höheres, Edleres inwohnt, das solche Fragen zurückweist. Seine Genüsse sind der Art, daß sie Niemand bevortheilen; seine Beschäftigungen gewähren ihm eine innere Zufriedenheit, eine Glückseligkeit, die ihm die Erde zum Himmel machen — soll er nun noch fragen, welchen weitern Nutzen sie für seine Küche oder für seinen Keller haben mögen? Nicht als ob er dieß nicht könnte, wenn er will! Denn wo ist jene Naturwissenschaft, die nicht bereits die reichsten Früchte dieser Art getragen hätte? Wie viele anfangs bloß abstracte Speculationen wurden später eine Quelle der nützlichsten Erfindungen, selbst für das gemeinste Leben? Man frage die Mechanik, die Chemie, die Mineralogie, und man wird hören, was wir ihnen verdanken. Die trockenen und, wie es schien, ganz unnützen Speculationen der alten Griechen, über die Kegelschnitte, lehrten uns später die elliptischen Bewegungen der Kometen und das große Gesetz der allgemeinen Schwere kennen, mit allen seinen glänzenden Entdeckungen, die jetzt mit Recht den Stolz des menschlichen Geistes bilden. Die lächerliche Posse von dem Swing-swangs, die zu Hooke's Zeiten in dem Munde des gemeinsten Mannes war, brachte ihn auf die Idee, das Pendel als Urmaß zu gebrauchen, eine Idee, die erst in unseren Zeiten von Bohnenberger in Stuttgart und Kater in London so herrlich ausgebildet und, selbst für das gewöhnliche Leben, so nützlich gemacht worden ist. Boyle's anfangs auch nur speculative Untersuchungen über den Druck und die Elasticität der Luft führten endlich auf die Erfindung der Dampfmaschine, eine der wohlthätigsten, die der menschliche Geist aufzuweisen hat, und den Träumen unserer Alchimisten verdanken wir nicht nur eine Menge der schätzbarsten Kenntnisse der innern Natur der Körper, sondern selbst unsere ganze neuere wissenschaftliche Chemie. Die Arbeiten der Naturforscher gehen vielmehr unmittelbar auf den practischen Nutzen, und Smith hatte sehr Unrecht, wenn er diese Leute als Müßiggänger definirte, die über alles speculiren und nichts ausrichten. Ihre Speculationen haben beynahe immer eine practische Anwendung, ja diese Anwendungen sind es eben, durch welche sie, wie der Arithmetiker seine Rechnungen durch die Probe, die Richtigkeit ihrer Sätze beweisen. Uebrigens kann man denjenigen, die immer nur vom unmittelbaren Nutzen für ihre eigene Tasche sprechen, wohl verzeihen, da sie nicht wissen, was sie thun, und da sie jenes höhere Gut nicht kennen, also auch nicht darnach verlangen. Es gehört dazu eine gewisse Erhebung des Geistes, deren nur der Gebildete

fähig ist; ein feineres Gefühl, das nur durch wissenschaftliche Beschäftigung erworben wird, und das daher allen jenen fremd bleiben muß, die sich nie mit Wissenschaften beschäftiget haben. Ihnen kömmt es läppisch vor, einen ernsten Mann mit Seifenblasen spielen zu sehen. Wenn sie wüßten, daß dieser Mann die Natur der periodischen Farben, diese wundervollen Erscheinungen, untersucht, so würden sie seinen Eifer und seine Freude begreifen, wenn er ein Mittel findet, diese Blasen etwas dauernder zu machen. Der Fall eines Apfels ist ihm eine höchst alltägliche und ganz gleichgültige Sache, während er einen Newton auf die Entdeckung der allgemeinen Gravitation der Himmelskörper führte. Die Lage und Gestalt eines Kiesels, den er unter seine Füße tritt, ist ein Gegenstand seiner Verachtung, während er den Geologen von dem Zustande unserer Erde zu einer Zeit unterrichtet, die vielleicht Myriaden von Menschenaltern vor der Zeit Statt hatte, wo diese Erde von Menschen bewohnt werden konnte. Nicht so der wahre Forscher der Natur. Für ihn ist nichts klein, und alles seiner Achtung werth, und er findet, mit Shakspeare zu reden:

> Tongues in trees, books in running brooks,
> Sermons in stones and God in every thing.

Zum Studium der Naturwissenschaften ist die Kenntniß der Mathematik, dieser trefflichen Disciplin des Geistes, allerdings nothwendig. Wenn auch nicht ihrer selbst, ihrer innern Vorzüglichkeit willen, wenn selbst nicht wegen ihrer künftigen Anwendung, so nützlich und so unentbehrlich sie auch da oft erscheint — schon der Bildung des Geistes willen sollte sie in allen niedern und höhern Schulen mit dem größten Eifer gelehrt und gelernet werden. Welche Bestimmtheit, welche Festigkeit in ihren Begriffen, welche Sicherheit in ihren Beweisen, welche innere Klarheit in ihrer ganzen Darstellungsweise! Wo ist eine Wissenschaft, die sich mit ihr vergleichen ließe? Wer das Wort Dreyeck, Kreis, Gleichung, Logarithmus u. s. hört, weiß sofort, was er dabey zu denken hat. Mißverstand und schiefe Deutung ist da ganz unmöglich. Wie ganz anders geht es in andern Fächern. Bey dem Worte »Eisen« z. B. denkt beynahe jeder was er will. Wer den Magnet kennt, sieht ihn ganz anders an, als einer, der nie vom Magnet gehört hat. Der gemeine Mann hält das Metall für unverbrennlich, während der Chemiker es für einen der verbrennlichsten Körper der Natur erkennt; der Dichter braucht es als Symbol der Festigkeit, während es in der Hand des Schmiedes sich wie weiches Wachs in jede ihm beliebige Form bringen läßt; der Gefangenwärter braucht es zum Verschließen, während

es für den Physiker das beste Mittel zur offenen Fortleitung ist. Und so ist der wahre Sinn dieses und beynahe aller unserer Worte wie ein Regenbogen, den jeder anders sieht, obschon alle nur einen und denselben zu sehen glauben. Manche haben sogar zwey, drey und mehrere Sinne, die nur zu oft in die heillosesten Irrthümer und Verwicklungen führten. Verdanken wir nicht den größten Theil der metaphysischen Thorheiten, mit denen die Welt seit Jahrtausenden geplagt ist, nur eben dieser Unbestimmtheit, diesem Vielsinne unserer Worte? Und gibt es ein besseres Mittel, unseren Geist vor dieser Krankheit zu bewahren, als ein fleißiges Studium der Mathematik, wo alles auf feste und bestimmte Begriffe zurückgeführt wird?

Eine genaue Kenntniß dieser Wissenschaft fordert allerdings viel Zeit, und ist, zu jenem Zwecke, nicht immer nothwendig. Nur wird man sich dann auch gefallen lassen, viele, ja die schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes auf Treu und Glauben anzunehmen. Wie soll man einem, jener Kenntnisse beraubten Manne begreiflich machen, daß das Licht in einer einzigen Secunde 5800 deutsche Meilen, daß es also während dem Winken unsers Augenliedes die Reise um die Welt macht? Oder daß die Sonne Millionenmal größer als unsere Erde ist? Daß sie so weit entfernt ist, daß eine Kanonenkugel zwanzig Jahre brauchen würde, sie zu erreichen, und daß demungeachtet die Kraft, mit welcher sie die Erde an sich zieht, in einem untheilbaren Augenblicke von ihr zu uns gelangt? Daß sie diese Erde und alle Planeten und Tausende von Kometen an sich zieht und in ihren Bahnen um sich treibt, ohne daß wir doch das Band bemerken, das alle diese Körper mit ihr vereinigen könnte?

Diese Beyspiele sind von Gegenständen genommen, die uns durch ihre Größe und Entfernung in Erstaunen setzen. Allein auf dem andern Endpuncte der Reihe der Naturwesen gibt es nicht weniger Wunder, die uns durch ihre Kleinheit zu ähnlichen Empfindungen auffordern. Wenn man hört, daß der Flügel einer Gelse, in seinem gewöhnlichen Fluge, mehrere hundertmal in einer Secunde auf und nieder schwingt — wer möchte nicht gern wissen, wie man zu dieser Kenntniß gekommen ist? Es gibt belebte und sehr wohl organisirte Wesen, von welchen viele Tausende, an einander gelegt, noch nicht den Raum eines Zolls einnehmen. Wie lernte man sie kennen und messen? Wenn ein Lichtstrahl durch einen Körper geht, so wird jeder Punct des letzteren in Schwingungen versetzt, die regelmäßig vor sich gehen und periodisch wiederkehren, und so unbegreiflich schnell auf einander folgen, daß 500 Billionen solcher Schwingungen noch nicht eine einzige Secunde Zeit brauchen. Aehnliche Schwingungen,

die unseren Nerven mitgetheilt werden, machen, daß wir die Gegenstände sehen, und die Unterschiede in der Wiederkehr dieser periodischen Schwingungen machen, daß wir die Farben jener Gegenstände erkennen. Um z. B. eine Sache roth zu sehen, werden unsere Augennerven 482 Billionenmal, um gelb 542 Billionenmal, um violet 707 Billionenmal während einer Secunde auf und nieder geschwungen (Young, Lectures on Nat. Phil.). Wie kam man zu allen diesen Dingen, die dem mit der Mathematik Unbekannten mehr wie Visionen eines Wahnwitzigen, als wie die Resultate einer strengen und geregelten Untersuchung erscheinen müssen?

In früheren Zeiten würde man solche Dinge für Zaubereyen oder doch für Mährchen gehalten haben. Wir aber, die wir nicht mehr in der Finsterniß jener dunklen Jahrhunderte leben, sind schon an diese Wunder gewöhnt, und ziehen vor, sie ruhig zu glauben, wenn wir sie auch nicht begreifen können. So waren einst die Finsternisse und die Kometen Gegenstände des allgemeinen Schreckens, während sie jetzt einem Theile von uns als Gegenstand der Neugierde und einem andern, freylich viel kleineren, als Gegenstand der stillen Rechnung dienen. Diese Finsternisse sind zu oft eingetreten, diese Kometen sind zu oft wiedergekommen, wie die Astronomen es vorausgesagt haben, als daß man weiter an der Richtigkeit ihrer Rechnungen zweifeln könnte. Auch brauchen wir sie jetzt nicht mehr, den gemeinen Mann von dieser Richtigkeit zu überzeugen. Eine einzige Seite der Mondsdistanzen in unseren astronomischen Ephemeriden ist hinlänglich, uns alle Finsternisse zu ersetzen, die seit Christi Geburt beobachtet und berechnet worden sind. Auf diesen wenigen Blättern beruht das Leben und das Eigenthum unserer Schiffer, und wir vertrauen beydes der hohen See mit größerer Sicherheit, als wir die meisten Wagnisse auf dem festen Lande unternehmen.

Einer der schönsten Beweise, was die Kraft der mathematischen Analyse bey Untersuchungen der Natur vermag, ist wohl die Formel, die Fresnel für die doppelte Brechung des Lichtes aufgestellt hat. Sie zeigt, welchen großen Antheil bey unseren Experimenten, wenn sie recht geführt werden, der reine Verstand des Menschen hat, und welches mächtige Instrument jene Analyse in einer geschickten Hand ist.

Nach der Lieblingsmeinung der Alten ist nur die Natur der himmlischen Körper unveränderlich und incorruptibel, während alles Irdische abnimmt und mit der Zeit zu Grunde geht, während also auch der Mensch selbst in seinem Charakter (goldene und eiserne Zeit), in seinen geistigen Fähigkeiten und in seiner

körperlichen Stärke immer tiefer sinkt; für uns aber, die wir einige Jahrtausende reicher sind an Erfahrungen, scheint sich alles zu vereinigen, um diese Erde und was zu ihr gehört, wenigstens für eine sehr lange Zeit, als dauernd und beständig zu zeigen. Die feinsten Rechnungen der Astronomen, auf Beobachtungen des grauesten Alterthums gegründet, haben uns gezeigt, daß wenigstens die große Kraft, die unser Sonnensystem regiert und erhält, daß die allgemeine Gravitation noch immer dieselbe ist, die sie Jahrtausende vor Chr. G. war. Die Größe des menschlichen Körpers hat nicht abgenommen, wie uns die alten Mumien der Aegyptier zeigen, was auch unsere Dichter sagen mögen, und die geistige Kraft Newton's, Laplace's oder Lagrange's mag wohl mit der des Aristoteles oder Archimedes ohne Scheu verglichen werden können, so wie die patriotischen Tugenden eines Franklin und Washington den glänzendsten Beyspielen der Vaterlandsliebe bey den Alten die Wage halten mögen. Auch vergeht und verschwindet nichts, was zu den Körpern der Natur gehört, und wo es zu vergehen scheint, ist es, wie genauere Ansicht lehrt, am Ende immer nur Wechsel der Form und der äußeren Gestalt. Die angezündete Wachskerze z. B. scheint allmälich ganz zu verschwinden, und höchstens etwas Asche zurückzulassen, während sie uns Licht und Wärme, d. h. zwey Dinge spendet, die wir noch nicht als körperliche Wesen anzusehen gewohnt sind. Aber wenn wir genauer zusehen, so bemerken wir in dem unserm Auge unsichtbaren Strome von erwärmter Luft, der von der flammenden Kerze aufsteigt, den ganzen ponderablen Theil dieser Kerze in die Luft übergehen, sich in ihr auflösen und mit ihr neue Combinationen bilden. Weit entfernt, vernichtet zu werden, ist die Kerze vielmehr nur das wieder geworden, was sie früher war, ein thätiges Agens in der großen Schöpfung, eine Unterlage, ein Träger des vegetabilischen und animalischen Lebens der Natur, und in der neuen Gestalt bestimmt, seinen weiteren Kreislauf zu vollenden. Ein Atom dieser Kerze wird, je nach den Umständen, vielleicht Jahrtausende in einem Kalkstein begraben liegen, bis es endlich in dem Kalkofen, wieder frey geworden, sich mit der Luft verbindet, und dann von Pflanzen absorbirt oder in den thierischen Organismus aufgenommen wird, von welchen es vielleicht wieder zu einer zweyten tausendjährigen Reise in die Erde oder in einen Stein zurückfällt, ohne dadurch die Fähigkeit zu verlieren, wieder zu erwachen, und einen integrirenden Theil der belebten Wesen der Natur zu bilden.

Es ist wohl kein Zweifel, daß die Nichtkenntniß der Naturgesetze uns oft schon großen Schaden gebracht hat. Welche

Mühe und Ausgaben würden sich die Alchimisten mit ihrem Stein der Weisen, oder die Mechanisten mit ihrem Perpetuum mobile erspart haben, wenn sie die einfachsten Gesetze der Natur besser gekannt hätten. Welche Qualen hätten die Aerzte ihren unheilbaren Kranken ersparen können, wenn sie die einfachsten Prinzipien der Physiologie besser gekannt hätten. — Aber, wenn der Schaden, der aus der Nichtkenntniß dieser Gesetze erwächst, klar ist, so ist es noch vielmehr der Nutzen, der aus der Kenntniß derselben folgt. Wir wollen nur einige Beyspiele zur Erläuterung dieses Satzes anführen.

Vor wenigen Jahren nur wollte man zu Berhill in Sussex ein großes Kohlenlager entdeckt haben. Einiges fossiles Holz und Holzkohlen, die man da fand, führten auf die Vermuthung, daß auch Steinkohlen in Masse sich daselbst befinden müssen. Man grub Schachte, brachte Maschinen, bot die ganze Gegend auf — über 80,000 Pfund Sterling wurden ausgegeben und man fand — nichts. Hätten diese guten Leute einen Geologen gefragt, so hätten sie ihr Geld in der Tasche behalten können. Jeder Anfänger in dieser Wissenschaft würde ihnen gesagt haben, daß ein Steinkohlenlager im Sande nicht gefunden werden kann, also auch nicht gesucht werden soll. Unsere Bergwerke würden eine Unzahl ähnlicher Geschichten liefern, durch die reiche Familien zu Bettlern geworden sind, weil sie mit den ersten Elementen des Bergbaues unbekannt waren.

Das Schmelzen des Eisens wird bekanntlich nur durch die heftigste Wirkung des Feuers erzweckt, das gewöhnlich durch große Blasebälge, die wieder durch Dampfmaschinen getrieben werden, angefacht wird. Statt durch diese Blasebälge die Luft in den Ofen zu treiben, versuchte man es vor einiger Zeit in der Umgegend von London die Dämpfe der Dampfmaschine selbst in starken Strömen auf die Ofenkohlen zu leiten. Da einer der Bestandtheile des Dampfes bekanntlich sehr inflammabel ist und ein anderer aus demjenigen Theile der atmosphärischen Luft besteht, der zur Verbrennung aller Körper dient, so versprach man sich große Dinge von dieser neuen Vorrichtung, die bereits viele Tausende gekostet hatte. Aber statt auf diese Weise das Feuer, wie man hoffte, zehnfach zu verstärken, wurde es — ganz ausgelöscht, ein Ereigniß, über das man sich sehr wunderte, und das man doch leicht hätte voraussagen können, wenn man die Gesetze der chemischen Combination und den Zustand, in welchem jene Elemente in dem Dampfe sich befinden, auch nur etwas näher gekannt hätte.

Schon längst wollte man die schöne Erfindung der Taucherglocke dahin vervollkommnen, daß es möglich würde, mit ihrer Hülfe

länger unter dem Waſſer zu bleiben, und daſelbſt auch größere Arbeiten vorzunehmen. Vor einigen Jahren fiel es einem engliſchen Ingenieur ein, dieſe Idee mittels eines waſſerdicht gebauten Schiffsrumpfes auszuführen, in welchem er ſich 20 Fathoms (116 Wiener Fuß) tief unter den Waſſerſpiegel begeben, und nach 24 Stunden wieder wohlbehalten auftauchen wollte. Halb London war bey dem intereſſanten Experimente gegenwärtig, und Niemand fiel es ein, an dem guten Erfolg desſelben zu zweifeln. Aber als die 24 Stunden um waren und kein Schiff erſchien; als man es unter dem Waſſer ebenfalls vergeblich ſuchte, da erſt wurde es klar, was jeder Hydrauliker hätte vorausſagen können, daß der ſtarke Druck des Waſſers in dieſer großen Tiefe auf die Seiten des Schiffes dasſelbe zerbrechen mußte, und daß daher ein zu ſolchem Zwecke beſtimmter Schiffsrumpf ganz anders gebaut ſeyn müſſe. In der That fand man auch nicht eine Spur mehr weder von dem Schiffe, noch von dem unglücklichen Experimentator, der wahrſcheinlich von den Trümmern des geborſtenen Schiffes zerquetſcht wurde, noch ehe er ein Zeichen von der Noth geben konnte, in der er ſich befand.

Als im Anfange dieſes Jahrhunderts die Seitenmauern einer alten Kirche auswärts nachgaben, und man ein baldiges Einſtürzen derſelben beſorgen mußte, kam man auf den Einfall, dieſe gegenüberſtehenden Mauern an ihren obern Enden durch ſtarke eiſerne Stangen zu verbinden, und dieſelben durch untergelegtes Kohlenfeuer zu erwärmen. Dadurch verlängerten ſich die Stangen, und man konnte durch Keile, die in ihren äußern Enden in die Löcher der Stange gebracht wurden, die Wände ſelbſt wieder an einander ziehen, und in ihre frühere ſenkrechte Lage zurückbringen, ſobald die Stange wieder ihre frühere niedrigere Temperatur, alſo auch ihre frühere Kürze wieder angenommen hatte. Jedermann kannte die Ausdehnung der Metalle durch die Hitze, aber Niemand hatte noch die Idee, dadurch ganze Kirchenwände wieder in ihre rechte Lage zu bringen. Was könnte man ferner noch von den Wohlthaten ſprechen, welche uns der Chlorkalk bey miasmatiſchen Krankheiten, die China im Fieber und überhaupt in ſumpfigen Gegenden, der Zitronenſaft im Scorbut, die Blitzableiter, die Sicherheitslampen, die Rettungsboote, die Leuchtthürme u. ſ. gebracht haben. Wie glücklich könnten wir uns ſchätzen, wenn auch alle andern unſerer Wiſſenſchaften, z. B. die Metaphyſik u. dgl., auch nur den tauſendſten Theil des Nutzens gebracht hätten, den wir den Naturwiſſenſchaften verdanken.

Was wir bisher angeführt haben, zeigt uns, wie wir uns,

durch die Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte, vor Uebeln bewahren können, denen wir sonst unterliegen müßten. Aber wie viel läßt sich noch anführen, wo uns die Natur gleichsam als Hülfsmittel dient, Unternehmungen auszuführen, an die wir, ohne jene Kenntniß, kaum denken konnten. In einem englischen Bushel (4½ Wiener Achtel) Steinkohlen liegt eine Kraft, die 70 Millionen Pfund einen Fuß hoch zu heben im Stande ist. Um diese Kraft besser zu schätzen, wollen wir bemerken, daß die Besteigung des Mont Blanc von dem Chamouni-Thale aus eine der beschwerlichsten Arbeiten ist, die ein Mann in zwey vollen Tagen verrichten kann. Allein zwey Pfund Kohlen, gehörig verbrannt, würden ihn, ohne alle Beschwerde in einem Sessel sitzend, auf die Spitze des Berges bringen. Die Menai-Brücke ist eines der erstaunenswürdigsten Werke, das Menschenhände vollbracht haben. Sie besteht aus einer Eisenmasse, die vier Millionen Pfund wiegt, und dieses enorme Gewicht schwebt, an beyden Enden aufgehängt, 120 Fuß über den Spiegel der See. Welche Kraft hat diese ungeheure Last in die Höhe gehoben und sie da befestigt? — Sieben Bushel (4 Wiener Metzen) Steinkohlen sind dazu hinreichend. Die große Pyramide Aegyptens hat 700 Fuß Länge in jeder Seite ihrer Basis und 500 Fuß senkrechte Höhe. Sie steht auf 11 Acres (12360 Wiener Quadratklafter) Bodenfläche. Ihr Gewicht ist daher nahe 12760 Mill. Pfund. Welche Kraft würde erforderlich seyn, diese ungeheure Masse über den Erdboden zu erheben? — 13230 Wiener Metzen Steinkohlen reichen dazu hin! — So viel wird aber in mancher englischen Schmelzhütte in jeder Woche verwendet. In London verbraucht man überhaupt jährlich gegen 31½ Millionen Metzen Kohlen. Eine solche Quantität würde hinreichen, einen cubischen Marmorblock, dessen jede Seite 2200 Fuß hat, ebenfalls um 2200 Fuß zu heben. Der Monte Nuovo bey Pozzuoli, der in einer einzigen Nacht durch eine vulcanische Eruption entstand, würde durch dieselbe Quantität von Steinkohlen aus einer Tiefe von 40000 Fuß von dem Meeresboden erhoben werden können.

Wären uns alle diese Kenntnisse der Naturkräfte plötzlich von Einem Manne mitgetheilt worden, wir hätten ihn als einen Gott verehren oder als einen Zauberer fliehen müssen. Jetzt aber, wo wir sie, durch die Vereinigung so vieler Menschen und so vieler Jahrhunderte, nur nach und nach erhalten haben, sind wir gleichsam daran gewöhnt, und was uns früher wundervoll geschienen hätte, wird bald alltäglich, weil es wieder von vielen Wundern verdrängt und übertroffen wird. Was unsern Aeltern noch unmöglich schien, ist uns ein Spiel, und wie viele Dinge,

die wir selbst nicht erreichen, ja deren Daseyn wir kaum vermuthen können, werden unseren Nachfolgern sehr leicht erscheinen. In der That wurden oft die interessantesten und wichtigsten Entdeckungen zufällig und ohne besondere Anstrengung des Geistes gemacht. Der sicherste Weg dazu ist eine genaue Kenntniß der Gesetze, nach welchen die Natur zu wirken pflegt. Die Natur muß studiert werden, wenn man sie benützen will, wie man ein Pferd, das man reiten, wie man eine Nation studieren muß, die man regieren will.

Noch muß eine wesentliche Eigenheit der Bildung bemerkt werden, die die Kenntniß der Naturwissenschaften für ganze Völkerschaften hat. Diese Bildung und Behaglichkeit des geselligen Lebens, die unmittelbar aus ihr folgt, ist ihrer inneren Wesenheit nach diffusiv, und kann nicht, wie so viele andere Güter des Lebens, nur einigen wenigen Bevorrechteten zu Gute kommen. Ein orientalischer Despot mag immerhin die Kunsttriebe seines Volks zu seinem Monopole machen, und die Reichthümer seines Landes sich allein anzueignen suchen; er mag immerhin einen blendenden Glanz zunächst um seine Person verbreiten, der seine Sklaven nur um so mehr blenden wird, je ärmer und unglücklicher sie selbst sind — er mag mit Gold, Perlen und Edelsteinen bis zum Erdrücken belastet seyn — die Wunder, die Wohlthaten bleiben doch für ihn verschlossen, die nur aus der freyen Industrie und Betriebsamkeit eines glücklichen Volkes fließen, und die, wo sie immer angetroffen werden, dieses Volk selbst mitgenießt. Wie sehr irren sich daher diejenigen, die da glauben, schon alles für die Bildung ihres Volkes gethan zu haben, wenn sie einige Individuen derselben, gleichsam einige Kasten, sich auf Schulen herumtreiben lassen, um die Wissenschaften und Künste wie ein Handwerk zu erlernen und andere wieder zu lehren, während der ganze übrige Theil der großen Heerde, wie die Thiere der Weide, sich selbst und ihrer Unwissenheit überlassen bleiben. Bildung, Wissenschaft und Kunst, wenn sie wahrhaft gedeihen soll, kann nie das Eigenthum einiger Wenigen seyn. Die meisten Güter dieser Erde sind in der That so ungleich vertheilt, daß bey weitem der größte Theil der Menschen über Zurücksetzung sich zu beklagen Ursache genug haben mag. Aber dieß scheint nun einmal Naturgesetz zu seyn, und dessen Aenderung steht nicht in unserer Macht. Aber wir kennen kein Naturgesetz, das irgend einen von uns auch von denjenigen Gütern ausschließen sollte, die unsere intellectuelle und moralische Vervollkommnung betreffen. Kenntniß und Bildung wird nicht, wie ein gemeines Futter, durch den Gebrauch

aufgezehrt, sondern vielmehr noch verbreitet und vervollkommnet. Mittheilung ist hier nöthig, wie dem Wasser die Bewegung nöthig ist, wenn es nicht stagniren und verderben soll. Daher auch alle diejenigen, welche diese Kenntnisse wahrhaft lieben, zugleich die eifrigsten sind, sie auch andern mitzutheilen, und so weit als möglich zu verbreiten, sie von dem unnützen, ja schädlichen Schulstaube zu reinigen, und, durch eine populäre Darstellung, aller Welt zugänglich zu machen. Die Klage einiger Sonderlinge, welche die Wissenschaften gern zu ihrem Monopole machen möchten, daß man, durch Mittheilung derselben an die Menge, ihrer Würde schadet, ist nicht nur ungerecht, sondern selbst lächerlich. Es steht traurig um die Wahrheit irgend einer Art, wenn man sie geheim halten soll, weil sie sonst aufhören könnte, Wahrheit zu seyn. Und haben wir nicht von den größten Schriftstellern, von Männern, die durch ihre Erfindungskraft ihrer Wissenschaft eine neue Gestalt gegeben haben, gesehen, daß eben sie sich am liebsten zu den Unmündigen herabließen, um sie zu sich hinaufzuheben? Von der unübersehbaren Fluth von Compendien aller Art, mit der wir von unseren nur zu fertigen Scribenten mit jeder Messe überhäuft werden, und die bey jeder folgenden Messe gewöhnlich schon wieder vergessen sind, haben sich nur einige gerettet, die für alle Zeiten geschrieben worden sind, und diese kommen alle von jenen ausgezeichneten Heroen der Wissenschaft. Auch ist das Populariſiren, auf welches jene gelehrten Herren so stolz herabzusehen pflegen, nicht so leicht, als sie eben meinen, vielmehr gehört dazu oft mehr, als zu mancher jener grundgelehrten Schriften, durch welche der Wissenschaft und uns gewöhnlich sehr wenig genützt wird.

Der zweyte Theil dieses Werkes handelt, wie bereits erwähnt, von den Grundsätzen, auf welche das Studium der Natur gebaut, und von den Regeln, die man dabey befolgen soll. Dieser Theil ist in sieben Capiteln enthalten, von welchen das erste die Erfahrung, als die Quelle unserer Naturkenntnisse und die Entfernung der Vorurtheile und der Sinnestäuschungen betrachtet. Darin unterscheiden sich die Naturwissenschaften von den sogenannten exacten, z. B. von der Mathematik, daß jene ganz auf Erfahrung beruhen, während diese sich ihre Gegenstände selbst schafft. Wenn auch vielleicht in der ganzen Natur kein rechtwinkliges Dreyeck existirt, so lebt es doch in dem Kopfe des Geometers, und so wie sich dieser ein solches Dreyeck denkt, so folgt auch schon unmittelbar daraus, daß die zwey spitzen Winkel desselben dem dritten, rechten Winkel gleich sind, und daß das Quadrat der größten Seite desselben gleich ist der Summe der Quadrate der beyden andern. Wer dieß

leugnen wollte, würde nur zeigen, daß er die Sache nicht verstehe oder daß er mit dem Begriffe eines rechtwinkligen Dreyecks einen ganz andern Sinn verbinde. In den Naturwissenschaften aber ist alles durch unmittelbare Erfahrung gegeben, und ohne sie fehlt überall der Gegenstand. Ein Mann von Talent, auf einer wüsten Insel geboren, der nie einen Menschen oder ein Buch gesehen hat, der selbst die Dinge um sich herum nie der Betrachtung werth gefunden hat, könnte doch die ganze Mathematik für sich erfinden, sobald ihm nur die Ideen von Größe, Zahl und Raum beywohnen, von welchen er sich nicht losmachen kann, wenn er denken will. Aber das größte Genie, in jener Lage, wird nie errathen können, was geschehen wird, wenn er ein Stück Zucker in das Wasser wirft, oder was er sehen wird, wenn er die blaue und gelbe Farbe unter einander mischt. Hier bedarf es durchaus der Erfahrung, und diese ist doppelter Art, entweder eine einfache Bemerkung oder ein absichtliches Experiment. Man könnte die erste eine passive, die andere eine active Beobachtung nennen. Die Kenntnisse, welche wir durch die bloße Beobachtung erhalten, gehen immer sehr langsam vorwärts, eben weil wir mit ihnen nicht nach unserm freyen Willen experimentiren können, und sie abwarten müssen. Deßwegen sind z. B. unsere Kenntnisse von den Vulkanen, von den Erdbeben, von den Meteorsteinen, von neuen Fixsternen u. dgl. nur wenig oder nichts bedeutender, als in den früheren Zeiten. In der Astronomie ist es schon anders. Zwar können wir auch hier die Erscheinungen derselben nicht herabzaubern oder willkürlich wiederholen, aber eine seit Jahrtausenden ununterbrochene Reihe von Beobachtungen liegt vor uns, und jeder Augenblick gibt uns Gelegenheit, selbst neue anzustellen. Daher kam diese Wissenschaft, wenn gleich langsam, doch endlich zu dem hohen Grade der Vollkommenheit und Reife, auf welchem wir sie jetzt erblicken. Seit sie aber erst ein Gegenstand der Mechanik, einer rein auf Erfahrung gegründeten Wissenschaft, geworden ist, hat sie Riesenschritte gemacht, und alle anderen Wissenschaften hinter sich zurückgelassen.

Indem sich also der Naturforscher ganz der Erfahrung hingibt und hingeben muß, hat er vor allem sich vor Vorurtheilen zu hüten. Diese sind aber zweyerley Art: Vorurtheile der Meinungen und Vorurtheile oder Täuschungen der Sinne. Der Verf. setzt hier beyde näher aus einander und zeigt zugleich, wie man ihnen begegnen soll. Die von ihm gewählten Beyspiele sind auch hier eben so zweckmäßig als lehrreich. Jedermann glaubt, die Farbe sey eine den Körpern eben so wesentlich adhärirende Eigenschaft, als z. B. das Gewicht, die Härte u. s.

Wenn er aber ein gelbes Papier den verschiedenen prismatischen Farben des Sonnenlichts in einem finstern Zimmer aussetzt, so sieht er dasselbe nicht bloß gelb, sondern, wenn die anderen Farben auf dasselbe fallen, auch roth, grün, blau, violett u. s. f., so daß er also jetzt die Farben der Körper als etwas Außerordentliches derselben anzusehen gezwungen wird. Der Mond erscheint unsern Augen durchaus größer wenn er auf- oder untergeht, als wenn er nahe dem Zenithe steht. Wirkliche Messungen aber zeigen gerade das Gegentheil, wie er denn in der That bey seinem Auf- oder Untergange weiter von uns entfernt ist, also auch kleiner erscheinen muß. Da viele unserer Kenntnisse auf der sogenannten Ideen-Association beruhen, so kommen auch von dieser einige treffende Beyspiele vor, von denen wir nur das folgende anführen. Als Capitän Head seine Fußreise unter den Pampas in Südamerica machte, stieß ihn plötzlich sein Führer, ein Eingeborner dieses Landes, in die Seite und, mit der Hand erschrocken in die Luft zeigend, schrie er aus: »Ein Löwe!« Verwundert über diesen Act, sah Head zuerst seinen Führer und dann den Himmel an, und bemerkte endlich, nicht ohne Mühe, in einer gewaltigen Höhe eine Schaar von Condors, die im Kreise umherflogen und ihre Stelle nicht zu ändern schienen. Er wußte nicht, was er denken sollte, bis er eine Stunde später auf eine Stelle kam, wo das Aas eines Pferdes lag, an dem sich einige Condors ergötzten. Der Führer erklärte ihm nun, daß diese Stelle genau unter jenem Kreise der Condors sich befände, und daß neben dem Aase ein Löwe sich befunden haben müsse, den die Vögel mit neidischen Augen ansahen, und seine Entfernung abwarteten, um sich an ihr Mahl zu wenden. Die Erfahrung hatte ihn das gelehrt, und das Signal der Vögel war für ihn, was für seinen gelehrten Begleiter nur der Anblick des Löwen selbst seyn konnte.

Das zweyte Capitel handelt von der Analyse der Erscheinungen in der Natur. Der Verf. zeigt zuerst, daß wir auf die ersten Ursachen dieser Dinge nur sehr selten oder nie zurückzugehen im Stande sind, und daß wir uns daher begnügen müssen, nur die nächsten aufzufinden. Wissen wir doch noch immer nicht, wie es zugeht, daß wir durch unsern Willen irgend eines unserer Glieder in Bewegung setzen können. Wir glauben, diese Kraft sey z. B. in dem Fuße, da doch die Bewegung desselben gehemmt wird, wenn ein bestimmter Nerve des Gehirns oder des Rückenmarks durchschnitten wird, so daß also die bewegende Kraft offenbar außer dem Fuße gesucht werden muß. Dann gibt er seine Ansicht von den Eigenschaften einer guten Analyse, wozu er das Beyspiel sehr zweckmäßig von dem Schalle nimmt.

Im dritten Capitel betrachtet er den Zustand der Naturwissenschaften vor Galiläi's und Baco's Zeit. Obschon vielleicht dieser Gegenstand, ein Fragment aus der Geschichte jener Wissenschaften, hier nicht erwartet werden möchte, so macht es doch, an sich selbst betrachtet, eine der schönsten Zierden des ganzen Werkes aus. Es sey uns erlaubt, hier kurz anzuführen, was er von den naturwissenschaftlichen Kenntnissen der alten Griechen sagt. Bey ihnen fällt uns vor allem der merkwürdige Contrast zwischen ihren scharfsinnigen und acuten Disputationen, ihren wahrhaft großen Fortschritten im abstracten Denken auf der einen Seite auf, und auf der andern ihre gänzliche Sorglosigkeit um die äußere Natur und ihre freche Deduction allgemeiner Prinzipien aus schlecht oder gar nicht angestellten Beobachtungen. Ihre meisten Sätze hatten ihren letzten und einzigen Grund nur in ihrer eigenen Phantasie, und waren bloße Wortformen, denen in der Natur selbst nichts reelles entsprach, aus welchen sie aber doch ganz gemüthlich ihre Natur ableiteten. So z. B. behaupteten sie, daß der Kreis die vollkommenste aller geometrischen Figuren sey, und schlossen daraus ohne Weiteres, daß also die Bahnen aller himmlischen Körper Kreise seyn müssen. Ob sie es auch in der That sind durch Beobachtung zu erforschen, fanden sie nicht weiter der Mühe werth, und wenn zufällige Erscheinungen vom Gegentheile zeigten, so waren sie doch weit entfernt, an ihren Einfällen zu zweifeln, sondern häuften lieber Kreis auf Kreis, um nur ihre erste Idee nicht aufzugeben. Ohne Zweifel waren unter ihren Philosophen viele sehr ausgezeichnete Männer, die ihrer Zeit Ehre machten, aber das ganze Corps derselben war nichts, als eine Bande von eitlen Disputanten, die mit leeren Worten fochten, Sophisten, wie sie sich später selbst nannten, die ihre Ignoranz und Indolenz mit einem unverständlichen Jargon und mit grundlosen, aber arrogant vorgetragenen dogmatischen Assertionen bedeckten. Die späteren Griechen, besonders die nach Plato und Aristoteles kamen, behandelten die Wahrheit nur als ein Puppenspiel und, von den Lorbeern ihrer berühmten Vorfahren zehrend und auf ihren Ruf vertrauend, verachteten sie es, Schüler der Natur zu seyn, sie wollten ihre Lehrer heißen, und nahmen dem gemäß den Ton von Leuten an, die bereits schon alles wissen, und daher nichts mehr zu lernen haben. In ihren eitlen und albernen Wortkriegen wurde das Studium der Natur nicht nur vernachläßiget, sondern als eine Beschäftigung verachtet, die nur den kleinen Geistern, dem Pöbel unter den Gelehrten, ziemt, und die eines wahren Philosophen a priori ganz unwürdig ist. Ihr Hauptirrthum lag in der Meinung, von der sie

nicht laſſen wollten, daß die Methode, welche ſie in der Mathematik mit ſo viel Glück angewendet hatten, auch in den Naturwiſſenſchaften angewendet werden müſſe. Daher wollten ſie überall von einigen wenigen Sätzen, von einem oberſten Prinzipe ausgehen, und daraus alles andere, und ſonach auch die ganze Natur ſelbſt ableiten. Alle ziehen ſich auf dieſen einen Punct hin, in welchem ſie ihr Heil erblickten. Der eine fand den Urſtoff aller Dinge, das Alpha und Omega der Natur, im Feuer, der andere in der Luft, der dritte im απειρον, der vierte im το ον und το μη ον, bis endlich die Scholaſtiker der barbariſchen Jahrhunderte kamen, und die Sache ſo verwirrten, daß Niemand weiter, dem ſein bischen geſunder Menſchenverſtand noch lieb war, damit zu thun haben wollte. — Wer erblickt nicht in dieſem treuen Gemälde der alten Sophiſten zugleich das höchſt ähnliche Porträt unſerer neueſten Naturphiloſophen!

In der ſo eben erwähnten tiefen Nacht der barbariſchen Jahrhunderte erſchien plötzlich Roger Baco als ein hellleuchtendes Geſtirn. Aber hinter ihm ſchloß ſich die Finſterniß wieder, und er ſteht allein, ein ſeltenes Phänomen, in der Geſchichte der Kultur. Nicht ſo ſein großer Nachfolger, Franz Baco von Verulam. Zwar war, was er ſelbſt zur Erweiterung der Phyſiologie beytrug, nur klein, aber der Einfluß, den er auf die andern ihm verwandten Geiſter hatte, kann wahrhaft ungeheuer genannt werden. Er heißt mit Recht der Vater der Naturforſcher aller Zeiten, die nach ihm kamen. Er gab den Impuls, dem wir alle jetzt noch folgen, indem er uns die einzig wahre Art zeigte, wie die Natur beobachtet, wie über ſie gedacht werden müſſe. Auch ihm fehlte es nicht an Neidern und Detractoren, die da behaupteten, daß die Induction, welche er als den einzig wahren Weg der Naturforſchung bezeichnete, ſchon vor ihm, ja ſelbſt da und dort von den Alten gebraucht worden, und daher nichts Neues ſey. Allerdings hat er dieſe Schlußart nicht erfunden, da ohne Zweifel ſchon die früheſten Denker gleichſam wie durch eine Art von Inſtinct darauf geführt werden mußten; aber er hat der erſte ihre großen Vorzüge gezeigt, er hat ſie und ihren Gebrauch der erſte ſo eindringend, ſo ergreifend, ſo hinreißend empfohlen, daß ſie von nun an erſt allgemein anerkannt und angewendet wurde. Wer ihm dieſes Verdienſt abläugnen wollte, dürfte nur auch unſeren unſterblichen Jenner und Howard ihre Bürgerkrone von dem Haupte nehmen, weil vor jenen ſchon einige Pächter in der oder jener Provinz zufällig die Vaccine erkannt, oder weil vor dieſem da und dort ein Menſchenfreund einen Kerker beſucht hat. Seit jenem wichtigen Impulſe, der von F. Baco ausging, änderten

sich unsere Naturwissenschaften gänzlich. Der Genius der Menschheit, der so lange geschlummert hatte, wachte auf und stürzte mit jugendlicher Kraft über die reichen Gefilde, die vor ihm offen, und über die Schätze, die seit Jahrtausenden, obschon ungesehen, zu seinen Füßen lagen. Ein neuer Gemeinsinn erwachte unter allen gebildeten Völkern Europas, ein Zeitalter der Forschung und der Wunder begann, wie die Annalen der Menschheit kein ähnliches aufgezeichnet haben. Ja die Natur selbst schien dem sie suchenden Geiste entgegen zu kommen, indem sie uns gleichsam neue Sinne lieh, und durch die Erfindung des Fernrohres und des Mikroscopes zwey bisher ganz unbekannte Welten vor unsern Augen aufschloß, und indem sie uns in einer kurzen Zeit eine Reihe von auserwählten Männern gab, wie sie uns sonst in vielen Jahrhunderten nicht erschienen waren. Galiläi, Kepler, Tycho, Boyle, Hook, Newton traten auf, und jeder von ihnen zog einen Schwarm trefflicher Schüler nach sich, die alle, vereint, zu einem Ziele liefen. Ein neuer Geist war unter den Menschenkindern entstanden, alles regte und bewegte sich, und nach allen Richtungen wurde Luft und Erde und Wasser durchwühlt, um Entdeckungen und Wundern nachzuspüren. Die Erscheinungen der Natur schienen sich mit den Beobachtern derselben zu vervielfältigen; ganze Massen von Phänomenen traten hervor, durch Verwandtschaft unter einander verbunden; Naturgesetze wurden aus ihnen abgeleitet; man begann zu generalisiren, das Auge höher zu erheben; man bemühte sich, das ganze große Schauspiel mit Einem Blicke zu übersehen, und so reißend war der Strom der Entdeckungen, so ausgezeichnet der Triumph der inductiven Philosophie, daß eine einzige Generation und der Geist eines einzigen Mannes hinreichte, das System des Weltalls auf einer Basis zu begründen, die keine Folgezeit weiter zu erschüttern im Stande seyn wird.

In dem vierten Capitel handelt der Verf. von den Regeln, die man bey den Beobachtungen befolgen soll. Er dringt dabey vorzüglich auf eigentliche Rechnung, die überall angewendet werden soll, wo sie nur eben angewendet werden kann. Sie ist das sicherste Mittel, uns vor Irrthümern zu bewahren, und uns zur Wahrheit zu führen; ja sie ist die eigentliche Seele der Naturwissenschaften. Die Stahl'sche Chemie machte nur deßhalb so wenig Fortschritte, weil sie alle Rechnung verschmäht; sie verwirrte nur diese Wissenschaft, und diese Verwirrung schwand augenblicklich, als man die Rechnung als die Basis der Chemie anzusehen begann. Das Gesetz der allgemeinen Gravitation, das Höchste, was der menschliche Geist bisher gefunden hat, war nicht deßwegen so wichtig, weil es das ganze Universum umfaßt,

denn was wüßten wir, wenn wir nur wüßten, daß alle Körper sich verkehrt wie die Quadrate der Entfernungen anziehen: sondern deßwegen, weil dieses Gesetz sich so leicht zur Rechnung eignet, und weil es uns eben dadurch möglich wurde, von allen Erscheinungen des Himmels, selbst für eine noch so ferne Vergangenheit und Zukunft, strenge Rechenschaft zu geben. Die Crystallographie wird uns vielleicht bald ein ähnliches Beyspiel aufstellen, und uns die innere Structur der Körper kennen lehren.

Nachdem sich der Verf. über das zu wählende Urmaß ausgesprochen, zu dem er entweder Meridianmessungen, d. h. den Meter oder Secunden-Pendellängen vorschlägt, setzt er noch seine Ansicht über die Aufbewahrung dieser Maße hinzu. Genaue und vollkommen authentische Copien dieser Maße und Gewichte sollen, nach seiner Ansicht, in Platina verfertiget, hermetisch in Glas verschlossen, und in dem Innern der Mauer eines großen öffentlichen Gebäudes aufbewahrt werden, so daß man nur mit großen Schwierigkeiten und wenn es durchaus nothwendig ist, wieder zu ihnen gelangen kann. Von diesem Act soll öffentliche Kenntniß genommen, und sein Andenken durch eine äußere Inscription gesichert werden. Wie viele, auch einer späten Zukunft noch interessante Dinge könnten auf diese Weise erhalten werden, während wir jetzt nur Münzen und Medaillen, bey der Grundlegung großer Gebäude, der Nachwelt so übersenden, und unnütze Zeremonien und Schauspiele aufführen, die wir, mit einer kleinen Aenderung, in sehr nützliche Acte verwandeln könnten.

Besonders aufmerksam sollte jeder Beobachter auf solche Erscheinungen seyn, die mit den bisherigen Ansichten nicht übereinstimmen, da in ihnen vorzüglich der Schlüssel zu neuen Entdeckungen und zu Erweiterungen der Wissenschaften liegt. Die Deviation der Magnetnadel, wenn man ihr einen electrisirten Draht nähert, hätte gewiß jeder Physiker schon längst beobachten können, während er sich mit galvanischen Experimenten abgab, und von physischen Apparaten ganz umgeben war: aber es bedurfte doch das Auge eines Oërstedt, die Erscheinung zuerst aufzufassen, und sie auf ihre wahre Stelle zu setzen, und so zwey große, bisher getrennte Zweige der Wissenschaft für immer zu verbinden. Die nicht minder schöne Entdeckung der Polarisation des Lichtes durch Reflexion war unserem Malus aufbehalten, der eines Abends die von der untergehenden Sonne stark beleuchteten Fenster des Lurenburgs in Paris durch ein Prisma betrachtete und bemerkte, daß eines der beyden Bilder der Fenster verschwand, wenn er das Prisma um seine Achse drehte.

Im fünften Capitel zeigt uns der Verfasser die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Classificationen und der Nomenclaturen, deren wesentlichste Eigenschaften er aufzählt.

Indem wir die anderen interessanten Gegenstände dieses Buches der Kürze wegen übergehen und sie dem Leser überlassen, können wir doch nicht umhin, hier noch anzuführen, was er von den Inductionsschlüssen seiner letzten Art sagt. — Indem wir unsere Untersuchungen häufig auf Dinge ausdehnen, die wir anfangs selbst nicht ahneten, betreten wir oft einen Weg, der für den menschlichen Geist meistens ganz besondere Reize hat, der uns durch die Neuheit der Gegenstände überrascht und der diesen Gegenständen oft einen weit über ihr eigenes Gewicht gehenden Werth ertheilt. Dieß ist der Fall, so oft wir von dem Kleinern zu dem ähnlichen Großen übergehen. Es ist so anziehend, ein Experiment, das man in der Höhlung eines Uhrglases oder vor einem kleinen Löthrohre angestellt hat, in großen Fabriken, in geräumigen Tonnen, in dem Busen eines Vulcans mit einer Masse von mehreren Millionen Cubikfuß wiederholt zu sehen, daß wir beynahe die Aehnlichkeit dieser gigantesken Experimente der Natur mit den kleinlichen Spielereyen unserer chemischen Laboratorien darüber vergessen. Und wie erstaunt der menschliche Geist, wenn er die ungeheuern Intervalle betrachtet, durch welche die Planeten und Kometen und die andern Körper des Himmels von einander gesondert sind, endlose Räume, in welchen Licht und Wärme und Aether ihre Rolle spielen, und die Bewegungen jener Körper seit Jahrtausenden in regelmäßiger Ordnung vollbracht werden. Wenn wir die Sternhaufen durch unsere Fernröhre betrachten, entfernte Milchstraßen, Systeme von Millionen von Sonnen, deren jede von der andern vielleicht wieder durch ähnliche unermeßliche Räume getrennt sind, und die uns doch alle zusammen nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Raum am Himmel einzunehmen, die gleichsam einen Körper für sich, von bestimmter Form und Gestalt zu bilden scheinen, deren letzte Elemente Sonnen sind, unserer eigenen Sonne an Größe weit überlegen. Wenn wir dann wieder von diesen Höhen herabsteigen und bedenken, daß die einzelnen Atome jedes Sandkorns auf dieser Erde von allen übrigen vielleicht eben so weit, in Beziehung auf die Dimension dieser Elemente selbst, getrennt ist, als jene Sterne des Himmels, und daß in dieser kleinen Welt des Sandkorns nicht minder complicirte und wundervolle Ereignisse vor sich gehen, als in jenen riesenhaften Sternsystemen, so werden wir von einer Bewunderung für diese, durch ihre Größe sowohl, als durch ihre Kleinheit ganz außerordentlichen Werke der Natur ergriffen, für welche unsere Sprache keine angemessene

Worte mehr finden kann. Und wie viel Gelegenheit bietet uns die Natur zu solchen Betrachtungen. Wer dafür Sinn hat, wird sie beynahe täglich auf seinen Wegen finden. Der geringste Luftzug in der Spalte eines Fensters folgt denselben Gesetzen, wie die wüthenden Stürme des Meeres; der Funke unserer Elektrisirmaschine ist nur ein Abbild, wenn gleich ein schwaches, von der alles zermalmenden Kraft des Blitzes; das Beben einer mit dem Finger bewegten Saite ist analog mit dem Beben der ganzen Erde, wenn sie durch Erdstöße und unterirdische Vulcane erschüttert wird; kurz, was wir hier unten groß und klein zu nennen pflegen, ist in der Natur selbst, die nach ganz andern Maßen mißt, nicht mehr unterschieden.

Ohne das treffliche Werk hier weiter zu verfolgen, begnügen wir uns, wenn das Vorhergehende hinreichen sollte, es dem Leser selbst in die Hände geführt zu haben, und durch einen von ihnen, nicht eben eine deutsche Uebersetzung, sondern vielmehr eine freye Bearbeitung desselben in unserer Sprache zu veranlassen. Denn vieles ist in der That, ohne dem Ganzen Eintrag zu thun, wegzulassen oder doch kürzer zu geben, als es hier, wo besonders manche einzelne Gegenstände mit vielleicht zu viel Vorliebe behandelt worden sind, geschehen ist. Die Schrift soll, nach der Bestimmung ihres Verfassers, eine Anleitung zu dem Studium der Naturwissenschaften seyn, und ist daher, in vielen Orten wenigstens, im didactischen Tone und mit einer Redseligkeit abgefaßt, die uns, mit aller Achtung für das Ganze sey es gesagt, eben so wenig zweckmäßig erscheint, als die decursorische Schreibart und die oft sonderbare, einer stricten Eintheilung entbehrenden Untereinandermengung der einzelnen Gegenstände. Auch wird diese Anleitung wohl da und dort zu weit getrieben und bis in die kleinsten Details verfolgt, wovon wir den Nutzen nicht einsehen können. So wie ein wahrhaft treffliches Buch auch dem Leser noch manches selbst zu denken überlassen und nur das sagen soll, was eben zum Verständnisse des Ganzen gesagt werden muß, so sollte auch der Lehrer diejenigen seiner jungen Freunde betrachten, die, nicht als unmündige Kinder, sondern als kräftige Jünglinge sich seiner männlichen Leitung anvertrauen wollen. Wir sind weit entfernt, die verschiedenen Gesetze des Denkens, die wir z. B. in unserer Logik hören, zugleich mit dieser Wissenschaft, für eine unnütze Sache, wie viele es thun, zu halten. Aber demungeachtet wird kein Kopf, der nicht schon denken kann, ehe er die Logik studiert hat, durch sie denken lernen. Diese Dinge müssen alle schon in uns liegen, und dürfen daher bloß geweckt werden, um sich ihrer in solchen Fällen, wo es noth thut, bewußt zu seyn, damit man nicht, wie die Thiere, nach

Instinct und blinden Trieben, sondern aus Ueberlegung und mit Bewußtseyn handeln könne. Der Verf. bekennt dieß selbst S. 183, indem er sich über einen verwandten Gegenstand dahin ausspricht: It has always appeared to us, we must confess, that the help, which these classifications of instances afford, however just such classification may be in itself, is yet more apparent than real. The force of the instance must be felt in the mind — and before it can be appretiated, it must be known. However, since much importance is usually attached to this part — we shall here give a few examples etc. Allein nicht bloß einige wenige Blätter, sondern ein großer Theil des ganzen Werkes verbreitet sich über ähnliche Dinge, und diese sind es auch, welche eine künftige freye Bearbeitung besonders berücksichtigen sollte. In manchen Theilen desselben wird selbst eine andere Stellung derselben wünschenswerth erscheinen, da eben die Eintheilung des Ganzen und die Ueberschriften der Capitel noch manches zu wünschen übrig lassen, was zur Verständlichkeit und zum Genusse des Ganzen nicht wenig beytragen würde. Doch hindert uns dieß alles nicht, das Buch selbst als eines der besten und nützlichsten zu erklären, die wir seit langem gesehen haben. Vorzüglich köstlich sind die zahlreichen und immer höchst angemessenen, oft sehr umständlich ausgeführten Beyspiele, die der Verfasser aus dem großen Schatze seiner Kenntnisse in dem weiten Reiche der Naturwissenschaften überall einstreuet. Es ist kein Zweifel, daß auch nur diese Beyspiele, gehörig geordnet und jede Ordnung mit einer kurzen erläuternden Einleitung versehen, schon ein gutes und nützliches Buch, besonders für die jungen Männer geben würde, welche sich den Naturwissenschaften widmen. Diese Beyspiele würden ihre gute Wirkung auf alle wohlorganisirten Köpfe nicht verfehlen, und lehrreicher und unterhaltender zugleich seyn, als alle die langen und ermüdenden Diatriben, mit welchen unsere Jugend des höheren Alters noch so oft geplagt wird. Verba movent, exempla trahunt, gilt nicht bloß in der moralischen, sondern auch in der literarischen Welt. Es mag immerhin seyn, daß meine Ansicht dieses Gegenstandes von der allgemeinen abweicht: nicht immer ist das Allgemeinere auch zugleich das Bessere. Und so stehe ich denn nicht an, selbst in der strengsten aller Wissenschaften, in der Mathematik, und wie vielmehr daher auch in allen anderen, die Lehre durch Beyspiele allen anderen Arten des Vortrages weit vorzuziehen. Der größte Geometer unserer und vielleicht aller Zeiten, Leonhard Euler, hat in allen seinen Werken, selbst in denen, welche nur für die Eingeweihten, für die Erweiterung der Wissenschaften bestimmt waren, so viele Beyspiele angeführt,

als keines, auch nicht ein einziges von unseren Lehrbüchern, obschon ihre Zahl Legion ist, aufweisen kann. Ja selbst der große Newton, der sich in seinen Mußestunden, wie es scheint, herabgelassen hat, eine Arithmetik für Anfänger in der Wissenschaft zu schreiben, wie verfuhr Er bey diesem Geschäfte? — Die ersten Blätter enthalten die nöthigsten Kunstausdrücke und Vorschriften der Arithmetik, und dann geht er mit den Worten: Quoniam in addiscendis scientiis exempla plus prosunt quam praecepta, sofort zu Beyspielen und zu nichts als Beyspielen über, die, nicht den größten Theil, sondern beynahe den ganzen Inhalt seines Werkes ausmachen. Aber welche Beyspiele und wie gewählt und wie vorgetragen! Ich kenne in dem ganzen Gebiete der Mathematik nichts lehrreicheres, als eben diese Beyspiele, und durchaus kein anderes Lehrbuch über Arithmetik, welches sich mit diesem auch nur von ferne vergleichen ließe. Aber wohl kenne ich eine große Anzahl derselben, die, der Himmel weiß aus welchem Grunde, gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen haben, die alle Beyspiele, als unter ihrer Würde, verschmähen, und nichts als trockene Regeln und unfruchtbare Theorien an ihre Stelle setzen. Wie viel sie damit ihren Lesern und der Wissenschaft selbst genützt haben mögen, werden sie aus den Früchten, die man gesammelt, zu beurtheilen wissen.

Die erste und vielleicht traurigste Folge dieser Methode ist die, daß die mathematischen Wissenschaften überall, wo jener Vortrag befolgt wird, nur das Eigenthum einiger wenigen geblieben, und nicht ins eigentliche Leben übergegangen sind. So lang aber eine Kenntniß nur einigen Menschen oder nur einer gewissen Kaste von Menschen angehört, ist sie für das übrige Volk, ja für die gesammte übrige Menschheit noch für todt zu achten, und an den eigentlichen Nutzen derselben für die Gesellschaft ist nicht weiter zu denken. So wenig man auch für das sogenannte Popularisiren der Wissenschaften in dem Sinne des Wortes, wie man es in den neuesten Zeiten so oft gebraucht, oder vielmehr gemißbraucht hat, gestimmt seyn mag, so bleibt es doch immer wahr, daß jede Kenntniß Gemeingut seyn soll, und daß sie erst dann ihren wahren Nutzen trägt, wenn sie sich durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet. Was sollen uns z. B. die schönsten und scharfsinnigsten Theorien unserer Mathematiker, wenn sie eng in die Mauern der Schule eingeschlossen, weder von unseren ausübenden Geometern, noch von unseren Mechanikern, noch von unseren Fabriken benützt werden, und für sie alle so gut als gar nicht da sind? Es ist weder gut, noch anständig, in dem Reiche der Wissenschaften nur zu fragen, welchen Nutzen sie für Küche und Keller haben, aber gar nicht

darnach zu fragen, ist nicht minder tadelnswerth. Nisi utile est, quod facimus, stulta est gloria. Wir sehen den Gegensatz, von dem hier die Rede ist, sehr deutlich bey den zwey gebildetsten Nachbarvölkern, den Franzosen und den Engländern, von welchen die ersten, in den mathematischen Wissenschaften besonders, sich beynahe ausschließend der Theorie hingegeben haben, während die anderen, ihrer ganzen practischen Richtung gemäß, sich mehr mit der Anwendung derselben im gemeinen Leben beschäftigten. Die Folge davon war und ist noch die Präeminenz der letztern in allem, was zu dieser Anwendung der Künste und Wissenschaften gehört. Den Vortheil dieser Präeminenz nicht anerkennend, sind in den letzten Jahren unter den Britten selbst mehrere ausgezeichnete theoretische Mathematiker, unter ihnen besonders Babbage, aufgestanden, welche von diesem practischen Treiben ihrer Nation sehr geringschätzend sprachen, und ihnen ihre Nachbarn über dem Kanal als Muster der Nachahmung sehr dringend anzuempfehlen suchten. Allein diese Nationalsache, für welche man sie gern ausgeben wollte, zwischen den Engländern und Franzosen ist noch einer andern Ansicht fähig, und es scheint mir, als ob eben sie die wahre wäre.

In den Geschäften, selbst den wissenschaftlichen, eines jeden Volkes hat immer eine Art von Mode Statt. Dieß gilt vor allem in Frankreich, wo die Mode, und zwar nicht bloß in den Kleidungen, zum herrschenden Prinzipe geworden ist. Zur Zeit des Anfanges der großen Umwälzung, welche dieses Land erfahren hat, waren, vorzüglich durch die ausgezeichneten Arbeiten eines d'Alembert, Clairaut, Condorcet u. a., unter den Wissenschaften die mathematischen ebenfalls zur eigentlichen Mode geworden. Einige von den ersten Leitern jener Umwälzung, Condorcet, Carnot, Monge, waren selbst die größten Mathematiker ihrer Zeit, und trugen mit all ihrer Kraft sowohl zu dem Umsturze des Staates, als auch zur Erhebung der theoretischen Mathematik bey. Durch diese Männer vorzüglich, und durch Laplace, Lagrange u. a. entstand die berühmte Ecole normale, die, obschon nur von kurzer Dauer, doch von größerm Einflusse war, als vielleicht alle andern Universitäten Europas zusammengenommen. In dieser Schule lehrten Männer, wie Laplace, Lagrange und Monge, und andere, wie Lacroix, Poisson, Malus, saßen hier als Schüler. Das Studium der alten Classiker kam durch die Revolution ganz aus der Mode, und die Stelle desselben nahm das der Mathematik ein. So kam es, daß in wenig Jahren eine beträchtliche Anzahl wahrhaft trefflicher Analytiker gebildet, und über das ganze Land verbreitet wurden; daß diesen noch ein viel größerer Haufe mittel-

mäßiger und selbst schlechter Mathematiker folgte, und daß am Ende beynahe Jedermann sich fähig fühlte, wie sie sich scherzhaft ausdrücken, de faire des x sur qui que ce soit. Aber die meisten Arbeiten dieser Leute bezogen sich nur auf die theoretische Mathematik: die practische wurde dabey fast ganz vergessen. Es war in Frankreich allgemein angenommen, daß Niemand die Mathematik gehörig anwenden kann, wenn er nicht zuerst (nicht von Euclid, von dem war keine Rede mehr), sondern von irgend einem neueren analytischen Werke bis zu dem Gipfel der Wissenschaft sich erhoben hatte. Gelang es einem, bis dahin zu kommen, und dieß konnte natürlich nur sehr Wenigen gelingen, so war es seinem guten Willen überlassen, ob er auch wieder, zuweilen wenigstens, bis zu der Anwendung derselben Wissenschaft sich herabzulassen geruhen werde. Aber an die reine Luft und an den hellen Himmel seiner Höhe gewohnt, war es von einem Manne solcher Art nicht leicht zu erlangen, daß er wieder in die Tiefe herabsteige, und sich mit Dingen befasse, die man allgemein für eines Genius sehr unwürdig hielt. Eine Folge dieser Mode war, daß die Analysis des Unendlichen beynahe überall, selbst da angebracht wurde, wo Euclids Elemente noch sehr gut ausgereicht, und selbst kürzer zum Ziele geführt hätten. In der Astronomie, in der Optik, in der Mechanik konnte man am Ende kein Problem mehr finden, zu dessen Auflösung man nicht die Differential- und Integralrechnung gebraucht hätte, ohne deren Hülfe keine Brücke gebaut, keine Brille gemacht, ja kaum mehr zwey Thermometer mit einander verglichen werden konnten. Insbesondere aber erschien den Franzosen die Mechanik als ein Ding, dem man sich ohne die höchste Kenntniß der Analyse nicht einmal nähern darf, und wenn irgend einmal ein Lagrange oder Poisson die Condescendenz hatte, irgend eine elementare Darstellung zu geben, oder in einer Note ihrer gelehrten Werke auf ein Instrument zu verweisen, so geschah dieß auf eine so unzulängliche, so herabsehende Weise, daß man deutlich sah, sie thun dieß nur mit einer Art von Verachtung für die armen Leser, denen solche Auseinandersetzungen ihrer hohen Conceptionen nützlich seyn können, wenn sie anders das Glück haben sollten, sie zu verstehen. Auf diese Weise blieben ganze große Zweige der practischen Mathematik unangebaut, und wurden am Ende selbst von denen ignorirt, die sie am meisten gebraucht hätten. Die unmittelbare Folge davon war für Frankreich, für die Künstler und Fabrikanten dieses Landes, äußerst nachtheilig. Es ist wahr, in keinem andern Lande findet man so viele Menschen, die mit den höheren Theilen der mathematischen Analysis so innig bekannt wären; unter

den Adelichen, Gebildeten und Offizieren gibt es eine große Anzahl von Männern, wohlbewandert in der Differential-, Integral- und Variationsrechnung — aber die eigentlichen Elemente dieser Wissenschaft, die gleichsam zum täglichen Gebrauche gehören, und die zu den nützlichsten Anwendungen im Leben führen, diese sind in England weit mehr, als in irgend einem anderen Lande, und nicht bloß unter einigen speculativen Köpfen, oder unter den Wohlhabenden, sondern über das ganze eigentliche Volk verbreitet, und diese Verbreitung ist es, welche jenem Inselvolke die Ascendenz in allen Künsten und Manufacturen gibt, welcher sie ihren Wohlstand zu Hause, ihren Ruhm im Auslande und ihren ausgebreiteten Handel in allen Welttheilen verdanken. Littrow.

Art. IV. Novum Testamentum Graece. Textum ad fidem testium criticorum recensuit, lectionum familias subiecit, e graecis codicibus manuscriptis, qui in Europae et Asiae bibliothecis reperiuntur fere omnibus, e versionibus antiquis, conciliis, sanctis Patribus et scriptoribus ecclesiasticis quibuscunque vel primo (primum) vel iterum collatis copias criticas addidit, atque conditionem horum testium criticorum historiamque textus Novi Testamenti in prolegomenis fusius exposuit, praeterea Synaxaria codicum KM 262. 274. typis exscribenda curavit D. *J. Mart. Augustinus Scholz*. Vol I. IV Evangelia complectens. Lipsiae 1830, sumptibus Friderici Fleischer. CLXXII u. 496 S. 4.

Lange und weitschweifige Titel hat Lessing auf eine treffende Weise durch den Ausdruck Küchenzettel gebrandmarkt; allein gegen den verehrungswürdigen Verfasser dieser neuen critischen Ausgabe des N. T. würden wir sehr unbillig verfahren, wenn wir den erwähnten Ausdruck zur Herabsetzung seines verdienstvollen Werkes anwenden wollten. Denn wie das Unternehmen des Herrn Scholz großartig und colossal ist: so reicht zur Ausführung desselben der unermüdete Fleiß und die Gelehrsamkeit seines Urhebers nicht allein hin, sondern vor allem wird auch eine kräftige Unterstützung von Seiten des Verlegers nothwendig; dieser aber bedarf wiederum vieler anderer Leute, von welchen manche mehr von einem langen Küchenzettel, als von dem einfachen Versprechen einer guten Mahlzeit angezogen werden. Wir verzeihen also gern dem gigantischen Werke seinen gigantischen Titel, und wollen uns zu einer näheren Betrachtung desselben hinwenden, sobald wir Einiges über die Vorbereitungen zu demselben angeführt haben.

J. Martinus Augustinus Scholz, ordentlicher Professor der Theologie an der catholischen Facultät der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, wurde durch manche begünstigende Umstände in den Stand gesetzt, zwey Jahre lang (1818—1819) die reichen Schätze der königlichen Bibliotheken in Paris zu benutzen. Er trat diese Reise an nach Vollendung seiner theologischen Studien und ausgerüstet mit mannigfachen Kenntnissen in der Critik und Paläographie. Demnach benutzte Hr. S. die Zeit seines Aufenthalts in Paris vorzüglich zur Untersuchung der vielen dort befindlichen Handschriften des N. T., indem ihm von den rühmlichst bekannten Vorstehern der Pariser Bibliotheken der Zugang zu den dortigen Schätzen auf eine höchst liberale Weise verstattet wurde. Hr. S. richtete seinen Fleiß theils auf das Durchlesen schon früher verglichener Handschriften, um sich dadurch von der Genauigkeit oder Ungenauigkeit der schon angestellten Collationen zu überzeugen, theils verglich er auch noch unbenutzte Codices, um dadurch entweder den critischen Apparat zu vermehren, oder die Bestimmung über die verschiedenen Familien der Handschriften zu begründen. Vorläufige Nachricht über diese Bemühungen und Andeutungen neuer Resultate gab derselbe in der Schrift: Curae criticae in historiam textus Evangeliorum. Exhibitae a J. M. Augustino Scholz. Heidelbergae MDCCCXX. Apud Mohr et Winter. Nachdem sich Hr. S. längere Zeit in Paris aufgehalten hatte, wurde ihm die erwünschte Gelegenheit zu Theil, eine große Reise nach verschiedenen Theilen Europas und nach dem Orient zu machen, und darauf die angefangenen Untersuchungen weiter zu verfolgen. Nach einer glücklichen Beendigung dieser Reise gab Hr. S abermals einen vorläufigen Bericht über seine bisherigen Bemühungen um die Critik des neuen Testaments in der Schrift: Biblisch-kritische Reise in Frankreich, der Schweiz, Italien, Palästina und im Archipel, in den Jahren 1818, 1819, 1820, 1821, nebst einer Geschichte des Textes des n. T. von — — Scholz. Leipzig und Sorau, bey Friedr. Fleischer, 1823. Diese beyden Werke waren dazu bestimmt, dasjenige von den Sammlungen und Forschungen des Hrn. S. mitzutheilen, was in eine concinne Darstellung des gesammten critischen Apparates, welche für die Prolegomena der gegenwärtigen Ausgabe bestimmt war, nicht füglich aufgenommen werden konnte, ohne das rechte Verhältniß der einzelnen Theile zu stören. Dahin gehört z. B. die Beschreibung der äußern Merkmale, nach welchen das Vaterland und das Alter der einzelnen Handschriften ausgemittelt wird. Die jetzige Ausgabe des n. T., wovon der erste Band oder ein Drittel des Ganzen vollendet ist, gibt uns endlich das

Resultat von mehrjährigen, fast unausgesetzten Bemühungen; es soll aber darin im Ganzen Folgendes geleistet werden. 1) Die critischen Hülfsmittel sollen geprüft, abgeschätzt und aufgezählt, und daraus eine Geschichte des Textes entworfen werden, woraus die wahren Grundsätze zu einer Constitution des Textes sich ergeben werden; 2) der Text des n. T. soll nach den besten und unverdächtigsten Handschriften construirt, und demselben eine Sammlung aller erheblichen Varianten beygefügt werden; 3) es soll eine Auswahl alles dessen mitgetheilt werden, was die griechischen Ausleger der ersten fünf Jahrhunderte in der Erklärung des n. T. geleistet und versucht haben. Animus est (so erklärt sich Hr. S. in der Praef.) et professio primum instituta testium criticorum recensione et examine et proposita textus N. T. historia probabiliter docere, quemadmodum sacrorum scriptorum ipsissima verba genuina et vera reddi (exhiberi) possint, tum ipsum eorum textum pristinum cum lectionibus primariis et cum varietatibus singulorum testium exhibere, tandem referre ex catenis, quae interpretes priorum quinque seculorum graeci in illustrando N. T. enarraverint (*enarraverunt*), sed breviter et cum delectu. Mit der ersten Aufgabe beschäftigen sich die Prolegomena, welche in diesem ersten Bande dem Texte der vier Evangelien vorangehen. Die hier im strengen Zusammenhange aus einander gesetzten Grundsätze über die Critik des n. T. hatte der Hr. Verf. schon zum Theil in den obengenannten Schriften mitgetheilt oder angedeutet, und mannigfacher Beyfall und Widerspruch dafür oder dagegen ist bisher von vielen Seiten ausgesprochen worden. Vgl Beck's Allgem. Repertorium, Bd. II, St 2, J. 1823; Bibliothèque universelle 1823; Wiener Jahrb. 1824; Allgemeine Haller Literaturzeitung, Nr. 5. 6, J. 1824; Journal für Prediger, Bd. 64, St. 2; Archiv für Kirchengeschichte, herausgegeben von Tschirner, Stäudlin und Vater, J. 1824, 1. Heft; Göttinger gelehrte Anzeigen, J. 1824; Gabler: Prolegomena zu Griesbachs Opuscula Academ.; Leipziger Literaturzeitung, J. 1828, Nr. 83. Der gegen die Ansichten des Hrn S. erhobene Widerspruch erklärt sich zum Theil aus der frühern rhapsodischen Darstellungsweise, die in den vorbereitenden Werken gewählt ist: denn um eine allseitige Betrachtung aller Momente war es dem Verfasser in seinen Schriften noch nicht zu thun. Um so mehr dürfen wir uns freuen, daß in den Prolegomena zu diesem ersten Bande die ganze Frage, nach welchen Grundsätzen die Critik des n. T. ausgeübt werden müsse, in ihrem weitesten Umfange und nach einer strengen Methode besprochen wird. Dadurch wird eine Vermittlung der Wider-

ſprüche und Gegenſätze möglich werden. Denn diejenigen, welche die Ueberzeugung des Hrn. S. bisher getheilt haben, werden in den Stand geſetzt, dieſelben noch einmal zu prüfen, und dadurch das bisher Geglaubte zu bewähren oder aufzugeben: auf der andern Seite werden den Gegnern, wenn ſie ihrer Sache gewiß ſind, die Waffen zur Bekämpfung des Hrn. S. gleichſam in die Hände gegeben. Wir halten es demnach nicht für unzweckmäßig, in dieſer Anzeige dem Gange der von Hrn. S. angeſtellten Unterſuchungen Schritt vor Schritt zu folgen, und dabey über einzelne Puncte unſere Beyſtimmung oder unſern Einſpruch oder Zweifel mitzutheilen.

Um die echte und urſprüngliche Geſtalt der Bücher des n. T. wieder herzuſtellen, und um die richtigen Grundſätze, nach welchen dieſe Reſtitution vorzunehmen iſt, zu gewinnen und anzuwenden, dazu iſt es vor allem erforderlich, von dem langen Wege, auf dem dieſe Monumente zu uns gelangt ſind, ſich eine recht klare Ueberſicht und Anſchauung zu verſchaffen. Der einfachſte und ſicherſte Weg, der hier eingeſchlagen werden kann, iſt wohl derjenige, daß man die Schickſale der genannten Bücher von ihrer Entſtehung an bis auf unſere Zeit auszumitteln ſucht. Indem man nämlich durch eine ſorgfältige und critiſche Zuſammenſtellung von hiſtoriſchen Nachrichten oder Andeutungen, durch Vergleichung der Zeitumſtände und der Cultur der verſchiedenen Zeitabſchnitte über den Text dieſer Schriften, wie derſelbe in den einzelnen Zeitaltern gehegt wurde, eine beſtimmte und klare Vorſtellung ſich erworben hat: ſo kann man mit Vergleichung der überlieferten Geſtalt desſelben ſichere Criterien für die Conſtruction eines echten und urſprünglichen Textes gewinnen. Dieſe Aufgabe hatte ſich auch Friedrich Auguſt Wolf geſtellt, als er den Entwurf zu ſeinen Prolegomena zum Homer machte: leider aber hat er die Geſchichte der Homeriſchen Geſänge nur bis in das alexandriniſche Zeitalter zurückgeführt. Von der Zweckmäßigkeit einer ſolchen Methode war auch Hr. S. überzeugt, und daher beginnt er ſeine Prolegomena mit der Unterſuchung, welchen Schickſalen die Bücher des neuen Teſtaments im erſten und zweyten Jahrhunderte unterworfen waren. De libris N. T. primo et secundo seculo integre servatis (Cap. I. p. I — VIII). Daß die Evangeliſten und Apoſtel auf die Erhaltung dieſer Schriften die nämliche ängſtliche Sorgfalt, wie auf deren Abfaſſung verwendeten, erhellet beſonders aus dem Zwecke, womit ſie dieſe Bücher niederſchrieben, einen Zweck, welchen der h. Lucas im Anfange ſeines Evangeliums am beſtimmteſten ausgeſprochen hat: *Ἐπειδήπερ πολλοὶ ἐπεχείρησαν ἀνατάξασθαι διήγησιν περὶ τῶν πεπληροφορημένων ἐν ἡμῖν πραγμάτων, καθὼς παρέδοσαν*

ἡμῖν οἱ ἀπ' ἀρχῆς αὐτόπται καὶ ὑπηρέται γενόμενοι τοῦ λόγου. ἔδοξε κἀμοὶ παρηκολουθηκότι ἄνωθεν πᾶσιν ἀκριβῶς καθεξῆς σοι γράψαι, κράτιστε Θεόφιλε, ἵνα ἐπιγνῷς περὶ ὧν κατηχήθης λόγων τὴν ἀσφάλειαν. Ferner iſt die ängſtliche Wachſamkeit der Apoſtel für die Echtheit der heiligen Bücher durch ihre Zwiſtigkeiten mit einzelnen chriſtlichen Gemeinden und mit den Schriftgelehrten, dann durch ihre eindringlichen Ermahnungen an die Gläubigen, ſich vor falſchen Lehren und Lehrern zu hüten, hiſtoriſch genugſam begründet. Ihnen zur Seite ſtanden einſichtsvolle und gewiſſenhafte Männer, welchen ſie das Lehramt und die Aufſicht über ihre chriſtlichen Gemeinden anvertrauten. Dem Beyſpiele der Apoſtel und ihrer Jünger folgten die erſten Chriſten. Utrorumque exemplum secutos fuisse primos Christianos, eosdemque hos libros, qui hanc doctrinam continebant, integros servasse in dubitationem vocari non potest, cum reverentia ergo eos adhibenda decursu temporis non diminuta (*deminuta*) sed maximopere aucta sit. Prol. p. II.

Auch aus dem Umſtande, daß die Verfaſſer ihre Schriften, ehe dieſelben dem Abſchreiber überliefert wurden, noch einmal durchzuſehen, und manches darin zu ändern pflegten, folgt keineswegs eine Verfälſchung des Urtextes: denn woher weiß man doch wohl, daß die Apoſtel dieſe Durchſicht ſo nachläſſig oder eilig betrieben haben, daß die Abſchreiber an vielen Stellen irre werden mußten? Auch iſt es eine nichtige und hiſtoriſch durch nichts begründete Vermuthung, daß die erſten Lehrer des Chriſtenthums den Kitzel gelehrter und vorwitziger Grammatiker empfunden, und dieſen durch eigenmächtige Aenderungen befriedigt hätten. Geſetzt aber, die Abſchreiber machten Fehler, oder die Exemplare, woraus ſie abſchrieben, hatten durch die Zeit gelitten: ſo ſorgten dafür beſtimmte Cenſoren, welche die eingeſchlichenen Fehler corrigirten. Sed quidquid primi librarii male scripserant, facile correxerunt veteres censores, quos Graeci vocant τοὺς ἀντιβάλλοντας vel τοὺς δοκιμάζοντας (Ch. Strabo lib. 13. p. 609. ed. Paris.), qui, quo plus fidei collationi factae accederet, nomina propria codicibus adponere solebant. Wenn Hr. S. bey dieſen Worten unter den erſten bibliſchen δοκιμάζοντες einen eigenen Stand von Gelehrten ſich gedacht hat, ſo können wir ihm nicht beyſtimmen. Denn ausgemacht iſt es, daß ein eigentlich grammatiſches Studium auf die Bücher des n. T. in den erſten zwey Jahrhunderten nicht angewendet iſt. Ein Surrogat von δοκιμάζοντες mag aber allerdings exiſtirt haben: wir denken uns darunter keine anderen, als die erſten Lehrer und Aufſeher (Episcopi et Doctores) der chriſtlichen Gemeinden. Die Abſchriften wurden vervielfältigt

durch den kirchlichen Gebrauch: jede nur etwas bedeutende Kirche besaß ein sorgfältig abgeschriebenes Exemplar, wie auch jetzt noch selbst die ärmsten Kirchen im Orient ein solches besitzen. Aus dieser Vervielfältigung der Abschriften erklärt es sich, warum die eigenhändigen Exemplare der Apostel so schnell sich verloren haben, daß selbst nicht einmal die ersten kirchlichen Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts eins von denselben gesehen haben. Hr. S. sagt (p. III): ob frequentem usum et incuriam primorum Christianorum parvo intermisso temporis spatio deleta fuisse videntur (— ∪ ∪ — — — — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪); allein eine incuria der ersten Christen gegen dieses köstliche Vermächtniß läßt sich nicht beweisen, und ist an und für sich unwahrscheinlich. Der Einwurf, daß die ersten christlichen Lehrer sich um die heiligen Schriften wenig bekümmert hätten, widerlegt sich durch diesen kirchlichen Gebrauch von selbst. Nicht lange nachher bildeten sich auch christliche Schulen zu Alexandria, Nisibis und Antiochia, und darin nahm man auf die Bücher des n. T. ohne Zweifel eine vorzügliche Rücksicht. Auch die Citate der ersten Kirchenväter, wie des Clemens Romanus, Ignatius, Papias, Pinytus, Hegesippus und Anderer geben gewöhnlich den bessern, und der Interpolation nicht verdächtigen Text. Eine scheinbare Ausnahme macht der h. Justinus. S. Justinus in locis, ubi res ad Christi vitam pertinentes exponit, vel non habet omnino, quae evangeliis nostris canonicis respondent, vel si quaedam apud eum reperiuntur, multum discrepant. At vero plurima a Christo dicta praeceptaque, quae ille refert, ad evangeliorum nostrorum, Matthaei imprimis tam prope accedunt, ut vel eadem fere eorum verba expressa apud eum legantur, vel paucae tantum voces prorsus omissae seu cum aliis permutatae seu inter se transpositae reperiantur. Dieser Umstand möchte wohl am ersten aus den Lebensverhältnissen des h. Justinus und aus dessen Charakter seine Erklärung finden. Er fand sich berufen, für Tausende und Tausende seiner schmählich verfolgten und gedrückten Mitbrüder das Wort zu führen, gegen Kaiser und Fürsten zu predigen, und sich allen denjenigen Gefahren auszusetzen, in welchen er zuletzt umkam; ohne Zweifel sind demnach alle seine Schriften unter manchen Gefahren und Mühen mit Begeisterung und in einer leidenschaftlichen Stimmung niedergeschrieben. Daher wird er, wo es eben anging, nicht erst mit dem Aufschlagen von Büchern sich viele Weitläufigkeiten gemacht haben, und so konnte es wohl kommen, daß er Einiges über das Leben Jesu niederschrieb, was sich auf dieselbe Weise nicht in den Evangelien erzählt findet. Ein anderer Fall ist es, wenn

Ausſprüche und Aeußerungen des Heilandes erwähnt werden ſollten: bey dieſen mußte der h. Juſtinus, wenn er ſeinem Gedächtniſſe nicht unbedingt trauen konnte, natürlich den Urtext nachſchlagen, und daher finden ſich in dergleichen Stellen gar keine oder doch unbedeutende Abweichungen von demjenigen Texte, den wir als den urſprünglichen anſehen müſſen. Vgl. G. B. Wineri dissert. Justinum Mart. evangeliis canonicis usum fuisse.

Vorzüglich aber zeigen die Streitigkeiten, welche ſich allmälich über die göttliche Lehre erhoben, von dem Eifer, die Grundpfeiler derſelben unbeſchädigt zu erhalten. Sobald nämlich Secten der chriſtlichen Kirche und Ketzer (Haeretici) entſtanden waren, welche in den heiligen Büchern zu Gunſten ihrer individuellen Anſichten zu pfuſchen wagten: da iſt dieſes von den wahren Bekennern des Chriſtenthums (Orthodoxi) ſorgfältig angezeigt worden; die Ketzer dagegen, welche von ihren Gegnern ſo gern Arges ausſagen, haben dieſen doch niemals den Vorwurf gemacht, als hätten dieſelben Stellen der heiligen Schrift zu ihren Gunſten umgewandelt. Dum plurimas afferunt (haeretici) criminationes in fidos probosque catholicae doctrinae asseclas, de hoc crimine nunquam omnino verbum faciunt, nec Apologetae patrocinium Catholicorum hac in re suscipiendum putarunt, p. V, VI. Die Ketzer dagegen erlaubten ſich wohl Verfälſchungen, allein dieſe ſind durch das ſorgfältige Verzeichnen ihrer Gegner ganz unſchädlich gemacht. Die Reinheit der alten Codices wird auch anerkannt von den ſpäteren kirchlichen Schriftſtellern des vierten und der nächſten Jahrhunderte, wie von Hieronymus, Chryſoſtomus, Auguſtinus, Theodoretus, Anaſtaſius: dieſe legen deßhalb großes Gewicht auf einige alte Ueberſetzungen, weil dieſelben nach Handſchriften des zweyten Jahrhunderts angefertigt ſind. Ein anderer Zweifel, der gegen die Echtheit jener alten Handſchriften erhoben worden iſt, gründet ſich auf die Acriſie jener Zeiten: Sed convellunt (*attentant*) nostri temporis doctores antiquitatis fidem, atque criminatione ἀκρισίας in antiqua tempora utuntur dicentes: in re critica veteres saepe secure esse versatos, utpote qui negligenter quaererent, quae vera esset lectio, si librarii priores quaedam peccaverant, p. VII. Hr. S. macht gegen dieſes Bedenken das Stillſchweigen der chriſtlichen Schriftſteller von Aſien und dem öſtlichen Europa geltend: denn dieſe erwähnen nirgends eine durchgehende oder bedeutende Corruption des n. T. Ein wichtigerer Einwurf gegen dieſe Anſicht ſcheint uns in der Beſchaffenheit dieſer Schriften enthalten zu ſeyn: denn es bedurfte

wirklich keines hohen Grades von Erudition, um ihren Text rein zu erhalten. Die Darstellungsweise dieser ist so einfach und dabey doch von einem so eigenthümlichen Gepräge, daß die Versehen der Abschreiber leicht auffielen, und verbessert werden konnten. Ueberhaupt wird durch die absichtslosen Schreibfehler der Text eines Schriftstellers selten so entstellt, daß er nicht mit Leichtigkeit zu restituiren wäre. Eine ganz andere Gestalt kann nur durch absichtliche Ueberarbeitung möglich werden. Die Wahrheit dieser Behauptung springt bey keinem der profanen Schriftsteller so sehr hervor, als bey Terentius. Von ihm haben wir einen Codex aus dem vierten oder fünften Jahrhunderte nach Chr., den Codex Bembinus, der beynahe durchweg von Interpolationen der Grammatiker rein erhalten ist, obgleich es ihm an gewöhnlichen Schreibfehlern keineswegs mangelt. Alle übrigen Handschriften sind mehr oder minder der Willkür eines halbgelehrten Critikers unterworfen gewesen. Demnach mag die Acrisie des ersten und zweyten Jahrhunderts den Büchern des n. T. eher ersprießlich als nachtheilig gewesen seyn. Die Citate des Clemens Alexandrinus und anderer kirchlichen Schriftsteller, die in Africa wohnten, zeugen freylich für einen verderbten und interpolirten Text, allein sie beweisen nichts für die Beschaffenheit der Handschriften von Asien und Europa. Wohl begründet erscheint uns demnach die Ueberzeugung, welche Hr. S. am Ende dieses Abschnittes ausspricht: His igitur expositis, quare primis tribus seculis in maxima orbis christiani parte textum N. T. integre servatum non temere credam, iam intellectum puto, p. VIII.

Bedeutende Corruptionen sind in Africa schon früher, und in Asien und Europa gegen das Ende des dritten Jahrhunderts aufgekommen. Darüber gibt uns das nächste Capitel Aufschluß: De textu codicum N. T. a librariis et grammaticis corrupto (p. VIII — XIV). Hr. S. theilt alle Corruptionen nach gewissen Classen ab, wahrscheinlich deßwegen, um seinen Lesern eine allgemeine Uebersicht über das Echte und Verdorbene zu geben. Die erste Classe besteht in Abweichungen von der zur Zeit der Apostel üblichen Orthographie (§. 10), die zweyte in ungewöhnlichen Flexionen der Nomina und Verba; daraus brauchte Hr. S. keine besondere Classe zu machen: denn diese Fehler gehören ebenfalls zu den Verstößen gegen die damals übliche Orthographie. Als Beyspiele werden angeführt (p. X): Codices quidam Act. 21, 1. servare maluerunt accusativum *τὴν Κῶ* pro *τὴν Κῶν*, Act. 19, 1. *Ἀπολλῶ* alii *Ἀπολλών* pro *Ἀπολλώ* cet. An der ersten Stelle hat Griesb. die Form *Κῶ* aufgenommen, und zwar mit Recht, wie es uns scheint, denn die Form *Κῶν* ist

ſchwerlich eine echt griechiſche. Vgl. Buttm. ausführl. Gramm. I. p. 157. Zur dritten Claſſe gehören die Verwechslungen von einzelnen Ausdrücken, die den Abſchreibern zur Laſt fallen, und theils abſichtlich, theils durch Nachläſſigkeit entſtanden ſeyn mögen. Denn ſchwerlich dürfen alle Beyſpiele dieſer Art, deren Hr. S. eine gute Menge (§. 12) mitgetheilt hat, der überflüſſigen Emſigkeit des Abſchreibers beygelegt werden (Tertium genus efficiunt vocabula a librario male sedulo permutata). Zur vierten Claſſe gehört die Subſtitution eines gewählten oder leicht verſtändlichen Ausdrucks oder einer gangbaren helleniſchen Structur an die Stelle eines gewöhnlichen oder undeutlichen Wortes oder einer hebraiſirenden Conſtruction. Eigentlich macht dieſe Claſſe mit der vorhergehenden auch nur eine einzige aus. Die fünfte Claſſe betrifft ſolche Stellen, die dem gewöhnlichen Abſchreiber oder Leſer überflüſſig, ſinnlos, irrig und den Sinn eines Frommen beleidigend erſchienen. Davon werden einige ſehr merkwürdige Beyſpiele angeführt. Die Veranlaſſung zu einer ſechsten Claſſe von Corruptionen war gegeben durch die allegoriſche Erklärungsweiſe: Sexto (*sextum*) in causa (*causâ*) fuisse videtur allegorica interpretandi ratio, ut (*cur*) interpretes textum corrumperent. Zur ſiebenten Claſſe gehören Veränderungen in geographiſchen oder hiſtoriſchen Benennungen, wenn man nämlich in den urſprünglichen Namensformen geographiſche oder hiſtoriſche Verſehen zu erkennen glaubte. Zur achten Claſſe gehören Supplemente zu Stellen, die aus dem alten Teſtamente im Texte des neuen angeführt werden. Verderbniſſe aller dieſer Claſſen müſſen ſchon im dritten Jahrhundert Statt gefunden haben: denn wir finden dergleichen nicht nur in manchen Citaten der damaligen Kirchenväter, ſondern diejenigen von ihnen, welche mit kritiſchem Sinne begabt waren, klagen über Entſtellungen des Textes, welche theils aus Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit der Abſchreiber, theils durch abſichtliche Aenderungen der Grammatiker entſtanden wären.

Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht folgt im dritten Capitel ein Verſuch, alle noch vorhandene Handſchriften in zwey große Familien zu ſcheiden. De duplici textus documentorum criticorum N. T. genere. Die einzelnen Glieder der erſten großen Familie von Handſchriften haben das Eigenthümliche, daß ihr Text gewöhnlich mit dem herkömmlichen Texte der Ausgaben ſeit dem funfzehnten Jahrhundert übereinſtimmt, und daß ſie ſelbſt nicht bedeutend von einander abweichen. Die zweyte Hauptmaſſe von Handſchriften ſtimmt mit dieſer erſten kaum in einer Zeile ganz überein, und die einzelnen Handſchriften weichen auch unter ſich wieder beträchtlich ab. Der erſten Claſſe gehören an beynahe

die sämmtlichen Codices, welche nach dem zehnten Jahrhunderte geschrieben sind, und einige wenige aus einer frühern Zeit. Damit stimmen überein von den alten Uebersetzungen die syrische, philorenianische, gothische, georgische und slavonische, ferner die Citate solcher kirchlichen Schriftsteller, welche in Asien und im östlichen Europa lebten. Zur zweyten Classe gehören die frühern Codices, welche bis ins fünfte Jahrhundert nach Chr. hinaufreichen, und wenige von neueren. Die meisten derselben sind geschrieben mit Uncialen. Mit ihren Lesarten stimmen überein die meisten coptischen Uebersetzungen, die lateinischen, die äthiopischen, dann solche Kirchenväter, welche in Africa und im westlichen Europa schrieben. Haec igitur documentorum criticorum distinctio historiae textus multam affert utilitatem: facultatem enim eius ope oblatam nobis puto, amissa documenta innumera aliquatenus restituendi. Freylich ist eine solche Scheidung, wenn sie wohl begründet ist, nicht allein höchst wichtig für die Geschichte des Textes, sondern auch für dessen gesammte Critik und Constitution. Daher werden wir diejenigen Theile der Prolegomena, welche sich hierauf beziehen, im Verlaufe dieser Anzeige noch vorzüglich berücksichtigen: von andern werden wir nur den Inhalt oben anzeigen. Um die erwähnte Scheidung zu bewähren, muß zuerst auf den Zweifel, ob es auch möglich sey, daß der großen Menge von Handschriften ihr Vaterland mit Bestimmtheit angewiesen werden könne, geantwortet werden. Daß die Handschriften der ersten Classe beynahe alle in Asien oder im östlichen Europa geschrieben seyen, wie die der zweyten in Afrika und im westlichen Europa, dafür zählt Hr. S. folgende Data auf: 1) Die meisten Codices haben Unterschriften der Abschreiber, woraus man das Vaterland derselben kennen lernt. Calligraphi scilicet codicum vel libri alicuius fini addere solebant subscriptiones, quibus ipsorum nomina et tempus, quando scripserunt, urbem seu monasterium, ubi vixerunt, aliaque accuratius definiunt. Ein anderes Indicium für das Vaterland der Codices geben die Menologia, die gewöhnlich den Handschriften am Anfange oder Ende beygefügt sind. Darin werden nämlich außer den Namen der Heiligen, der Engel oder Propheten, welche in der gesammten Christenheit verehrt werden, häufig solche erwähnt, welche einer Stadt oder einer Diöcese eigenthümlich sind: wo dieß der Fall ist, da kann man aus den Menologien das Vaterland der Handschriften ermitteln. Ein drittes Criterium findet Hr. S. in den Gemälden und Zeichnungen, wodurch in den Handschriften bisweilen entweder die dargestellten Facta erläutert oder die Urheber des Textes repräsentirt werden. Uns scheint dieses Crite-

rium sehr unsicher und täuschend: auf keinen Fall aber möchten wir die haarscharfen Distinctionen des Hrn. S. für untrüglich halten: Ita in primis lineis rudibus scriptor latinus, in primis lineis pallido-rubicundis scriptor syro-graecus, in colorum claritate et varietate scriptor natione graecus cernitur. Etwas zuverlässiger, wenn gleich auch nicht sehr schlagend, scheint uns das nächstfolgende Criterium, welches aus der Schreibweise entnommen wird. Wo lateinische Buchstaben unter griechische gemischt sind, da ist der Abschreiber ein Lateiner; wenn hier und da die griechischen Buchstaben der Gestalt der coptischen sich nähern, so ist der Abschreiber ein Aegyptier. Durch gleichmäßige und schöne Schriftzüge bewährt sich der griechische Librarius. Wenn auch auf das Vaterland des Abschreibers aus seiner Schrift ein Schluß gemacht werden kann: so folgt daraus noch nicht unmittelbar, daß er gerade einen Codex in seinem Vaterlande abgeschrieben habe. Das letzte Criterium liegt in den Uebersetzungen und den Citaten der kirchlichen Schriftsteller. Denn es versteht sich von selbst, daß die Verfasser von Uebersetzungen die Exemplare der Originale ihrer Kirche gebrauchten. Daher kann man von dem Vaterlande einer Uebersetzung auf die Abkunft solcher Handschriften, nach welchen diese sich fortwährend richtet, einen Schluß machen. Eben so citirt ein alexandrinischer Kirchenvater nach alexandrinischen, und ein constantinopolitanischer nach constantinopolitanischen Handschriften. Wollte man nach einem einzigen der drey letzten Criterien das Vaterland der Codices bestimmen, so müßte man freylich der Möglichkeit eines Irrthums häufig unterworfen seyn: sicherer scheinen uns die beyden ersten Criterien, welche aus den Nachschriften der Abschreiber und den Menologien entnommen sind: bisweilen treffen mehrere oder alle diese Criterien zusammen, und da muß aller Zweifel über die Herkunft der in Rede stehenden Handschriften schwinden. Der Mittelpunkt für die erste Classe von Codices ist Constantinopel, für die zweyte ist es Alexandrien, und daher hat man nur familia codicum Constantinopolitana und Alexandrina schon seit Bengel und Griesbach geschieden. Allein die Differenzpunkte zwischen Hrn. S. und Griesbach sind nichts destoweniger sehr bedeutend, und lassen sich vorzüglich auf zwey reduciren: 1) Hr. S. erkennt in der ganzen Masse der erhaltenen Handschriften des neuen Testaments nur jene beyden Familien, die constantinopolitanische und alexandrinische, Griesbach construirt außer diesen noch eine dritte, welche er die occidentalische genannt hat. 2) In der Schätzung jener beyden ersten Familien weichen die beyden Critiker ebenfalls sehr weit von einander ab: Hr. S. sieht in den alexandrinischen Hand-

schriften nur interpolirte und verfälschte Monumente, Griesbach hatte vor denselben viel Achtung wegen ihres Alters, wich indessen nicht so gar häufig von dem textus receptus, der aus constantinopolitanischen Handschriften entnommen ist, zu Gunsten der alexandrinischen Codices ab. Vielleicht würde Hr. S. besser daran gethan haben, wenn er die Beweise für diese Ansichten unmittelbar nach dieser dargelegten Scheidung hätte folgen lassen: statt dessen aber geht er in den nächstfolgenden Capiteln erst auf andere vorläufige Untersuchungen ein, um hernach für seine Geschichte des Textes einen festen und gereinigten Boden zu gewinnen.

Demnach gibt uns das vierte Capitel eine Uebersicht von demjenigen, was für die Critik des neuen Testaments bisher geleistet worden sey (De Opera et studio ad textum genuinum restituendum ab aliis atque a me collato, p. XXI — XXVI). Die eigenen Handschriften der Evangelisten und Apostel scheinen sich gar bald verloren zu haben: denn aus dem Umstande, daß selbst die ersten Kirchenväter, wie Ignatius und Tertullianus, derselben niemals erwähnen, kann man mit Recht folgern, daß schon zu ihrer Zeit keine eigenhändigen Codices der ersten Verfasser mehr existirten. Was man von noch existirenden Handschriften der Apostel erzählt, gehört eben so sehr zu den albernen Mährchen, als wenn man hier und da den Rock des Heilandes noch zu besitzen glaubte. Die ersten Väter und kirchlichen Lehrer mußten sich demnach mit Abschriften begnügen. Daß in diese allmälich Schreibfehler und einige andere Entstellungen des reinen Textes hineinkamen, läßt sich erwarten. Dadurch aber mußte das Bedürfniß einer kritischen Revision bald rege werden, und solche namhafte Revisoren und Ueberarbeiter des n. T. finden wir zuerst im dritten Jahrhundert. Drey Männer, Origenes, Hesychius und Lucianus, treten hier hervor. Was sie für den Text der heiligen Schrift eigentlich geleistet haben, ist wohl eine der schwierigsten und wichtigsten Fragen, welche der Critiker derselben zu beantworten hat. Um so mehr müssen wir es bedauern, daß Hr. S. etwas rasch darüber hinweggeschritten, und besonders die kühnen Folgerungen und Ansichten von Hug zu wenig berücksichtigt und zu schnell verworfen hat. Wir sehen uns daher veranlaßt, diesen ganzen Abschnitt etwas ausführlicher zu besprechen Der erste, welcher über die Arbeiten der drey genannten Männer dem Anscheine nach sehr fruchtbare Vermuthungen und die kühnsten Combinationen aufgestellt hat, ist Hug. Vgl. Einleitung in die Schriften des neuen Testaments. Erster Theil, S. 182—216. Er hat aus ungenügenden Gründen geschlossen, daß gegen Anfang

des dritten Jahrhunderts der Text des n. T. in einer sehr verderbten und völlig verwilderten Gestalt in der ganzen damaligen Christenheit existirt habe. Gegen diese Ansicht hat Hr. S. in den vorigen Capiteln mit Erfolg, wie es uns scheint, angekämpft. Am meisten scheint Hug durch die Analogie der griechischen Uebersetzung des alten Testaments, die durch die 70 Dolmetscher zu Stande gekommen, zu dieser Folgerung verleitet zu seyn. Diese Uebersetzung nämlich ist schon im dritten Jahrhundert vor Christus in Alexandrien zu Stande gekommen, ist einzig und allein von diesem Mittelpunkte aus durch Abschriften vervielfältigt, und unter den Händen gelehrter Grammatiker mehrfach überarbeitet worden. Daher ist die verwilderte Gestalt, welche wir darin erkennen, erklärbar, und eine solche Verwilderung des Textes bestand schon zur Zeit der Apostel und der ersten Kirchenväter. Ein ganz anderes Verhältniß waltet beym neuen Testamente ob: die Schriften desselben gingen aus von Kleinasien und Griechenland: sie wurden gleich wegen des kirchlichen Gebrauches durch eine Menge von Handschriften vervielfacht, ehe sie in die Hände der alexandrinischen Grammatiker kamen. Diese konnten nur auf die Handschriften von Aegypten, nicht auf die von Asien und Europa ihren Einfluß ausüben. Den verwilderten Text des n. T. im dritten Jahrhundert nach Chr., wie Hug sich denselben vorstellt, belegt dieser Critiker mit dem Namen κοινὴ ἔκδοσις, und diese soll nach seiner Ansicht in dem dritten Jahrhundert zuerst eine geregelte Gestalt bekommen haben durch die Bemühungen des Hesychius, Lucianus und Origenes. »Diese drey waren es, welche um die Mitte des dritten Jahrhunderts, und unmittelbar nachher, eine Verbesserung des Textes versucht, und neue Ausgaben oder Recensionen veranstaltet haben. Das ist: sie haben mehrere, und auch die besseren und älteren Handschriften, die zunächst um sie her waren, unter einander verglichen, um sich durch dieses Verfahren zu unterrichten, was in einigen derselben später hinzugethan, was in einzelnen verändert oder ausgelassen wurde, und worin sie zu einem gleichförmigen Texte übereinstimmen, der als Regel angenommen werden könnte.« Hug a. a. O. S. 183. Wir kennen die Bemühungen dieser Männer um den Text der heiligen Schriften nur aus einigen Aeußerungen des h. Hieronymus; dieser spricht mehrmals von ihrer Bearbeitung des alten Testaments, und nur einmal berührt er ihre Versuche mit dem Texte des neuen. Auf das alte Testament bezieht sich die Stelle adv. Rufin. c. 26. t. IV. p. 425. ed. Mart., de Script. eccles. c. 77. Alexandria et Aegyptus in Septuaginta suis Hesychium laudat auctorem, Constantinopolis usque ad Antiochiam

Luciani martyris exemplaria probat. Freylich mag dieſe Behauptung auch in Beziehung auf das alte Teſtament mit rhetoriſcher Uebertreibung ausgeſprochen ſeyn, allein für das neue Teſtament hätte Hug dieſelbe auf keine Weiſe benutzen ſollen. Vgl. denſelben a. a. O. S. 184. Mit dieſer Stelle ſteht eine andere, Praef. in Paralip., völlig im Einklang: Alexandria et Aegyptus eius (Hesychii) opus amplexi sunt. Nur auf das alte Teſtament iſt ebenfalls eine andere Aeußerung des Hieronymus über den Lucianus zu beziehen: Epist. CVI. ad Sunniam et Fretell. n. II. Illud breviter admoneo, ut sciatis aliam esse editionem, quam Origenes et Caesariensis Eusebius omnesque Graeciae (*Graeci*) tractatores κοινήν, id est *communem* appellant atque *Vulgatam*, et quae a plerisque nunc *Lucianus* dicitur *). Die einzige Erwähnung von einer Bemühung dieſer Männer um den Text des neuen Teſtaments ſteht in dem Briefe des h. Hieronymus an den Papſt Damaſus. Dieſe Stelle aber lautet alſo: De Novo nunc loquor Testamento — — hoc certe, quum in nostro sermone discordat, et in diversos rivulorum tramites ducit, uno de fonte quaerendum. Praetermitto eos codices, quos a Luciano et Hesychio nuncupatos paucorum hominum asserit perversa contentio, quibus utique nec in toto Veteri instrumento post septuaginta interpretes emendare quid licuit, nec in Novo profuit emendasse, cum multarum gentium linguis scriptura ante translata doceat falsa esse quae addita sunt. Hier achte man zuerſt darauf, wie der h. Hieronymus von einem übereinſtimmenden und wahrhaft allgemeinen Texte des neuen Teſtaments ganz ſicher überzeugt iſt. Hoc certe uno de fonte quaerendum. Dann erinnert er ſich, daß es auch hier verfälſchte Codices gebe, aber ſolche, ſetzt er gleich hinzu, will nur verkehrte Rechthaberey geltend machen als bedeutend, um darum bekümmere ich mich nicht weiter um dieſelben. Praetermitto eos codices, quos a Luciano et Hesychio nuncupatos paucorum hominum asserit perversa contentio.

*) Hug a. a. O. S. 184 hat dieſe Stelle nicht richtig verſtanden, und daher auch ein falſches Reſultat daraus gezogen. Er interpungirt communem appellant, atque vulgatam, ſo daß beyde Ausdrücke in einem Gegenſatze ſtehen. Dann hätte der h. Hieronymus ſtatt et quae mit einem einfachen quae fortfahren müſſen: allein atque vulgatam iſt weiter nichts als eine andere Bezeichnung für communem. Der Ausdruck a plerisque bedeutet von Vielen, nicht von den meiſten. In einem Gegenſatze alſo ſtehet in dieſer Stelle die editio communis atque vulgata mit derjenigen quae a multis Lucianus dicitur.

Aus dieſer Verachtung des Hieronymus gegen die Arbeiten des Heſychius und Lucianus erhellet auch deutlich, daß die letzten Worte quae addita sunt auf jene beyden Männer zu beziehen ſind, nämlich quae addita sunt ab ipsis (ab Hesychio et Luciano) Denn wer wird dem h. Hieronymus die Unbilligkeit zutrauen, daß er zwey Männer, welche falſche Zuſätze aus dem neuen Teſtamente entfernt hätten, verachtet haben ſollte? Für Interpolationen ſpricht auch der Zuſammenhang der ganzen Stelle: im neuen Teſtamente ſind ihre (vermeintlichen) Verbeſſerungen erfolglos geweſen, denn die frühern Ueberſetzungen beweiſen die Falſchheit ihrer Zuſätze. Nec in Novo profuit emendasse, cum multarum gentium linguis scriptura ante translata (*ante Hesychium et Lucianum translata*) doceat falsa esse quae addita sunt (*ab Hesychio et Luciano*). Aus dieſer Anſicht von den Arbeiten des Lucianus und Heſychius wird es allein erklärlich, wie der Papſt Gelaſius in ſeinem Index librorum prohibitorum ſagen konnte: Evangelia quae falsavit Hesychius apocrypha: Evangelia quae falsavit Lucianus apocrypha. Denn wenn jene beyden Männer ſolche Zuſätze, deren Unechtheit auch durch die älteſten Ueberſetzungen dargethan wurde, entfernt hätten, ſo wäre es ganz unvernünftig von dem h. Hieronymus und dem Papſte Gelaſius geweſen, alſo gegen ihre Arbeiten zu eifern. Von einem falsare konnte alsdann gar keine Rede ſeyn. Demnach ſind wir durch dieſe Betrachtung der angeführten Stelle des h. Hieronymus ganz auf das entgegengeſetzte Reſultat gekommen, als Hug und Scholz: der letztere ſcheint hier von Hug irre geführt zu ſeyn: denn ſein Reſultat iſt dieſes (p. XIII): Igitur Lucianus et Hesychius hac laude non fraudandi sunt, eos exemplaria nonnulla a mendis, quas ea contraxerant, purgasse, et additamenta potissimum eliminasse. Nur darin weicht Hr. S. von Hug ſehr bedeutend ab, daß der letztere ſogleich zwey Recenſionen des Heſychius und Lucianus aus nichts aufbauet; dagegen glaubt Scholz, daß die Handſchriften des Heſychius und Lucianus niemals einer allgemeinen Verbreitung ſich erfreuet hätten. Der Beweis für die Verbreitung wie für die Nichtverbreitung möchte ſchwer zu führen ſeyn. Für das erſte ſprechen einige unbeſtimmte Aeußerungen des h. Hieronymus und der verdammende Ausſpruch des Papſtes Gelaſius über die von Heſychius und Lucianus verfälſchten Evangelien: für das andere ſpricht das Stillſchweigen der übrigen kirchlichen Schriftſteller. Auf keinen Fall darf man indeſſen die große Verehrung, welche im dritten Jahrhunderte nach Chriſtus dieſen Schriften

ohne Zweifel gewidmet wurde, mit einer solchen Interpolation unvereinbar finden. Denn jene Männer mochten theils Randbemerkungen, theils andere bisher entstandene Zusätze durch eine gehörige Verarbeitung mit dem Urtexte zu verbinden suchen, weil sie eben aus übertriebener Hochachtung lieber etwas zu viel als zu wenig geben wollten. Daher mögen einige von den Interpolationen, welche sich in den Handschriften der alexandrinischen Familie finden, allerdings von Hesychius, der in Aegypten wohnte, ihren Ursprung haben: die des Lucianus, der in Syrien lebte, wurden von späteren, wie vom h Hieronymus, gerügt, und mögen daher wieder, wenigstens zum Theil, aus den asiatischen Handschriften entfernt worden seyn. So viel von Hesychius und Lucianus: und nun auch noch einige Worte von einem dritten Critiker desselben Jahrhunderts. Dieser ist Origenes, für den der freygebige Hug ebenfalls eine eigene Recension entworfen hat. Ueber ihn sind wir vollkommen mit Hrn. S. (p. XXII) einverstanden, daß er zwar Abschriften verfertigt, und zwar mit Sorgfalt und Umsicht, daß er aber nie eine eigentliche Recension entworfen habe. Das erste wird von ihm berichtet, das letztere kann man selbst nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen. Haec quidem est res confessa, Origenem exemplaria ad artis criticae normam ab ipso recensita in libris suis, ubi loca (locos) ex N. T. affert, non adhibuisse, nec ipsum, nec Eusebium, qui Origenis labores quoscunque maximis laudibus efferre solet, nec alium quendam scriptorem veterem studia critica in N. T. ab Origene collocata attingere. Immo ipse quidem Origenes Tom XV in Matth. vol. III. p. 671, ubi V. T. exemplaribus valde corruptis sese occurrisse ait, simile quidpiam in N. T. sese non sustinuisse vel difficultate victum rem omisisse indicat *). Wenn wir demnach den schönen Traum, welchen Hug über die großen Verdienste der drey genannten Männer geträumt hat, aufgeben: so wird dadurch die Auctorität des biblischen Textes keineswegs verringert: denn eben jenes Postulat, daß im Anfange des dritten Jahrhunderts in den Handschriften des n. T. eine allgemeine Verwilderung geherrscht habe, eben diese ungegründete Annahme läugnen wir für Asien und Europa. Eine kritische Bearbeitung der Schriften des n. T. vor dem funfzehnten Jahrhundert kann man historisch nicht nachweisen: für Asien und das westliche Europa wird eine solche durch

*) Wir müssen indessen bemerken, daß nicht Origenes selbst, sondern sein lateinischer Uebersetzer diese Anzeige gemacht hat. Vgl. Hug a. a. O. S. 186, Note ***.

die Beschaffenheit unserer Handschriften wenig bestätigt. Anders steht es mit den Codices von Aegypten: sie fielen früh in die Hände von Interpolatoren und gelehrten Grammatikern, und dieses Schicksal bewähren sie durch die innere Gestaltung des Textes. Am Schlusse dieses Capitels erwähnt Hr. S. ganz kurz die Namen der neuern kritischen Herausgeber und Bearbeiter des n. T. von Stephanus bis auf Griesbach und andere herab. Ueber das folgende Capitel (V.) haben wir nichts zu bemerken. Es ist überschrieben: De codicibus N. T. generatim (p XXVII—XXXVII): richtiger wäre: De externo codicum N. T. habitu; denn über die äußere Beschaffenheit der Handschriften, über ihre Form nämlich und über die Eintheilung in Verse (στίχοι), über die Unterschriften derselben, über die Pericopen, über die Capitel und die Canones Eusebiani, über die Reihenfolge der einzelnen Schriften in den Handschriften, über deren Material und Buchstaben wird hier ausführlich gesprochen. Am Ende dieses Abschnittes erwähnt Hr. S. noch die Hülfsmittel, welche ihm bey der critischen Bearbeitung des n. T. zu Gebote standen. Ihm ist das seltene Glück zu Theil geworden, beynahe alle Handschriften, welche frühere Herausgeber benutzt haben, mit eigenen Augen zu sehen, zu prüfen, und andere noch unbenutzte zu vergleichen. Freylich wird man nicht erwarten, daß der Hr. Herausgeber alle Handschriften, die er gesehen hat, ganz durchgearbeitet habe; das wäre um so unzweckmäßiger gewesen, da die Haupttendenz des Hrn. S. nicht so sehr darauf gerichtet seyn konnte, das kritische Material ins Unendliche anzuhäufen, als vielmehr darauf, durch die neue Collation die Familie einer jeden Handschrift auszumitteln. Aber auch so finden wir die Arbeit des Hrn. S. und seinen Fleiß noch beyspiellos: Equidem (p XXXV) centum codices pluresve integros contuli, ducentorum codicum lectiones in capitibus saltem viginti, quae ex diversis libris selegeram, exploravi, et reliquos infra laudandos in capitibus sex vel decem examinavi atque inde facile intellexi: plurimos codices easdem paene referre lectiones atque collatione eorum integra criticum facile supersedere posse.

Im sechsten Capitel (p. XXXVIII — CXIX) werden die Handschriften, welche bisher für das n. T. benutzt sind, aufgezählt. Recensio codicum N. T. vel Evangeliorum. Die erste Stelle wird denjenigen Handschriften eingeräumt, welche mit Unzialen geschrieben, und zwischen dem fünften bis zum zehnten Jahrhundert nach Christus angefertigt sind. Solcher werden sieben und zwanzig aufgezählt: die meisten derselben gehören zu der alexandrinischen Familie: von einigen ist es gar nicht

angegeben, welcher Familie sie sich anschließen. Nur bey einigen ist Herkunft und Vaterland genau angegeben, bey anderen findet man wenige oder gar keine Andeutungen über diesen wichtigen Punkt, der bey den ältesten und wichtigsten Handschriften in die sorgfältigste Erwägung hätte gezogen werden sollen: denn gerade dadurch kann die Scheidung in Familien am besten bewährt werden. Nach diesen folgen 469 meist jüngere Handschriften mit Cursivbuchstaben, wovon zweyhundert neunzehn (12, 87, 98, 100, 107, 111, 112, 122, 1?2, 260—469) zum ersten Male von Hrn. Sch. erwähnt und beschrieben werden. An sie schließt sich die Aufzählung von 57 Handschriften der kleinen Evangelien (Evangelistaria), welche schon von anderen erwähnt sind, und dazu kommen noch 119, welche von Hrn. Sch. zum ersten Male genannt werden.

Das siebente Capitel (p. CXIX—CXXXIV) ist für eine Angabe und Beschreibung der alten Uebersetzungen bestimmt: zuerst wird im Allgemeinen über ihre Beschaffenheit und über die Art und Weise, wie sie für die kritische Bearbeitung des n. T. benutzt werden können, gesprochen (de versionibus antiquis generatim), und darauf folgt eine Aufzählung der einzelnen Uebersetzungen (recensio versionum antiquarum), nebst einer Angabe, nach welcher Familie von Handschriften diese sich richten.

Das achte Capitel (p. CXXXV—CLV) handelt von den Kirchenvätern: zuerst wird im Allgemeinen aus einander gesetzt, wie man die Citate der Kirchenväter, welche diese aus dem n. T. entnommen, für die Critik desselben benutzen könne (de usu SS. Patrum). Man hat hier vor allem zu scheiden, ob ein Kirchenvater aus dem Gedächtnisse citirt, oder eine Stelle sorgfältig aus Handschriften anführt. Die Citate der ersten Art sind für die Kritik von geringer oder von gar keiner Wichtigkeit: die letztern dagegen überwiegen häufig selbst die besten und ältesten Handschriften Quare sedulo discernenda sunt haec loca (*hi loci*) ab iis, in quibus ad fidem verborum sacrae scripturae loca exhibent. Saepe ex contextu probabiliter effici potest, utrum scriptor ad verbum citet (*verba ipsa transcribat*) an obiter tantum (*an ex sola recordatione*). — — Scriptores pressius codices suos sequi solent in allegationibus proprie sic dictis quam in allusionibus. Certissime quidem constare nobis potest de lectione eorum locorum, in quorum enarratione versatur commentarii auctor. Eae etiam allegationes pro accuratis habendae sunt, quae disertam aliquam provocationem ad codices, aut declarationem, sic legi, non aliter, adiunctam habent. Nach dieser allgemeinen Betrachtung werden die Namen der Kirchenväter und der anderen kirch-

lichen Schriftsteller, welche aus dem n. T. Stellen anführen, genannt, und bey jedem Einzelnen wird bemerkt, welcher Familie von Handschriften er sich anschließe, und ob er gewöhnlich den Text strenge aus Handschriften referire oder den Gedanken bloß der Erinnerung nach anführe. Daß Hr. Sch. auch hier noch vieles unbestimmt und unausgemacht gelassen hat, wird denjenigen nicht befremden, der den unermeßlichen Umfang dieser Untersuchungen zu erfassen weiß: über Manches, worüber hier nur einige Zeilen geschrieben sind, ließen sich lange und fruchtbare Abhandlungen abfassen. Daher werden spätere und mehr ins Einzelne eingehende Untersuchungen auch auf diesem Felde noch Manches zu berichtigen haben, ohne daß daraus für denjenigen ein Vorwurf entstehen könnte, der dieses große Feld der Untersuchung abgesteckt hat. Und doch ist alles bisher Gesagte eigentlich nur eine Vorbereitung, um die Hauptfrage, auf welchen Grundlagen die Kritik des n. T. construirt, und nach welchen Grundsätzen dieselbe ausgeübt werden müsse, mit größerer Sicherheit entscheiden zu können.

Diese höchst wichtige Frage sucht Hr. S. im neunten und letzten Capitel seiner Prolegomena (CLVI — CLXXII) mit größerer Bestimmtheit als seine Vorgänger zu beantworten. Nach seiner Ansicht nämlich ist uns in den Handschriften der constantinopolitanischen Familie der wahre und ursprüngliche Text erhalten. Diese Ansicht wurde schon am Ende des vierten Capitels (p. XXVI) also ausgesprochen: Ita credo probabiliter me effecturum, de inveniendo textu genuino non esse desperandum, illumque nobis referri a codicibus constantinopolitanis. Dieser allgemeine Satz soll in diesem letzten Abschnitte, der Historia textus N. T. überschrieben ist, bewiesen werden: wir wollen auch hier dem Gange der dargelegten Untersuchung prüfend folgen. Der Hr. Verfasser sucht hier zuerst (§. 51) zu beweisen, daß in den letzten funfzehn Jahrhunderten keine bedeutenden Aenderungen mehr Statt gefunden haben im Texte des n. T. Für die letzten vierzehn Jahrhunderte möchten wir diese Behauptung gelten lassen. Denn gegen das Ende des vierten Jahrhunderts war Constantinopel so sehr der Sitz und der Mittelpunkt des Christenthums geworden, daß vorzüglich von ihm die christliche Bildung und damit auch die Verbreitung der Bücher des n. T. ausging; und zwar die letztern besonders seit dem sechsten Jahrhundert nach Chr. Aber im vierten Jahrhundert waren die Berührungen zwischen Alexandria, Antiochia und Constantinopel so bedeutend und zahlreich, daß man es sich nicht leicht als möglich vorstellen kann, jene Scheidung zwischen africanischen und asiatischen Handschriften sey gar nicht übertreten

worden. Auch kann eine strenge Verwahrung vor den africanischen Handschriften gar nicht historisch nachgewiesen werden. Vielmehr ist es gewiß, daß kirchliche Schriftsteller Asiens viel auf dieselben hielten. Eusebius von Cäsarea z. B. stimmt in seinen Citaten gewöhnlich mit den Handschriften der alexandrinischen Familie überein. Gerade durch ihn aber ließ Constantinus M. eine bedeutende Anzahl von Handschriften zum Gebrauche der constantinopolitanischen Kirchen anfertigen. Vgl. Scholz Prolegom. p. CLIX. Die Bedeutung dieses Factums hat Hr. Sch. a. a. O. nicht genügend zu entkräften vermocht. Primum nemo mirabitur, quod ecclesiae illae Constantini cura recens creatae multis codicibus biblicis indiguerint, quodque Constantinus Eusebio, quem amicum suum coluit, negotium eos parandi commiserit. Darüber darf man sich freylich nicht wundern, allein eine solche Verwunderung oder Nichtverwunderung gehört gar nicht zur Sache. Deinde hoc sine ulla dubitatione affirmaverim, codices hos vel non fuisse aegyptios vel deletos fuisse, cum regnante Basilisco seculo V bibliotheca a Juliano aucta combureretur: vestigia enim damni codicibus constantinopolitanis facti multa non exstant. Wir sehen keinen Grund, warum Eusebius jene Abschriften nicht aus ägyptischen Codices hätte anfertigen lassen sollen: denn da er sich nach diesen gewöhnlich richtet, so hat er dieselben wohl als die besten angesehen, und demnach auch aus ihnen neue Abschriften anfertigen lassen. Hr. Sch. meint, Eusebius habe sich vorzüglich an die codices Palaestinenses gehalten, Handschriften, welche von Origenes entworfen und verbessert seyn sollen, allein ein Beweis dafür möchte sich schwerlich führen lassen: eben so wenig läßt sich auch nur wahrscheinlich machen, daß die von Eusebius besorgten Abschriften im fünften Jahrhundert verbrannt worden seyen. Ein anderes historisches Factum ist es, daß der h. Athanasius, Bischof von Alexandria im vierten Jahrhundert, dem Kaiser Constans mehrere Exemplare des n. T. besorgt hat. Vgl. Prolegom. p. CLX. Daraus nun könnte man eine allgemeine Verbreitung der alexandrinischen Codices und ein hohes Ansehen derselben folgern wollen. Das erste, was Hr. S. gegen eine solche Folgerung einwendet, scheint uns von geringer Bedeutung: Constans ab illo catholicarum in Oriente partium principe descriptionem accurari voluit: certus, hoc vigilante doctore sacras literas haereticorum ausibus (ausis) non vitiatas se nacturum. Der Kaiser Constans mochte einen interpolirten Text von einem reinen wenig zu unterscheiden, oder einen echten von einem verdorbenen schlecht zu würdigen verstehen. Er ließ sich aber von Alexandrien Hand-

schriften kommen, weil er sie daher durch die Vermittlung seines Freundes und Schützlings am leichtesten zu erhalten glaubte. Bedeutender aber ist die zweyte Bemerkung des Hrn. Sch.: Codices ab eo (s. Athanasio) parati non in Oriente sed solummodo in Occidente dispergebantur, quare non video, quomodo textus Graeci in Oriente recepti mutationem creare potuerint. Das läßt sich allerdings hören. Constans hatte seinen Sitz in Mailand: dahin wanderten die in Alexandrien angefertigten Handschriften, und haben sich schwerlich jemals wieder nach dem Orient verirrt: dafür läßt sich wenigstens keine historische Spur aufweisen. Aus diesem Factum mag übrigens die Uebereinstimmung der italischen Handschriften mit den alexandrinischen zu erklären seyn. Obgleich wir auch darin von Hrn. Sch. abweichen, daß uns Lucianus nicht als einer, der unnütze Zusätze aus den asiatischen Handschriften entfernt, sondern welcher solche in dieselben hineingebracht habe, erscheint: so stimmen wir in der Hauptsache doch mit dem Hrn. Sch. überein, daß nämlich eine durchgehende Ueberarbeitung im Großen weder in Asien, noch im östlichen Europa genügend nachgewiesen werden könne. Demnach fällt bey dieser Frage um die Echtheit der constantinopolitanischen Handschriften das Hauptmoment der Entscheidung auf die innere Beschaffenheit derselben. Diese aber spricht sehr zu ihren Gunsten. Sie stimmen in den Hauptsachen gewöhnlich alle oder mit einer großen Mehrheit überein: ihre Fehler sind meistens Versehen der Abschreiber und nicht absichtliche Entstellungen. Ganz anders dagegen steht es mit den Codices der alexandrinischen Familie. Diese haben schon von ihrem Vaterlande her das Vorurtheil einer Interpolation gegen sich: dem gelehrten alexandrinischen Grammatiker erschien manches unhellenisch, undeutlich, unverständlich, und hier konnte derselbe seinem gelehrten Kitzel selten widerstehen. Das erhellet am besten aus dem Texte der siebzig Dolmetscher des alten Testaments. Auch dieser war selbst schon in der apostolischen Zeit in die bunteste Verwirrung gerathen, und zwar nicht durch Unwissenheit und Ungeschicklichkeit, sondern durch die Willkür der Interpolatoren. Was dem Texte des a. T. in den ersten drey Jahrhunderten vor Chr. begegnet war, warum sollte dasselbe nicht drey Jahrhunderte nach Chr. in demselben Lande auch mit dem Texte des n. T. vorgehen? Wenn nun schon eine historische Betrachtung eine solche Verfälschung sehr wahrscheinlich macht: so erhält dieselbe von andern Seiten noch manche Bestätigung. Denn einmal spricht gegen diese alexandrinischen Codices die so sehr abweichende Gestalt der constantinopolitanischen, bey denen eine durchgehende Ueberarbeitung nicht einmal wahrscheinlich

gemacht werden kann; noch weit mehr aber zeugt gegen dieselben ihre ganze innere Beschaffenheit. Sie enthalten ganze Stellen, die aus dem einen Evangelium in das andere hineingeschoben sind: dann enthalten sie einzelne erweiternde Zusätze, die man in keiner von den vielen constantinopolitanischen Handschriften findet. Auf der andern Seite sind in ihnen Partikeln getilgt, welche den hebraisirenden Aposteln eigenthümlich, dem feinen Hellenen dagegen anstößig waren: dieselbe Freyheit hat man sich in der Abänderung von einzelnen Structuren erlaubt. Dazu kommt noch, daß die einzelnen Glieder dieser Familie wiederum vielfach von einander abweichen: dadurch wird die große Willkür, womit man diese Handschriften anfertigte, klar. Quae (p. LXII) horum codicum dissensio si nihil aliud hoc tamen probat, eos omnes, dum ex communi fonte originem ducunt, esse vitiatos. Ita nimirum concludimus: si codices, quos familiae alicui accensendos esse constat, inter se multum dissentiunt iique singuli lectiones multas vel singulares vel cum paucis communes habeant (*habent*): in suspicionem cadunt, eos mutatos summaque cautione adhibendos esse. Freylich ein höheres Alter haben die alexandrinischen Handschriften für sich, und dadurch haben sie manche für sich gewonnen. Allein diese Auctorität ist eine nichtige: denn alle jene Interpolationen waren viel eher in die Bücher des n. T. aufgenommen, als im fünften Jahrhundert nach Chr., und weiter reichen doch auch die ältesten alexandrinischen Handschriften nicht. Warum es unter den constantinopolitanischen keine so alte gibt, dafür lassen sich die Gründe leicht historisch ermitteln Demnach legt Hr. Sch die Handschriften der constantinopolitanischen Familie als diejenigen, welche am wenigsten verdorben sind, dem Texte seiner Ausgabe zu Grunde. Wo auch diese von einander abweichen, da muß eine sorgfältige Kritik alle einzelnen Momente für die eine oder die andere Lesart abwägen, und darnach das Bewährteste aufnehmen. Auch Griesbach folgte schon meistens den constantinopolitanischen Handschriften, doch mehr aus einer gewissen religiösen Achtung für den textus receptus, als daß er die alexandrinischen Handschriften durchweg als arg interpolirt erkannt hätte: denn diese imponirten ihm wiederum durch ihr hohes Alter, und daher fand er es doch ziemlich häufig für rathsam, ihnen zu folgen. Daß Hr. Sch. anders in der Constitution des Textes verfahren mußte, erhellet aus den dargelegten Resultaten seiner Forschungen von selbst. Wir wollen aus den ersten Kapiteln des Evangeliums von Matthäus diejenigen Stellen auswählen, worin Hr. Sch. von Griesbach abgewichen ist, um zu sehen, ob er mit Grund seinen Vorgänger verlassen hat.

	Scholz.	Griesbach.
I, 18.	Τοῦ δὲ Ἰησοῦ Χριστοῦ ἡ γέννησις οὕτως ἦν.	τοῦ δὲ Ἰησοῦ Χριστοῦ ἡ γένεσις οὕτως ἦν.

Die constantinopolitanischen Handschriften geben beynahe sämmtlich die Lesart *γέννησις*, viele der alexandrinischen Familie dagegen lesen *γένεσις*, was Griesbach sonderbarer Weise aufgenommen hat: nur das erste ist passend: denn es ist ja hier die Rede von der Zeugung (*γέννησις*) Jesu, noch nicht aber von seiner Geburt (*γένεσις*). Dieß hat auch der neueste Bearbeiter der Griesbach'schen Ausgabe, Hr. Dav. Schulz, gefühlt; allein in seiner Note sind ihm zwey Fehler entwischt, indem er schreibt: hic de *generationis* modo, supra de *genealogia* s. *genere* Christi (cf. v. I. sqq.) agitur: ergo tuemur rec. *γέννησιν*) et hic et Luc. I, 14. Davon besteht der erste darin, daß er den Ausdruck *γένεσις* auf die vorhergehende Genealogie bezieht: dann müßte wenigstens *γένος* stehen: diejenigen, welche so lasen, dachten sich unter *γένεσις* nichts anders, als die Geburt (ortus): der zweyte besteht darin, daß er bey Luc. I, 14: *καὶ πολλοὶ ἐπὶ τῇ γενέσει αὐτοῦ χαρήσονται*, ebenfalls *γεννήσει*, was freylich in vielen Handschriften beyder Familien vorkommt, lesen will: hier aber bezieht sich die Freude der Vielen doch offenbar auf die Geburt Christi, nicht auf die vorhergehende Zeugung, wovon sie nichts wußten.

	S.	G.
IV, 4.	οὐκ ἐπ' ἄρτῳ μόνῳ ζήσεται ἄνθρωπος.	οὐκ ἐπ' ἄρτῳ μόνῳ ζήσεται ὁ ἄνθρωπος.

In der zweyten Ausgabe hat Griesbach den Artikel aus einigen alexandrinischen Handschriften aufgenommen: allein diese Auctorität ist zu schwach, und der Artikel kann sehr füglich wegbleiben, wie Joh. III, 27: *οὐ δύναται ἄνθρωπος λαμβάνειν οὐδέν.*

	S.	G.
V, 28.	πᾶς ὁ βλέπων γυναῖκα πρὸς τὸ ἐπιθυμῆσαι αὐτὴν, ἤδη ἐμοίχευσεν αὐτὴν ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ.	πᾶς ὁ βλέπων γυναῖκα πρὸς τὸ ἐπιθυμῆσαι αὐτῆς, ἤδη ἐμοίχευσεν αὐτὴν ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ

Hr. Scholz ist hier seinem Hauptgrundsatze untreu geworden: die meisten Handschriften der constantinopolitanischen Familie geben *αὐτῆς*, was auch für den Sinn besser paßt: denn liest man *αὐτὴν*, so hat man zu *ἐπιθυμῆσαι* ein *μοιχεύειν* hinzuzudenken; das aber ist für die Structur hart und für den Gedanken etwas plump. Das nächste *αὐτοῦ* für *αὑτοῦ* bey Hrn. S. ist wohl nur ein Druckfehler, der indessen nebst vielen andern nicht angezeigt ist.

	S.	G.
V, 47.	τί περισσὸν ποιεῖτε; οὐχὶ καὶ οἱ τελῶναι οὕτω ποιοῦσι;	τί περισσὸν ποιεῖτε; οὐχὶ καὶ οἱ ἐθνικοὶ οὕτω ποιοῦσι;

Hr. Scholz hat der Lesart τελῶναι, die sich fast in allen constantinopolitanischen Handschriften befindet, den Vorzug gegeben; mit Recht: denn die Lesart ἐθνικοὶ schmeckt doch gar zu sehr nach einer Interpolation, die ein Grammatiker einschwärzte, weil ihm die Wiederholung der so eben schon angeführten τελῶναι lästig war. Dagegen sieht man nicht so leicht ein, wie ἐθνικοὶ, wenn dieß die ursprüngliche Lesart gewesen, in τελῶναι hätte umgeändert werden können.

	S.	G
VI, 1.	Προσέχετε τὴν ἐλεημοσύνην ὑμῶν μὴ ποιεῖν ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων.	Προσέχετε τὴν δικαιοσύνην ὑμῶν μὴ ποιεῖν ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων.

Das unpassende δικαιοσύνην hat Griesbach nach wenigen Handschriften der alexandrinischen Familie aufgenommen: allein von einer δικαιοσύνη ist in dem ganzen Kapitel nicht die Rede, eben so wenig von einer besonderen ἀρετή, sondern von tugendhaften Handlungen, womit leicht Prunk getrieben werden kann. Für die Lesart ἐλεημοσύνην spricht auch das gleich folgende ὅταν οὖν ποιῇς ἐλεημοσύνην, denn dadurch wird nicht etwas Neues eingeführt, sondern etwas schon Erwähntes wird näher erläutert.

	S.	G.
VIII, 15.	καὶ ἠγέρθη καὶ διηκόνει αὐτῷ.	καὶ ἠγέρθη καὶ διηκόνει αὐτοῖς.

Von den Handschriften her haben beyde Lesarten gleich viel Auctorität, aber wir glauben, daß Hr. S. dem αὐτῷ mit Recht den Vorzug eingeräumt habe. Denn wenn gleich Jesus mit seinen Jüngern in das Haus von der Schwiegermutter des Petrus trat, so ist doch von ihm allein nur die Rede, und die übrigen treten so sehr gegen ihn in den Hintergrund, daß sie nicht füglich durch das Pronomen mitbezeichnet werden können.

	S.	G.
VIII, 28.	εἰς τὴν χώραν τῶν Γαδαρηνῶν	εἰς τὴν χώραν τῶν Γεργεσηνῶν.

Welche Namensform hier vorzuziehen sey, möchte sich nicht so leicht entscheiden lassen. Wir finden weder die Gründe von Griesbach (comm. crit. ad. h. l.) für *Γεργεσηνῶν*, noch was Sch. für *Γαδαρηνῶν* §. 15 gesagt hat, überzeugend.

	S.	G.
VIII, 29.	τί ἡμῖν καὶ σοί, Ἰησοῦ (,) υἱὲ τοῦ θεοῦ;	τί ἡμῖν καὶ σοί, υἱὲ τοῦ θεοῦ;

Griesbach hat den Vocativ *Ἰησοῦ* auf die Auctorität einiger alexandrinischen Handschriften gestrichen: allein derselbe fin-

det sich fast in allen Codices der andern Familie, und dieselbe Redensart kehrt bey Mc. V, 7. Lc. VIII, 28. mit einer Abweichung von so wenigen Handschriften wieder, daß in diesen Stellen Griesbach denselben Vocativ nicht zu tilgen wagte.

	S.	G.
VIII, 31.	ἐπίτρεψον ἡμῖν ἀπελθεῖν εἰς τὴν ἀγέλην τῶν χοίρων,	ἀπόστειλον ἡμᾶς εἰς τὴν ἀγέλην τῶν χοίρων.

Auch hier stützt sich die Lesart von Griesbach nur auf wenige Handschriften der interpolirten alexandrinischen Familie: alle Codices der besseren constantinopolitanischen Familie und selbst viele der alexandrinischen haben dasjenige, was Hr. S. aufgenommen hat.

	S.	G.
VIII, 32.	οἱ δὲ ἐξελθόντες ἀπῆλθον εἰς τὴν ἀγέλην τῶν χοίρων,	οἱ δὲ ἐξελθόντες ἀπῆλθον εἰς τοὺς χοίρους.

Griesbachs Lesart ist nur aus einigen alexandrinischen Codices und aus mehreren Uebersetzungen, welche sich diesen anschließen, entnommen. Der gelehrte Interpolator nahm wahrscheinlich Anstoß an der dreymaligen Wiederholung von ἀγέλη τῶν χοίρων, und fand sich dadurch bewogen, so zu ändern, wie er bey Mc. V, 13 und bey Lc. VIII, 33 geschrieben fand. Aus dem nämlichen Grunde wird gleich nachher in πᾶσα ἡ ἀγέλη τῶν χοίρων in mehreren alexandrinischen Handschriften τῶν χοίρων ausgelassen: auch hier ist Griesbach diesen unzuverlaßigen Führern gefolgt.

Nachdem wir durch die bisherigen Betrachtungen die Grundsätze, welche Hr. Sch. für die Critik des neuen Testaments als die richtigen zu bewähren gesucht hat, geprüft und entweder gebilligt haben oder in Kleinigkeiten modificiren zu müssen glaubten, so können wir hier am Ende dieser Anzeige dem verdienten Hrn. Verfasser das bedeutende Lob nicht entziehen, daß er nicht nur einen sehr einfachen, sondern auch einen gewöhnlich zur Ueberzeugung führenden Weg eingeschlagen hat, einen Weg, der schon durch seine Bemühungen für die Herstellung der echten und ursprünglichen Gestalt des neuen Testaments mit glücklichem Erfolge betreten ist, und worauf nachfolgende Critiker noch manches finden werden. Daneben finden wir bey Hrn. Sch. eine eben so besonnene als gerechte Würdigung dessen, was bisher für die Critik des neuen Testaments geleistet ist: ihm ist es nicht darum zu thun, alles früher Ermittelte umzustürzen, und in vornehmer Selbstgefälligkeit seinen eigenen Weg zu wandeln, sondern er ist bemühet, auf das beste bisher Geleistete aufzubauen, und dabey die Forschungen seiner Vorgänger entweder zu berichtigen oder zu vervollständigen, und alles für ein einziges großes

und fruchtbares Resultat zu benutzen. Sollen wir aber auch, wie billig, über die Mängel dieses Werkes ein allgemeines Urtheil fällen, so finden wir einige Folgerungen zu rasch oder zu bestimmt ausgesprochen und einige Combinationen zu kühn hingestellt. So wird z. B. öfters als Lesart der alexandrinischen Familie aufgeführt, was sich nur in einigen alexandrinischen Handschriften findet. Die Scheidung dieser beyden Familien selbst hätte zu einer bestimmteren Ueberzeugung geführt werden können, wenn Hr Sch. bey der Aufzählung der einzelnen Codices nach den von ihm angegebenen Merkmalen das Vaterland derselben bestimmt hätte. Das ist aber nur bey wenigen geschehen: bey den meisten begnügt er sich mit der Angabe: familiae Constantinopolitanae oder Alexandrinae adhaeret. Dabey vermißt man Präcision der Darstellung und Correctheit der Sprache in den Prolegomenen und Noten. Wenn man dem Hrn. Herausgeber eine Gewandtheit, sich frey und leicht in der lateinischen Sprache zu bewegen, nicht absprechen kann: so muß man es um so mehr bedauern, daß neben einer durchgehenden Uncorrectheit selbst kindische Versehen nicht selten sind. Diese können wir nicht so sehr einer Unwissenheit, als vielmehr einer gewissen Eile und Flüchtigkeit beymessen. Daher wollen wir auch nicht solche Beyspiele, wie in Actubus Apostolorum, in ausibus, omnes fere fam. Constantin. documenta (p. 13, n. 2), mit überflüssiger Geschäftigkeit zusammensuchen, sondern den Hrn. Verf. im Allgemeinen auf diesen Mangel aufmerksam machen.

Die äußere Einrichtung der Noten und des Textes stimmt meistens mit der Griesbachischen überein: einzelne Modificationen sind zweckmäßig gewählt und angebracht. Besonders willkommen ist die Zusammenstellung der Varianten aus den alexandrinischen Handschriften unmittelbar unter dem Texte vor den ausführlichen critischen Noten. In der Ausstattung des Herrn Verlegers bewährt sich Geschmack und Kunstsinn in einem so hohen Grade, daß wir diese Ausgabe den schönsten typographischen Leistungen Europas beyzuzählen kein Bedenken tragen. Die Correctur ist indessen nicht mit genügender Sorgfalt gehandhabt: in einem starken Verzeichnisse von Druckfehlern haben wir nichts destoweniger noch viele typographische Vergehen nicht angezeigt gefunden. Wenn wir die beyden übrigen Bände dieses Werkes mit Sehnsucht erwarten: so wünschen wir doch auch wiederum, daß der Herr Herausgeber diejenige Sorgfalt und Muße auf deren Ausarbeitnng wenden möge, welche eines so großartigen Unternehmens würdig sind. Kr.

Art. V. Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Vierter Band. Leipzig, bey Carl Cnobloch, 1832. 8. 479 S.

Diejenigen, welchen die bisher erschienenen Bände dieses vortrefflichen Werkes Vergnügen und Nutzen gewährt haben — und wem, der sie las, hätten sie das nicht? — sind dem wohlwollenden Genius vielen Dank schuldig, der den geehrten Verfasser bewog, das Ganze, welches er schon mit dem dritten Bande beschließen wollte *), noch durch einen vierten zu vervollständigen.

Dieser enthält sieben Abtheilungen, wovon nur zwey Briefe aus Wien, welche auf den Wunsch manches Verehrers der Tonkunst und besonders Beethovens aus dem Buche: »Für ruhige Stunden,« hier wieder aufgenommen wurden, und der früher in einer geschätzten Zeitschrift erschienene: »Versuch einer musikalischen Reise,« schon bekannt sind, alle übrigen aber den Lesern zum ersten Male vorgelegt werden.

Die Perle des Buches ist die Abhandlung; »Grundlinien zu einer Geschichte der Gesangsmusik für Kirche und Kammer in Deutschland und Italien während der letzten drey Jahrhunderte.« — Sie ist ein Grundriß der ersten Hauptabtheilung eines umfangreichen, drey Quartbände füllenden Werkes, das Herrn Hofrath Rochlitz durch mehr als dreyßig Jahre, mit kurzen Unterbrechungen, beschäftigte, und welches eine ausführliche Geschichte der Tonkunst, von da an, wo Forkel endet, bis auf unsere Tage in sich faßt. Welcher unter den jetzt lebenden Musikgelehrten war fähiger und würdiger eines eben so wichtigen wie schwierigen Unternehmens, als der Mann, der seinen Beruf dazu durch so viele werthvolle Schriften bewiesen hat, und Kenntnisse, Geschmack, Ruhe und Sicherheit des Urtheils, Unparteylichkeit, Fleiß, kurz, alle dazu erforderlichen Eigenschaften in so hohem Grade besitzt? — Daß er dieses Werk nicht geeignet hielt, in unserer »Zeit der Eil und Unruhe« ans Licht zu treten, wird gewiß Jedermann um so mehr bedauern, als die Ursache, aus der wir es entbehren müssen, nämlich: daß wir in einer Zeit der Eil' und Unruhe leben, schon an und für sich bedauernswerth ist.

Der Inhalt dieser Grundlinien ist — wie der Verfasser in der Einleitung dieses Bandes selber sagt — theils geschichtlich, theils beurtheilend. Ueber das Geschichtliche sind alle Quellen

*) Siehe Band L, Artikel VIII dieser Jahrbücher.

benützt, die er irgend erreichen konnte. Wo diese, wie oft geschieht, von einander abweichen, oder wohl gar einander entgegen fließen, ist nichts ohne Bedacht aufgenommen. Von Urtheilen ist auch nicht Eines bloß Andern nachgesprochen, und, wo sie Werken der Tonkunst gelten, alles aus diesen selbst — aus wie manchem Tausend Bogen! — geschöpft worden. Die Form ist dieselbe, welche der Autor zum Behufe mündlicher Vorträge vor erwählter Gesellschaft im Winter 18$\frac{3}{4}$ dieser Arbeit gegeben hat. Man weiß aus öffentlichen Nachrichten der neuesten Zeit, daß der Verfasser, durch das Vertrauen des Hofes sowohl, als der Erben seines Freundes Goethe nach Weimar berufen, um dessen Nachlaß zu ordnen, jene Vorlesungen dort mit ausgezeichnetem Beyfalle wiederholte, und den Zuhörern von den Verdiensten der großen Meister, deren darin gedacht wird, durch Ausführung einiger von ihnen componirter Gesangstücke zugleich den vollkommensten Begriff verschaffte. Eine gewiß eben so neue als vortreffliche Weise, musikalische Geschichte mit möglichst großem Nutzen vorzutragen.

Es bleibt nur zu wünschen, daß die Umstände sich bald günstig genug gestalten, um die Hoffnung zu verwirklichen, die uns (S. VIII) auf einen ähnlichen Grundriß der Geschichte der Instrumentalmusik, und auf einen dritten, der Geschichte der Oper und des Liedes, gegeben wird.

Wir wollen nun die sieben Abschnitte des gegenwärtigen Bandes nach ihrer Reihenfolge in sofern kennen lernen, als dieß bey Arbeiten möglich ist, von welchen, ihres reichen Inhalts und ihrer bündigen Schreibart wegen, Auszüge theils unmöglich, theils unzureichend werden.

I. Grundlinien zur Geschichte der Gesangsmusik u. s. w. (S. 1—242). Kunstgenuß. Es wird hier gezeigt, was eigentlicher Kunstgenuß sey, und wie er weder dem, der sich bloß dem Sinnenreize überläßt, den das Kunstwerk erregt, noch dem, welcher sich nur seiner Wirkung auf die Empfindung hingibt, noch demjenigen zu Theil wird, der bloß sein Denkvermögen mit dem Werke beschäftigt, sondern daß nur aus der Vereinigung dieser drey Verhältnisse — wozu dann noch die vermittelnden Vermögen: Phantasie, Gedächtniß u. s. w. in freyer Wirksamkeit sich gesellen — wahrer Kunstgenuß entspringe.

Je unbestreitbarer die Wahrheit dieses Satzes ist, der bis S. 11 auf das Trefflichste ausgeführt wird, desto trauriger und demüthigender ist die Wahrnehmung, daß man zum vollständigen Genusse der jetzt beliebtesten Musik aus jenen drey Verhältnissen nur des ersten, gemeinsten, nur der Hingebung an den Sinnenreiz bedarf, den sie verursacht; denn Empfindungen

erwecken, oder gar das Denkvermögen anregen, kann die unübersehbare Fluth von Walzern doch nicht, welche die Herrschaft über unsere Gehörwerkzeuge ausschließlich mit einer Opernmusik theilen, die nur mit Lärmen oder Gurgeln wechselt.

Eigenthümliches der Tonkunst. Sie strebt (nämlich die rechte, würdige, nicht die so eben erwähnte, heut herrschende Tonkunst) das Menschliche zur Idee der Gottheit und des Göttlichen zu erheben; statt daß z. B. die Malerey und Bildhauerkunst die Idee der Gottheit und des Göttlichen dem Menschlichen zuleiten. Dieser Gegensatz wird hier mit aller erforderlichen Klarheit weiter entwickelt, und das der Tonkunst vor anderen schönen Künsten Eigene in wenig treffenden Worten dargestellt. — Von ihr aber, nach ihrem innern Wesen betrachtet, sich zu ihr zu senken nach ihrer gewöhnlichen Erscheinung, würde — glaubt der Autor — zu Behauptungen führen, die ungern vernommen würden. »Von jeher,« sagt er bey dieser Gelegenheit, »hat es unter Heeren von Musikern nur wenig Tonkünstler, und unter unzählbaren Musikstücken nur wenig Werke der Tonkunst gegeben. Es hat ihrer auch nur wenig geben können: nie aber wenigere, als wenn Musik um einen Jeden rund herum erklingt, und in allen Häusern täglich »»gemacht«« wird.«

Geschichte der Tonkunst. Eine Aufgabe. Der Verfasser wirft hier einen Blick auf die über diesen Gegenstand vorhandenen Werke. Manche derselben sind nicht hinreichend genau; andere haben nur einen größern oder kleinern Ausschnitt aus dem Ganzen erwählt, die meisten sind unvollendet geblieben; wie z. B. Martini in seinen zwey Quartanten kaum über die Einleitung, und Forkel nur bis auf unsere Musik fortgeschritten ist. Unter den Werken der zweyten Gattung, nämlich unter denen, welche nur einen Ausschnitt aus dem Ganzen behandeln, wird der preisgekrönten Schrift des k. k. Herrn Hofraths v. Kiesewetter: »Ueber die Verdienste der Niederländer, namentlich im vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte, um die Tonkunst« (1829), mit gebührender Achtung erwähnt. Nachdem unser Autor die verschiedenen Mängel der vorhandenen Geschichtwerke über Tonkunst mit der ihm eigenen Bescheidenheit, und immer mit voller Anerkennung des Werthes, welche sie, neben jenen Mängeln, besitzen, erwähnt hat; geht er zu der Behauptung über, daß es an einer Geschichte der Tonkunst noch gänzlich fehle, und auch die Idee einer solchen wenigstens noch nicht öffentlich ausgesprochen worden sey. Eine Behauptung, welche, trotz den voluminösen Abhandlungen eines Hawkins, Burney u. a. nicht in Abrede zu stellen ist; nimmt

man alle zu einer vollständigen Geschichte erforderlichen Eigenschaften in Anspruch.

Kunstgeschichtlicher Leitfaden. Hier wird zuerst des wichtigen Einflusses gedacht, welchen Zeiten, Sitten, Religion, Stand der Kultur, selbst Clima und politische Lage auf die Entwicklung und eigenthümliche Lage der Künste ausgeübt haben, und wie — das Besondere, was der Gegenstand jeder einzelnen Kunst mit sich führt, abgesondert — die Geschichte einer jeden Kunst Aehnlichkeit mit der ihrer Schwestern hat. Diese Aehnlichkeit wird Niemanden befremden, der über die Natur der Menschen und der Dinge nachdenkt. »Die Kunst,« sagt der Verfasser, »ist, so zu sagen, des Menschen legitimes Kind; sein Kind, in wiefern er nicht Thier ist — das Thier steht für ihr Geistiges zu tief — und auch nicht Engel — der Engel steht für ihr Sinnliches zu hoch.« — Was nun so Eines Bluts ist, muß bey seiner Entwicklung auch denselben Gang einschlagen.

Aus den Künsten allen findet unser Autor die Tonkunst am meisten, und zwar vorzüglich bey den Deutschen und Italienern, aus dem Innern entwickelt, bey welch beyden Nationen sie ihm auch am selbstständigsten, und von Aufnahme oder Nachkünstelung des Fremden am freyesten erscheint. Wenn man aber nun weiter liest, beyde Nationen haben von einander gelernt, aber jede sey auf ihrem eigenen Wege geblieben; so würde man in einer Zeit, wo in ganz Deutschland kein Tonsetzer mehr Glück macht, ja keiner mehr angehört wird, wenn er seine deutsche Musik nicht in italienische Formen — und zwar in italienische Formen der schlimmsten Art, nämlich in die jetzt beliebten — zu kleiden versteht, über diese Aeußerung aus solcher Feder sich hoch verwundern müssen, wenn nicht unmittelbar der Nachsatz folgte: »wenigstens so lange, bis gedankenlose Willkür alles durch einander geworfen hat.«

Da der Fortgang der Künste, also auch der Tonkunst, kein anderer ist, als der der höheren geistigen Kultur überhaupt; so wünschte Hr. Hofrath Rochlitz, daß die Geschichtschreiber der Tonkunst diese auch in solcher Verbindung aufgefaßt, und mit Beziehung darauf durchgeführt hätten; wodurch eine eigentliche Geschichte der Tonkunst erst möglich, und — ungeachtet der Erweiterung des Zusammenhanges — dem Leser die Uebersicht ungemein erleichtert worden wäre. Dieß zu thun, soll nun, so weit es in einem Grundrisse ausführbar, in vorliegender Abhandlung versucht werden.

Der Verfasser setzt hier (S. 23) in einer Anmerkung die Nachtheile aus einander, welche in einer Geschichte der Musik aus einer Abtrennung nach Schulen entstehen, was er

deßhalb vermieden hat; und erinnert, daß, da die Vorschule der Tonkunst im Mittelalter von einigen Geschichtschreibern gründlich und umfassend behandelt ist, er sich darauf beschränken werde, hierüber auf jene Vorgänger zu verweisen, und nur summarisch an die Lage der Dinge bey Eröffnung seiner Darstellung zu erinnern.

Erste Periode. Gegen die Zeit, die zum Anfangspuncte dieser Darstellung bestimmt wurde, nämlich bis zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, waren die Hauptgrundsätze harmonischer Verhältnisse der Töne, die Notenschrift, und die vorzüglichsten musikalischen Instrumente — wenn auch an Umfang und Mechanismus weit hinter den unsrigen zurück — bereits vorhanden. An genialen Männern, die von dem Allen für die höheren Eingebungen ihres Geistes und tiefern Erregungen ihres Gefühls wirksamen Gebrauch machten, fehlte es nicht. Wie aber jede Kunst eines jeden Volks von seiner Religion ausging, fand auch die Tonkunst ihre erste Anwendung in der Kirche. Volksgesänge und Tanzmusik überließ man sich selbst. »Diese gleichsam wild gewachsene Musik blieb von dem, was man als Kunst anerkannte, jetzt noch gänzlich abgeschieden.«

Der Umstand, daß der Componist in den Kirchen die Melodieen sehr beschränkt und zum Theil feststehend fand, trieb ihn — um ihnen ein neues, erhöhtes Interesse und tiefern Eindruck zu verschaffen — zur Ausbildung der Harmonie, d. h. einer geistvoll ersonnenen, wissenschaftlich begründeten Mehrstimmigkeit. Der Autor zeigt nun, wie hieraus entstanden, was man Contrapunct heißt, und erklärt die schnellen Fortschritte, welche die Tonkunst damals machte, durch den höhern Kunstsinn überhaupt, der zu jener Zeit überall aufgeregt war, so viel Herrliches an Bau- und Bildhauerkunst, an Malerey, Bildgießerey, in Deutschland und Italien hervorbrachte, und die Großen wie die Reichen zur Förderung der Künste begeisterte. So geschah es, daß — war nur erst jene mühevolle Vorschule überstanden — auch in der Tonkunst Werke geliefert wurden, die, in ihrer (durch schwierige Combinationen sich auszeichnenden) Art, zu dem Erhabensten und Vollkommensten gehören, was jemals von Musikern geschaffen ward.

Der seit Jahrhunderten eingewurzelte Irrthum, daß dergleichen Werke zuerst und am zahlreichsten in Italien zur Welt kamen, ist in neuester Zeit schnell zerstört worden. Man weiß nun, daß »der Zeit nach die frühesten, dem Geiste nach die tiefsinnigsten, ihren Werken nach die reichsten und auch kunstgeübtesten Meister dieser Periode« die Niederländer waren;

welche nicht nur in ihrem Vaterlande und dem ihm nahen Deutschland, sondern auch in England, Frankreich, Spanien, am meisten aber in Italien wirkten.

Nun wird (S 39 — 43) der Bau und Character jener Compositionen eben so kunstverständig als deutlich näher bezeichnet, und gelegenheitlich bemerkt, daß die damaligen Meister »auf erstes Anhören, auf das, was jetzt Effect machen heißt,« nicht hinarbeiteten, und dieß bey Werken, die, einmal anerkannt und aufgenommen, so oft wiederholt wurden, auch nicht nöthig hatten.

Der Verfasser sucht nun dem Vorwurfe zu begegnen, daß die damaligen Tonstücke ohne Ausdruck waren. »In der That,« sagt er, »möchte ich mich keineswegs verbindlich machen, in jedem dieser alten Stücke einen bestimmten Ausdruck nachzuweisen: aber ich möchte es in jedem unserer neuen Stücke noch viel weniger.« In den Stücken aus jener Periode, wo ein bestimmter Ausdruck gefunden wird, geht er in der Regel einzig aus der Totalität des Werks hervor, und ist allein auf das Großartige gerichtet. Die Einförmigkeit jener Compositionen ist nur scheinbar, und nur unaufmerksamen Zuhörern, welchen die mannigfaltigen Einzelnheiten der Ausarbeitung entgehen, dünken sie einförmig.

Nun werden diejenigen Künstler, deren Werke vorzüglich den Geist und die Schreibart der ganzen Periode, und den Fortgang beyder in ihr am klarsten und vortheilhaftesten zu Tage legen, Josquin de Près, Claude Goudimel und Orlando Lasso, genannt; bey jedem eine kurze biographische Notiz, und eine eben so treffende als bündige Characteristik seines Genius und seiner Arbeiten mitgetheilt, und damit die Darstellung der ersten Periode beschlossen.

Zweyte Periode. Hier soll zuerst untersucht werden, was die verschiedenen Nationen mit dem und aus dem gebildet haben, was die Niederländer, die man in der vorhergehenden Periode als die Erfinder, Begründer, ersten Lehrer und Muster der als Kunst anerkannten und behandelten Musikart kennen lernte, überall, durch ihre Werke, durch ihre Gegenwart oder durch ihre Schüler gewirkt hatten. Etwas Eigenes haben nur Italiener und Deutsche daraus gebildet; die übrigen Nationen aber sich damit begnügt, was Italien und Deutschland Vorzügliches hervorgebracht, bloß aufzunehmen und zu genießen, oder, mit einigermaßen nationeller Umgestaltung nachzuahmen.

In Italien wurden besonders Goudimel's Werke, da er päpstlicher Kapellmeister war, in die römische Kirche eingeführt, und — wie es fast immer zu geschehen pflegt — mehr in ihren

Schwächen als in ihren Vorzügen nachgeahmt, damit aber die Kirche mit Werken überschwemmt, die den Gottesdienst nicht fördern, vielmehr nur hindern konnten.

Das Concilium von Trident erkannte demnach die Nothwendigkeit einer Abhülfe. Papst Marcellus, ein geistvoller Freund der Tonkunst, der schon als Cardinal einen jungen Musiker von ausgezeichnetem Talent begünstigt hatte, wollte durch diesen die nöthig erachtete Reform in der Kirchenmusik bewirken, mußte aber, vom Tode überrascht, diese Aufgabe seinem Nachfolger, Paul IV., überlassen, der sich an den nämlichen jungen Tonsetzer wendete, welchem es gelang, eine Missa zu schreiben, einfach, aber doch gedankenreich, leicht faßlich, aber doch edel und die Kenner contrapunctischer Ausarbeitung befriedigend. Dieser junge Mann war Giovanni Pietro Aloisio da Palestrina.

Nun werden nicht nur das Eigenthümliche und die Vorzüge dieser Composition, die noch heute unter dem Namen Missa Papae Marcelli bekannt ist — vermuthlich weil Palestrina sie nach den Ideen jenes seines ersten Gönners ausgeführt hatte — sondern auch der Character seiner Compositionsweise überhaupt, vortrefflich aus einander gesetzt und gezeigt, wie sein Styl, nach der Bestimmung des Tonwerks, das er schrieb, ohne dessen ächten Gehalt und vollen Werth darum zu schmälern, offenbar ein zweyfacher war. Vollkommen im Besitz aller Gelehrsamkeit der vorigen Periode, glaubte er dieselbe doch nicht ganz unangewendet lassen zu dürfen, und zeigte sie in seinen Werken für Gelehrte und Kunstkenner; jene für gemischte Gemeinden bey öffentlichem Gottesdienste hingegen schuf er kurz, leicht faßlich, leicht ausführbar; doch leuchtet auch aus diesen ein hoher, kräftiger Geist, und — was vorzüglich dahin gehört — ein inniges, frommes Gefühl.

Durch die Trefflichkeit seiner Compositionen und das persönliche Ansehen, das er, nicht nur in musikalischen Angelegenheiten, genoß, kam es dahin, daß in seinem Styl zu schreiben zum allgemeinen Bestreben der Bessern ward, und er diese ganze Periode hindurch das Reich der Töne beherrschte. »Gleichwohl,« sagt der Verfasser, »kann man ihn eben so wenig einen Revolutionär in seinem Gebiete, als einen Usurpator desselben nennen: aber den entscheidenden Reformator einer seiner allerschönsten Provinzen.«

Neben Palestrina stand der von ihm geliebte und geachtete Giovanni Maria Nanini, dessen Ruhm heller geglänzt haben würde, wäre er nicht von dem seines Freundes verdunkelt worden. Seine Werke hatten große Aehnlichkeit mit

denen Palestrina's, nur waren sie noch einfacher, noch natürlicher, und für den Vortrag noch bequemer; doch fehlte es ihnen dabey nicht an Adel und Ausdruck. Als Lehrer des Gesanges und der Composition ward er allgemein gepriesen. Daß er dieß mit Recht ward, beweiset die Reihe ausgezeichneter Meister, die seine Zöglinge waren, unter welchen der größte, Gregorio Allegri, ein Anverwandter des ruhmgekrönten Correggio, und der Componist des weltberühmten zweychörigen Miserere, sich befand, das in der Charwoche jedes Jahres in der Sistina von den päpstlichen Sängern aufgeführt wird, und allein seinen Ruhm durch ganz Europa verbreitet hat. Die zahlreichen und gelehrten Werke, welche die päpstliche Kapelle von ihm besitzt, sind außer derselben nicht bekannt. Das lebendige Interesse, das die Päpste an den Tonmeistern dieser Periode nahmen, erklärt sich durch den eben damals auf höchster Stufe gestandenen Eifer für Verherrlichung des äußern, und erneuerte Belebung des innern Gottesdienstes durch alle dazu geeigneten Künste, und vorzüglich durch solche Kunstwerke, welche den Gebildeten befriedigen und zugleich auf die Menge wirken konnten. Wo Bramante bauete, Michel Angelo meißelte und Raphael Sanzio malte, mußte man doch auch der Tonkunst mit Antheil gedenken, meint unser Autor. »Stehen doch ohnehin,« fährt er fort, »wie alle Wissenschaften, so alle Künste im Freundschaftsbunde! war doch, und ist, die Tonkunst zu Erreichung gleicher Zwecke, wie die andern Künste, fähig, und in ihren Erzeugnissen weit bequemer zur Hand«

Müßte ich nicht besorgen, die Leser durch nochmalige Wiederholung einer schon bey mehreren Gelegenheiten und erst vor Kurzem wieder ausgesprochenen Meinung zu ermüden; so würde ich den eben angeführten unläugbaren Satz für jene Meinung geltend machen, daß nämlich die alten Griechen, bey welchen Architectur und Bildhauerey auf so hoher Stufe standen, daß ihre Werke den größten Meistern der oben erwähnten blühenden Zeit noch zum höchsten Vorbilde dienten, und unsern Zeitgenossen noch dienen; daß dieses Volk, sage ich, gerade nur in der Tonkunst unmöglich so weit zurück gewesen seyn kann, als man sich aus den auf uns gekommenen Tonstücken einbildet, die man entweder nicht zu entziffern weiß, oder welche man für ein Ganzes nimmt, während sie nur Bestandtheile eines harmonischen Ganzen waren.

Der Autor wendet nun seine Blicke auf Deutschland, und findet, im Widerspruche mit dem, was andere Geschichtschreiber bisher ausgesagt haben, daß dasjenige, was das Wesentliche dieser zweyten Periode ausmacht und ihren Character bestimmt:

die Reform der bisherigen Gesangsmusik zu Gunsten einer eigentlich kirchlichen, auch in Deutschland, vornehmlich im nördlichern, in gleichem Zweck und Sinn, nur in anderer Form, vorhanden, ja sogar beträchtlich früher vorhanden war. Diese Behauptung ist nicht auf Vermuthungen und Schlüsse, sondern auf eine reiche Anzahl noch jetzt bekannter Werke gegründet. Damit soll aber dem Palestrina die Ehre der Erfindung der von ihm eingeführten Kirchenmusik keineswegs genommen, noch viel weniger gemeint seyn, daß er dazu die Arbeiten deutscher Meister benützt oder auch nur gekannt hätte. Alle geschichtliche und religiöse Verhältnisse widersprächen solch einer Voraussetzung. Aus demselben Grunde aber läßt sich eben so wenig annehmen, daß die Deutschen Palestrina's und der Seinigen Werke benützt oder auch nur gekannt hätten, da — abgesehen davon, daß diese Deutschen und ihre Arbeiten, wie schon erwähnt, bereits früher dagewesen — keine derselben Italien gesehen, wo man doch allein jene Werke vernehmen konnte, deren Abschrift oder gar Druck nicht verstattet war.

Nach des Verfassers Ansicht ist, was in Italien durch Reflexion und Wissenschaft nach sichern Prinzipien gefunden wurde, in Deutschland durch gesunden Instinkt und die Lage der Dinge wie von selbst entstanden. Er nimmt den Volksgesang, der in Deutschland nicht so entschieden vom Kunstgesange getrennt war, als den Samen an, welchem der deutsche Kirchenchoral entsprossen ist, und erhebt diese Voraussetzung durch Darstellung der damals obwaltenden Umstände und des Ganges, welchen die Ausbildung dieses Gesangfaches genommen hat, zur vollen Ueberzeugung. Daß hierbey Luthers, was die Erfindung der Melodieen, und Hans Walthers, was die dieser beygefügte Harmonie betrifft, anerkennend erwähnt wird, läßt sich denken. Wir werden nun mit der stufenweisen Fortschreitung in der Compositionslehre bekannt gemacht, welche die Musik Studierenden, nach gehörig gemachter Vorschule, als Lehrlinge, als zünftig, beobachten mußten, um unter die Meister aufgenommen, und nicht unter das Gesindel »fahrender Pfeifer« gerechnet zu werden. Der Hauptstufen waren drey: die, einen streng gesetzmäßigen, einen vierstimmigen Satz unerläßlich verlangende Choralkunst; die Komposition ausgeführterer, doch noch einfach-kontrapunktischer Gesänge; endlich die der größern, in mehrfachem Kontrapunkte oder fugirt gearbeiteten Stücke. In den Compositionen der beyden erstern Gattungen findet sich in den italienischen, was Zweck und Sinn betrifft, große Aehnlichkeit; im Styl und Ausdruck aber, oder vielmehr in der Ausdrucksweise, sind sie eben so verschieden, als beyde

Nationen von Natur, und noch mehr durch den Einfluß der damaligen feinern Kultur der Italiener überhaupt von den damaligen Deutschen überhaupt. Das gegenseitige Verhältniß beyder Völker, im Uebereinstimmenden wie im Abweichenden, wird hier dem ihrer alten Maler, der italienischen bis mit Perugino, der deutschen bis mit Holbein, gleich gestellt. Dort mehr Phantasie, hier mehr Ernst; dort zarterer, hier tiefer empfundener Ausdruck. — In den Werken der dritten Gattung aber, der kunstvoll ausgeführten, nicht eigentlich für die Kirche, sondern für Kunstverstand und Kunstfreude bestimmten, wird den italienischen Meistern dieser Periode, unbedingt jedoch nur für die erste Hälfte derselben, der Vorzug zugesprochen; da man in der zweyten Hälfte deutsche Meister trifft, deren Werke mit vollen Ehren den Platz neben dem Besten behaupten, was diese Zeit hervorgebracht hat. Aus diesen Meistern werden der schon belobte Hans Walther, Ludwig Senfl, der »in musica totius Germaniae nunc princeps« gepriesene Jacobus Gallus (eigentlich Hahn oder Hähnel), der eine Zeit lang bey Kaiser Rudolph II. lebte, und von welchem uns zahlreiche vortreffliche Werke aller drey Gattungen im Druck aufbehalten wurden; Melchior Vulpius, weniger, als Gallus, durch gelehrte Fülle imponirend, aber reicher und mannigfaltiger an melodischen und harmonischen Erfindungen; endlich Michael Prätorius, der sich noch tiefer als jener in die herrschend gewordene Vielstimmigkeit versenkte, welche er aber nicht bloß heraus rechnete, sondern die ihm »aus einem großartigen Sinn und einer Masse von Kraft, die wieder Massen durchzuarbeiten haben will« *), entquoll. Allen diesen Namen sind kurze biographische Notizen beygefügt.

Dritte Periode. Dieser Abschnitt beginnt mit einer lichtvollen Darstellung der verschiedenen Richtungen, welche nunmehr die kirchliche Gesangsmusik bey den Katholiken und Protestanten genommen. Die Kammermusik wiederholte entweder die Kirchenmusik, oder ahmte sie nach, oder richtete sie nach spezieller Bestimmung zu. Die für sich selbst bestehende Instrumentalmusik war zu jener Zeit noch gar nicht ausgebildet. Die Kirchen- und die höhere Kammermusik, wie sie damals waren, erhielten sich durch ein volles Jahrhundert, ungefähr bis 1620. Da erschütterten die großen, kirchlich-religiösen Bewegungen den Grund von innen, worauf jene Fächer der Tonkunst gebaut waren. Von außen schlug eine andere Ge-

*) Wie hundert und mehrere Jahre später — freylich in andern Formen — dem Riesen Händel.

walt an das Gebäude. »Eine Gesellschaft geistvoller Italiener, besonders Florentiner, und Mitglieder der, unter Lorenzo Medici weltberühmten, aber auch jetzt nach Lorenzo's Tode noch hochgeachteten Akademie der Wissenschaften zu Florenz, bemühte sich um das Jahr 1600 geraume Zeit mit Fleiß und Eifer, die Art, wie die alten Griechen ihre Dramen — auch musikalisch — ausgeführt hätten, wieder aufzufinden, und, wäre dieses ihnen gelungen, sie für die gebildete Welt wieder herzustellen. Was sie suchten, das fanden sie nicht: aber etwas, das sie nicht suchten, fanden sie; und auch dieß war ein Preiswürdiges. Es war, um es sogleich mit dem Namen zu bezeichnen, den es hernach annahm und unter welchem es Jedermann kennt — die Oper; die Oper nämlich nach ihren nothwendigsten und wesentlichsten Bestandtheilen« [1]).

Ich habe immer geglaubt, und diesen Glauben auch schon bey andern Gelegenheiten geäußert, daß diese geistvollen Italiener gefunden hätten, was sie suchten: die griechische Tragödie, wie wir sie uns aus den Nachrichten der alten classischen Schriftsteller und nach den daraus gezogenen Folgerungen der neuern, eines Arteaga, Arnaud, La Borde, Voltaire, Wieland u. v. a. vorstellen können; versteht sich, die nothwendigen, aber nicht wesentlichen Abweichungen zugegeben, welche der Unterschied in Sitten und Religion zwischen den alten Griechen und den Italienern des siebzehnten Jahrhunderts hervorbringen mußten. Wenn ich das immer geglaubt habe, so ist dieser Glaube zur Ueberzeugung geworden, seit Rinuccini's, von Caccini in Musik gesetzte Euridice, die ich bisher nur aus den magern Beschreibungen kannte, welche man davon in den vorhandenen Geschichten der Tonkunst findet, mir vor Augen liegt [2]). Der Bau des Gedichtes ist dem der alten griechischen Tragödien möglichst nahe gebracht: die Zahl der handelnden Personen auf das Unentbehrlichste beschränkt; keine eigentlichen, sich als solche vom Uebrigen sondernden Arien; Dialoge, wechselnd mit Monologen in verschiedenen (obschon nicht griechischen) Versmaßen; der Chor, welcher sich bald in kürzeren, bald in längeren Sätzen in das Gespräch mischt und an der Handlung Theil nimmt; und Wechselchöre, die sich bey den Abschnitten der Handlung in einem ausgeführtern, Betrach-

---

[1]) Siehe die Abhandlung: Die Entstehung der Oper, im ersten Bande dieses Werkes.

[2]) L'EVRIDICE, COMPOSTA IN MVSICA in stile rappresentativo da GIVLIO CACCINI detto Romano. In Firenze appresso GIORGIO MARESCOTTI. MDC.

tungen oder Bilder enthaltenden Gesange vereinen. Von Seite der Musik ebenfalls nichts, was einer abgeschlossenen, für sich bestehenden Arie gliche; Monologe und Dialoge, nicht eigentlich im Recitativ (welches damals noch nicht ausgebildet war), sondern in einer natürlichen, im Umfange weniger Töne sich bewegenden, der Rede so viel als thunlich gleich kommenden, notirten Declamation gehalten, bloß von einem, die Harmonie in breiten Accorden angebenden Basse begleitet [1]), der, wie eine Stelle der Zueignungsschrift vermuthen läßt, von einer Laute oder Theorbe ausgeführt wurde; die vier- und fünfstimmigen Chöre ohne alle Begleitung [2]). Hätte man sich mit diesem Funde nur begnügen, und sich — mit verständiger Benützung der späterhin erfundenen Instrumente — darauf beschränken wollen, ihn in dem nämlichen Sinne, in welchem man nach ihm geforscht hat, auszubilden; so würde man, wenn auch nicht die griechische Tragödie so, wie sie war, doch immer ein ihr, so weit die Verschiedenheit von Zeit und Umständen es nur immer gestatteten, ähnliches, und — wenn in dem Geiste, in welchem Dichter und Tonsetzer es geschaffen, von tüchtigen Künstlern ausgeführt — ganz gewiß ein Schauspiel erlangt haben, das größere Wirkungen hervorzubringen im Stande gewesen wäre, als das recitirte Schauspiel und die Oper, in ihrer heutigen Form. Freylich aber wäre dies Schauspiel immer vorzüglich, nach der von unserm Autor angegebenen Absicht seiner Erfinder, zum Genusse für »die gebildete Welt« geeignet gewesen, welche, wie bekannt, von der »schönen Welt« wohl zu unterscheiden ist.

Ich kann diese Abschweifung nicht schließen, ohne mein Bedauern darüber auszudrücken, daß die italienischen Operndichter, und zwar nicht nur die jetzigen, welche, mit sehr geringen Ausnahmen, den Titel Dichter gar nicht verdienen, sondern selbst die ausgezeichnetsten des vorigen Jahrhunderts, Zeno und

---

1) Caccini sagt in der Zueignungsschrift all' illustr. Sig. il Sig. *Giovanni Bardi* de' *Conti* di *Vernio* von diesem Styl: E questa è quella maniera la quale negli anni, che fioriva la Camerata sua in Firenze, discorrendo Ella diceva insieme con molti altri nobili virtuosi, essere stata usata dagli antichi Greci nel rappresentare le loro Tragedie. Reggesi adunque l' armonia delle parti, che recitano nella presente Euridice, sopra un basso continovato, nel quale ho io segnato le quarte, seste e settime, terze maggiori e minori più necessarie, rimettendo nel rimanente lo adattare le parti di mezzo a' lor luoghi nel giudizio e nell' arte di chi suona.

2) Havendo legato alcune volte le corde del basso, affine che nel trapassare delle molte dissonanze, ch' entro vi sono, non si *ripercuota la corda* e l' udito ne venga offeso.

Metastasio, sich so sehr von der Dichtungsweise Rinuccini's entfernt haben, welcher allein noch in den Geist der antiken Tragiker eingedrungen zu seyn scheint. Man wird schon aus dem oben Gesagten entnommen haben, daß er sich die Form der alten Tragödie zum Vorbilde gewählt hatte; liest man aber seine Euridice, und noch mehr seine, acht Jahre später erschienene Arianna, so muß man auch den Flug bewundern, den sein wahrhaft dichterischer Genius jenen alten Meistern nachgethan hat. Nicht nur daß die Sprache durchaus edel, poetisch, oft wahrhaft erhaben genannt werden muß, sind auch die Gefühle und Leidenschaften mit einer Glut und Wahrheit ausgedrückt, welche hinreißen. Wenn ich in der Euridice Daphne's Erzählung von der Verwundung und dem Tode Eurydicens und das Flehen des Orpheus im Orcus als Beweise hiervon anführen darf; so können sich in der Arianna die Schilderung des Boten von der Abfahrt des Theseus und dem dadurch erregten Schmerze Ariadnen's, wie auch die vom tröstenden Chor der Fischer unterbrochenen, höchst rührenden Klagen derselben, an Schönheit und Wirkung neben ähnliche Scenen eines Euripides stellen.

Wir kehren nun zu unserm Texte zurück. Die Entdeckung solch eines Neuen, Unerhörten und Reizenden (der Oper nämlich) machte den größten Eindruck, verbreitete sich schnell durch ganz Italien, bald auch an den Höfen und in den Hauptstädten anderer Nationen, und fand überall enthusiastischen Beyfall. Die neue Musik erhielt wirksamen Einfluß auf alle Gattungen, auch auf die Kirchenmusik, in welcher nur Rom noch am Bisherigen fest hielt.

Dieser Einfluß der Opern- auf die Kirchenmusik mag zwar den Rigoristen jener Zeit nicht wenig anstößig gewesen seyn; allein der damalige Opernstyl war — wenn auch von dem damaligen Kirchenstyl völlig verschieden — doch ernst, einfach, edel, und keineswegs von der Art, daß er die Andacht auf verletzende Weise hätte stören können. Wie weit ist es aber in den Kirchen Italiens heut zu Tage gekommen, da man in denselben, nach den Berichten aller Reisenden und der Italiener selbst, nichts als Opernmusik von Rossini und seines Gleichen hört, ja, es gar nicht selten ist, daß bey dem Hochamte die Ouvertüre zur gazza ladra, mit Trommeln und Pfeifen, die Stelle eines Graduals oder Offertoriums vertritt!? —

Die Kammermusik schied sich nun von der Kirchenmusik, und wurde, als eine eigene, selbstständige Gattung, von der Oper hervorgerufen.

Was aber von der neuen Musikart den meisten Einfluß übte,

war der, bestimmte Charactere in bestimmten Situationen bezeichnende Ausdruck, und das engere sich Anschließen an die Einzelnheiten des Textes.

Der Verfasser schildert nun die Veränderungen, welche durch diesen Einfluß in den übrigen Musikgattungen, sowohl in Rücksicht auf den Gesang und seine Formen, als auf die begleitende Instrumentirung, sich ergeben haben. Sehr interessant ist die Erzählung, wie durch den frommen Philipp Neri jene treffliche Mittelgattung zwischen Kirche und Oper entstanden ist, die von der Benennung des Orts, worin sie zuerst aufgeführt wurde, noch jetzt Oratorium heißt, und welche, da die größten Meister dieser Periode ihr einen Haupttheil ihrer Kräfte widmeten, bald ihre vollkommene Ausbildung erhielt, obschon sie zur höchsten Kraft, die ihr jemals zu Theil geworden, erst in der folgenden Periode und fern von dem Orte ihrer Entstehung gelangte.

Die große Umgestaltung, die durch alles dieß in der Musik bewirkt wurde, war keine allmäliche, wie die Reformation Palestrina's, sie war eine plötzliche. Jeder gewaltsame Umschwung erzeugt Parteyen, und jede Partey findet leicht ein Haupt. So war es auch hier. Indessen beschränkte sich diese Gährung und ihre Resultate längere Zeit auf Italien allein. Den innigsten Antheil nahm, und zwar bis in die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, Deutschland; und so war dieß auch der Zeitpunkt, wo Deutschland und Italien im Wesentlichen ihrer Tonkunst sich zu trennen anfingen.

Der Autor zeigt nun, wie die Oper (die ernste; die komische war damals noch nicht aufgefunden) in Italien sich ausbildete, und wie die meisten vorzüglichen Komponisten derselben ihre Kräfte weihten, die Kirchen- und Kammermusik aber fast nur in sofern betrieben, als ihre Stellung sie dazu verpflichtete, obwohl die letztere zu jener Zeit so hoch gestellt war, daß sie die Oratorien und alles das Höchste, was in großen Concerten aufgeführt ward, umfaßte. Die ausgezeichnetsten Meister dieser Periode werden nun genannt. Zuerst, wie billig, Alessandro Scarlatti, in allen Gattungen der Composition gleich berühmt und an Fruchtbarkeit unübertroffen. Er soll 109 Opern geschrieben haben. — Referent läßt den Lesern zu bedenken, ob nicht schon dieses Factum allein beweiset, daß man bey der Fortbildung dieser Musikgattung schon damals weit von ihrer ursprünglichen Wesenheit abgewichen sey; denn welches, auch das höchste, Menschenalter reichte hin, eine solche Anzahl von Opern im Geist und Sinn der griechischen Tragödie zu schaffen? Hier begann schon die Herrschaft der Arie, deren Mißbrauch und Aus-

artung in spätérer, zumal in unserer Zeit, das Verderben der dramatischen Musik herbeyführte. — Auf den nächstfolgenden Seiten sind nun Scarlatti's Compositionsweise und deren Vorzüge mit gewohnter Sachkenntniß und Klarheit aus einander gesetzt, und mit Recht wird gerühmt, daß dieser Meister, während er in seinen Opern und Oratorien das Neue mit kluger Mäßigung verwendete, es von der Kirche, als nicht dahin gehörig, gänzlich abwies.

Einen mächtigen Rivalen erhielt er in Francesco Durante, einem Mann, der bey ausgezeichnetem Talente, den musikalischen Neuerungen sehr zugethan, auch sie populär zu machen eifrig beflissen war; übrigens aber nur für Kirche und Kammer schrieb, und nicht zu bewegen war, eine Oper zu componiren Ein schöner, natürlich sich fortbewegender Gesang war das vorzüglichste Verdienst seiner Arbeiten, welches er durch eine (für jene Zeit) reiche Instrumentirung noch zu erhöhen verstand; eine Instrumentation, »die ihren Reichthum keineswegs in der Zahl aufgeschichteter Instrumente, noch in schlagender, massenhafter Behandlung derselben darlegt, sondern in, den Instrumenten eigenthümlich gegebenen melodischen Erfindungen und harmonischen Fortführungen, so daß das Orchester (es also auszudrücken) seine ausgearbeitete, gleichmäßig fortlaufende Musik für sich bildet, und der Gesang die seinige wieder für sich: beyde aber, gleichen Ausdrucks und eng zu einem Ganzen vereinigt, einander aufs Wirksamste unterstützen, sich gegenseitig beleben und heben, dem Ganzen weit mehr Fülle und Mannigfaltigkeit, auch weit mehr Interesse und Reiz für Geist und Ohr verleihen.« — Wer erkennt nicht in dem, was Durante's Instrumentation nicht war, die der heutigen italienischen Componisten, in dem aber, was sie war, und was hier so trefflich zergliedert ist, Mozart's Instrumentirung?

Emanuele d'Astorga, ein Liebling unsers Autors, dem es, zu seiner großen Freude, gelang, diesen Meister einer länger als hundertjährigen, fast allgemeinen Vergessenheit zu entreißen, und was nach ihm noch vorhanden, von Kennern und ernsten Musikfreunden geliebt zu sehen. Er schrieb ausschließend nur für die Kammer, trennte Alt und Neu nicht so streng wie Scarlatti, mischte beydes nicht so leichtsinnig wie Durante, sondern hielt die schönste Mitte. Verglichen mit letzterm, mangelt ihm »dessen Popularität und Glätte, besonders in der Instrumentation: aber seine Erfindungen sind tiefer, sein Ausdruck ist inniger und seine Ausarbeitung weit reicher und sorgfältiger, strenger gedacht und kunstreicher vollendet.«

Während diese Meister in Rom und Neapel wirkten,

arbeitete in Venedig ein, weniger durch Genialität als durch Liebe für die Tonkunst, so wie durch vielseitige Kenntnisse und Bildung ausgezeichneter Mann vorzüglich für jene Dilettanten, welchen bey zwar beschränkter Geschicklichkeit doch reger Sinn für das Bessere gegeben war: Benedetto Marcello erwarb sich durch seine funfzig Psalmen (in italienischer Paraphrase) für Gesang mit Klavierbegleitung nicht nur enthusiastischen Beyfall, sondern auch eine noch jetzt dauernde Achtung. Melodiöser, gefälliger Fluß des Gesanges, warmer Ausdruck, und von contrapunktischer Verflechtung nur so viel, als leicht zu verstehen und auszuführen ist, bilden den Hauptcharacter dieser anziehenden Compositionen. Referent hörte vor einigen Jahren in den Concerten alter Musik, womit Herr Hofrath Kiesewetter zuweilen eine gewählte Gesellschaft von Musikfreunden erfreut, einige dieser Psalmen von zwey Dilettantinnen (Schwestern) vortragen, wie er sie wohl nie wieder hören wird. In den Melodieen wetteiferte der Ausdruck ihres Gesanges mit jenem der Composition; und den, für uns veralteten Figuren und Tongängen wußten sie durch passendes Anschwellen und Verklingenlassen, durch fast unmerkliches Beschleunigen und Anhalten — beydes mit dem richtigsten Takt, dem feinsten Geschmack, und ohne den Character des Tonstücks zu verrücken — einen eigenen Reiz von Neuheit und Interesse zu verleihen. So vorgetragen, kann diese Composition ihre Wirkung selbst in unsern Tagen nicht verfehlen. Darum soll aber keineswegs gesagt seyn, daß die declamatorische Composition der Psalmen nach Mendelsohn's Uebersetzung von unserm Abt Stadler in Musik gesetzt, nicht weit höher steht als jene. — Eine sehr richtige Bemerkung des Verfassers ist, daß manche Melodieen Marcello's uns jetzt nur darum gewöhnlich oder gar trivial vorkommen, weil sie durch vielfältige Nachahmung dieß erst später geworden sind.

Von deutschen Meistern dieser Periode ist wenig zu sagen. Die durch die Reformation verursachten Unruhen, die aus ihr entsprungene feindliche Stellung nicht nur Deutschlands und Italiens gegen einander, sondern selbst der deutschen Länder verschiedenen Bekenntnisses unter einander, erklären die Ursache hiervon. Sehr wahr und lebendig wird dieser, der Tonkunst so sehr ungünstig gewesene Zustand auf den nächstfolgenden Blättern ausgemalt. Gleichwohl gehört noch der berühmte Johann Joseph Fux, Kapellmeister dreyer Kaiser, in diese Periode; dessen treffliche Kirchencompositionen noch gegenwärtig in der kaiserl. Hofkapelle die Andacht befördern, und zugleich ernsteren Kunstgenuß gewähren, und dessen, unter dem Titel: »Gradus

ad Parnassum,« bekanntes Lehrbuch der Composition seinen Ruhm weit verbreitet und bis auf unsere Tage erhalten hat.

Bey Erwähnung eines jeden der hier genannten Meister finden sich auch kurze biographische Nachrichten von denselben.

Vierte Periode. In dieser wird die Reihefolge der Betrachtungen umgekehrt; die Deutschen werden vorangestellt, die Italiener folgen.

Durch die Wehen und Nachwehen des dreyßigjährigen Krieges »wie in einem zwar widrigen, doch heilsamen Schlammbade« neu gestärkt, brach die Nation, wenigstens in der Tonkunst, mit Eins mächtig hervor Zwey Tonkünstler von gewaltigen Naturkräften, beyde zu jeder Zeit unter die ersten Meister zu zählen, traten zugleich auf: Georg Friedrich Händel und Sebastian Bach; dieser nur um ein Jahr jünger als jener. Da ihr Leben aus mehreren Beschreibungen bekannt ist, und ihre Werke keinem mehr fremd sind, »für den sie sind, oder vielmehr der für sie ist,« beschränkt unser Autor sich darauf, die Aehnlichkeit dieser Männer, die sich nie sahen, im Zufälligen sowohl als in ihrer künstlerischen Ausbildung, im Körperlichen und im Geistigen, darzulegen, welcher Aehnlichkeit ungeachtet sie doch in ihrem Wesen und Leben, in ihren Werken und deren Wirkungen so höchst verschieden waren. Sehr anziehend wird dieses Gemeinsame und doch Verschiedene auf den folgenden eilf Seiten aus einander gesetzt, und sehr passend Händel mit Rubens, Bach mit Albrecht Dürer verglichen.

In Italien war die ganze Nation zu einer musikalischen aufgewachsen. Der Enthusiasmus für die Tonkunst war aufs Höchste gestiegen; diese aber hatte sich vorzüglich unter den Dilettanten bis in die untersten Stände hinab verbreitet, wo jedoch nur glückliche Naturanlagen, Empfänglichkeit und äußerer Sinn für Musik vorhanden waren [1]). Diese zu befriedigen, bedarf es aber nur, was ihnen im Augenblick behagt; und so bekam das mittelmäßige, wildaufgewachsene Talent freyen Spielraum [2]). Komponisten und Sänger stiegen, wie Lerchen, aus allen Fugen empor, und ließen sich auch, wie diese, »schaarenweise streichen.« Dieß letztere aber war eben den deutschen Residenzen willkommen. Alle größern Fürsten Deutschlands errichteten sich eine Oper. Spannte dieß auch die deutschen Kräfte und machte es den Geschmack vielseitiger, so untergrub es doch auch das Nationalgefühl und beförderte die Ausländerey. Wären jene Opernproductionen nicht durch diese ganze Periode ein Vor-

[1]) Gerade wie jetzt bey uns.

[2]) Ebenfalls wie bey uns.

zug der Höfe geblieben,« so wäre das gesammte Volk, hinsichtlich der Tonkunst, allmälich ins Italienische übersetzt worden« (S. 173). Ein Glück, das jedoch erst unserer Zeit vorbehalten war. Von den deutschen Meistern blieben nur wenige sich selbst und ihrer guten Sache treu; die meisten bequemten sich den Italienern; viele wurden nach Italien gesendet, damit sie dort umgeformt würden, und, von dem Glücke, das diese bey ihrer Rückkehr machten, gelockt, gingen auch viele ohne bestimmte Sendung dahin, um dann im Vaterlande Aehnliches zu erreichen. In Italien aber war es nicht mehr, wie es in der vorigen Periode gewesen Zwar lebten Scarlatti und Durante noch, und unter ihren Schülern gab es manchen trefflichen Künstler; im Allgemeinen jedoch war Scheu vor Ernst und Beharrlichkeit, Hangen am Augenblick, und im Augenblick am Genuß, eingetreten; Genuß aber fand man nur in Reizung der Phantasie und in Befriedigung verfeinerter Sinne. Wir kommen hier auf eine Stelle des vorliegenden Buches, die — obschon nicht zu zweifeln ist, daß sie, nach Verhältniß, auch schon auf die damalige Zeit anwendbar ist, weil ein Mann wie der Verfasser sie sonst nicht eben hierher gesetzt hätte — doch wie mit prophetischem Geiste eine viel spätere, unsere Lage zu schildern scheint. »Wer könnte sich wundern,« heißt es S. 177, »wenn die Meister und ihre Erzeugnisse anders als die frühern und an bleibendem Gehalt geringer wurden; wenn selbst die Besten die Ansichten und Verfahrungsarten ihrer Lehrer — nicht eben von sich warfen oder auch nur gänzlich verläugneten, aber doch wider den Strom nicht vermochten oder nicht wollten; und wenn die Andern von gar nichts wissen wollten, als wie dem Augenblicke zu huldigen, für diese Huldigung reich belohnt zu werden, die Belohnung schnell in Genußmittel umzusetzen, und dann selbst mit all' ihren Leistungen zu vergehen.«

Was man bey weitem am meisten liebte, waren Opern. Jeder Komponist mußte deren schon mehrere geschrieben und Beyfall damit geerntet haben, wollte er auch in der Kirchen- und Kammermusik bemerkt werden. Hr. Hofrath Rochlitz beschreibt nun, wie die Musik einer Oper beschaffen seyn mußte, um Beyfall zu erlangen, und auch hier paßt alles wieder auf den heutigen Geschmack, nur die »spärliche, möglichst durchsichtige, meistens dreystimmig geführte« harmonische Begleitung des Gesangs ausgenommen, an deren Stelle nun eine fast durchaus fortlaufende Janitscharenmusik, oder doch eine, dieser an Getöse gleichkommende getreten ist. Nachdem gezeigt worden, um wie viel die damaligen Virtuosen — damals, wie jetzt die Heroen der ihnen dienenden Componisten — an Genialität,

Kenntnissen und Fleiß höher standen, als die heutigen, werden aus den italienischen Meistern, welche diese Periode durch ihre Werke bezeichnen, der Besonnenste und Gründlichste, der Genialste und Kräftigste, und der Zarteste, wie durch sein Geschick Anziehendste genannt: Leonardo Leo, Nicolo Jomelli und Giambattista Pergolesi.

Nun folgen kurze Nachrichten von deren Leben und Schicksalen, und eine Darstellung des Wesens, der Vorzüge und der Verschiedenheit ihrer Kompositionen. Nicht ohne Rührung wird man lesen, was von Pergolesi berichtet wird. So wie Mozart sein größtes Werk, sein Requiem, beynahe sterbend schuf, so schrieb auch Pergolesi, im Bewußtseyn des nahen Todes, dasjenige, das zuerst seinen Ruf durch ganz Italien und dann durch ganz Europa verbreitete: sein Stabat mater. Glücklicher, in diesem Unternehmen wenigstens, als sein späterer Kunstgenosse, war es ihm gegönnt, es zu vollenden. Es ward vergöttert, und er selbst auch — »nun, nachdem er das Seinige dazu gethan: nämlich gestorben war.«

Unter den nicht wenigen wahrhaft ausgezeichneten Künstlern Deutschlands ragten zu selber Zeit, als die angesehensten und einflußreichsten, hervor: Johann Adolph Hasse und Karl Heinrich Graun. Die biographische Mittheilung über Ersteren ist umständlicher, als alle über die bisher genannten Meister. In Rücksicht seiner Compositionsweise wird von ihm gerühmt, daß er die Gattungen schied, so weit sie sich jetzt noch wollten scheiden lassen, und daß er, wo es am Orte war, deutschen Fleiß und frühere italienische Kunstwissenschaft geltend zu machen beflissen war. Auch aus Graun's Leben erfährt man das Wichtigste. Seinen Arbeiten, zumal den Oratorien und Cantaten, wird vorgeworfen, daß darin das Ernsteste des neuern Kirchenstyls mit dem eben Geltendsten in der neuern Oper, und zwar nicht zu einer Einheit gemischt, sondern Beydes neben einander gestellt sey, so, daß die Chöre der erstern Gattung, die Arien der letztern angehören. Mit Recht dürfte es befremden, daß von seinen Recitativen, besonders von jenen des Oratoriums: Der Tod Jesu, welches doch in anderer Beziehung angeführt wird, nicht rühmende Erwähnung geschieht. Referent hält sie unter allen deutschen Recitativen für die vortrefflichsten und musterhaftesten, wie unter den französischen jene in Gluck's Iphigénie en Tauride als solche erkannt werden müssen.

Noch wird — jedoch nur in Hinsicht auf Kirchenmusik — das Andenken eines fast vergessenen und gleichwohl verdienstvollen Mannes, Johannes Dismas Zelenka, aufgefrischt,

dessen Arbeiten von Sebastian Bach, Homilius u. A. denen Hasse's, aus gleicher Gattung, vorgezogen wurden.

Fünfte Periode. Der Verfasser glaubt sich in dieser kurz fassen, und von den Meistern, die in ihr geglänzt, nur wenige anführen zu müssen. Veranlassung hierzu findet er darin, daß für die Kirchen- und, in Bezug auf den Gesang, die höhere Kammer- (jetzt Concert-) Musik, in Italien ein sehr geringer oder zweckwidriger, in Deutschland ein beträchtlich verminderter Antheil sich gezeigt habe, während die Symphonie, das Quartett, das Instrumentensolo auf eine, vordem nie geahnte Höhe getrieben worden ist. Mit eben so viel Scharfsinn als Klarheit wird nun gezeigt, aus welchen Ursachen und auf welche Weise in Deutschland die Instrumentalmusik die Herrschaft über die Gesangsmusik erhielt, und wie diese Herrschaft es ist, was die neueste Periode der Tonkunst herbeygeführt hat, was sie characterisirt, und was in ihr dermaßen andauert, daß es, fast ohne Ausnahme, auch das durchdringt, was nun für den Gesang gearbeitet wird.

Unser Autor behauptet, dieser Lauf der Dinge sey von Wien ausgegangen. In sofern von der Vervollkommnung und Verbreitung der Instrumentalmusik im eigentlichen Sinn durch die drey großen Wiener Meister, welche später genannt werden, die Rede ist, läßt sich gegen diese Behauptung nichts einwenden; wenn aber darunter auch der Unfug gemeint seyn soll, die Instrumentalmusik in die Gesangmusik zu verpflanzen, das heißt: dem Gesange Instrumentalpassagen aufzuzwingen, und die menschliche Stimme zum Instrumente herabzuwürdigen; so ist dieser Unfug zuerst aus Italien, und zwar unter den Componisten durch Rossini, unter den Sängern durch die Catalani nach Wien gekommen.

Die, unter den Veränderungen, welche die Musik während dieser Periode erfahren hat, am meisten hervortretenden, nämlich die, in der Instrumentalmusik selbst, kann in gegenwärtiger Abhandlung nicht zur Sprache gebracht werden, da sie sich nur über Gesangsmusik verbreitet. Desto anschaulicher wird gezeigt, wie die gänzliche Freyheit der Instrumentalmusik, allein durch die allgemeinen Gesetze der Technik beschränkt, gar bald alle Gränzmarken der Gattungen verrückte, und wie durch den Mißbrauch jener Freyheit endlich alles in einem gewissen allgemeinen Elemente aufgelöst wurde; so, daß es jetzt bey aller Musik nur mehr auf augenblickliches Gefallen abgesehen ist, und zwar auf Gefallen bloß durch Kunstfertigkeit und Reiz, ohne alle Hinsicht auf ein Weiteres, Höheres.

Die nächstfolgenden Seiten zeigen umständlicher, wie dies

Anfangs der Musik des Gesanges, dann dem Gesange selbst, dem Singen, Schaden brachte; auch wird bewiesen, wie verkehrt es sey, Opernmusik, die auf den Verein mit scenischer Darstellung gegründet ist, in Concerten aufzuführen, wo sie dieser Mitwirkung entbehren muß. — Nun! dieser Uebelstand ist in neuester Zeit verschwunden, wo die Opernmusik keine dramatische mehr, sondern recht eigentlich eine Concertmusik geworden.

Statt dem, was man in der vorigen Periode unter Kammermusik verstand, hatte sich in dieser eine neue, zweyfache Art trefflicher Kammermusik in Deutschland gebildet: Quartettgesellschaften und Gesangvereine. »Steht es mit der Wahl des Auszuführenden,« sagt der Autor hier, »und mit der Leitung der Ausführung, wie es soll; kommen zu Gehör — dort die zahlreichen, preiswürdigen Compositionen der großen Instrumentalmeister dieser Periode, hier die vorzüglichsten Gesangstücke aller Zeiten und Gattungen — nur mit Ausschluß der Oper und alles dessen, wo auf die Wirkung des Orchesters mehr gerechnet ist, als daß es durch das Pianoforte ersetzt werden könnte; und wird Eins wie das Andere, jedes in seiner Art, so gut vorgetragen, als man es irgend vermag; dann gewähren beyde Vereine nicht nur den wahrhaft gebildeten Musikfreunden einen vollkommenen Genuß, sondern auch denen, die zu solchen Musikfreunden sich heranbilden wollen, die zweckmäßigsten Hülfsmittel hierzu. Ja, diese zweyerley Vereine sind es wohl auch, worauf zunächst die Hoffnung zu gründen, es werde unsere jetzige, auch sehr dilettantisch gewordene Zeit nicht eben so ausgehen, wie die italienische der vorigen Periode ausgegangen ist« (S. 228, 229).

Eitle Hoffnung! Sollte der Verfasser nicht wissen, daß von diesen zweyerley Vereinen, die zu Anfang der besprochenen Periode allerdings ehrenvoll bestanden, die hier angeführten Bedingungen eifrig erfüllten, und folglich auch so vortheilhaft wirkten, als da vorausgesetzt wird, daß von diesen Vereinen, sage ich — in Wien wenigstens, und, so viel verlautet, in den meisten Städten — der erstere beynahe ganz erloschen, der zweyte dermaßen ausgeartet ist, daß er mehr schadet als nützt? — Wohl erinnert sich jeder Musikfreund, wie noch fast in jeder Familie wochentlich einmal ein kleiner Kreis gebildeter Zuhörer bey trefflicher Ausführung von J. Haydn's, Mozart's, Beethoven's oder Romberg's Quartetten versammelt wurde; gegenwärtig dürften in Wien — ich citire Wien, weil eben hier jene Abendunterhaltungen am häufigsten waren — kaum mehr drey oder vier Häuser zu finden seyn, wo die Werke jener großen Meister und des genialen Onslow, des einzigen jetzt

lebenden Repräsentanten dieser Musikgattung, noch mit Liebe, Achtung und Freude ausgeführt und genossen werden. Auch das ehemals so zahlreich besuchte öffentliche Quartett ist seit Schuppanzigh's Tod eingegangen*). Was sind die Folgen hiervon? Daß die eigentliche Instrumentalkammermusik völlig verschwindet. Weil man sie nicht mehr cultivirt, finden die Musikverleger mit den dahin gehörigen Artikeln keinen Absatz mehr; weil sie den nicht mehr finden, können sie keinen Componisten, welcher dergleichen liefert, mehr anständig honoriren; weil diese Compositionsgattung nicht mehr anständig honorirt wird, ziehen sich selbst die Wenigen, die Achtungswerthes hierin noch zu leisten vermöchten, zurück; und so wird dieses ganze, von Haydn und Mozart so herrlich ausgebildete Kunstfach binnen kurzer Zeit zu bestehen ganz aufgehört haben. — Die Gesangvereine, welche Anfangs allerdings in der Absicht errichtet wurden, welche unser Autor als die würdigste angibt, sind von dieser ursprünglichen Absicht längst abgewichen. Es steht »mit der Wahl des Auszuführenden« nicht mehr »wie es soll.« Statt Händel'scher, Graun'scher, Naumann'scher Chöre hört man dort nur Paradestücke für einzelne Stimmen. Weit entfernt, daß, da »die vorzüglichsten Gesangstücke aller Zeiten und Gattungen, nur mit Ausschluß der Oper,« ausgeführt würden, sind es ausschließend Gesangstücke der neuesten Zeit, und nur Operngesänge, die zu Gehör gebracht werden, und der Chor, der sich Anfangs in edlen, großartigen, kunst- und ausdrucksvollen Massen vernehmen ließ, beschränkt sich nun darauf, eine Bravourarie mit nichtssagenden, einzelnen, armseligen Tönen zu begleiten.

Nun werden die schon erwähnten, wahrhaft eminenten Meister, welche diese Periode herbeygeführt, und in ihren Werken beherrscht haben, genannt. Referent würde sich die Indiscretion nicht verzeihen können, dem Verfasser in obiger Digression hierin zuvorgekommen zu seyn, wenn nicht jeder Leser, der, wenn auch nicht selbst musikalisch, doch irgend einmal von Musik sprechen hörte, sie schon längst errathen haben müßte. Joseph Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart, Ludwig van Beethoven sind ihre, von Polyhymnien im Tempel der Unsterblichkeit aufgezeichneten Namen. Hr. Hofr. Rochlitz bedauert, daß er, um seinem erwählten Vorhaben treu zu bleiben, nur Weniges, und bey weitem nicht das Vortheilhafteste von ihnen sagen könne, indem, was sie für Gesang in Kirche oder Kammer geliefert, theils der Zahl, theils (mit einzelnen Ausnahmen) der

*) Es ist, während dieß gedruckt ward, durch Herrn Jansa wieder ins Leben getreten.

Eigenthümlichkeit nach, dem, was sie für andere Fächer gearbeitet, nicht gleich zu stellen sey. — Es folgt nun eine meisterhafte Charakteristik und Würdigung sowohl dieser großen Männer selbst, als ihrer hierher gehörigen Werke, nämlich der für Kirche und Kammer (oder Concert) geschriebenen. Aus letztern wird Haydn's Schöpfung besonders hervorgehoben *), aus jenen erhält Mozart's Requiem die volle, ihm gebührende Anerkennung. Beethoven's zweyte Missa (bekannter unter dem Namen: die große) ist hier mit wenigen, aber treffenden Worten auf das richtigste beurtheilt. »Ich weiß nicht,« sagt unser Autor zuletzt, »wie das Werk auf Andere einwirkt: ich aber, so oft ich es durchgegangen, habe es jederzeit anstaunen und betrübt zurücklegen müssen« Von seinem Oratorium: »Christus am Oehlberge,« wird sehr richtig bemerkt, daß es aus sehr disparaten Theilen bestehe, von denen nur einzelne des großen Meisters würdig sind.

Man darf nicht vergessen, daß die Opernmusik nicht unter die Gegenstände gehört, welche unser Autor hier zu behandeln sich vorgesetzt; sonst würden Mozart's Opern und Beethoven's Fidelio nicht vergessen worden seyn.

Aus den noch lebenden hochgeschätzten Künstlern, welche sich den beyden erstgenannten großen Meistern in den hier besprochenen Fächern der Tonkunst mehr oder weniger anschlossen, werden Joseph Eybler (k. k. erster Hofkapellmeister), Nepomuk Hummel, Friedrich Schneider und (der Abbé) Maximilian Stadler angeführt. Wären dem Hrn. Hofrathe Rochlitz des letzterwähnten sämmtliche Werke für Kirche und Kammer bekannt (Missen — besonders sein großes, unmittelbar nach dem Mozart'schen zu stellendes Requiem — Offertorien, Motetten, Cantaten, Chöre u. s. w.); so würde er ihn unter den hier Erwähnten höher gestellt haben.

Der ganze, vortreffliche Aufsatz schließt mit folgenden schonenden Worten: »Von Italien während dieser Periode ist, wo man nicht von der Oper oder einzelnen Virtuosen spricht, nichts zu sagen.«

Nun folgen zwey ausführliche Biographieen: Faustina Hasse (S. 245—269) und Karl Philipp Emanuel Bach (S. 273—316).

Wem wäre der Name jener berühmten Sängerin unbekannt, die zu ihrer Zeit noch weit mehr gefeyert war, als in der unsri-

*) Warum nicht auch seiner Jahreszeiten, die, wenn auch — durch den, so Verschiedenes berührenden Text — nicht so ein Ganzes, wie die Schöpfung, doch im Einzelnen dieser nicht nachstehen, ja vielleicht, was Auffassung und Ausführung eben jenes Verschiedenen betrifft, noch vorzuziehen seyn dürften?

gen die Catalani's, die Fodor's, die Pasta's u. dgl.? — Der Leser wird hier deren Schicksale aus erster Quelle erfahren; fast möchte man sagen: die Schicksale, welche sie ihren Umgebungen bereitete. Ihre Geburt, Erziehung, künstlerische Ausbildung durch die vornehmsten Lehrer, worunter Benedetto Marcello, ihr erstes Auftreten im Alter von sechzehn Jahren, gleich als Heldin in einer heroischen Oper, wo »ihre jugendliche Schönheit die Herzen eroberte, ihr vortrefflicher Gesang, unterstützt durch ein edles Spiel, ihr die Eroberung sicherte;« ihre erste Reise aus der Vaterstadt (Venedig) nach Florenz und die auch dort errungenen Triumphe füllen die ersten Seiten dieser Nachrichten. Als sie vier und zwanzig Jahre alt war, erhielt sie einen Ruf nach Wien mit dem Anbote eines Gehalts jährlicher funfzehntausend Gulden — Man sieht hieraus, daß Sängerinnen dieser Kategorie schon damals theuer bezahlt wurden. — Mit dem, gegen den gewohnten, ihr zu mäßigen Enthusiasmus der Deutschen nicht zufrieden, ging sie nach London, wo es »gewaltig viel Lärmen und gewaltig viel Guineen« gab. Dennoch verließ sie London nach nur zwey Jahren wieder, und kehrte in ihre Vaterstadt zurück, wo sie einige Zeit in »anständiger Zurückgezogenheit« lebte. Hier lernte sie den »jungen, schönen, talentvollen Sachsen,« Hasse, kennen und — lieben. Sie vermählte sich mit ihm, er wurde als Kapellmeister beym großen Theater angestellt, »eine sorgenfreye Lage, die Liebe und sein königliches Weib begeisterten ihn.« Er lieferte Werke, die seinen Ruf bis in sein Vaterland verbreiteten. König August von Polen und Churfürst von Sachsen berief ihn zu gleichem Amte und seine Gattin als erste Hof- und Opernsängerin mit großem Gehalt nach Dresden, wohin sie sich 1731 begaben. Mit der, unserm Verfasser eigenen Zartheit geht er über die sieben Jahre hin, welche Hasse, vom Könige wieder nach Italien geschickt, allein dort zubrachte. Nach dieser Zeit von seiner Gattin wieder zurückberufen, fand er Thätigkeit, Beyfall und Ruhm. Nachdem der sächsische Hof genöthigt war, sich einzuschränken, gingen sie eine Zeitlang nach Wien, und beschlossen ihre Tage in Faustina's Vaterstadt. Einige Züge aus dem Character dieser großen Künstlerin, anziehende Anecdoten und eine wohlbegründete Würdigung ihrer Vorzüge als Sängerin und Schauspielerin vollenden diese merkwürdige Biographie.

Jene K. E. Bach's, welche — außer einigen Familienbegebenheiten und seinem Verhältnisse zu Friedrich II., König von Preußen — weniger äußere Ereignisse, als eine Darstellung seiner Fähigkeiten, des Weges ihrer Ausbildung und ihrer künst-

lerischen Wirksamkeit enthält, folglich zunächst doch nur in die Kunst Eingeweihten interessant seyn kann, dürften diese lieber im Werke selbst, als in einem Auszuge kennen lernen. Aus seinen zahlreichen Werken werden, für das Klavier allein, besonders die sechs Sammlungen von Sonaten, Rondos und Phantasien »für Kenner und Liebhaber« empfohlen. — Glückliche Zeiten, als noch dieselbe Composition, welche den Kenner entzückte, auch den Liebhaber erfreute! — Unter seinen Oratorien sollten, nach des Verfassers Wunsch, die »Israeliten in der Wüste« nicht vergessen werden.

Die Reihe der in vorliegendem Buche begriffenen Gegenstände trifft nun die, den Schätzern unsers Autors schon bekannten zwey Briefe, mit der Ueberschrift: »Musiker und Musik in Wien« (S. 319—363).

Nach diesen: Der Componist und der Gelehrte, ein Gespräch (S. 367—396). Ein Tonsetzer hat einem Musikgelehrten ein neu geschaffenes Werk zur Beurtheilung gebracht, und kömmt nun, dies Urtheil zu vernehmen. Der Gelehrte weicht aus, so lange er kann, seine Meinung bestimmt darüber auszusprechen, weiß aber das Gespräch so fein zu leiten, daß der Componist selbst auf dasjenige kommen muß, was dieser neuen, wie aus Allem zu vermuthen ist, etwas modischen Arbeit fehlt — Rhythmus! Das Ganze ist daher eine äußerst lehrreiche Abhandlung über musikalische Rhythmik; sowohl über ihre Wichtigkeit und Wirksamkeit in der Musik überhaupt, als auch insbesondere bey der Vokalmusik in Hinsicht auf die Dichtung; bey der Instrumentalmusik aber in Erwägung ihrer Fähigkeit, einem nicht eben bedeutenden Gedanken ein eigenes Interesse, einen eigenen Reiz zu verleihen.

Sebastian Bach's große Passionsmusik, nach dem Evangelisten Johannes (S. 399 — 448). Eine Abhandlung, in welcher der Autor zuerst von dem neu erweckten Antheile an Werken dieser Art spricht; dann die Geschichte der ursprünglich deutschen Passionsoratorien von ihrer Entstehung bis auf unsere Tage erzählt, und endlich jenes Bach'sche Oratorium, in seiner Art, nach seinem Zwecke und nach der Organisation seiner Haupttheile, darstellt.

Vor Allem wird die Auflösung des Räthsels gesucht, wie es komme, daß eben seit der Zeit, wo die Tonkunst in Composition und Ausführung ganz entschieden die Richtung nach sinnlichen Reizen genommen, auch so viele der ernstesten, feyerlichsten, ja gelehrtesten Werke großer Meister der Vorzeit, vorzüglich Händel's und Seb. Bach's, zahlreicher gedruckt werden, als zu irgend einer Zeit. — Referent fühlt sich gedrungen, hier

sogleich eine, zwar sehr regelrechte, aber gleichwohl irrige Schlußfolge zu berichtigen. Der Autor fährt nämlich fort: »Wenn gedruckt, auch gekauft« (nämlich jene Werke), »wenn gekauft, auch geachtet und geliebt, wenn geachtet und geliebt, auch benützt.« — Das erste Glied dieser Kette hält nicht aus, und so zerfallen denn die folgenden von selbst. Wenn Musikverleger derley große Werke in Partitur herauszugeben unternehmen, so thun sie es nicht und können es nicht thun in Hoffnung auf Gewinn, oder auch nur in der Erwartung, daß sie die Kosten der Auflage herausziehen werden. Sie thun es aus Ehrgefühl, aus dem Bestreben, sich und ihre Handlung bey der geringen Zahl der Kenner und der echten Musikfreunde in Ansehen zu erhalten; und wüßten sie es nicht so einzurichten, daß der Absatz der modischen Tageserzeugnisse ihnen einen Theil des Verlustes tragen hülfe, welchen ihnen ein Unternehmen jener Art unfehlbar verursachen muß; so könnten sie es auch nicht einmal aus so löblichen Gründen, sie könnten es gar nicht wagen. Wer kauft dergleichen Werke, die noch dazu kostspielig sind, und nicht anders als kostspielig seyn *können*? Einige wenige öffentliche Bibliotheken; eine noch kleinere Zahl von Kennern; höchstens noch ein Paar Gesangvereine, und diese aus der nämlichen Ursache, aus welcher sie aufgelegt werden — *Ehren halber*! Denn daß dieselben Gesellschaften, deren höchster Genuß, in der Regel, die neueste italienische und italienisch-französische Opernmusik ist, wahrhaftes Vergnügen auch an *Händel* und *Bach* finden sollten, wird doch Niemand glauben? — Möglich, daß es anderwärts in Deutschland anders ist; so weit *meine* Beobachtung reicht, ist es, wie ich hier gesagt habe.

Was nun die Lösung jenes Räthsels betrifft; so meint Hr. Hofrath *Rochlitz*, daß Viele bereits angefangen, jener Gattung von bloß auf die Sinne wirkender Musik, welche keine Kunst, sondern nur eine Geschicklichkeit ist, oder wenigstens keine schöne, sondern nur eine angenehme Kunst genannt werden kann, durch das gränzlose Hören und »Machen« derselben überdrüßig zu werden, und daher sich zu der andern Gattung von Musik wenden, die eine schöne Kunst ist, Ideen und Gefühle ausspricht, und das gesammte Innere des Menschen, den Verstand auch, in Beschlag nimmt; sey es auch nur, daß sie sich deßhalb zu ihr wenden, weil ihnen dieß *Alte* ein *Neues* geworden ist. — So war es auch: doch nur eine kurze Zeit, und bald haben Gewohnheit, und die, durch das lange und ausschließliche Versunkenseyn in die erstere Musikgattung entstandene Unfähigkeit zur Ausführung und zum Genuß der zweyten, diesen schwachen Funken von Hoffnung auf eine heilsame Rückkehr wie-

der verlöscht. Die Erscheinung einiger Partituren alter classischer Werke dürfte daher schwerlich auf andere Weise zu erklären seyn, als auf die, oben von mir angegebene, und beynahe gewiß kann man als einen, aus zu guter Meinung von unserm Zeitgeiste entstandenen Irrthum annehmen, daß die Zahl derer, die dergleichen Werke suchen, in letzter Zeit groß genug geworden, um »daß ein Verleger von mäßigen Anforderungen an Gewinn bey Befriedigung ihrer Wünsche bestehen kann.«

Die Entstehungsgeschichte der Passionsoratorien wird umständlich erzählt. Hier genügt zu wissen, daß, nach der von Luther getroffenen neuen Anordnung des Gottesdienstes, in der Charwoche, wenigstens am Palmsonntage und stillen Freytage, außer drey langen lateinischen Hymnen, anstatt der Epistel die Leidensgeschichte des Herrn, abwechselnd aus einem der Evangelisten, und zwar der ganze Text, von dem amtführenden Geistlichen am Altare abgesungen wurde; daß hierdurch, und durch die an jenen Festtagen zahlreichen Kommunikanten, der Vormittagsgottesdienst über vier bis fünf Stunden, Alles in Einem fort, dauerte; daß erst über hundert Jahre nach Luther's Tode ein Paar jener Hymnen weggelassen, und die Leidensgeschichte, statt gesungen, gelesen wurde, wobey jedoch in den großen, angefüllten Kirchen nur ein mäßiger Theil der Anwesenden den Vortrag hören oder verstehen konnte; daß, als die Figuralmusik sich außerhalb der Kirche weiter verbreitete, ihr auch beym protestantischen Gottesdienste wieder Raum gestattet ward, ohne jedoch dasjenige, was man da ausführte, mit dem Uebrigen der Liturgie in Uebereinstimmung zu bringen; daß endlich der als Professor der Theologie und Kanzelredner hochgeachtete Superintendent zu Leipzig, Salomon Deyling, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den schon damals berühmten J. Sebastian Bach, Kantor an der Thomasschule und Musikdirector in Leipzig, vermochte, in seinen Plan einzugehen, gemäß welchem die Leidensgeschichte des Herrn an den erwähnten Tagen wieder gesungen, aber von des Singens kundigen Leuten musikalisch gesungen und begleitet, und diesem Gesange wohlbekannte Verse Allen bekannter Kirchenlieder eingeflochten werden sollten, in welche die Gemeinde einstimmen konnte.

Mit der Darlegung dieses Planes ist zugleich der ganze Bau dieser Passionsmusiken beschrieben. Der jedesmalige beste, zugleich deutlich aussprechende Sänger hatte die Worte des Evangelisten, als Rhapsode, recitativisch vorzutragen: »um mehr Anschaulichkeit und Leben, auch Mannigfaltigkeit hinzu zu bringen« (?), sprechen, was die andern Personen der Geschichte

sagen, auch Andere aus; die Stimme des jüdischen Volks ertönt im Chor; in den Hauptmomenten treten Arien ein, und die Gemeinde gesellt in den erwähnten Versen bekannter Kirchenlieder ihren Gesang choralmäßig zu dem übrigen.

Mit dieser Einrichtung nun, ganz so wie sie ist, kann Referent sich nicht befreunden, und daher — mit aller Achtung für das Urtheil unsers Autors — seiner Meinung darüber nicht überall beypflichten.

Im Allgemeinen scheint ihm das Ganze keinen fest bestimmten Character zu besitzen. Der Text ist weder ganz episch, noch ganz dramatisch aufgefaßt und behandelt. Im Einzelnen kann er in das Lob der Recitative schon deßhalb nicht einstimmen, weil ihm die Idee, nebst dem erzählenden Evangelisten, auch die Personen, deren Reden eben dieser Erzähler anführt, von Andern sprechen zu lassen — wodurch zwar, wie der Verfasser sagt, mehr Anschaulichkeit, Leben und Mannigfaltigkeit in die Recitative kommen soll — eine durchaus unglückliche, das ästhetische Gefühl verletzende, den Eindruck der Erzählung auf widerliche Weise störende Idee dünkt. Die Leser mögen nach einigen Beyspielen selbst urtheilen:

Evangelist. Tenor: Da fragte er sie abermal:
Jesus. Baß: Wen suchet ihr?
Ev. Tenor: Sie aber sprachen:
Chor: Jesum von Nazareth.
Partitur, S. 15.

Noch unangenehmere Wirkung macht dieß — nach der Empfindung des Referenten wenigstens — in Stellen, wo mehrere Redende eingeführt werden:

Pilatus. Baß: Bist du der Juden König?
Evang. Tenor: Jesus antwortete:
Jesus. Baß: Redest du von dir selbst u. s. w.
Evang. Tenor: Pilatus antwortete:
Pil. Baß: Bin ich ein Jude? u. s. w.
Evang. Tenor: Jesus antwortete:
Jesus. Baß: Mein Reich ist nicht von dieser Welt u. s. w.
P., S. 42.

Wäre es nicht besser gewesen, die Erzählung — wie Haydn in der Schöpfung gethan — unter zwey oder drey Sänger abwechselnd so zu vertheilen, daß Jeder immer eine ganze, für sich bestehende, und einen vollständigen Sinn enthaltende Periode zu recitiren gehabt hätte; dabey einen Theil dieser Periode, der sich, dem Inhalte nach, am besten dazu geeignet hätte, als Arie zu behandeln, und besonders kräftige, oder eine bewegte Handlung schildernde Stellen als Chöre zu componiren?

»Wahrheit — der treueste, innigste, und ein möglichst vollständiger Ausdruck — war hier Bach's Ziel,« sagt Herr Hofr. Rochlitz. Möglich, daß ich mich irre: mir aber scheint, daß er dieses Ziel nicht erreicht habe, und daß, vielleicht ohne daß er es wollte, gleichwohl, »wie sonst wohl öfters, technischer Reichthum, tiefsinnige Combinationen und künstlerische Gelehrsamkeit« bey weitem das Uebergewicht über Wahrheit und Ausdruck behaupten. Wenigstens wird erstere in der hier besprochenen Passionsmusik nicht, wie in jener nach dem Evangelisten Matthäus, auch durch Verstöße gegen die Characteristik der Personen beleidigt, indem der Tonsetzer dort dem Heilande — gegen dessen Würde und Erhabenheit — melodische Figuren in den Mund legte, wie z. B. S. 28 auf das Wort »gekreuziget« und S. 57 bey den Worten: »Trinket Alle daraus,« auf »Alle.« Auch dürfte der Baß nicht als eine, für den Mittler gut gewählte Singstimme gelten, und seinem Alter wie seinem sanften, liebevollen Wesen der Tenor angemessener seyn. — Endlich kann ich diese Composition nicht, wie der Verfasser, populär finden; auch zugegeben, daß »seine Popularität weit entfernt ist von der unsrigen;« stimme aber vollkommen der Aeußerung bey, daß Bach in seinen Passionen (und zwar nicht nur zuweilen, sondern größtentheils) »über die Popularität auch seiner Zeit, und weit genug, hinaus greift.« — Daß ich aber unter Popularität nicht Trivialität oder Gemeinheit verstehe, wird, hoffe ich, Alles, was von meinen Begriffen hierüber zu öffentlicher Kenntniß gekommen ist, hinreichend verbürgen.

Mit den Ansichten und Maximen — fahrt der Autor fort — änderte sich später auch die Form dieser Passionsmusiken. Italienische und deutsche Tonsetzer (von letztern nur Händel und Bach ausgenommen) componirten heilige Gedichte im damals noch edeln und schönen, ausdrucksvollen und nicht ungründlichen italienischen Styl, und ernteten allgemeinen Beyfall. So entstand Ramler's und Graun's: Tod Jesu, welches Oratorium unser Autor mit Recht »das in Dichtung und Musik ausgezeichnetste aller dieser« (ganz oder zum Theil im italienischen Styl geschriebenen) »Werke nennt.« Diesen Oratorien folgten ganz dramatisirte, deren Apostolo Zeno und Metastasio viele, in ihrer Art treffliche, dichteten, und die von großen Meistern in Musik gesetzt wurden.

Nun folgt eine, ins Einzelne, Scene für Scene, gehende Beurtheilung von Bach's Passionsmusik nach dem Evangelisten Johannes, mit aller, dem Verfasser eigenen Kunstkenntniß und feinen Empfindung, aber — er mag es mir vergeben — durchaus nicht ohne merkliche Vorliebe für den Componisten und

sein Werk geschrieben. Viele, wahrlich musterhafte Stellen, an denen das Werk reich ist, treten durch die Beleuchtung des Beurtheilers in ihrem vollen Glanze hervor; andere, minder wichtige, aber doch bemerkenswerthe, würden Manchem vielleicht entgangen seyn, würde seine Aufmerksamkeit hier nicht darauf hingeleitet. Und so muß jeder Musikfreund unserm Autor Dank wissen, daß er ihm den Genuß dieses Kunstwerkes durch die vorliegende treffliche Analyse desselben bedeutend erhöhte.

Mit dem Versuch einer musikalischen Reise (S. 451 — 479) schließt der Band und das Werk. Es ist dieß einer von den harmlos humoristischen Aufsätzen, die unserm Autor stets so wohl gelingen, und die ihm eigene, schon oft erprobte Gabe, Personen, nicht nur ihrem Aeußern, sondern auch, und vorzüglich, ihrem ganzen innern Wesen nach, mit wenig Mitteln so lebendig und wahr hinzustellen, daß man sie leibhaft vor Augen zu haben und reden zu hören meint, findet sich hier wieder in dem Bilde des guten, ehrlichen Schulmeisters Weißhuhn, der, in der festen, freudigen Meinung, daß er ein neues Choralbuch mit Zwischenspielen componire, welches — seiner Zeit gedruckt und allgemein verbreitet — seinem Namen die Unsterblichkeit sichern müsse, nicht gewahr wird, daß das Werk »Note für Note das Hiller'sche Choralbuch abgeschrieben enthielt, in der Zuthat von seiner Hand die Phantasie aber keinen höhern Schwung gewonnen hatte, als etwa bey einem Tyroler Dudeldum.« — Die im Verfolg der Reise vorkommende, herumziehende Flötenspielerin ist nicht minder gut geschildert, und die Entwicklung des Abenteuers, welches der Reisende mit ihr gehabt zu haben glaubt, überrascht auf ergötzliche Weise.

Leicht wäre es gewesen, die Anzeige dieses reichen Bandes selbst zu einem Bande anschwellen zu machen. Wenn aber, was hier davon gesagt wurde, hinreicht, diesem, eines der ausgezeichnetsten Werke über Tonkunst rühmlich beschließenden Buche so viele Leser zu verschaffen, als es verdient; so ist Referent überzeugt, daß keiner, ohne rege Theilnahme empfunden und wahres, bleibendes Vergnügen genossen zu haben, es aus der Hand legen werde.

J. F. Edler von Mosel.

Art. VI. *Histoire* de la *Littérature Grecque profane*, depuis son origine jusqu'à la prise de Constantinople par les Turcs; suivie d'un précis de l'histoire de la transplantation de la Littérature Grecque en Occident. *Seconde Edition*, entièrement refondue sur un nouveau plan, et enrichie de la partie bibliographique. Par M. *Schoell*; 8 Tomes 8vo; Paris. Librairie de Gide fils, rue Saint-Marc-Feydeau, Nro. 20. 1823—25.

Geschichte der griechischen Literatur, von der frühesten mythischen Zeit bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken, von *M. S. Schoell*, königl. preuſs. Oberregierungsrath und vortragendem Rathe im Staatsministerium, Mitglied des Obercensurcollegiums. Nach der *zweyten Auflage* aus dem Französischen übersetzt, mit Berichtigungen und Zusätzen des *Verfassers* und des *Uebersetzers*, von *J. Franz J. Schwarze*, Prorector am königl. Gymnasium zu Prenzlau (vom zweyten Bande an von Dr. *Moriz Pinder*, Custos der königl. Bibliothek zu Berlin). 3 Bände gr. 8. Berlin, bey Duncker und Humblot. 1828—1830.

Einem Deutschen, je ernstlicher er es mit der Wissenschaft meint, fällt es schwer, gegen dieses Buch gerecht zu seyn. Der Deutsche weiß nicht anders, als daß eines Volkes Literatur die Blüthe und die Frucht von dessen ganzem geistigen Leben ist. Er stellt sich also vor, die Geschichte seiner Literatur könne nur das Ergebniß einer genauen Durchschauung und geistig-innigen Auffassung aller Lebenselemente und Momente der Nation seyn, um deren Literaturgeschichte es sich handelt. — Aber, sagt man, darüber pflegt der gute Deutsche leicht systematisch oder metaphysisch zu werden, und — Système, idéologie, oder wie man es in Frankreich nennt, — wollen unsere Nachbarn diesseits und jenseits des Canals, wie auch die meisten heutigen Italiener, nun einmal durchaus nicht. — Jedoch eben darüber thäte Verständigung Noth, nämlich: — was man denn systematisch oder metaphysisch in der Geschichte benennt. Referent will an sich selber ein Exempel statuiren. Wenn er in seinem Buche: Die historische Kunst der Griechen. Leipzig 1803, von S. 226—240 eine allgemeine Theorie des Wesens der Geschichte darlegte, so würde er jetzt, nach dreyßig Jahren, den größten Theil dieser Sätze als Kantisch-metaphysisch, und in eine Geschichte der Historiographie der Griechen nicht gehörig, selbst auslöschen; es auch dem Verfasser gar nicht übel genommen haben, wenn er, da er jene Schrift mehrmals anführt, diese Partie als metaphysischen Auswuchs bezeichnet hätte.

Aber wie sollen wir das gänzliche Stillschweigen über Fr. Schlegels Geschichte der griechischen Poesie erklären oder ent-

ſchuldigen? War es doch dieſer Schriftſteller, der zuerſt im lebendigen Gefühl deſſen, was wir Deutſche heut zu Tage von der Geſchichte redender Künſte und Wiſſenſchaften fordern, in demſelben Gefühle, womit Joh. Winkelmann ſein unſterbliches Werk über die Geſchichte der bildenden Künſte unternommen und vollendet hatte, das innere Weſen der griechiſchen Poeſie auf geniale Weiſe zu enthüllen angefangen, obwohl er eben auch in genialer Ungeduld manche nothwendige Vorſtufen, welche erſt zu gründlicher Erkenntniß der verſchiedenen helleniſchen Dichtungsarten und des Ganges ihrer allmälichen Ausbildung führen können, überſprungen. Unter dieſen Vorſtufen verſtehe ich zuvörderſt eine aus Erkenntniß der Wurzel jedes höheren Nationallebens, der Religion, anſchaulich dargelegte Mythologie, eine aus griechiſchem Grund und Boden gewonnene Anſchauung von der Lande und der Leute Art, eine durch die einzelnſten Forſchungen und durch chrono- und ethnographiſche Unterſuchungen begründete Scheidung der griechiſchen Stämme und deren einzelner Zweige, mit allem was über ihre Sitte und über ihr Thun und Laſſen nur irgend noch ausgemittelt werden kann, nicht jenen helldunkel geahneten oder gar gemachten Aeolismus, Dorismus und Jonismus — wie ihn ſo oft eben jener Fr. Schlegel ſich und Andern vorgeſpiegelt. — Von jenen Vorſtufen haben ſeitdem die Deutſchen gewiſſenhaft und bedachtſam, wie ſie ſind, einige glücklich überſchritten. Wenn nun anjetzt ein deutſcher Geſchichtſchreiber, mit Benutzung dieſer gründlichen Erkenntniſſe des Griechthumes, eine originelle Kraft der Darſtellung der helleniſchen Wiſſenſchaft nochmals zuwendete, und, nirgends mit geiſtreichen und witzigen Reflexionen zufrieden, allerwärts in die Gründe des griechiſchen Dichtens, Denkens und Redens einzudringen ſuchte — würde dem Verfaſſer eine ſolche Tiefe auch Syſtem und Metaphyſik heißen? — Wir müſſen es fürchten — eben weil er die Schlegelſchen Unterſuchungen, denen bey allen Mängeln kein Deutſcher Tiefe abſprechen wird — ſo gänzlich hat ignoriren wollen.

Das hätte ja ſo ziemlich den Anſchein, als wolle oder könne ich, deutſcher Referent, gegen dieſes Werk nicht gerecht ſeyn. — Mit nichten! — Im Gegentheil nehme ich keinen Augenblick Anſtand, auszuſprechen, der berühmte Verfaſſer des Cours d'Histoire des Etats Européens, ſo wie anderer Werke, habe durch dieſe Histoire de la Littérature Grecque ſeinen Ruhm noch um ein Beträchtliches geſteigert — Um das große Verdienſt dieſer Arbeit anzuerkennen, muß man erwägen, daß Hr. Schöll, obwohl ein Deutſcher von Geburt, doch in franzöſiſchem Grenzlande geboren, viele Jahre in der Hauptſtadt Frankreichs lebend,

mit der französischen Sprache auch im Fache der Kunst und Wissenschaft sich meistens französische Denkart habe aneignen müssen. Aber im Dienste einer deutschen Regierung und immer mit deutschen Gelehrten, namentlich mit dem Philologen Bast, im Verkehr, hat er zu keiner Zeit deutschen Ernst und Gründlichkeit mißachtet, hat er die Franzosen auf die deutschen Eroberungen auf geistigem Gebiete hingewiesen, und wie schon seine Histoire de la littérature Romaine auf allen Blättern beurkundet, zwischen beyden Nationen einen sehr verständigen und gewandten Vermittler gemacht. — Nur zu gewandt, will es mir bedünken, d. h. mit zu gefügiger Anschmiegung an französische Beschränktheiten. Ein Beyspiel, wie er über den andern Hrn. Schlegel (A. W.) sich äußert, kann dieß anschaulich machen. Im Artikel über Euripides (Hist. d. l. Litt Gr. II. p. 56) heißt es im Text, das berühmte Meisterwerk des Racine (Phèdre) sey eine Nachahmung des Hippolyt, und in der Anmerkung, nachdem Louis Racine's und Batteux Abhandlungen darüber angeführt worden: »voyez enfin: Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide, par Aug. Guill. Schlegel. Paris 1805. Dans cette dernière brochure on soutient avec beaucoup d'esprit *un paradoxe que le goût françois réprouve.* — So hätte auch Monsieur Laharpe sich ausdrücken können, dessen Cours de Littérature, was Griechen und Römer angeht, Hr. Schöll doch so weit übertrifft. (Eine Aeußerung des Herrn Schöll über dieses Laharpe'sche Werk (I. p. XLIII) bezeichnet sehr charakteristisch die Stellung, worin er sich dem französischen Publikum gegenüber befand. Ich theile daher wenigstens die Schlußworte hier mit: — et je déclare ici, que je ne l'ai jamais consultée dans ce précis, *pour ne pas succomber à la tentation de contredire un littérateur si distingué, et d'attaquer un écrivain si éloquent.* —) — Hier liegt also der Knoten, den unser Verfasser so oft ungelöst läßt. — Er hätte den Franzosen mehr zumuthen sollen. Aber freylich, dann hätte er zuvor sich selber mehr zumuthen müssen, hätte manches französische Vorurtheil mit deutscher Kraft abstreifen, und in den Quellborn der Griechenweisheit blickend den tiefen, klaren Grund mit eigenen Augen, nicht aber im Reflexe französischer Kunstrichterey anschauen sollen. Da dieß nun nicht geschehen, sey es, weil Maß und Richtung des Geistes den Blick des Verfassers beengt, oder weil er als umsichtiger Weltmann die gute Gesellschaft Frankreichs zu ängstlich berücksichtiget hat, so müssen wir ihn eben nehmen wie er ist —; und er ist trotz dem Allen noch sehr viel. — Ja man kann sagen, er hat in dieser griechischen Literaturgeschichte ein europäisches Buch geliefert, d. h. ein Buch, das allen

Gebildeten Europa's eine genaue und bequeme Uebersicht von dem allen gewährt, was die Griechen jegliches Zeitalters in den redenden Künsten und Wissenschaften geleistet; ein Buch, insbesondere gleich nützlich den beyden Nationen diesseits und jenseits des Rheins. Denn es ist kaum auszusagen, wie viel die Franzosen daraus lernen können. Ist doch dem Verfasser wenig Erhebliches entgangen, was nicht etwa bloß in größeren deutschen Werken und ordentlichen Handbüchern; sondern auch was in den kleinsten Monographien bis zum Jahre 1825 über die Griechenliteratur zu Tage gefördert worden; und wie sehr er bemühet ist, keine Lücke zu lassen, zeigen die jedem Bande angefügten Nachträge und Berichtigungen. Und dabey dann das willige Anerkennen auch des geringsten literarischen Verdienstes, das fleißige Aufmerken auch auf den untergeordnetsten Arbeiter auf diesem großen Acker- und Erntefeld — das dankbare Hinnehmen auch des kleinsten Aehrenbüschels zum Vorrathe der geistigen Nahrungsmittel, und dennoch nirgends stoffige Ueberladung und Verworrenheit. Denn von den Franzosen hat er gelernt, was wir Deutsche nicht immer verstehen, ein gutes, ein angenehmes Buch zu machen. — Welcher gebildete Mensch liest nicht Schölls beyde Literaturgeschichten, die römische wie die griechische, gerne; wem, und sey er noch so gelehrt, sind diese Bücher nicht in vorkommenden Fällen, wo er lange zu suchen keine Zeit und Lust hat, eine willkommene Nachweisung und Fundgrube? Auf der andern Seite bietet er hier den Deutschen in fruchtbarer Kürze die Ergebnisse fast aller französischen Schriften und der Abhandlungen aus den Mémoires de l'Académie, wovon gemeinhin die deutschen Literaturgeschichtschreiber wenig oder keine Kenntniß haben. — Es war daher zu erwarten, und nicht mehr, als eine schuldige Anerkennung, daß dieß letztere vorliegende Werk von deutschen Gelehrten in unsere Muttersprache übertragen worden. Möchte dieß nur auf eine für uns ersprießlichere Weise geschehen seyn. Was ich vermisse, will ich kürzlich andeuten. Zuvörderst hätte die schöne Gelegenheit nicht versäumt werden sollen, in Anmerkungen und Nachträgen gerade die Ergebnisse der tieferen deutschen Forschungen anzufügen, welche die Franzosen, wie oben bemerkt, mit Unrecht ideologisch oder metaphysisch nennen. Sodann hätte eine Aenderung mit der Anlage des französischen Werkes vorgenommen werden sollen. Herr Schöll hat nämlich die Redekünste und Wissenschaften der Griechen zwar nach Classen abgehandelt, aber er hat diesen wissenschaftlichen Zusammenhang, dem von ihm entworfenen Fachwerk chronologischer und synchronistischer Perioden zu lieb, immer wieder unterbrochen. Das Chronologische ist freylich in

jeder Geschichte eine Hauptsache, und wie nützlich und belehrend ist nicht des Verfassers allgemeine chronologische Tabelle im achten Bande des Werks? — Aber jene periodischen Unterbrechungen stören alle Augenblick die innere genetische Erkenntniß jeder einzelnen Redekunst und Wissenschaft. — Wir wollen doch vor Allem die Seelenwanderung sehen, die jede Kunst und Wissenschaft von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Verkommen gemacht; z. B. welche Körper und Gestalten das Epos von Homerus an bis herunter zum Nonnus durchlaufen. Also wir wollen eine doppelte Ansicht der Redekünste und Wissenschaften haben, einmal eine chronologisch-epochenmäßige Uebersicht von allen geistigen Hervorbringungen neben einander, aufgereiht an dem Faden der äußern historischen Perioden. Sodann aber und hauptsächlich eine scientifisch innerliche Entwicklung und Betrachtung, wie und unter welchen Begünstigungen eine jede Redekunst und Wissenschaft ins Leben getreten, und wie sie sich in jedem Lebensalter allmälich entfaltet hat. Diese zwiefache Behandlung hat schon Fr. Aug. Wolf gefordert und geübt, und Referent hat sie seit mehr als dreyßig Jahren in seinen Vorlesungen bewährt gefunden. Und somit wäre denn ohne Rückhalt und Winkelzüge ausgesprochen, was der Referent seines Orts von diesem Werke überhaupt hält im Guten wie im Bösen. Ueberflüssig wäre es nun, dem Inhalte dieses in zwey Sprachen durch Europa verbreiteten Buches Schritt vor Schritt nachzugehen. Das könnte wohl zweckmäßig seyn bey einem ganz aus den griechischen Quellen geschöpften Originalwerke — wie man sich das Ideal einer griechischen Literaturgeschichte denken kann, die nur aus dem eigenen Studium der griechischen Autoren selbst erwachsen wäre — nicht aber bey einer, und wenn auch noch so geistreichen Compilation, wie die vorliegende ist. — Statt dessen will ich bey einigen Hauptpunkten Gelegenheit nehmen, meine eigenen unmaßgeblichen Urtheile und Ansichten darzulegen, — selbst auf die Gefahr hin, zuweilen für etwas metaphysisch genommen zu werden; und daneben hie und dort einige einzelne Zusätze, Bemerkungen und Berichtigungen einstreuen.

In der Vorrede gibt der Verfasser zuvörderst von seinen übrigen Arbeiten im Gebiete der alten Literatur Nachricht, zeigt das Verhältniß der zweyten Ausgabe dieses Werkes zu der ersten, erklärt sich über seinen Zweck (daß er für französische Leser geschrieben), Methode, Hülfsmittel und über die Umstände, unter denen die neue Umarbeitung dieser Geschichte der griechischen Literatur zu Stande gebracht worden. — Mit dieser Vorrede zum Original muß jetzt auch die des Verfassers desselben verglichen werden, die er der deutschen Uebersetzung vorausge-

schickt hat, und worin er sich mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit gegen das deutsche Publicum über seine Absichten und Leistungen erklärt. Auch bekommt der deutsche Leser in einer nachträglichen Anmerkung zur Uebersetzung (S. XVI) Aufschluß über etwas, das ihm in diesem Werke auffallen mußte. Herr Schöll hatte nämlich, mit Ausschluß der ganzen christlichen Literatur der Griechen, in zwey Capiteln jedoch die ursprünglich in griechischer Sprache geschriebenen oder wenigstens nur in dieser noch vorhandenen Bücher des a. T., so wie die griechischen Uebersetzungen desselben abgehandelt. Jetzt erfahren wir, daß dieß auf den Rath der französischen Geistlichkeit geschehen ist; von der er bey dieser Gelegenheit mit großer Hochachtung redet, wobey er uns zugleich Hoffnung macht, unter günstigen Umständen von ihm vielleicht künftig eine ähnliche populäre Geschichte der christlichen Schriftwerke und Schriftsteller der Griechen zu erhalten; welche denn doch für die Gebildeten Frankreichs ein größeres Bedürfniß wäre, als für die unseres deutschen Vaterlandes, das an allgemeinen Werken dieser Art wie an zum Theil vortrefflichen Monographien keinen Mangel hat.

Die Einleitung können wir füglich übergehen, da sie für deutsche Leser nichts besonderes Neues enthält. Jedoch kann das angehängte Verzeichniß der Sammlungen griechischer Schriftsteller auch diesem ersprießliche Dienste leisten. Es ist zweckmäßiger eingerichtet, als das in der Harlesischen Introductio in Historiam Linguae Graecae befindliche, und hat nicht, wie letztere, auch die Chrestomathien zum Schulgebrauche mit aufgenommen. — Jedoch ist dieses Verzeichniß nicht ganz vollständig, und die übrigens verdienstlichen Zusätze und Berichtigungen am dritten Bande der deutschen Uebersetzung S. 596 ff. füllen noch nicht alle Lücken aus.

Die Geschichte der Literatur selbst verbindet unser Verfasser in jedem Zeitraume mit der griechischen Völker- und Culturgeschichte, und nimmt auch den Begriff Literatur in solcher Ausdehnung, daß er zugleich bey jeder Periode von den bedeutendsten Inschriften handelt, die ihr angehören. So wenig Referent nun auch darauf eingehen kann, so gerne erkennt er diese Abschnitte als eigenthümliche und der Bestimmung dieses Werkes sehr angemessene Vorzüge an.

Demgemäß eröffnet Hr. Sch. das mythische Zeitalter (tems fabuleux) der griechischen Literatur mit einem einleitenden Capitel: Origine de la population de la Grèce — Etat de ce pays antérieurement à la prise de Troie. Hierzu hat jetzt der Verfasser des Originals in der deutschen Uebersetzung beygefügt einen »Anhang über die Colonisation des alten Grie-

chenlands durch Cecrops, Danaus und Kadmus,« deſſen Verfaſſer, Herr J. H. Schnitzler, auf eine klare und eigenthümliche Weiſe hierin die Ergebniſſe der Syſteme der Herrn P. Fr. Kannegießer und K. O. Müller vorträgt, worüber Hr. Sch. ſelbſt ſich mit einer Vorſicht ausſpricht, daß man wohl ſieht, er ſey deßwegen nicht geneigt, die meiſten Sätze dieſer Hypotheſen für ſeine Perſon zu unterſchreiben. Dagegen ſey es aber auch dem Referenten erlaubt, ſich ſeinerſeits gegen einen vom Verfaſſer im Capitel ſelbſt ausgeſprochenen Satz zu verwahren. Er lautet ſo (p. 10): »tandis que d'autres écrivains ne voient dans toute la mythologie et les anciennes institutions des Grecs, que des traces de l'origine égyptienne,« mit der Anmerkung: »Surtout M. Fréd. Creuzer dans son ouvrage, intitulé: Symbolik und Mythologie der alten Völker.« In dieſem Buche werden aber die Keime griechiſcher Religion und Sittigung zwar auch von den Aegyptern, aber nicht minder von Phöniziern, Phrygiern und andern Völkern des vorderen, mittleren und oberen Aſiens, ja auch Nordafrica's (Libyens) hergeleitet, und nur der Satz behauptet, daß faſt alle Zweige der griechiſchen Cultur *ihren Anfängen nach* nicht den Griechen ſelbſt, ſondern den früher cultivirten Nationen des Morgenlandes angehören.

Herr Schöll hat ſein zweytes Capitel, womit die Geſchichte der griechiſchen Literatur beginnt: »De la poésie *sacrée* des Grecs,« und in der Ueberſetzung: »Von der *älteſten* heiligen Poeſie der Griechen,« überſchrieben. Obſchon nun Letzteres etwas beſtimmter iſt, ſo würden wir doch, in Erwägung, daß die homeriſchen und heſiodiſchen Gedichte als Quellen der Volksreligion auch heilige Poeſien waren, hier, wo zuerſt von den vorhomeriſchen Dichtern die Rede iſt, die Bezeichnung gewählt haben: von der *hieratiſchen* (oder *prieſterlichen*) Poeſie der Griechen. Gegen die Ordnung, in welcher hier die Dichter aufgeführt ſind, mache ich keine Einwendung, da die Sage das Zeitalter der Einzelnen und ihre Folge auf einander ſehr verſchieden angibt. Auch die Auswahl iſt für die franzöſiſchen Leſer, welche der Verfaſſer vor Augen hatte, gewiß recht weiſe getroffen. Sie werden nichts Weſentliches von dem vermiſſen, was als äußerlich-hiſtoriſche Angabe mit jenen Prieſter- und Sängernamen in der Sage verbunden erſcheint. Auch die Ergebniſſe der Unterſuchungen über das Alter und die relative Authencität der ſogenannten orphiſchen Gedichte ſind recht lichtvoll vorgetragen. Aber einem Deutſchen des jetzigen Jahrhunderts möchte jenes äußerliche Wiſſen wohl nicht genügen; er möchte das Vor-

getragene wohl auch unter einem allgemeinen Gesichtspunkte zusammengefaßt wünschen.

Aber auch im Einzelnen bleibt Manches zu bemerken, z. B. der Verfasser eröffnet die Reihe dieser Sänger mit Linus. In der Uebersetzung wird (III. S. 597) der Titel einer seitdem erschienenen Abhandlung nachgetragen (Ambrosch de Lino Dissertatio. Berolin. 1829), womit man nun noch verbinden kann, was Hr. Welcker in der allg. Schulzeitung, Darmstadt 1830, Nr. 2, über den Linus abgehandelt hat.

Meine kurzen Bemerkungen betreffen die jenem alten Sänger beygelegten Lehrsätze, die aus verschiedenen Anführungen der Sammler sich herausstellen. Wenn Hr. Schöll in diesen Anführungen eine Beziehung auf den Generalsatz der Eleaten ἓν καὶ πᾶν findet, so vergleicht Diogenes von Laerte (I. 4) jene Aussprüche des Linus vielmehr mit dem Satze des Anaxagoras: πάντα χρήματα γεγονέναι ὁμοῦ, alle Dinge seyen zugleich geworden« u. s. w.; wenn er darauf fortfährt: »proposition — adoptée ensuite par les Néo-Platoniciens et les Néo-Pythagoriciens,« so war die Lehre der Neu-Platoniker keineswegs damit im Einklang. Dagegen legt Damascius von den Principien den Lehrsatz, daß alles Eins (πάντα ἕν) sey, dem Linus und dem Pythagoras bey (Damascius de Principiis, cap. 25, p. 64, ed. Kopp., vergl. cap. 27, p. 67). Was die zwey heroischen Verse über die Allmacht der Gottheit betrifft, so vermuthet Jamblichus (de Vita Pythag. cap. 28, p. 294, ed. Kiessling.), daß die Pythagoreer sie selbst verfaßt, und unter dem Namen des Linos gegeben haben. Ganz mit demselben Lehrsatze und fast mit denselben Worten beschließt auch der philosophirende Euripides seine Medea (vs. 1410 sqq. ed. Porson.). Noch zehn andere Verse von der Beherrschung und Reinigung der Leidenschaften durch die Vernunft, welche vorzüglich hätten erwähnt werden sollen, haben, obschon sie dem Linus beygelegt werden, ganz und gar pythagoreische Farbe *). Der pythago-

*) In Stobaei florileg. Tit. V. Nro. 22 (Vol I. p. 146, ed. Gaisford, vgl. Valckenaer Diatrib. Euripid. p. 281). In den Anführungen der übrigen Stellen ist hier im Texte des Verfassers eine Verwirrung. Das Citat aus Stobaei Eclogae I, 11 (p. 278 Heeren.) gehört zu den Worten des Verfassers p. 32: Stobée, dans ses Eclogues nous a conservé douze (vielmehr dreyzehn) prétendus vers de ce poëte; und die andere Anführung (p. 33), die im Original unter dem Artikel vom Sänger Pamphos gerathen, in der deutschen Bearbeitung aber ganz ausgeblieben ist, betrifft die Lehre von der göttlichen Allmacht, und steht beym Stobaeus im Florilegium Tit. CIX (110. Vol. III. p. 402 Gaisford.). In beyden Ausg. wäre in dieser Hinsicht noch sehr vieles zu berichtigen.

reiſchen Zahlenlehre ſcheint ferner eine andere Stelle anzugehören, welche von vier Principien aller Dinge und von drey Banden redet, und ſo eingeführt wird: »Linos der Theologe ſagt offenbar in ſeinem zweyten theologiſchen Buche an den Hymenäos (*Λίνος θεολόγος ἐν τῷ πρὸς Τμέναιος δευτέρῳ θεολογικῷ* in den Theologumm. Arithmet. p. 50 ed. Ast.). Hier führt alſo Linus den Namen Theolog, der ſonſt dem Orpheus eigenthümlich war, und wie Herodotus ſchon orphiſche Gebräuche mit den pythagoriſchen vergleicht (II. 81), ſo ſehen wir hier, wie die Pythagoreer Lehrſätze der ſpeculativen und der praktiſchen Philoſophie dem alten Prieſterſänger Linus beylegen. Da nun ſchon der Vater der Geſchichte dieſe Vergleichung macht, da Euripides Sätze der Art ſeinem Chor in den Mund legt, ſo können nicht bloß »Neu-Pythagoreer« und noch dazu neben den »Neu-Platonikern« als ſolche genannt werden, welche Lehren des Linus ſich angeeignet. Auch zeigt ſchon die als Vermuthung ausgedrückte Aeußerung des Jamblichus a. a. O., daß dieſe Sätze ſchon längſt unter Linos Namen in den Schriften der Pythagoreer im Umlaufe waren. Eben ſo wenig ſollte man aber von einem abſichtlichen Unterſchieben durch die Pythagoreer reden. Viele alte Philoſophen legten Sprüche und Wahrheiten, die ſie für göttlich und ſo zu ſagen für ewig hielten, in ihrer naiven Weiſe, ohne Arg dabey zu haben, ſolchen uralten gottbegeiſterten Sängern bey, wie Linos, Orpheus und andere im alten Glauben des Volkes betrachtet wurden *). — Wenn aber bey dieſer Betrachtungsart die Ehre und Ehrlichkeit dieſer alten Philoſophen gerettet wird, ſo wird das Geſchäft der Kritik deſto ſchwieriger, weil nun nicht mehr als vorhomeriſch gelten kann, was unter vorhomeriſchen Namen ſelbſt in relativ alten und bewährten Schriftwerken angeführt wird; ſondern nur ſolche Bruchſtücke werden fortan noch als Ueberbleibſel alter Prieſterlehre genommen werden dürfen, die ſich durch Inhalt, Ton, Bild und Farbe, ja manchmal durch ein ſeltſames Gepräge wie Flüchtlinge, aus einer fernen, fremden Vorwelt herüber gerettet, ankündigen.

Der Verf. erwähnt ſelbſt die Sagen der Alten von mehreren Linos, von dem Tode eines Linos durch Apollo's oder durch Hercules Hand, von der Klage um ihn und von dem Klagelied,

*) Dieſer Anſicht gemäß führen denn auch ſpätere Schriftſteller zuweilen eine und dieſelbe Stelle ſogenannter orphiſcher Gedichte, bald unter dem Namen Orpheus, bald ſo an, als ſeyen ſie aus Orakeln (λογίοις) genommen, wie ich zu einem Beyſpiel dieſer Art (zum Olympiodor über Plato's erſten Alcibiades p. 19, wo auch ein orphiſches Fragment ergänzt iſt) bemerkt habe.

Linos genannt (mit Verweiſung auf Herodot. II. 79 u. Conon. Narrat. XIX. Man vergleiche noch Pausanias IX. 29, 3 und Eustath in Iliad XVIII. 570, p 99 sq. ed. Lips.). — Sagen, welche den Gedanken an die Perſönlichkeit eines Individuum, Linos genannt, entfernen müſſen. Nachher jedoch im Artikel vom Orpheus (p. 38), ſucht er durch folgende Auslegung der Worte des Cicero (De N. D. I. 38: »Orpheum poetam docet Aristoteles nunquam fuisse«): Ce qui veut sans doute dire: Il n'a pas existé d'Orphée tel qu'on se représente ce poëte,« die Perſönlichkeit eines Sängers Orpheus zu retten; gerade wie andere Gelehrte vor unſerm Verfaſſer, und wie noch neulich Hr. Rixner im Handbuch der Geſch. der Philoſophie, §. 33, S. 46, zweyte Ausgabe. Allein, wie ich früher in den Anmerkungen (p. 1–5) gezeigt habe, die Worte des Cicero geſtatten keine andere Auslegung, als daß Ariſtoteles dem Orpheus die perſönliche Exiſtenz abgeſprochen habe. — Wir kennen die Worte dieſes Urtheils nicht, müſſen es aber nicht nur unterſchreiben, ſondern auch auf alle übrigen ausdehnen, welche neben Orpheus als Prieſterſänger im griechiſchen Mythos glänzen. Hier nur einige Andeutungen, denn eine ausführliche Erörterung würde ein ganzes Buch erfordern: Namen und Charakterzüge deuten darauf hin, daß wir hier nicht an Perſonen zu denken haben, ſondern an Zuſtände, Entwicklungen und Stufenfolgen des Glaubens, Ahnens oder des Wiſſens, der Muſik, des Geſanges und der Sittigung der griechiſchen Stämme in einer Vorzeit, von der ſie nur bildliche Ueberlieferungen hatten. Freylich mit dieſen Namen iſt es zum Theil eine ſchwierige Sache, z. B. wüßte ich nicht zu ſagen, was der Name Olen (Ὠλήν — nicht aber Olenus, wie es einmal in der deutſchen Ausgabe des vorliegenden Werkes S. 22 heißt) bedeuten möchte. Aber wenn er bald ein Hyperboreer, bald ein Lycier, bald ein Dymäer genannt wird, und wenn ihn die Hymnendichterin Böo als den erſten Verkündiger apolliniſcher Weiſſagung (πρῶτος Φοίβοιο προφάτας, Paus. X. 5, 4) preiſet, ſo iſt dieß, zuſammengenommen mit dem Uebrigen, was die Sage von ihm meldet, ſchon Winkes genug, daß wir Olen nur als Collectivbezeichnung eines Lichtdienſtes und des Ganges, den dieſer aus Oberaſien über Natolien nach Delos, Delphi und bis in den Peloponnes herab genommen, anzuſehen haben. »Wir haben (heißt es beym Plutarch de Musica, cap. 14, p. 644 Wyttenb.) nicht irgend einen Menſchen als den Erfinder der Wohlthaten der Muſik empfangen, ſondern den mit allen Gaben ausgerüſteten Gott Apollon.« Das heißt mit andern Worten: Muſik und Geſang iſt aus Sonnen- und überhaupt Geſtirndienſt und aus

Sonnen- und Jahresfesten hervorgegangen. Alexander in der Sammlung phrygischer Geschichten (wird in demselben Buche cap. 5, p. 632 Wytenb. gemeldet) meldet, das Saitenspiel habe Olympos zuerst unter die Griechen gebracht, sodann die idäischen Daktylen. Hyagnis habe zuerst geflötet, dann dessen Sohn Marsyas, dann Olympos.« Im Verfolg (p. 635) wird ausdrücklich ein erster und ein zweyter Olympos unterschieden, so wie man von drey Orpheus redete, wovon der erste den Flötenspielern abhold, die andern ihnen freundlich waren. Also Olympos (*Ὄλυμπος*) und idäische Daktylen (*Ἰδαῖοι Δάκτυλοι*), Himmel und Planeten. Hyagnis (*Ὑαγνις*), Regenguß, wie *Ὑάκινθος* (Hyakinthos), der erste und der zweyte, jener des Pieros und der Muse Klio Sohn, dieser Sohn des Amyklas und der Diomede, welchen Apollo mit der Wurfscheibe tödtet (Apollodor. I. 3. 3. III. 10. 3), und dem die Spartaner die Hyacinthien feyern, binomische Sonnenfeste, an deren Trauertagen dem Gotte kein Päan gesungen wird, wogegen am Freudentag die geschmückten Jünglinge die Cithar spielen und die Flöte blasen (Athenaeus IV, 17. p. 45 sq Schweigh.). Ferner Marsyas (*Μαρσύας*, auch *Μάσσης*, Plutarch. de Musica, cap. 7, p. 635), der Satyr mit Roßschweif und Roßstimme (Plutarch. Scylla, cap. 27. — *μάρρας*, das Roß; Pausan. X, 19. 6 und *Μάρις*, ein Roßmensch (Centaur), Aeliani V. H. IX. 16), empfängt Flöte und Flötenspiel, und übergibt es an Olympos den zweyten; so wie der Centaur Chiron (*Χείρων*, der Handfertige), Erfinder des Saitenspiels, der Stern- und Heilkunde, und Lehrer des Aeskulap, des Jason und des Achilles war. Letzterer erzeugte mit der Nymphe Pisidike den Chariklos, auch Okyrrhon (die Schnellfließende), ja (nach Dyctis VI. 7) auch die Wassergöttin Thetis. — Der alte Satyr (Silen), einer Nymphe Sohn, weissagt an der Quelle Inna (s. den Logographen Bion beym Athenaeus II, 6. p. 172 Schweigh.), und *Μάρις* ist eines Flusses Name (Herodot IV, 49), wie nicht weniger Marsyas (*Μαρσύας*, Herodot. V, 118), in welchen der Flötenbläser Marsyas, nachdem er von Apollo im Saitenspiel überwunden, verwandelt worden; gleichwie die Glieder des getödteten Osiris, der auch verschiedene Flöten erfunden (Juba apud Athen. IV. p. 181 Schweigh.), von dem Nilstrome fortgetragen werden. Ueber seinen Tod hört man in Morgenländern das Klagelied zum Ton der Flöte; in griechischen Landen gilt diese Klage dem Linos zum Saitenspiel (Hesiodi Fragg. XCVII. p. 225. ed. Goettling.). Er ist des Klageliedes (*θρῆνος*) Erfinder und Inhalt und Name. Er ist der himmlischen Muse (*Οὐρανία*) Sohn, gleichwie die meisten

Prieſterſänger Söhne der Muſen genannt werden; ja einer von ihnen, Muſäus (*Μουσαῖος*), hat nur einen Namen von den Muſen hergenommen. Die Muſen ſind Nymphen, und mit Flußnymphen hat Juppiter die vier erſten Muſen erzeugt (Cic. de N. D. III. 21, mit den Anmerk. p. 591 sqq. ed. Moser). Mit der Tochter des Flußgottes Aſopos, Antiope, erzeuget Juppiter auch den Amphion (*Ἀμφίων*, wie *Ὑπερίων*, die über uns wandelnde Sonne), den Umwandler, und lehret ihn Geſang zur Lyra (Plutarch. de Musica 3. p. 628), die er von den Muſen als Geſchenk empfangen. Ihr Zauberton, von ihm hervorgelockt, füget die Steine zur Rundmauer um Theba's Burg, welche wieder von des Flußgottes Aſopos Tochter, der Nymphe Thebe (*Θήβη*) den Namen hat (Pherecydes IXXX. p. 128 sq. Sturz. Pausan. II. 5). Die Stadt hat ſieben Thore nach der Saiten und Planeten Zahl (Eustath. ad Odyss. XI, 263). »Die alten Theologen haben den Götterbildern muſikaliſche Inſtrumente in die Hände gegeben, weil ſie kein Beſtreben der Götter würdiger achteten, als das auf Harmonie gerichtet ſey;« und es war eine alte und von mehreren Weiſen angenommene Lehre, »daß die Bewegungen der Himmelskörper nach muſicaliſchen Geſetzen geſchehe, da die Gottheit alles der Harmonie gemäß eingerichtet habe« (Plutarch. de anim. generat. in Tim. p. 192, vgl de Musica, p. 688); und die Gründer von Burgen und Städten der Vorzeit entnahmen, vom heiligen abgeſteckten Raume des Sehers (templum) aus, von der Sterneordnung, die Anordnung des Baues auf Erden. Nach aſtronomiſchen Vorbildern wurden auch die Feſtchöre geordnet. Philammon aus Delphi, der in Liedern Leto's, Apollons und der Artemis Geburt beſungen, ſoll die erſten Chöre um das Heiligthum zu Delphi angeordnet haben (Plutarch. de Musica 3, p. 629). Artemis nannte ſich die älteſte Sibylle, und wollte bald des Apollo Mutter, bald ſeine Gattin, bald ſeine Tochter ſeyn. Man nannte ſie ſonſt Herophile. Sie ſinget von ſich, wie ſie nach Delphi gekommen ſey, um den Sinn des Zeus (*Διὸς νόον*) zu offenbaren (Pausan. X, 12. 1. Plutarch. de Pyth. p. 619. Clement. Alexandr. Strom. I. p. 384. Potter.). Das iſt nur eine andere Bezeichnung des Namens Sibylle (*Σίβυλλα — Διὸς βυλή*, des Zeus Rathſchluß). — Früherhin wanderte man nach Dodona, um aus der Eiche Juppiters Rathſchluß zu vernehmen (*Διὸς βουλὴν ἐπακοῦσαι*, Odyss. XIV, 328). Dort vernahm man auch, wie vor Alters die Pelasger, in halbſtummen Gebeten, eine unbeſtimmt geahnete Gottheit verehrt hatten (Herodot. II, 52).

Welch ein Abſtand ſolcher hülfloſen Lage und den Zeiten,

wo man von einem Eumolpos (*Εὔμολπος*, Wohlsänger) höret, den Orpheus oder Musäos in der Kunst der Musen und in den Weihen unterrichtet hatte (Ovid Metamorph. XI. 92. Suidas I. p. 897), oder wo Thamyris Sänger und König zugleich, im Vertrauen auf seinen vorzugsweise wohllautenden und rhythmischen Gesang, sich sogar mit den Musen selber in einen Wettstreit einlassen konnte, wie die Dichter von ihm sagen (Pausan. X, 7. 2. Plutarch. de Musica 3, p. 629). Vorher mußte Phemonoe *Φημονόη*, die des Sinns der Götterspräche Kundige), Vorsteherin des delphischen Orakels, das hexametrische Maß und die heroische Versart erfunden haben (Pausan. X, 5. 4). Aus der gebundenen Rede des Götterspruchs entwickelte sich das feyerliche heroische Maß, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß Thamyris Sohn des Philammon genannt wird (Apollodor. I, 3. 3); wie nicht minder, daß mit ihm Demodokos, der Ilions Untergang und Aphrodites und Ares Umarmung besungen (Odyss. VIII. 62 sqq. Plutarch. de Musica, p. 629; vgl. Iliad. II. 594), ja Homerus selbst dasselbe Schicksal mit ihm theilen, d. h. daß sie der Musen Gaben besitzen, aber des Augenlichts beraubt worden; wie hinwieder Phemios (*Φήμιος*, der Sänger göttlicher Ausspräche) auch von menschlichen Dingen, von der Rückkehr der Helden mit Agamemnon, zu singen verstanden (Plutarch. a. a. O.).

Jene so eben bezeichnete Kluft zwischen den ärmlichsten Anfängen griechischer Sittigung bis zur Vollendung des epischen Heldengesangs füllet nun eine Reihe von Stufen aus, welche nach des Mythus Art in einer Folge von Namen personificirt sind; und Aristoteles hatte vollkommen Recht, zu sagen: »Es hat niemals einen Orpheus gegeben.« Es ist vergebliche Mühe, an diesem großen Worte zu deuteln; eben so vergeblich, zu fragen, wer und woher der erste, zweyte und dritte Orpheus gewesen, und was es mit den Persönlichkeiten der verschiedenen Männer, Olympos und Linos genannt, für eine Bewandtniß haben möge. Naturvölker merken auf die natürlichen Dinge, und halten sie heilig. Sie schauen zum Himmel auf, sie blicken nieder zu des Meeres Tiefen. Sie lernen allmälich der Sterne Lauf beobachten, und nach Sonnenständen, früher nach Mondsperioden, die Zeiten ordnen. Ihr Ohr vernimmt des Windes Brausen oder das Säuseln der Lüfte in den Wipfeln der Bäume, sie vernehmen Götterstimmen darin; sie beseelen Wasserquellen, und glauben in dem Rauschen der Wellen Frauenstimmen zu hören. Sie merken auf der Pflanzen und Thiere Leben und Art, und im Wechsel des vegetabilischen und animalischen Lebens haben sie einen lebendigen Kalender vor Augen. Es kommen Seher, die des Himmels Lauf, der Sterne

Auf- und Untergang ausdeuten, dem Hirten, wie dem Schiffer und Ackermann die Vorzeichen verkündigen, und sie der Pflanzen und Steine Naturen und Kräfte kennen lehren. Lied und Sage nennt sie Söhne des Himmels (Olympos, Sohn der Urania, Amphion u. dgl.). Nach Himmelsgegenden markt man das Areal der Burgen ab, nach Sonnenhäusern sondern sich die Stämme. Die an Quellen und Wasserflüssen der Wellen Stimme vernehmen und nachahmen, und sinnigen Gesang anstimmen, sind der Flüsse und der Quellen (der Nymphen oder der Musen, der Sinnenden, *Μῶσαι*) Söhne. — Aber Wolken und Wolkengüsse wie die schwellenden Wogen sind Rosse, daher Roßmänner wie Marsyas und wie Chiron Musiker und Sänger. Hyagnis (der Regenwolkenbruch) ist solcher Flötenspieler einer, zwischen Olympos und Marsyas in der Mitte stehend. Nach Regenzeit und Winter, und nach trockener Zeit und Sommer werden Jahresfeste geordnet, und mit Musik, Gesang, Tanz und Opfer gefeyert. Des Jahres Herrlichkeit wird von den Wellen fortgerissen; Pflanzen welken, Thiere und Menschen fallen dem Zeitenstrome anheim. Die schönen Naturgötter sterben, und werden von den Wellen fortgetragen, und ihr Blut färbet der Flüsse Gewässer (wie Osiris, wie Adonis), oder sie welken hin unter der Sonne Gluth, und geben der welkenden Blume Namen (wie Hyakinthos). Ueber ihr Schicksal erhebt sich der Lyra oder der Flöte Trauerton und das Lied der Klage. Musiker und Sänger sind selbst demselben Lose verfallen. Marsyas fließet als Landesstrom dahin, und des Orpheus Haupt und Leyer trägt des Hebros Welle zum Meere fort. Auch Linos muß im Tode erstarren, und heißt deßwegen auch der Erstarrte (Narkissos), und er, der Thränen Erfinder, wird selber zum Trauer- und Klagelied. Allenthalben weiß die Landessage von einem erschlagenen Meister zu melden. Das Lob der Trefflichkeit verbindet sich mit dem Leid über das Loos der Sterblichkeit. Der älteste Priestergesang enthält schon die Anklänge der nachherigen Elegie. Aber alle Zustände der allmäligen Sittigung und alle Stufen der Künste sind nur in Liedern und Bildern aufbewahrt, die Musengabe wie das Erblinden des Thamyris, die Lieblichkeit wie die Blindheit des Demodokos, vom Homerus selbst nicht zu reden. Anruf, Gebet, Spruch, Götterspruch, Lehre und Satzung ist die älteste priesterliche Dichtung, und Hymnos (*ὕμνος*, von *ὕειν*, *ὕδειν*, Erguß) ist sein frühester allgemeiner Name, oder wie ein Dichter, derselbe, der Hellas als der Mythen Mutter (*μυθοτόκος Ἑλλάς*) treffend bezeichnet, in der Stelle, wo er des Hyagnis, Linus und Orpheus gedenkt, dem letzteren gottverkündende Strömungen des Gesanges (*θεηγόρα χεύματα*

μολπῆς Nonnus in den Dionysiacc. XLI. 375) eben so treffend beylegt. Von solchen Anrufungen, Ergüssen und Ausbrüchen des religiös bewegten Gemüthes bis zur geordneten rhythmischen Erzählung war ein weiter Weg, und es mußten Jahrhunderte verfließen, bis ein Sänger, wie Demodokos, volksthümlich einen, wenn auch seinem Hintergrunde nach theologisch-allegorischen Mythus erzählen konnte, wie es dieser Dichter in seinem Gesange von Ares und Aphrodite (Odyss. VIII. 266 sqq.) gethan.

Versuchen wir nun noch, da mit Personen in dieser Erörterung mehr auszurichten ist, weil die Persönlichkeiten im heiligen Dunkel des Mythus und der Bildersprache verschwinden, versuchen wir es aus den Sachen, d. h. aus Vorstellungen und Bildern, Kriterien für das relative Alter des vorhomerischen Gesanges auszumitteln. Der vom Verfasser (p 33) zunächst angeführte Pamphos (*Πάμφως*) gibt mir zu dieser Absicht ein Beyspiel an die Hand. Ich muß aber zu dem Ende zugleich die Worte des Berichterstatters, der uns zwey Verse unter dieses Sängers Namen aufbehalten, mittheilen: »Den Orpheus, sagt Philostratus (in den Heroicc. p. 98. ed. Boissonad.), hat er (Homerus) in vielen die Theologie betreffenden Stücken übertroffen, den Musäos aber in den Gesängen der Götterspräche. Ja wenn auch Pamphos sich zwar einsichtsvoll den Zeus als das gedacht hat, was die Lebendigen erzeuget, und durch welches alle Erdgewächse hervorkommen, so hat er dieß jedoch etwas albern ausgedrückt, und auf eine sehr gemeine Weise von Zeus gesungen (denn Folgendes sind Verse des Pamphos):

»Zeus, hehrester, größter der Götter, eingewickelt in
Mist von Schafen, Rossen und Mäulern.«

Wie unsicher auf diesem Gebiete die Sage mit der Angabe der Namen ist, erhellet schon daraus, daß, was von unserm Verfasser unbemerkt geblieben, dieselben Verse von Andern dem Orpheus beygelegt werden (s. Orphica XXX. p. 489. ed. Hermann.), denn Orphisch nannte man alles, was alttheologisch war; und alt und ungeschlacht ist diese Vorstellung gewiß. Ganz richtig erinnert Hr. Sch., wie ich auch in der Symbolik gethan, an das ägyptische (oder vielmehr äthiopisch-ägyptische) Symbol des Scarabeus, als Bezeichnung der aus sich selbst alles Lebendige hervorbringenden Gottheit. Aber wir beyde hätten auf eine Einrede heutiger Hyperkritik gefaßt seyn sollen. Da verräth sich ja, wird man einwenden, ein alexandrinischer Poet, der ein ihm täglich an Tempelhallen und Mumiendecken begegnendes Gebilde in zwey Verse gesetzt, da er unter dem Namen eines

altattischen Priesterſängers unter die Leute gebracht. Darauf dient nun zur Antwort: Ob die Verſe urſprünglich ſo gelautet, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Daß aber Bild und Sache uralt ſind, dafür leiſtet uns der homeriſche Hymnus auf die Ceres Bürgſchaft, der auf ein anderes Bild Gewicht legt, welches in einem dem Pamphos beygelegten Geſang auf den Raub der Proſerpina ſehr bedeutſam hervorgehoben war (ſ. Pausan. Boeot. cap 31, und Ruhnken. ad Homeri Hymn. in Cerer. vs. 8). Und ſind denn, entgegnen wir weiter, unter den griechiſchen und etruriſchen Gemmen die Käferſteine (Scarabeen) nicht gerade die älteſten? Zeigen nicht dieſe durchlöcherten Scarabeen ganz deutlich an, daß Etrusker und Griechen ſie als Amulete am Halſe getragen? Der Kafer, dieſes Sinnbild der Leben gebenden Gottheit, ſollte ihnen als Schutzmittel ihres Lebens dienen. Gerade der magiſche Charakter dieſer Vorſtellungen ſpricht für ihr hohes Alter. Denn ſolches Gepräge hatten die älteſten Religionen, auch die der Griechen.

Hier iſt alſo Zeus als Käfer das ohne weibliches Zuthun ſich ſelbſt und auch alles Lebendige erzeugende Leben. — Die Vorſtellung bildet ſich organiſch fort, und der Juppiter Eines Geſchlechts muß beyde Geſchlechter in ſich aufnehmen. So ſtellt ihn ein orphiſches Gedicht dar (beym Proclus in Platon.*) Tim. II. p. 95; vgl. Orphica, p. 457 Hermann.).

»Zeus wurde der erſte, Zeus der letzte Herrſcher des Blitzes,
Zeus das Haupt, Zeus die Mitte, aus Zeus iſt Alles bereitet;
Zeus ward Mann und Zeus ward unſterbliche Jungfrau.
Zeus, der Erde Wurzel und des geſtirnten Himmels,
Zeus, das Wehen der Winde, Zeus die Kraft des unverlöſchlichen Feuers,
Zeus des Meeres Wurzel, und Zeus der Mond und die Sonne,
Zeus der König, Zeus der ſelber Alles geboren« u. ſ. w.

Hier iſt die Ahnung der göttlichen Einheit in dem Bilde eines körperlichen Ganzen, eines Rieſenkörpers, ausgeprägt, und, von der Faſſung und Sprache der Verſe abgeſehen, iſt das Alterthümliche der Vorſtellung in dem androgyniſchen Weſen dieſes Juppiters nicht zu verkennen, indem es keines Beweiſes bedarf, daß in allen heidniſchen Religionen der Vorwelt die älteſten Gottheiten mannweiblich vorgeſtellt wurden.

*) Auch beym Stobaeus Eclogg. I. Nro. 23, p. 40 sq. ed. Heeren, und ſchon theilweiſe angeführt vom Verfaſſer des Buches de Mundo, cap. VII, p. 316 sqq. ed. Rapp. (unter Ariſtoteles Schriften Tom. I. p. 475). Da der Verf dieſes Buches von der Welt ſpäteſtens doch noch vor Chriſti Geburt gelebt hat, ſo iſt das relative Alter auch dieſer Verſe, als ſolcher, beurkundet.

Die Trennung der Geschlechter, so daß dem Zeus ein weibliches Wesen untergeordnet ist, zeigt nun den ersten Uebergang zur Anthropomorphose, oder vielmehr eine Ankündigung einer erst später sich entwickelnden Vermenschlichung dieser Gottheit. Sie lag noch ganz verschlossen in jenem Käfer-Zeus des Pamphos, in welchem mystisch die in der Erde waltende und aus der Erde Lebendiges hervorbringende Lebenskraft, wie Philostratus sie richtig genommen (a. a. O. ὅτι Ζεὺς εἴη τὸ ζωογονοῦν καὶ δι' οὗ ἀνίσταται τὰ ἐκ τῆς γῆς πάντα), angedeutet war. Die Erde neben dem Zeus nun schon, wiewohl noch unbestimmt genug, tritt hervor in zwey Versen, die man den Peleiaden beylegte. Das waren jene Wahrsagerinnen des Juppiter zu Dodona, wo man sich unter der heiligen Eiche Belehrungen über Juppiters Rathschlüsse Διὸς βουλή, Odyss. XIV, 327 sq.) einholte. Sie wurden jedoch von den Menschen nicht Sibyllen, sondern Peleiaden (Πελειάδες) genannt, und ihre räthselhaften Aussprüche bedurften der Dolmetscher (ὑποφῆται), die sie dem Volke in verständlicherer Rede ausdeuteten (Iliad. XVI. 233 sq., mit Herodot I. 56 sq. und Pausan. X. 12, 5). Diese waren unter den Frauen die ersten gewesen, die sich über den pelasgischen Gott in folgenden Versen vernehmen ließen:

»Zeus war, Zeus ist, Zeus wird seyn, o großer Zeus! —
Die Erd' bringt Früchte hervor, drum preiset die Mutter Erde.«

(Pausan. a. a. O. Daß die Lesart des Camerar: Γᾶ καρποὺς ἀνίει, über allen Zweifel erhoben ist, habe ich durch Zusammenstellung mit des Philostratus Erklärung der Worte des Pamphos, wie ich hoffe, noch mehr bestätigt.)

Wollte man nun in jenem Werke die Momente, »war, ist, seyn wird,« metaphysisch nehmen, so würden sie freylich einem so naiven Liede pelasgischer Wahrsagerinnen nicht angehören können. Sieht man aber von den Worten ab, und faßt die Sache ins Auge, so ist damit nichts anderes gesagt, als was der Volksmythus in genealogischer Weise so ausdrückte: Zeus hat die drey Horen gezeuget (Apollodor. I. 3. 2. 3), d. h das Leben der Natur entwickelt sich in den cyklisch wiederkehrenden drey Jahreszeiten, nach der Eintheilung der alten Völker, und wenn Homer selbst dem Zeus in finsteren Wolken gehüllt den Aether zur Wohnung gibt, und ihn alles Lebendige unter dem Himmel hervorbringen läßt (Philostratus a. a. O.), so kann dieses entweder in einzelnen Momenten aufgefaßt werden, wie z. B. Virgilius (Georg. I. 324 sqq.) thut, wenn er des Himmels Feuerkraft mit befruchtendem Regen (foecundis imbribus aether) im Frühjahr mit dem Riesenleibe der Erde sich vermischen

läßt (magnus alit magno commixtus corpore foetus), oder allgemeiner nach alttheologiſcher Weiſe, nach welcher in den Kosmogonien viel von Miſchungen der Elemente die Rede war. Daher auch die Alten einige Beſchreibungen des Homer, z B. die, wo Apollon (die Sonne) mit Poſeidon (dem Meere), oder wo Hephäſtos (Feuerskraft) mit dem Skamandros (Waſſer) rangen, und ſich gegenſeitig zu zerſtören trachteten, in orphiſcher, d. h. in alttheologiſcher Weiſe gedacht und dargeſtellt finden wollten (Philostratus a. a. O. p 100). Denn von Kräften und Miſchungen zu ſingen war orphiſch, von Perſonen und Handlungen homeriſch.

Jene orphiſchen oder alttheologiſchen und bildlichen Sätze empfing nun die beginnende Philoſophie, und ſuchte nach und nach ſie in Begriffen auszuprägen, doch je näher ihrer theologiſchen Quelle, deſto bildlicher und mythiſcher noch ſelbſt. Um bey dem gewählten Beyſpiele zu bleiben, ſo hatte einer der früheſten Philoſophen, einer von denen, die Ariſtoteles (Metaphys. XIV. 4. p. 301. ed. Brandis.) in einem andern Sinn, als das Wort ſo eben gebraucht worden, zu den gemiſchten (μεμιγμένοι), d. h. zu denjenigen zählt, die nicht mehr Alles auf mythiſche Weiſe auszuſprechen pflegten, Pherecydes von Syros hatte den alten Naturgott Zeus (Jupiter) an die Spitze ſeines Syſtemes geſtellt, und ſein Buch über die Theologie mit folgendem Satze (Diog. Laërt. I. 119; vgl. Pherecydea. p 40. ed Sturz.) begonnen: »Zeus und Chronos war für immerdar, und Chthon; Chthonia bekam aber den Namen Erde (Γῆ), nachdem ihr Zeus die Würde verliehen.« Das heißt: Von jeher (von und in Ewigkeit) ſind die beyden Grundweſen: das Alles erzeugende Urgute (τὸ γεννῆσαι πρῶτον ἄριστον, wie Ariſtoteles a. a. O den Zeus des Pherecydes bezeichnet), daneben χθών, der unbeſtimmte dunkle Grund und Boden (Abgrund mit dem Begriffe der Materie). Jenes Weſen iſt männlich, dieſes weiblich; daher im zweyten Satze die weibliche Bezeichnung χθονίη von dieſen letztern gebraucht wird. In der Zeit hat nun Zeus der Chthonia die Würde gegeben, d. h. die Würde ſeiner Gattin, und ſo iſt ſie die fruchtbare Erde (Γῆ) geworden. Es bedarf nun keines weiteren Beweiſes, daß wir hier dieſelben Momente haben, die in den obigen Verſen der Prieſterin des Zeus enthalten ſind, nur bey Pherecydes mit Beyfügung der urſächlichen Verbindung, da es dorten einfach hieß: Zeus war, iſt und wird ſeyn, und preiſet die Alles hervorbringende Erde. D. h. Zeus, Zeit und das unbeſtimmte chthoniſche Weſen, das durch des Zeus Umarmung befruchtet, Mutter Erde wird, und im Jahreskreis Alles hervorbringt — das ſind die Principien der Dinge.

Auf dieſe Weiſe nahm auf dem Scheidepunkte helleniſcher Geiſtescultur die Philoſophie ihre Lehrſätze aus dem theologiſchen Geſang, und entfernte ſich immer weiter von der mythiſchen Sprache desſelben, um ſich allmälich angemeſſenere Formen zum Ausdrucke ihrer Ideen auszubilden. Die Poeſie, nachdem ſie ſich vom hieratiſchen Berufe losgeſagt, und immer mehr und mehr in rhythmiſcher Erzählung der Heldenſage und menſchlicher Dinge volksthümlich geworden war (welche Mittelſtufen, wie geſagt, durch die Collectivnamen: Thamyris, Phemios und Demodokos u. ſ. w. bezeichnet ſeyn möchten), war dahin gelangt, den Volksglauben gänzlich zu vermenſchlichen, und, nach der Hellenen Art, die Alles, was ſie, auch ſelbſt von Fremden, empfangen, zum Schöneren auszubilden pflegen (Platon. Epinom. p. 987. d. p. 366. Bekker.), Göttergeſtalten zu ſchaffen, die hell und klar vor Jedermanns Auge traten. An die Stelle der unbeſtimmten dunklen Ahnung und Anbetung von einer Art von Weſen, die man nur Götter (θεούς) zu benennen gewußt, worauf dann einige wenige Eigennamen für dieſe höheren Naturen gefolgt, die der Prieſtergeſang in wunderlichen Geſtalten und Wandlungen vorgeſtellt, und durch myſtiſche Attribute zu preiſen ſich erſchöpft — war nun eine ganz andere Götterlehre gekommen, und olympiſche Herrlichkeiten waren ans Licht getreten. Dieſes hatten endlich Heſiodus und Homerus zu Stande gebracht. Dieſe ſind es, ſagt Herodotus (II. 53), die den Hellenen die Theogonie gemacht (d. h. die ihnen ganze Götterfamilien gedichtet), und den Göttern die Namen (nämlich die vielen Benennungen einzelner, beſtimmt aufgefaßter Gottheiten) gegeben, und die Ehren (wie Zeus und Here König und Königin der Götter und Menſchen) und Künſte (wie z. B. Hephäſtos, der Metallarbeiter, Hermes, der Lyrik und der Rede Erfinder u. ſ. w.) derſelben geſondert haben. — Und ſo wären wir denn beym Homer angelangt. Ueber den ich aber dießmal, eben weil ich über die vorhomeriſche Zeit weitläufig geweſen, nichts weiter bemerken will.

Nach einem, wie geſagt, der deutſchen Ueberſetzung beygefügten Anhang von Herrn Schnitzler über die Coloniſation des alten Griechenlands durch Cekrops, Danaus und Kadmus kommt Herr Schöll, im zweyten Buche, die Anfänge der griechiſchen Literatur bis auf Solon enthaltend, zunächſt im dritten Capitel zu den Erörterungen des Zuſtands von Griechenland, des Urſprunges des aſiatiſchen und des ſogenannten Großgriechenlands, der Dialekte, des Urſprunges des griechiſchen Alphabets und der älteſten Inſchriften. Daß der Verfaſſer die Lehre von den Inſchriften, ſo viel davon in eine allgemeine

Geschichte der Literatur gehört, bey jeder Periode in fruchtbarer Kürze mit abgehandelt hat, muß zu den eigenthümlichen Vorzügen dieses Werkes gerechnet werden. Ueber die ältesten Schriftzüge und Inschriften geben die seit dem erschienenen Werke von Böckh, besonders dessen Corpus Inscriptionum. Berolin. 1828, die Inscriptiones Graecae vetustissimae von H J. *Rose*. Cambridge 1825, und die nun erst recht angeregten Untersuchungen der Aufschriften auf den ältesten Thongefäßen, worüber man besonders den gediegenen Rapporto Volcente des Herrn Gerhard (in den Annali di corrispond. Archeolog. Rom. 1831. Vol III.) nachlesen muß; — so wie über Dialekte und Aussprache, die Forschungen von Herrn Seyffarth (de Sonis literarum Graecarum) eine dauerhafte Grundlage zu einer nun wohl bald zu hoffenden genau wissenschaftlichen Erkenntniß.

Das vierte Capitel: De l'origine de la poésie jonienne et épique. Homère et Hésiode, gibt nun besonders den französischen Lesern in der That auf eine sehr zweckmäßige Weise alles Wesentliche, was sie über die auf diesem Gebiete zunächst in Deutschland entstandenen, und dann auch nach England und Frankreich fortgepflanzten großen kritischen Erschütterungen zu wissen begehren mögen, so wie der Stand der Sachen bis zu dem Jahre 1828 gewesen ist. Freylich wäre von da an bis auf den heutigen Tag wieder Vieles nachzutragen, wenn man einerseits sich erinnert, daß der Gegensatz der alten Meinung von Einem Verfasser, der unter Homers Namen gehenden großen Gedichte und der neuen, die mehrere Verfasser annimmt, sich auch in Frankreich Bahn gemacht, wie die Schtiften von Fortia d'Urban einerseits und von Dugas Montbel (beyde in Paris 1831 erschienen) andrerseits beurkunden, und wenn man, um von der tollen Hypothese nichts zu sagen, wodurch Homer gar in den Ulysses travestirt worden, ferner den neuesten kritischen Erörterungen, z. B der Herren Nitsch und Gottfr. Hermann (s. dessen Dissertatio de interpolationibus Homeri. Lips. 1832) nachzugehen nicht die Mühe scheut.

Ueber die cyklischen Dichter wäre nun noch Mehreres anzufügen und zu prüfen gewesen, als in den Zusätzen zur deutschen Uebersetzung I. S. 125 und III. S. 597 f.) geschehen ist. Aus den neuesten Jahrgängen der Darmstädter allgemeinen Schulzeitung wird man über diese Masse des griechischen Epos eine ziemlich vollständige Uebersicht der jüngsten Untersuchungen gewinnen können. Von der aus den Cyklikern entlehnten iliischen Tafel (Tabula Iliaca) haben in den letzten Jahren die Herren Schorn in der Fortsetzung des Tischbeinischen Homers in Bildern, und Fr. Inghirami in der Galeria Omerica Ge-

brauch gemacht, und dabey manche Scenen nach den Dichtern erläutert.

Beym Hesiodus ist Herr Schöll (I. S. 172 der französ. u. I. S. 130 der deutsch. Ausg.) der gewöhnlichen Angabe gefolgt, wonach dieser Sänger zu Kumä in Aeolien geboren sey. Der neueste Bearbeiter der hesiodischen Gedichte, Herr Göttling (s. Hesiodi Carmina. Recensuit et Commentario instruxit C. Goettlingius. Gothae et Erford. 1831), bemerkt diesen Irrthum unseres Verfassers in seiner gehaltreichen Vorrede, worin eine treffliche Untersuchung über diese Sängerschule und über ihre Erzeugnisse gegeben ist, und zeigt, daß man schon aus den Versen 648 sqq. der Ἔργα den wahren Geburtsort Hesiods, nämlich Askra in Böotien, hätte entnehmen können. Seitdem verdanke ich dem gelehrten Herrn Closius in Dorpat folgende Notiz: Vor einer Moskauer Handschrift des Hesiodus stehen diese Worte: *Γένος Ἡσιόδου· Ἡσίοδος τὸ μὲν γένος ἦν Ἀσκραῖος — ὁ ἐγκέφαλος λέγει εἴ τι λέγει.* Man sieht aus den letzten Worten, daß der Schreiber dieser Anmerkung sich zweifelnd ausdrückt, und also vermuthlich die Sage von Kumä als Geburtsort des Dichters kannte. Aber einen Encephalus kenne ich nicht. Ist der Name corrumpirt, und wäre etwa der Historiker Cephalon von Gergithes, der Verfasser eines Werkes *Τρωϊκά*, oder aber Cephalaeon gemeint, welcher unter Hadrian den Abriß einer allgemeinen Geschichte verfaßt hatte (man vergl. nur Schoell II. p. 184 sq. u. IV. p. 173 der franz Ausgabe)? Das will ich lieber fragen als beantworten.

Zu den Fragmenten des Hesiodus, um welche sich Herr Göttling sehr verdient gemacht hat, muß noch bey Nr. 26 folgendes aus Herodian über den Solöcismus bey Valckenaer und Boissonade angefügt, bey Herrn K. O. Müller aber, dem Apollodor I. 9, 6 zufolge, so geschrieben werden: *Μάγνης δ' αὖ Δίκτυν τε καὶ ἀντίθεον Πολυδεκτέα.*

Das fünfte Capitel, überschrieben: De l'origine de la poésie lyrique et élégiaque. — Du Scolie. — De la poésie érotique, beginnt mit allgemeinen Sätzen, wovon einige den richtigen Standpunkt zu verrücken geeignet sind. Wer wird z. B. folgenden Ausspruch (p. 183) zu unterschreiben sich entschließen können: »L'épopée avoit été la poésie des rois; la poésie lyrique sortit du tumulte des républiques.« wer sich erinnert, daß Simonides, Anakreon und andere ältere Lyriker an den Höfen der Könige und Tyrannen, und für sie so oft sangen, und wer da weiß, wie sehr es Pindar in seinen Siegesgesängen allenthalben auf das Lob der Geschlechter anlegt. In der deutschen Uebersetzung hat man (S. 136 f.) den letzten Satz des Verf.'s so

zu mildern gesucht: »Als diese (die Monarchie) von demokratischen Staatsformen verdrängt wurde, entwickelte sich aus den innern Unruhen die lyrische Dichtkunst.« Damit ist aber auch nicht viel gewonnen, da die demokratischen Staatsformen erst später und nicht einmal bey allen Stämmen aufkamen, als schon mehrere lyrische Gattungen ausgebildet waren. Auch sieht man beym Uebergange zur Elegie, wo der Verf. sagt: »En partant de la supposition que l'élégie étoit *dans le principe un chant de guerre*, et que Callinus d'Ephèse en a été l'inventeur (et nous verrons que cette double hypothèse *approche de la certitude* historique),« daß er sich von den nur allzu äußerlichen Ansichten von Franke hat bestimmen lassen. Bey der Frage nach dem Ursprunge der Elegie muß Inhalt und Form vor allen Dingen unterschieden werden. Wenn es wahr ist, was oben angedeutet worden, daß bey verschiedenen Völkern und auch bey den Griechen in grauer Vorzeit an den Naturfesten Klagelieder gesungen wurden, deren Gegenstand der gestorbene Naturgott war, so muß man in Betreff des Inhalts die Elegie zu einer der ältesten Arten der Poesie vor dem Epos rechnen; und vielleicht dachte Proclus in der Chrestomathie (cap. 6. p. 379 Gaisf.) daran, wenn er sagt: »Das Klaglied (θρῆνος) nannten die Alten Elegos (ἔλεγον), und sie lobeten damit die Verstorbenen.« — und da solche Trauerfeste zu Ehren der Naturgötter auch ihre Freudentage hatten (wie z. B. die dorischen Hyakinthien (s. Athen. IV. 7, p 45 Schwgh.), ja selbst Scenen dabey vorkamen, wobey die Empfindung sich zur ausgelassensten Freude, zu Scherz und selbst zur Frechheit umwendete (man denke nur an die mythischen Personificationen der Jambe (Ἰάμβη) oder der Baubo; vgl. Procli. Chrestom. 7, p. 380) — so sieht man, wie sich der Jambus (ἴαμβος) aus denselben Wurzeln entwickelte. — Ein anderes ist die Frage nach der Form, d. h. nach der Entstehung des elegisch-pentametrischen Versmaßes. — Ich breche um so mehr hier ab, da die Frankischen Ansichten durch Herrn Nikol. Bach sowohl in der Abhandlung: Ueber den Ursprung und die Bedeutung der elegischen Poesie bey den Griechen in der Darmst. allg. Schulzeitung 1829, Nr. 133—136, als auch in der Ausgabe: Callini Ephesii, Tyrtaei Aphidnaei, Asii Samii carminum quae supersunt. — Lips. 1831 (welche Ausgabe auch in den Zusätzen zu dem Werke des Hrn. Schöll III. S. 598 deutscher Ausg. angeführt ist), geprüft und größtentheils widerlegt worden sind. In dieser Untersuchung ordnet Herr Bach die Gedichte des Tyrtäus, vermuthlich aus Aphidnä in Attika, folgendermaßen: Erstens solche, die zur Εὐνομία gehören, vermuthlich politischen Inhalts; sodann die Ὑποθῆκαι δι'

ἐλεγείας, Kriegslieder, in welchen Tyrtäus zum Muthe und zur Thätigkeit aufmunterte, endlich die Ἐμβατήρια in anapästischer Versart und in dorischem Dialekt, Lieder, die von den Soldaten vor der Schlacht und bey den Mahlzeiten gesungen wurden. — Da aber das innerste Wesen der lyrischen Poesie musikalisch ist, und was im Epos noch ungesondert war, sich in ihr nach verschiedenen Stammcharakteren ausprägt, und denselben gemäß sich allmälich ausgebildet hat, so ist bey der Charakteristik der lyrischen Arten zuvörderst von bewährten Zeugnissen auszugehen, worin diese Stammverschiedenheiten der lyrischen Poesie angegeben werden, wie z. B. von der Hauptstelle des Heraklides Ponticus beym Athenäus (XIV. p. 624, p 261 sqq ed. Schwgh.), wo dieser Geschichtschreiber die drey Stämme der Hellenen, Dorier, Aeolier und Jonier, und ihre musikalischen Harmonien mit deren Unterarten gezeichnet, und aus lyrischen Dichtern Belege beygefügt hat. — Für die Artikel Sappho und Alcäus werden in einer zu hoffenden neuen Ausgabe des Schöllischen Werkes die neuen Erörterungen des Herrn Welcker in Jahn's Jahrbüchern 1830, Nr. XII. 1), ingleichen die des Herrn Steinbüchel in der Beschreibung eines Vasengemäldes mit den Namen von Sappho und Alcäus (jetzt auch von Herrn Millingen in seine Sammlung aufgenommen), so wie die des Herrn Bröndsted, aus Veranlassung einer Krystallpaste (in seinen Reisen und Untersuchungen in Griechenland, II. S. 281 ff.) zu berücksichtigen seyn.

Im sechsten Capitel dieses zweyten Buches hätten deutsche Leser über die ältesten Gesetzgeber der Griechen etwas Genaueres erwartet. Am Schlusse heißt es (p. 212): »Le philosophe Phérécyde de *Scyros* et l'historien Cadmus de Milet — firent les premières tentatives de parler le langage du raisonnement, d'écrire en un mot en prose (πεζὸς λόγος).« Dasselbe wird auch im zweyten Bande (p. 293) und beydemal auch in der deutschen Ausgabe (I. S. 155 und 428) wiederholt. Beydesmal muß es aber Syros heißen, denn von der Insel Syros war dieser Philosoph, und wird daher auch ὁ Σύριος genannt (man s. Pherecydis Fragmenta ed. Sturz, p. 6 u. p. 36 ed. alter.). Was aber die Angabe betrifft, daß dieser Philosoph sich zuerst der Prosa bedient habe (man vgl. die Sagen bey Sturz, p. 12 sq.), so würde demnach die Entstehung der prosaischen Schreibart unter den Griechen gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. (gegen a. 544, um welche Zeit Pherecydes blühete, vgl. Clinton. Fasti Hellenici ed. Krüger. p. 462) zu setzen seyn. Da aber Wyttenbach (ad Plutarchi Sept. Sapient. Conviv. p. 910. ed. Oxon.) mit folgender Behauptung hervorgetreten: »Neque enim repugnat illius aetatis (nämlich des Zeitalters

von Kypselos — also 660 vor Chr.) rationi, librum scribi soluta oratione, *cujus vulgo temere primum scriptorem faciunt Pherecydem* supparem aetati Septem Sapientum; quasi vero *prosae usus* in *scribendis libris* nullus fuisset. Sed de hoc alias,« und da dieser Gelehrte sein im letzten Satze gegebenes Versprechen, meines Wissens, nirgends gelöst hat, so verdiente dieser Gegenstand um so mehr eine eigene gründliche Untersuchung, je inniger er mit den Untersuchungen über die homerischen und hesiodischen Gesänge, mit der Bestimmung des Alters der Inschriften, der Aufschriften auf altgriechischen Münzen und Gefäßen verflochten ist, ja je tiefer er in die Erforschung der ganzen Cultur- und Literaturgeschichte der Griechen eingreift.

Das dritte Buch enthält die Geschichte der griechischen Literatur von Solon bis auf Alexanders des Gr. Regierung, von 594—336 vor Chr., und in der Ueberschrift ist dieser Zeitraum mit den Worten bezeichnet: »*Epoque brillante de la Littérature Grecque*; Athènes en est le siège.« Das diese Periode eröffnende siebente Capitel enthält Betrachtung über den (damaligen) Zustand Griechenlands, über den Ursprung des attischen Dialekts, und über die Inschriften dieser Epoche. — Wenn pag 219 erst Sybaris und nachher Thurium unter den blühendsten Colonialstädten Griechenlands aufgeführt werden, so könnte dieß minder Unterrichtete zu dem Irrthume veranlassen, als seyen jene zwey Städte verschieden, da doch letztere als eine neue Pflanzung im Jahre 444 vor Chr. in der Nähe der ersteren angelegt worden war. — Zu dem achten Capitel, wo von der elegischen und gnomischen Poesie (wenn man anders diesen letzteren Namen gelten lassen will) dieser Periode gehandelt wird, müssen künftig die Ergebnisse der Kritiken von Herrn Fr. Thiersch (De gnomicis carminibus Graecorum in den Acta Philoll. Monacenss. Tom. III. p. 569—648) und des Herrn Welcker, zu den Theognidis Reliquiae Francf. a. M. 1826, benutzt werden. — Im neunten Capitel heißt es beym Stesichorus in der deutschen Ausgabe (I. S. 187) richtiger: »Seine Gedichte, eine Zerstörung Troja's — und eine Orestie,« als in der französischen (I. p. 264); et une *Orestiade*. Am richtigsten wäre Orestee (Ὀρεστεία, Athen. XII. p. 513, vgl. Fabricii Bibl. Gr. II. pag. 155. ed. Harles.) wie Odyssee. — Beym Simonides von Ceos (p. 242), so wie (p. 282) beym Bakchylides machen wir nun für künftigen Gebrauch auf die Abhandlung Bröndsteds (in dessen Reisen und Untersuchungen in Griechenland I. S. 98 ff.) aufmerksam: »Simonides in Karthäa Chorschule am Apollonstempel. — Der Dichter Bakchylides, Simonides Brudersohn.« — Zum Artikel vom Jambographen Herondas oder Herodes (I. p. 273) kann jetzt be-

merkt werden, daß in Stobaei Florileg. Tit. LXXIV. Nro. 14, Vol. III. p. 72. ed. Gaisford. eine Handschrift Ῥώδα, der Text aber Ἡρώδου μιμάμβων gibt. — Wenn der Verfasser (p. 275) sagt: »Un célèbre poéte dithyrambique *Lasus* de Hermione, ville de l'Achaïe, a, le premier, introduit le dithyrambe dans les jeux publiques« etc., so will sich dieß mit dem Zeugnisse des Herodot I. 23 nicht wohl vertragen, welcher schon dem Arion (in der 38. Olymp.) nicht bloß das ποιεῖν, sondern auch das διδάσκειν (d. h. das Lehren und Anordnen des kyklischen Chors) des Dithyrambus beylegt. Man vergleiche, was über diese verschiedenen Angaben dorten in der Bährischen Ausgabe (I. p. 55) bemerkt worden. Uebrigens wird in der deutschen Ausgabe (S. 195 nach Herodot. VII. 6) der Aufenthalt des Lasos am Hofe des Hipparch, wodurch sein Zeitalter bestimmt wird (Olymp. 58, v. Chr. 508), erwähnt. Dorten in Athen ward er Veranlassung zur Vertreibung des Onomakritus, weil er dessen Interpolationen in die Götterspräche oder Nationalorakel entdeckt und verrathen hatte (man s Herodot. a. a. O.). — Die Art, wie (p. 275) von Pindar gehandelt wird, möchte deutschen Gelehrten und Kunstrichtern wohl am wenigsten genügen. Davon nun ganz abzusehen, so hätte doch auf der folgenden Seite, wo die Benennungen der verschiedenen Pindarischen Gedichte angegeben werden, bemerkt werden sollen, daß die Siegesgesänge Epikomien oder Enkomien, von κῶμος, eigentlich genannt werden; ingleichen würde auch die Frage an ihrem Orte gewesen seyn, ob in diesen Gesängen wohl auch ein dramatischer, oder, wenn man will, mimischer Charakter zuweilen hervortrete. Hier ist die schwierige Stelle Pyth. V. 68 sqq. (96 sqq. bey Böckh) entscheidend, ob nämlich dorten die Worte — φῶτες Αἰγεῖδαι, ἐμοὶ πάτερες — als vom Dichter selbst ausgesprochen zu betrachten sind, oder ob er sie durch eine kühne Wendung dem Chor in den Mund legt. Für erstere Auslegung hatte sich Herr Böckh (Explicatt. p. 289) erklärt; dem aber Herr Tafel (Dilucc. Pindarr I. p. 793) lebhaften Widerspruch im Interesse der zweyten Erklärung entgegengesetzt. Jedoch der neueste Erklärer, Herr Dissen, hat zur gedachten Stelle (p. 274 sq.) durch Entwicklung des Gedankenganges sowohl, als durch Unterscheidung des epischen, des lyrischen und des dramatischen Vortrages, die Unzulässigkeit der Annahme, daß hier der Chor spreche, zu beweisen gesucht. Und was hier aus dem Wesen dieser drey Dichtungsarten gefolgert worden — dagegen möchte wohl schwerlich etwas Erhebliches eingewendet werden können. — Solche Ergebnisse fortschreitender deutscher Auslegung und Forschung sollten bey einer neuen Ausgabe des Schöllischen Werks den Fran-

zosen, den man jetzt schon etwas mehr zumuthen kann, zum Nutzen verwendet werden; und solche Untersuchungen würden auch selbst die Anhänger der altfranzösischen Schule gewiß nicht metaphysisch finden. — Zum Philoxenus (p. 291 sq) muß jetzt Wyttenbachs Erörterung (in der Diatribe de Philoxenis — denn mehrere dieses Namens sind oft mit einander verwechselt worden — in der *Φιλομαθία* II. p. 64 sqq) nachgelesen werden.

Das eilfte Capitel, womit der zweyte Band der französischen Ausgabe anfängt, eröffnet die Geschichte der dramatischen Poesie der Griechen. Gleich beym Anfange, wo von Entstehung der Tragödie gehandelt wird, so wie im Verfolge, finden sich besonders viele schätzbare Zusätze und auch im Texte selbst mehrere wesentliche Veränderungen in der deutschen Bearbeitung. — Weil Herodot in der Erzählung von den Darstellungen der Leiden des Adrast zu Sicyon sich des Ausdrucks tragische Chöre bedient (V. 67), so nennt dieß der Verfasser einen Anachronismus. Da man aber diesen Geschichtschreiber eine Unkunde der Art, daß er gemeint haben könne, jene Aufzüge seyen schon wirkliche Tragödien gewesen, wohl schwerlich aufbürden kann, so ist die Bezeichnung von Larcher, er habe eine Prolepsis (»une prolepse,« p. 303) gemacht, gewiß passender. Auf derselben Seite ist in der deutschen Ausgabe Damia verbessert worden. — Zu den wesentlichen Aenderungen der letztern Ausgabe in diesem Artikel gehört auch das Hinweglassen einiger langen Stellen, welche der Verfasser im französischen Original aus Herrn A. W. von Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur über Sophokles und Euripides eingerückt hatte, um das französische Publicum mit den vorzüglichsten Erzeugnissen deutscher Wissenschaft und Forschung bekannt zu machen. Beym Euripides muß ich diese Auslassung besonders gut heißen, indem ich kein Bedenken trage, öffentlich auszusprechen, wie der Verfasser dieser geistreichen Vorlesungen gegen diesen Dichter zum Theil sehr ungerecht ist, und den großen Fortschritt ungewürdigt gelassen, den die Tragödie dadurch gemacht hat, daß er sie von der nationalhellenischen Ansicht der religiösen und moralischen Verhältnisse zu einer allgemeinen Weltanschauung und zu einer rein menschlichen Würdigung aller Dinge erhoben hat. Wir wissen nicht, ob der Verfasser einer jüngst erschienenen Abhandlung (Schneiter de Euripide philosopho. Groening. 1828) sich des Euripides in diesem Punkte gegen Herrn von Schlegel angenommen; aber das wissen wir, daß schon allein Valckenaers großartige Zusammenstellung Euripideischer Lehrsätze in der Diatribe über die verlornen Stücke dieses Tragikers vor dem Mißkennen dieser großen Vorzüge desselben hätte bewahren sollen.

Da so eben der verlornen Tragödien dieses Dichters gedacht wurde, und unser Verfasser auch selbst einige derselben (p. 63) nennt, mit Erwähnung der Hermannischen Bearbeitung der jüngst aufgefundenen hundert und zwanzig Verse aus dem Phaëthon (s. die deutsche Ausgabe des Schöllischen Werks I. S. 256, wozu jetzt nur noch die Erwähnung von Goethe's Bemühung um dieses Stück nachzutragen ist) — so will ich hiebey an die Bruchstücke erinnern, die unter dem Namen Alkmäon vorkommen. Ich muß vorher aber aus einer Handschrift des Hesiod in der v. Schellersheimischen Sammlung ein Stück eines griechischen Grammatikers mittheilen *): *Τῆς τραγικῆς ποιήσεως εἴδη εἰσὶ δέκα· πρόλογος· ἄγγελος· ἐξάγγελος· πάροδος· ἐπιπάροδος. στάσιμος· ὑπερμαχητικὸς· (L. ὑπορχηματικὸς·) ἀμοιβαῖος· σκηνικός. Καὶ πρόλογος μὲν οὖν ἐστὶ εἰρμὸς τὰ γεγονότα ἢ τὰ ἐσόμενα δῆλος* (L. *δηλῶν*)· *ἄγγελος δὲ ἐστὶ, ὁ τὰ ἔξω τῆς πόλεως πεπραγμένα τοῖς ἐκτὸς τῆς οἰκίας δηλῶν· πάροδος δὲ ἐστὶ ᾠδὴ χοροῦ γενομένη ἅμα τῇ εἰσόδῳ· ὥσπερ ἐν Ὀρέστῃ· σίγα σίγα λευκὸν* (*λεπτὸν* al. Euripid. Orest. 140) *ἴχνος ἀρβύλης. Καὶ ἐν ἀλκμαίωνι τῷ διὰ Κορίνθου:*

Φίλαι, φίλαι
πρόβατε, μόλετε. τίς ὅδε, ποδαπός, ὁ ξένος
Κορινθίοις ἔμολεν ἀγχίαλος;

Ich habe diese Verse gleich nach der Hermannischen Abtheilung und Verbesserung hierher gesetzt; denn dem gelehrten Kritiker Hermann hatte mein seliger Freund Xaver Werfer dieses Euripideische Bruchstück mitgetheilt. Hierdurch wird nun Bentley's Vermuthung, Euripides habe vielleicht zwey Tragödien unter diesem Titel gedichtet (Epist. ad Mill. p. 467 Rips) zur Gewißheit erhoben. Die Scene des ersten Alkmäon war zu Psophis in Arkadien, wo er durch den König Phegeus, aber ohne gänzlichen Erfolg, vom Muttermorde gereinigt ward. Dieses Stück war *Ἀλκμαίων ὁ διὰ Ψωφῖδος* betitelt. Den Faden des zweyten Stückes gibt uns glücklicher Weise Apollodor an die Hand. Dieser erzählt in seiner mythologischen Bibliothek (III. 7. 7): dem Euripides zufolge habe Alkmäon während seines (durch den Muttermord verursachten) Wahnsinns mit des Tiresias Tochter Manto einen Sohn Amphilochos und eine Tochter Tisiphone gezeugt. Diese Kinder habe er dem Könige von Korinth Kreon zur Erziehung übergeben. Die ausgezeichnete Schönheit der

*) Da ich hier nicht ins Einzelne gehen kann, so bemerke ich nur im Allgemeinen, daß die hier folgenden Sätze mit Aristoteles de Poëtica, cap. XII. und mit Pollux (Onomast. IV. 53 u. 106 sqq.) verglichen werden müssen.

heranwachsenden Jungfrau Tisiphone habe der eifersüchtigen Gattin des Kreon die Besorgniß erregt, dieser möchte sie zu seiner Gemahlin wählen, und sie daher als Sclavin zum Verkaufe weggesendet. In diesem Momente sey Alkmäon gekommen, um seine Kinder wieder zu sich zu nehmen habe das Mädchen gekauft, und, unwissend, daß es seine Tochter sey, es als Sklavin behalten. In Korinth selbst darauf angekommen, habe er nur den Sohn Amphilochos mit sich nehmen können, der hernach auf Apollos Götterspruch das amphilochische Argos gegründet habe. — Durch das oben mitgetheilte Fragment wird nun Heyne's Meinung (Observv. ad Apollodor. pag. 260. ed alter.), die von Apollodor erzählten Begebenheiten seyen im Alkmäon in Psophis dargestellt gewesen, ganz aufgehoben. Sie waren der Gegenstand der andern Tragödie: Alkmäon in Korinth. — Auch fällt dessen Erklärung des Titels: διὰ Ψωφῖδος »Psophidam transgressus,« nun hinweg. Beyde Titel sind so zu nehmen: der durch seine merkwürdigen Schicksale, die er in Psophis und in Korinth erlitten, an diesen Orten allbekannte Alkmäon. — Da wir nun mit dem obigen noch 18 griechische Fragmente und einige aus der lateinischen Bearbeitung des Ennius (p. 281 sq.) unter dem Titel von Alkmäon des Euripides noch übrig haben, so läßt sich schon im Voraus vermuthen, daß sie den zwey oder drey Tragödien (wenn es, wie gewöhnlich, eine Trilogie war) dieses Namens angehören möchten. Jetzt käme es nun darauf an, sie zu sondern, und vorerst einmal dem Alkmäon in Psophis und dem in Korinth, jedem das Seine, zuzuordnen. Bey den Fragmenten ganz allgemeinen Inhalts, und wo bloße Sentenzen ohne näheren Bezug vorkommen, ist dieß schwierig, und hier und dort kaum zu bewerkstelligen. Auch passen einige auf verschiedene Lebensereignisse des Helden, z. B. Fragm. XI (p. 418, ed. Beck.), wo Alkmäon einen Greis um seine Tochter bittet. Letztere kann Arsinoe, des Phegeus Tochter, oder Kallirrhoe, die des Achelous, oder auch Manto, die Tochter des Tiresias, seyn. Aber die Bruchstücke Nr. IV und Nr. V, worin von der Bösartigkeit und Untreue der Sklaven die Rede ist, wird jeder, der erwägt, daß Alkmäon in Psophis von seinem Diener verrathen ward (Apollodor III. 7, 5), zu den dortigen Schicksalen zu ordnen geneigt seyn. Hingegen das oben mitgetheilte Fragment hat das bestimmte Zeugniß des Grammatikers für sich, daß es der Tragödie Alkmäon in Korinth angehört, würde aber auch ohne das dafür zu halten seyn, weil ja die Scene ganz deutlich ans Meergestade bey Korinth verlegt ist. Es ist ein πάροδος oder ein Eingangsgesang des auftretenden Chors (s. oben, vgl. Aristotel. Poet. VII mit Hermann. p. 142, und mit Pollux. IV

108, 109). Den Chor bilden korinthiſche Frauen oder Jungfrauen, welche den Fremdling Alkmäon von ferne am Meerufer ſtehend erblicken. Nehmen wir einen Chor von Jungfrauen an, ſo würde ſich das Fragment Nr. I (p. 417) gut anreihen, wo ein Geſpräch mit Jungfrauen über das, was in der Stadt vorgeht, angeknüpft iſt. Im andern Fall könnte das Fragment XII (p. 418): *Γυναῖκες ὁρμήθη τε κ. τ. λ.*, damit zuſammenhängen. Ueber das Bruchſtück Nr. VIII (p. 417 aus Stobaei Florileg. Tit. XC. Vol. III. p. 214 ed. Gaisford.) kann eben ſo wenig ein Zweifel obwalten, wie über das oben mitgetheilte. Denn hierin wird der Sohn des Kreon, des Königs von Korinth, dem Alkmäon ſeine Kinder anvertraut hatte, angeredet. — Nehmen wir nun an, daß das zuerſt gegebene Fragment mit den Eintrittsworten des Frauenchors, als er den Alkmäon am Meer erblickt, ſo ziemlich dem Anfang des Alkmäon in Korinth angehöre, jene Klagen über die Untreue der Diener aber zu den letzten Worten des Helden gehören, als er von ſeinem Diener verrathen und von den Söhnen des Phegeus erſchlagen wird (Apollodor IV. 7. 5); ſo hätten wir nahebey Anfang und Ende des Alkmäon in Korinth. Da jedoch dieſe Todesſcene wieder in oder bey Pſophis in Arkadien vorgefallen, weil er ſich auf das Andringen ſeiner zweyten, oder dritten, Gattin Kallirrhoe noch einmal dorthin begeben hatte, um Halsband und Peplos für ſie zu holen, und da wir nicht berichtet werden, ob Alkmäon die Manto vor oder nach der Verbindung mit der Arſinoe geheiratet hatte, ſo verurſacht dieſes neue Schwierigkeiten. Oder wäre etwa eine Euripideiſche Trilogie ſo geordnet geweſen: 1) Alkmäons erſte Sühnung in Pſophis, 2) Alkmäon in Korinth, 3) Altmäons zweyte Sühnung durch Acheloos und ſein Tod? — Ich will durch dieſe Fragen nur den Wunſch ausſprechen, daß ein anderer Kritiker ſo glücklich ſeyn möge, ſie genügend zu beantworten. Schwerlich wird dieß freylich ohne Begünſtigung des Zufalls, der uns neue Bruchſtücke dieſer Tragödien darböte, geſchehen können. — Zu dem, was über den Dichter Agathon (p. 72) bemerkt iſt, muß nun die Commentatio de Agathonis vita, arte et tragoediarum reliquiis scr. Fr. Ritschel. Halae 1829, verglichen werden. — Bey dem Eingange zur Abhandlung über das Satyr-Drama würden wir auf das Sprüchwort: »*Οὐδὲν πρὸς τὸν Διόνυσον*,« »dieß geht den Dionyſos nichts an,« kein ſolches Gewicht legen, da Urſprung und Sinn dieſes Spruchs ſo verſchieden angegeben worden (man ſ. nur Photii Lexicon. p. 357, ed. Porson. et Dobr. p. 307, ed. Lips.). Viel ſicherer iſt der Verf. bey Angabe des Urſprungs der Komödie (Chap. VIII, p. 85) von einem Hauptſatze des Ariſtoteles in der Poetik ausgegangen. Beyde

Capitel haben in der deutschen Umarbeitung sowohl unter dem Texte als in den Zusätzen am Ende des dritten Bandes S. 598 f. schätzbare Beyträge erhalten, die sich jedoch jetzt schon um ein Betrachtliches vermehren ließen. Beym Aristophanes kann ich jedoch drey neuere Schriften nicht unbemerkt lassen; erstens: Aristophanis Fragmenta ex recensione G. Dindorf. Lips. 1829, und darin die für die Literaturgeschichte wichtige Abhandlung p. 3 sqq.: De Aristophanis, fabularum numine et nominibus; sodann das so problematische Stück, den Plutus betreffend: Ritter de Aristophanis Pluto Dissert. Bonn 1828; und: Aristophanis Comoediae, ed. Bern. Thiersch. 1830, woselbst in den Prolegomenen der von unserm Verfasser wiederholte Satz, der Plutus gehöre der mittleren Komödie an, geradezu geläugnet, und dieses Stück vielmehr der alten Komödie beygezählt wird. In dem Verzeichnisse der Dichter der mittleren Komödie muß in beyden Ausgaben: Anaxandrides aus Kamiros, gebessert werden

Das siebzehnte Capitel ist überschrieben: »De l'Histoire. — Des Logographes et de premiers Historiens de la Grèce,« woraus man sieht, daß unser Verf. für die vorherodoteischen Geschichtschreiber der Griechen sich nach dem Vorgange des Referenten der von Strabo eingeführten einzig passenden Bezeichnung: Logographen, bedient. Hier wäre nun gleich Manches zu erinnern; denn wenn man auch darüber hinwegsehen will, daß mehrere dieser Logographen, wie Deiochos von Prokonnes, Eugeon von Samos, Eudemos von Paros, Theagenes von Rhegion, übergangen worden, so hätte doch vor allen das verschiedene Verdienst der Einzelnen, und welche von ihnen und in welchen Graden sie sich der eigentlichen Geschichtschreibung annähern, gezeigt werden sollen. Hiebey wäre denn auch die chronologische Folge der bedeutendsten unter ihnen anzugeben gewesen. Da ich mir vorgenommen, mehrere Bemerkungen, die in meinem vor 30 Jahren erschienenen Buche: Die historische Kunst der Griechen, nicht enthalten sind, als die Ergebnisse späterer Studien hier niederzulegen, so bemerke ich über diesen Punkt Folgendes: Nach der Zeitfolge müssen sie so an einander gereihet werden. Kadmos, Hekataus von Milet, Dionysius von Milet, Hellanikos von Lesbos, Herodotus von Halikarnaß und Pherekydes von Leros — woraus sich schon der Satz ergibt, daß auch, nachdem Herodot eine wahre Historie aufgestellt hatte, jene Sagenschreibung oder Logographie doch noch eine Zeit lang ihren alten Weg fortwandelte. Bey Dionysius von Milet hätte angeführt werden sollen, daß er auch *Περσικὰ* geschrieben (Meursius ad Helladii Chrestomath. p. 38.

Heyne ad Apollodor. p. 355, ed. alter.), und daß man die Geschichten der Begebenheiten nach Darius (τὰ μετὰ Δαρεῖον) von ihm anführt, wodurch er zum ersten συγγραφεὺς (d. h. zum ersten historien de son tems, Geschichtschreiber seiner Zeit) wird; — beym Hekatäus mußte bemerkt werden, daß in des Referenten, ohnehin aus damaligem Mangel an Hülfsmitteln nicht ganz vollständigen Sammlung der Fragmente seiner Werke, die sämmtlichen geographischen ausgeschlossen sind, welche dagegen in die neue Sammlung, betitelt: Hecataei Milesii Fragmenta, Scylacis Caryandensis Periplus. Edidit R H. Klausen, Berolini 1831, aufgenommen worden. Beym Charon von Lampsakos heißt es, er habe auch verfaßt: »une description des cantons appartenant à la république de Lampsaque, Ὅροι Λαμψακηνῶν.« Hiebey hätte aber Schweighäusers Kritik über Athenäus (vol. II. p. 645 — 648 und IX. p. 2-8) benutzt werden sollen, wonach es Ὧροι heißen müßte. Die Jonier nannten ὧρος das Jahr, und es gab eine Classe jonischer Annalisten, die man ὡρογράφοι, Schreiber von Jahrbüchern, nannte. Demgemäß hatte auch Charon Annalen von Lampsakos geschrieben, wie Antemon Annalen der Klazomenier (Aeliani Hist. Animali. XII. 38. p 282. ed. Jacobs; wo ich mich wundere, diese Verbesserung von diesem sorgfältigen Kritiker nicht einmal erwähnt zu finden); beym Hellanicus wird mit Sturz angenommen, der Name Ἑλλάνικος sey die äolische Form für Ἑλλήνικος. Dieser Meinung war auch Tib. Hemsterhuis. In der deutschen Ausgabe wird aber schon bemerkt, daß die Messung dieses Namens zweifelhaft sey; und, was nicht bemerkt ist, Herr Lobeck (ad Phrynich. pag. 670) erklärt sich gegen Sturz, und nimmt die Herleitung von Ἑλλάς und νικῶ an.

Der Artikel über Herodot ist in der Originalausgabe ganz auf französischem Grunde, das heißt auf den Ideen von Geinoz, Sainte Croix und Volney aufgebaut, und in der deutschen ist die Betrachtung des Referenten über die religiöse Weltansicht dieses Geschichtschreibers eingeschaltet worden. Ich erlaube mir auch hierbey einige Bemerkungen. Zuvörderst die äußeren Lebensumstände des Herodotus betreffend, so sind die Kritiken des Herrn Dahlmann über den Inhalt der Vorlesung seines Werks zu Olympia neuerlich von Herrn K. W. Krüger in den Untersuchungen über das Leben des Thucydides, Berlin 1832, widerlegt worden. — Nun aber; von dem Manne selber und von seinem Werke zu sprechen, möchte einem Deutschen fast verleidet werden, wenn, nachdem die Franzosen, namentlich Geinoz und unser Verfasser mit ihm, Werk und Meister so hoch gestellt, — nun ein deutscher Kunstrichter — noch im Jahre 1826

uns wieder zu einem ganz andern Urtheile umstimmen will. Nämlich dem Herrn A. W. von Schlegel (in der indischen Bibliothek II. S. 309) ist nun wieder Herodot zwar ein forschbegieriger, aber ein leichtgläubiger Mann, ein ganz unwissenschaftlicher Kopf, dessen Meinungen Hr. v. Schl. vollends in den Kauf gibt: sie sind bürgerlich beschränkt, wie möglich, und oft eigentlich albern. Jede philosophische Ansicht der menschlichen Dinge war ihm fremd.« — Ich glaube nicht, daß Voltaire über Herodot sich geringschätziger geäußert, worüber der gelehrte Larcher sich so oft ereifert. Ich will mich vor solchem Eifer, der am wenigsten gut thut, wo es die ruhige Würdigung einer Persönlichkeit gilt, wohl in Acht nehmen, sondern mit aller Anerkennung der großen Verdienste jenes Kunstrichters ganz einfach sagen, wie es mich bedünken wolle, daß Herodot mit jener bürgerlichen Beschränktheit höchstens eine ganz löbliche Stadtchronik habe schreiben können — nimmermehr aber ein solches Gemälde der Vorwelt und der großen Zeit, worin er selber lebte. Und hatte denn sein großer Zeitgenosse Sophokles, dem er in harmonischer Ausbildung so sehr ähnelt — selbst oft in Ausdruck und Sprache, hatte denn dieser »eine philosophische Ansicht der menschlichen Dinge?« Konnte nicht schon eine großartige religiöse Natur, zumal, wenn sie, wie bey Herodot und Euripides, sich von dem hellenischen Standpunkte schon auf den allgemein menschlichen erhoben hatte, eine welthistorische Ansicht der Dinge gewinnen? Und warum ist und heißt er der Vater der Geschichte unter den Griechen? Etwa deßwegen, weil er die Fülle der Ereignisse an einem chronologischen Faden aufzureihen gewußt? Das hatten auch Dionysios von Milet vor ihm und gleich nach ihm und fast neben ihm Pherekydes der Lerier gethan, und doch sind und heißen sie bloße Logographen. Oder weil er ein System von Land- und Ortsgeschichten ausgefunden, welches einen bequemen Ueberblick im Raume gestattet? Das hatte bereits der Milesier Hekatäus geleistet. Oder weil in seinem Werke die große Aristie, das Befreyungswerk der Hellenen mit dem reichen Weltpanorama der Länder und Völker so glücklich verbunden war? — Nein, weil er ein Princip gefunden, das als beseelender Geist das ganze Werk durchdringt, und zwar ein Princip, nicht aus der Erfahrung hergenommen, hier oder dorther, zu dieser oder jener Zeit gegeben, sondern über allen räumlichen und zeitlichen Dingen als eine große religiöse Wahrheit von jeher und in alle Ewigkeit geltend, und aus dem Gemüthe und Geiste des nachdenkenden und gewissenhaften Menschen geboren, die Ansicht von einer höheren Waltung in allen Dingen, von einem göttlichen Wesen (θεῖον), unter dem

ſich als einem unwandelbaren Gipfelpunkte alles Vergängliche in ſeinem Wechſel beweget und beuget, die Ueberzeugung von einer austheilenden Gerechtigkeit (νέμεσις). — Auf dieſes Geſetz, welches nicht allein in den Begebenheiten ſich geltend gemacht, die der Geſchichtſchreiber zu erzählen hatte, ſondern das in alle Ewigkeit ſich geltend machen wird, weiſet Herodotus nicht philoſophirend hin, ſondern die Götter, an die er glaubt, geben es bald deutlicher, bald räthſelhafter denen, die es hören wollen, durch den Mund der Prieſter zu vernehmen, und wie der Chor in der Tragödie, ſo bedingt und verbindet in dieſer Hiſtorie eine an einander gereihte Orakelfolge auf eine geiſtige Weiſe die mannigfaltigen Begebenheiten im Großen wie im Kleinen. Das Werk hat einen tragiſchen Grund — aber für die Hellenen einen freudigen Ausgang und Schluß. Was die Glaubwürdigkeit dieſes Geſchichtswerkes betrifft, ſo verſchwinden die Irrungen, die dem Schreiber desſelben begegnet ſind, heut zu Tage immer mehr in Vergleich mit den Beſtätigungen, die es durch die fortſchreitenden Ergebniſſe der Erd-, Länder- und Völkerkunde gewinnt.

Ich kehre zu unſerm Verfaſſer zurück. Bey einer durchgeführten wiſſenſchaftlichen (ſcientifiſchen) Behandlung der griechiſchen Literaturgeſchichte, welcher Hr. Schöll die nach Perioden vorgezogen hat, würde nach meinem Dafürhalten die ganze Lehre von der Geſchichtſchreibung ſich organiſch ſo anordnen laſſen, daß man handelte: 1) Von der Geneſis der Hiſtorie bey den Griechen; 2) von ihrem Weſen; 3) von den drey erſten Meiſtern, Herodot, Thucydides und Xenophon; 4) von dem alten und neuen Styl, d. h. von der Hiſtorie des Lebens — und von der Hiſtorie der Lehre (von ihrer poetiſch-objectiven, und von der didaktiſch-ſubjectiven Form — dabey von Theopompus und von Ephoros, als denen, die den neuen Styl eingeführt); 5) vom Polybius und ſeiner Schule; 6) von der Hiſtorie Abnahme und Verfall bis zu den Byzantinern herab.

Im zweyten Abſchnitte würde ich nun nicht mehr, wie ich vormals gethan, vom Standpunkte eines neueren philoſophiſchen Syſtems eine Theorie der Geſchichtſchreibung überhaupt verſuchen, ſondern ich würde zuvörderſt mich um die Anſichten und die Grundſätze, die die Griechen ſelbſt ſich von der Geſchichtſchreibung gebildet hatten, bekümmern; denn ſeit Ariſtoteles bis gegen das römiſche Zeitalter hin hatte ſich unter ihnen eine Theorie der Hiſtorie entwickelt. So redet z. B. ſchon Ariſtoteles in der Poetik (cap. IX) von dem Unterſchiede der Poeſie und der Hiſtorie, und wie der Gebrauch oder Nichtgebrauch des Metrum dieſen Unterſchied nicht begründe. Man könne, fährt er fort, des He-

rodotos Geschichten in Versmaße umsetzen, und gleichwohl werde sie nur eine metrische Geschichte bleiben; — eine Stelle, die Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie (I. S. 289 ff.) schon besprochen, und welche allein schon das wunderliche Paradoxon zu nichte macht, womit sich neuerlich ein sonst tüchtiger Philologe getragen, wonach Herodotus sein Werk in Jamben abgefaßt, das nachher von einem andern in Prosa umgearbeitet worden sey — In den Problemen (Problem. *Διὰ τί ποτε τῶν ἱστοριῶν κ. τ. λ.*) handelt derselbe Philosoph die Gründe ab, warum die Einheit des Gegenstandes Geschichtswerken den Vorzug vor denen verleihe, wobey das Gegentheil der Fall sey. — Dessen Schüler Theophrast möchte vielleicht schon eine ordentliche Theorie der Geschichtschreibung versucht haben; denn außer seinen *ἱστορικὰ ὑπομνήματα* (geschichtlichen Denkwürdigkeiten) wird von ihm ein anderes Werk: *περὶ ἱστορίας* (von der Historie, Diog. Laërt. V. 47 mit Menage) von den Alten angeführt. — Dabey wären denn auch, wo möglich, die Motive aufzusuchen, welche die alexandrinischen Kritiker bestimmt haben mochten, vor andern diese Geschichtschreiber und in dieser Rangordnung in ihren Kanon aufzunehmen; und so möchte sich, wenn man die Schriften der griechischen Rhetoren und Kunstrichter bis zum Photius herab zu diesem Behufe critisch excerpirte, eine ziemlich genügende Kenntniß der Grundsätze der Alten von der Geschichtschreibung und dem historischen Style gewinnen lassen. — Zum Theopompus ist jetzt nachzutragen: Theopompi Chii Fragmenta, ed. Wichers. Lugd. Bat. 1829.

Von der Geschichtschreibung gehe ich mit Weglassung einiger dazwischen eingeschalteten Capitel zur Philosophie über, von denen unser Verf. im 21. Abschnitt (des zweyten Bandes) zu handeln beginnt. Haben doch beyde eine gemeinschaftliche Quelle gehabt, wie Hr. Heinrich Ritter in seiner Geschichte der Philosophie (I. S. 153) richtig bemerkt, nämlich »in den religiös-poetischen Theogonien und Kosmogonien, und in der Sage über Götter und Menschen« Das hatte aber Friedrich Schlegel, den Hr. R. allenthalben meistern will (in den sämmtlichen Werken III. 29), schon viel besser auf folgende Weise aufgefaßt, wenn er sagt: »Ist nun diese Vorstellung (einer unbegreiflichen Unendlichkeit) Anfang und Ende aller Philosophie; und äußert sich die erste Ahnung derselben in bakchischen Tänzen und Gesängen, in enthusiastischen Gebräuchen und Festen, in allegorischen Bildern und Dichtungen, so waren Orgien und Mysterien die ersten Anfänge der hellenischen Philosophie, und es war kein glücklicher Gedanke, die Geschichte derselben mit Thales anzufangen, und sie plötzlich wie aus nichts entstehen zu

lassen.« Dieß letztere hat nun Hr. R. nicht gethan, vielmehr ist er bis nach China und Indien gewandert. Was er dorten von der Philosophie bemerkt hat, geht mich hier nichts an. — Aber über den Ursprung und das Wesen der ältesten Philosophie der Griechen konnte er nicht aufs Reine kommen, da er sich, nach seiner Art, den neuesten Negationen hingibt. Hiernach läugnet er Alles, was von tiefem Geistesstreben und von damit zusammenhängenden Weihungen vor Homer sich kund gibt, und vermeinet ferner (I. S. 177): Es habe »die Philosophie der Griechen erst örtlich und in gesonderten Stämmen sich versucht, und dann zur allgemeinen Wissenschaft des griechischen Volkes sich emporgebildet.« — Als wenn nicht in den Homerischen Gedichten sich in Ansichten und Sprachformen die noch unbestimmte Allgemeinheit beurkundete, und die Sonderung und Stammverschiedenheiten erst mit der Sonderung der Stämme und mit der schärferen Ausprägung der Stammcharaktere in der Periode der lyrischen Poesie hinterher hervorträte. — So hat er denn mit Unterscheidungen von jonischer und dorischer Philosophie, von dynamischer und mechanischer Ansicht sich durchzuhelfen gesucht. Das Unzulängliche der letzteren Unterscheidung hat ihm ein geistreicher Philosoph, Herr A. Wendt, zur Genüge nachgewiesen. Hier will ich nur bemerken, und damit zu unserem Verfasser (Hrn. Schöll, p. 293) zurückkehren, daß unter solchen Umständen dem Hrn. R. eine organische Entwicklung der Lehrsätze ältester Griechenphilosophie nicht gelingen konnte. Ich habe oben, wo von der hieratischen Poesie die Rede war, aus Fragmenten derselben die kosmischen Principien des Pherecydes von Syros zu entwickeln gesucht. Herr Ritter vermuthet (I. S. 53), das Werk dieses Mannes möge wohl den ältesten griechischen Geschichtswerken ähnlich gewesen seyn. Aber der Mann ist einem Seher ähnlicher als einem Logographen, sein Buch wird ein theologisches genannt (βίβλος θεολόγος), und war Θεοκρασία, d. h Vermischung der Gottheiten, betitelt (Pherecyd. ed Sturz. p 27. ed. alter. Olympiodor. in Platon. Alcib pr. p. 164). Von Mischungen und Kräften zu reden war aber orphisch, d. h. alttheologisch, und eines seiner Principien war kein anderes, als der orphische Chronos (die Zeit, Procl. Theol. Platon. p. 67 sq.). Nachdem Hr. R. nicht einmal der Mühe werth gefunden, den obigen Satz von den ersten Principien in seiner alten Form (die schon Fr. A. Wolf anerkannt hatte) vorzutragen, fährt er (S. 154) fort: »daß er Alles aus dem Besten habe hervorgehen lassen, schließt Aristoteles wohl nur daraus, daß er den Zeus als das Erste gesetzt hatte.« Im Gegentheil, der Hellene Pherecydes hatte gewiß schon das Beste selbst bey seinem Zeus gedacht; denn das

war altmythiſche Anſicht. Zeus hieß deßwegen der Beſte (ἄριστος, optimus), und der Dichter Simonides hatte dieſen Gott ſogar Ἀρίσταρχος genannt (Athen. III. p. 99 b. p. 385. Schwgh.). Philoſophiſch könnte man wirklich dieſen Zeus des Pherecydes auch ἀρίσταρχος nennen, weil er hier Princip (ἀρχή) iſt. Ich will jetzt die Worte des Damaſcius über denſelben Lehrſatz herſetzen (p. 384 Kopp.): Φερεκύδης δὲ ὁ Σύριος Ζῆνα μὲν εἶναι καὶ χρόνον καὶ χθονίαν τὰς τρεῖς πρώτας ἀρχάς. So müſſen dieſe Worte nach dem Münchner Codex und mit Sturz, deſſen Text aber lückenhaft iſt, verbeſſert werden. Am Ende ſagt nämlich Hr R.: »und indem er (Pherecydes) den Zeus als das befruchtende Princip ſich in die Liebe verwandeln ließ, ſtand er wohl in der Mitte zwiſchen der mechaniſchen und dynamiſchen Naturlehre, deren Sonderung wir in den erſten Anfängen der griechiſchen Phyſik ſich bildend finden.« Von einer Verwandlung in Liebe weiß aber die Urkunde nichts, wohl aber gedenkt ſie der Liebe zwiſchen beyden Principien (Maxim. Tyr. X. 4. p. 174. καὶ τὸν ἐν τούτοις ἔρωτα). Mit andern Worten, Pherecydes hatte ſich die Verbindung der beyden Principien mythiſch als heilige Ehe (ἱερὸς γάμος) gedacht. Zeus, das Urgute, begattet ſich mit der finſtern, böſen Chthonia (der Materie). Das iſt θεοκρασία, das heißt Göttermiſchung. Die Kräfte miſchen oder begatten ſich. Hier vermag ich nichts Mechaniſches zu entdecken. Conſequent nahm nun auch derſelbe Philoſoph in der concreteren Anſicht den Zeus nachher als Sonne und die χθονία als Erde (Jo. L. Lydus de menss. IV. 3. p. 150. ed. Roether). — Davon erfahren wir aber bey Hrn R. nichts; wie auch nichts davon, daß Pherecydes ſchon die Zweyheit (Dyas) das kühne Unterfangen (τόλμα) genannt hatte (ibid. p. 48); daß alſo dieſem Lehrer des Pythagoras, wie man ihn nannte, ſchon der Grund der pythagoriſchen Zahlenlehre zugeſchrieben ward. — Doch dieſe Zahlenlehre betrachtet ja Hr. R. nur ſo als eine mathematiſche Liebhaberey des ſamiſchen Philoſophen. — Um dieſer Lehre Wurzeln zu finden, muß man ſich freylich um die Symbolik der alten Welt bekümmern, wozu aber Hr. R. ſich nicht berufen fühlt. — Zu dem, nach der Kürze, die Herr Schöll bey den einzelnen Philoſophen beobachten mußte, ganz zweckmäßigem Artikel über Heraklides, hat die deutſche Bearbeitung (p. 447) mit Recht die Abhandlung von Eichhoff (Disputt. Heracliteae Mogunt. 1824) angeführt. Jetzt verdienten auch Herrn H. Ritters (I S. 171 ff. u. S. 269 f.) Anſichten der Lehrſätze dieſes Philoſophen in Erinnerung gebracht zu werden, und wäre es auch nur der Merkwürdigkeit wegen, wie eine gegen Alles, was orientaliſch heißt, empfindliche Idioſynkraſie, neben der Unfähig-

keit, geniale Entdeckungen zu wägen und zu würdigen, sich in solchen Fällen zu gebärden pflegt. Vorläufig sey es nur bemerkt, daß man eines solchen Systems nicht so wohlfeilen Kaufs, wie Hr. R. meint, sich bemächtigen kann. Referent, der einen andern Weg eingeschlagen, und sich schon vor vielen Jahren aus den Quellen eine Sammlung der Herakliteischen Fragmente gemacht, und dem sel. Eichhoff mitgetheilt hatte, glaubt dieß vorläufig hier sagen zu dürfen; in der dritten Ausgabe seiner Symbolik wird er die weitere Antwort nicht schuldig bleiben.

Zum 23. Capitel, worin von Plato und andern Sokratikern gehandelt wird, sind in der deutschen Ausgabe manche schätzbare Zusätze und Berichtigungen gekommen. Viel Neues und Treffliches wird aber einer künftigen Umarbeitung aus des Herrn *van Heusde* Initia philosophiae Platonicae, Ultraject. 1828 — 1831 gewonnen werden können, deren Verfasser durchaus nur die Ergebnisse eines eigenen, mehr als dreyßigjährigen Studiums der Schriften Plato's selber mittheilt, die antiken Ansichten und Eintheilungen ohne alle Beymischung moderner Vorstellungen darlegt, und gleich von vorn herein genetisch entwickelt, wie Plato allmälich von der Begeisterung für das Schöne zur Erkenntniß desselben gelangt; wie und auf welchen Wegen er sodann die Wissenschaft des Wahren sich zu erwerben gesucht, bis er zuletzt zur Erkenntniß des Guten und Gerechten sich hinaufgeschwungen; und wie diese Triplicität seiner Philosophie in den verschiedenen noch vorhandenen Dialogen desselben sich stufenweise vor den Augen des Lesers entfalte. — Unser Verf. berührt (p. 370 französ. Ausg., S 483 deutsche Ausg.) einen wichtigen, und in neuerer Zeit viel besprochenen Punkt. Auf welche Seite Herr Schöll sich schlagt, wird man aus folgender Aeußerung ersehen: »Nous disons seulement qu'il existe de forts motifs pour croire que nous ne connoissons pas même parfaitement ce système, *et que Platon avoit une philosophie secrète*, ou, comme Aristote son disciple, une *philosophie ésotérique et une doctrine exotérique*.« Diese Annahme hat nun Herr Brandis in seiner Diatribe de perditis Aristotelis libris de Ideis et de Bono sive Philosophia, Bonn 1823, einer gründlichen Untersuchung unterworfen, und gezeigt, daß Plato Ideen und Sätze, die er in seinen Dialogen nicht bis zur letzten Entscheidung gebracht, in seinen mündlichen Vorträgen zur Vollendung führte, die dann von seinen Schülern erläutert worden. So seyen dann auch in dem aristotelischen Buche von den Ideen, vom Guten und von der Philosophie die letzten Ergebnisse der Lehren Plato's erläutert worden — Diese Ansicht stimmt einmal mit der Lehrart und mit dem Lehrgebrauche des ganzen Alterthums

überein, und wird sich jedem als die wahre anempfehlen, der die platonischen Dialogen durchdacht, und ihre Ergebnisse mit manchen Andeutungen darin, z. B. daß sich Manches gar nicht, oder nur auf mythische Weise sagen lasse, verglichen. Mit Recht hat daher auch neuerlich ein ernstlich und tief forschender Philosoph, Herr C. H. Weisse (in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1832, Nr. 72) auf diese Vergleichung der Philosopheme dieser beyden Philosophen gedrungen, und es nicht mit Unrecht den neuern Erklärern des Plato und den neuesten Geschichtschreibern der Philosophie zum Vorwurf gemacht, daß sie auf dem angegebenen Wege die letzten Resultate von Platons Weisheit zu erforschen verabsäumt. Fast vermuthe ich, daß unter den letzteren besonders auch Herr Heinrich Ritter gemeint ist. Ich lasse es bey dieser Vermuthung um so eher bewenden, da so eben mein Schüler, Freund und gewesener Amtsgenosse, Herr K. Fr. Hermann, in einer sehr lesenswerthen Schrift: Ueber Herrn Professor Heinrich Ritters Darstellung der sokratischen Systeme, Heidelberg 1833, sehr bündig gezeigt hat, wie wenig genügend des Herrn Ritter Darlegungen der Systeme einiger der scharfsinnigsten Sokratiker sey, und wie namentlich von ihm Plato's Ideenlehre und das wahre Wesen der platonischen Philosophie nicht richtig aufgefaßt worden.

Diese Bemerkungen über Plato's esoterische Lehrsätze leitet mich sofort in die Mitte des dritten Bandes des Schöllischen Werks (p. 259, S. 157 deutsche Ausg.), wo unser Verf., nachdem er von der doppelten Lehrart des Aristoteles geredet, so fortfährt: »C'est à cause de cette distinction que, par la suite, les ouvrages d'Aristote ont été divisés en *ésotériques* (intérieurs) ou *acroamatiques* (scientifiques) et en *exoteriques* (extérieurs).« In der deutschen Ausgabe sind zweckmäßig die verschiedenen neuesten Erklärungen dieser Bezeichnungen der aristotelischen Werke nachgetragen Nur hätte vorzüglich auch die vortreffliche Belehrung angeführt werden sollen, welche Wyttenbach in van Heusde's Specimen crit. in Platonem, cap. XLVI sqq. darüber gegeben hat. Ich will hier nur wenige Bemerkungen niederlegen. Welchen Begriff man sich auch von beyden Classen bilden mag, so viel stellt sich heraus, daß, wenn wir bisher mit den ungeschriebenen Lehrsätzen (ἄγραφα δόγματα) des Plato fast unbekannt geblieben, über den Inhalt, Geist und Ton der exoterischen Schriften des Aristoteles dagegen noch nicht im Reinen sind. Die letzteren betreffend, so gehörte sicherlich zu ihnen der Protreptikus (προτρεπτικός). Diogenes Laertius (V. 22) und der anonyme Verfasser bey Buhle Aristotelis opera I. p. 62) kennen nur Ein Buch dieser Schrift. Sto-

bäus im Florilegium XCV. Tom. III. p. 253. ed. Gaisford.) hat uns eine interessante Erzählung des Teles aufbehalten, woraus wir den Zweck und Inhalt dieser Schrift errathen können. Aristoteles hatte dieses Buch an den König von Cypern, Themison, gerichtet, und ihm die Bewegungsgründe ans Herz gelegt, die ihn zum Philosophiren bestimmen könnten. Der Philosoph Krates las es zufällig in einer Schusterwerkstätte, und äußerte, als der Schuhmacher, ohne sich von seiner Arbeit abzumüßigen, mit Aufmerksamkeit zuhörte: »Ich denke, Philiskos (so hieß der Schuster), ich schreibe einen Protreptikos an dich, da du in einer zum Philosophiren günstigeren Lage bist, als Aristoteles dort beschrieben hat« *). — Welche Erzählung als Beleg zu dem Satze angeführt wird, daß der Arme sich in einer günstigeren Lage befinde, die Philosophie zu ergreifen als der Reiche. Wir ersehen daraus, daß diese Ermahnungsschrift zur Philosophie in dem populär-praktischen Sinne, wie gewöhnlich solche Schriften, abgefaßt war. Einen Schluß aus diesem Buche haben wir neulich aus Olympiodor gewonnen (Commentar in Platon. Alcibiad. pr. XVI, p. 144). Er lautet so: »Ob man philosophiren soll, kann nur durch Philosophiren beantwortet werden; ob man nicht philosophiren soll, läßt sich ebenfalls nur durch Philosophiren ausmitteln. Folglich muß auf jeden Fall philosophirt werden.«

Da nicht alle exoterischen Schriften des Aristoteles dialogische Form hatten (Simplicius in Aristotelis Physica I. p. 2), so möchte dieser Protreptikos wohl zu den nicht dialogischen gehören; wenigstens gibt sich in dem Angeführten, und weiter kenne ich nichts aus diesem Buche, nichts Dialogisches kund. Herr Heinrich Ritter geräth (Gesch. der Philosophie III. S. 22) vorerst auf die sonderbare Vermuthung, ob nicht etwa die exoterischen Untersuchungen des Aristoteles mitten in den esoterischen Schriften enthalten gewesen — eine Frage, wozu die von ihm angeführte Stelle (Phys. IV. 10) nicht den geringsten Anlaß gibt, und die wegen deutlichen Berufungen des Aristoteles auf seine exoterischen Bücher, und wegen Unterscheidung, die die alten Erklärer des Aristoteles zwischen beyden Classen machen, füglich ganz hätte unterbleiben sollen. Hernach meint er, die beym Diogenes Laertius und vom Ungenannten bey Menage (s. Aristoteles ed. Buhle I. p. 62) gleich zu Anfang angeführte Reihe von Schriften meistens in Einem Buche bestehend, theils mit

*) Diese ganze Erzählung ist wörtlich von Arsenios in sein Veilchenbeet (Ἰωνιά, Violetum, in der schönen Ausgabe des Herrn Christ. Walz, Stuttgart 1832, p. 265) aufgenommen. Der an mehreren Stellen fehlerhafte Text kann aus Stobäus leicht verbessert werden.

Eigennamen, theils nach einzelnen Gegenständen überschrieben, seyen vielleicht Dialogen gewesen. Dann müßte auch der Protreptikus ein solcher gewesen seyn; denn dieser steht gleich vorne in der Reihe. Sodann werden Eudemos von der Seele, der Korinthier und die Schrift von der Gerechtigkeit als Dialogen bezeichnet, und dieser Annahme wird Niemand widersprechen. Nun aber lesen wir weiter S. 28 in der Anmerkung: »Als Bruchstücke der exoterischen Schriften sehe ich an die Stelle aus dem Eudemos. — Stobaeus Serm LXXXVI. 24 u. 25 hat ein Paar Bruchstücke aus einem Gespräche *περὶ εὐγενείας*, welche mir aber mit Kopp verdächtig sind.« Den Eudemos braucht aber Hr. R. nicht erst anzusehen als einen Theil der exoterischen Schriften. Das sagen ja Philoponus (ad Aristotel. de anima, p. 138, c. 2: »oder die exoterischen Schriften, wozu auch die Dialogen gehören, worunter Eudemos ist«) und Simplicius (in Aristotel. de anima fol. 14 rect) ausdrücklich. — Was das zweyte betrifft, so hatte Wyttenbach (bey van Heusde Spec. in Platon. p. XLVIII die Unächtheit der Bruchstücke schon lange vor den Herren Kopp und Ritter vermuthet. — Weiter heißt es (S. 31 Anmerk.): »Eine Ueberlieferung sagt, Aristoteles und sein Schüler Theophrastos hätten abgelassen Dialogen zu schreiben, weil sie bemerkt hätten, daß sie die platonische Anmuth nicht zu erreichen vermöchten. Basil. Magn. epist. 167.« — Aber Wyttenbach hatte längst erwiesen, daß die Worte des Basilius: *Ἀριστοτέλης μὲν καὶ Θεόφραστος εὐθὺς αὐτῶν ἥψαντο τῶν πραγμάτων*, etwas ganz anderes sagen wollen, nämlich Folgendes: Diese beyden Philosophen hätten ihre Dialogen nicht mit dramatisch durchgeführter Kunst und mit Charakterzeichnung der einzelnen auftretenden Personen, wie Plato es gethan, ausgestattet, sondern sie seyen gleich zum abzuhandelnden Gegenstande übergegangen, d. h. mehr in der Manier des Xenophon in den sokratischen Denkwürdigkeiten. Herr Ritter fährt ebendaselbst fort: »So muß ich auch gestehen, daß ich mir die Kunst des Aristoteles in der Darstellung nicht groß denken kann,« und doch hatte er vorher (V, 28) gesagt: »In diesen exoterischen Schriften, wenn wir aus wenigen Bruchstücken urtheilen dürfen, bediente sich Aristoteles einer viel reicheren und schöneren Darstellungsweise, als wir in seinen vorhandenen Schriften finden.«

Da eben jener Dialog von der Seele uns eine so interessante Vergleichung der exoterischen Behandlungsart der Philosophie und der esoterischen darbietet, theils weil wir von diesem Gespräch noch einige etwas längere Stellen übrig haben, theils weil wir drey esoterische Bücher über die Seele unter den

aristotelischen Schriften besitzen, so wird es dem Referenten vergönnt seyn, über diesen Dialog hier noch einiges beyzubringen. Vom esoterischen Buche sagt Herr Schöll sehr treffend (p. 271): »Περὶ ψυχῆς, *de l'ame*, en trois livres, un des ouvrages les plus achevés, mais aussi des plus difficiles d'Aristote.« Jenes Gespräch über die Seele bestand nur in Einem Buche. Aristoteles hatte es nicht seinem Schüler Eudemos von Rhodus, sondern seinem Freunde aus Cyprus gewidmet. Dieser hatte sich mit mehreren andern Griechen der Unternehmung des Dion angeschlossen, war aber in einem Treffen bey Syrakus geblieben (Plutarch. Dion. cap. 22). Ihm hatte Aristoteles elegische Gedichte gewidmet (Fabric. B. Gr. III. p. 392. ed. Harl.), und nach seinem Tode den nach ihm genannten Dialog Eudemos (Εὔδημος ἢ περὶ ψυχῆς) geschrieben. Vermuthlich war in dieser Schrift die von Cicero (de Divinat. I. 25. 83) aufbewahrte Erzählung eines eingetroffenen Traumes vorgekommen; woraus wir schon auf populären Ton und Inhalt dieses Gesprächs zu schließen berechtigt sind. Dieß letztere sagen uns auch die Erklärer des Plato und des Aristoteles bestimmt. Sie vergleichen die strengere und vom Mythischen abstrahirende Seelenlehre im Timäus mit der Behandlung desselben Gegenstandes in den drey esoterischen Büchern des Aristoteles von der Seele (worin nämlich der Philosoph diese Lehre auf physische Weise — φυσικῶς — abgehandelt habe); hingegen die mehr in den religiösen Volksglauben eingehenden Lehren und Mythen im Phädon und in einigen andern platonischen Dialogen (z. B. von der Herabkunft der Seelen in den Körper, von den Losen, die sie sich wählen u. dgl.) mit dem Tone und Inhalt dieses aristotelischen Dialogs Eudemos, den sie selbst eine Nachahmung des Phädon nennen (Proclus in Platon. Tim. V. p. 358. Simplicius in Aristotel. de anima. fol. 14. rect.). Die Sätze, die der Stagirite in seinem Eudemus populär darzuthun sich bemühet, vereinigen sich in dem Hauptsatze, daß die Seele keine Harmonie sey (Simplic. l. l.). Daß die Seele eine Harmonie sey, war eine im Alterthume, besonders unter den Pythagoreern und Musikern sehr verbreitete, und von Aristoxenus wieder aufgenommene Meinung, welche Aristoteles auch in seinem esoterischen Werke (de anima I 4) zu widerlegen sucht. Die populäre Methode der Beweisführung läßt sich ziemlich deutlich aus einer Stelle des Olympiodor (über Platons Phädon in der annot. des Wyttenbach. p. 249) abnehmen. Er hatte dagegen behauptet, die Seele sey ein Wesen für sich (οὐσία) oder ein Begriff (Simplic. l. l. fol. 62 rect. unten, wo: εἴδός τι ἀποφαίνεται τὴν ψυχὴν εἶναι als Hauptsatz dieses Eudemos angegeben wird — und es könnte seyn, daß, da

verschiedene Personen in diesem Gespräche verschiedene Seelenlehren vertheidigt haben, jenes οὐσία mehr in Platon's Geiste ausgesprochen werden. Desto wichtiger ist die letztere Stelle des Simplicius, weil sie bestimmt sagt, wie Aristoteles selbst in diesem Gespräche die Seele bezeichnet hatte (weßwegen ich die von Wyttenbach a. a. O. übergangenen Worte dieser zweyten Stelle des Simplicius wörtlich beygefügt habe). Ein anderes Bruchstück, nach Ton und Inhalt unstreitig den exoterischen Schriften des Aristoteles angehörig, hat uns Johannes Laur. der Lydier (de Menss. IV. 61. p. 252 — 254. ed. Roether, vgl. des Herrn Lewald Excurs dazu p. 300 — 303) aufbehalten. »Wenn Tugend ist (vermögend uns glücklich zu machen), so ist Glück (Zufall) nicht. Denn was des Glückes ist, wird in den menschlichen Dingen auf- und abwärts in einer rastlosen Bewegung herumgetrieben durch Reichthum und vorzüglich durch Ungerechtigkeit. Die aber der Tugend sich anschließen, Gottes eingedenk sind, und in bessern Hoffnungen auf die seligen und unkörperlichen Dinge sich einwiegen, solche verachten die Glücksgüter dieser Erde.« — Da der Schluß ganz deutlich die Lehre der Unsterblichkeit der Seele ausspricht, so könnte dieses Fragment wohl selbst dem Eudemos angehören. Daß ihm ein anderes, und zwar ein herrliches Bruchstück angehört, versichert Plutarchus, der uns eine ziemlich lange Stelle daraus wörtlich mitgetheilt hat (Consolat. ad Apollon. p. 115. B. E. p. 453 — 455. ed. Wyttenb.). Es ist auch deßwegen merkwürdig, weil die darin ausgesprochene Lehre, daß die Abgeschiedenen ein göttliches und seliges Leben führen, einem mythischen Wesen (dem Silenos) in den Mund gelegt wird. Der Charakter der Sprache ist darin eben sowohl dem großen Gegenstande, als dem volksthümlichen Sinne angemessen, und, ganz verschieden von der nüchternen und gedrängten Sprache in den esoterischen Werken des Philosophen, hat sie Fülle, Großartigkeit und einen fast tragischen Ton und Farbe (vergl Wyttenb. dazu, p. 765). — Wenn Herr Ritter (S. 28) eine andere glänzende Stelle des Aristoteles bey Cicero (de Nat. D. II, 37) auch aus den esoterischen Schriften dieses Philosophen entlehnt glaubt, so hat er gewiß Recht. Damit ist aber sein Zweifel an dessen Darstellungskunst im Widerspruch. Aristoteles konnte wohl den Mangel der dem Platon eigenen Anmuth (τῶν Πλατωνικῶν χαρίτων τὴν ἔνδειαν, Basil. Magn. Tom. III p. 187 C.) in sich empfunden, aber, wo er zum großen Publicum sprechen, und für dasselbe schreiben wollte, mit einer entschiedenen Kraft, Fülle und Großartigkeit sich dennoch ausdrücken; wie ganz besonders die von Plutarch mitgetheilte Stelle aus dem Dialog Eudemos beurkundet.

Ich gehe in diesem dritten Bande des Schöllischen Werkes wieder ein wenig zurück, um einige Bemerkungen nachzutragen. Im 27. Cap. (p. 71, S. 29, deutsche Ausg.) zur Dichterin Moero (*Μοιρώ*) muß Siebelis zum Pausanias IX. 5. 4. p 19 verglichen werden. Auf der folgenden Seite muß in beyden Ausgaben verbessert werden Eumetis; denn *Εὔμητις* war der andere Name der berühmten Tochter des Kleobulos von Lindos, die unter dem Namen Kleobulina bekannter ist (Plutarch Sept. Sapient. Conviv. p. 148 C., und dazu Wyttenbachs Anmerkung VI, 2. p. 902 u. 906). Ueber die Dichterin Böo (*Βοιώ*) müssen Pausanias (X. 5. 4) mit der Anmerkung von Siebelis p. 169, derselbe Gelehrte zu den Fragmenten des Philochorus (p 105) und Casaubon und Schweighäuser zum Athenäus (Vol. V. p. 168) nachgelesen werden; zur Hilarotragödie und den Verfasser einer solchen (p. 90, S. 93), oder über die *φλυακογραφία*: Reuwens Collectanea Literaria. Leidae 1815, p. 96 sqq. — P. 96 (S. 48) bey der Cassandra des Lykophron muß es heißen: »ein Monolog von vierzehnhundert und vier und siebenzig Jamben,« wie auch jetzt in den Zusätzen zur deutschen Ausgabe gebessert worden; zum Euphorion (p. 122, S. 66): hier sagt Herr Schöll: Mopsopie est un des anciens noms de l'Attique que Suidas dérive de Mopsopie, une des filles de l'Océan. Vielmehr von König Mopsopos bezeugt Strabo (IX. p. 396 Tzsch.): *Μοψοπίαν δὲ ἀπὸ Μοψόπου.* Ueber diesen Namen s. noch Steph. Byzant. p. 556 mit Berkels Note; Chr. Godofr. Müller zum Lycophron. Vol. I. p. 129 und Herr Meineke p. 20 sqq. zu den Fragmenten des Euphorion: welchen Kritiker Hr Sch. zwar nennt, ohne jedoch seine Ausgabe benutzt zu haben, wie wir dieß bey mehreren solchen allgemeinen Anführungen unsers Verfassers bemerkt haben. Vergl. auch noch Meineke ad Euphor. p 78 u. p. 185, woraus noch Einiges bey Herrn Schöll berichtigt werden kann; — zum Dosiades (p. 127, S. 70) ist zu bemerken, daß die von Valckenaer herausgegebenen Scholien des Holobulos aus einer in Isaak Vossius Bibliothek befindlichen Abschrift des Heidelberger Codex genommen sind (s Is. Vossius ad Pompon. Melam. II. 7. p. 771. ed. Abr. Gronov.).

Zur Heißgeliebten (*ἀΐτης*) des Theokrit (p. 160, S. 90) hat Referent aus Handschriften Mehreres zur Erklärung dieser Benennung (in der Vorbereitung zum Plotinus de pulcritudine, p. XXVIII sq.) mitgetheilt Zur Literatur dieses Dichters kommt jetzt: Theocriti Reliquiae ed. E Fr. Wüstemann. Gothae et Erford. 1830. — Zu Cap 37 (p. 212, S. 125) muß zum Urtheil der Kritiker über die Schrift des Hekatäus von Abdera, von den Juden, bemerkt werden, daß schon Hieronymus Philo

dasſelbe Urtheil gefällt hatte (ſ. Valckenaer de Aristobulo Judaeo, p. 18). Eben daſelbſt iſt es unrichtig, daß in der Sammlung der Fragmente des Hekatäos von Milet, welche Ref. herausgegeben, auch die der Abderiten ſtehen. — Im Artikel Polybe, wo der Auszüge aus verſchiedenen Hiſtorikern, mit den Titeln: des Ambassades, des Vertus et des Vices, gedacht wird (p. 228, S. 137), können wir jetzt nicht nur den Titel: de Sententiis (περὶ γνωμῶν) erwähnen, woraus Herr Angelo Mai (in der Scriptorum Vett. Vaticana Collectio, Romae 1827, Vol. II) nicht allein vom Polybius, ſondern auch von vielen andern griech. Geſchichtſchreibern ſo vieles Neue ans Licht gegeben; ſondern wir ſind auch im Stande, unſern Leſern die intereſſante Nachricht mitzutheilen, daß Herr Feder, jetzt Hofbibliothekar in Darmſtadt, in einem Codex der Escurialbibliothek einen ganz neuen Titel: περὶ ἐπιβουλῶν (de conjurationibus), gefunden, und daraus abgeſchrieben hat. Möchte der glückliche und gelehrte Finder ſich doch entſchließen, dieſe an Fragmenten der Geſchichtſchreiber, namentlich des Nicolaus von Damaskus, ſo reichen, und für die Revolutionsgeſchichte des Alterthums ſo fruchtbaren Auszüge dem Publicum mitzutheilen! — In der deutſchen Ausgabe (S. 138) iſt das nachtheilige Urtheil des Dionyſius von Halikarnaß über die Sprache des Polybios mit des Verfaſſers Epikriſe (p. 230) hinweggelaſſen, dagegen manche ſchätzbare Zugabe beygefügt worden. — In unſerer Heidelberger Handſchrift des Dionyſius fehlt auch dieſes Stück, wie denn in dieſem Codex Manches ins Kurze gezogen iſt.

Um nun zu den Philoſophen zurückzukehren, ſo hat (Cap 40, p. 288) Herr Schöll den Titel einer politiſchen Schrift des Ariſtoteles Δικαιώματα τῶν πολέμων, du droit de la guerre, angegeben. In der deutſchen Ausgabe (S. 173) wird in den Anmerk. die davon abweichende Lesart: δικαιώματα πόλεων (Städterechte würden wir ſagen) mitgetheilt. Weil Buhle (ad Aristotelis Vitam, vol. I. p. 39) die letztere Lesart vertheidigt, ſo will ich bemerken, daß die beym Grammatiker Ammonius (p. 39) vorkommende erſtere Lesart nach dem Inhalte der daraus aufbewahrten Bruchſtücke viel mehr für ſich hat, daß nicht nur Hugo Grotius, H. Valois und Valckenaer, ſondern auch Tib. Hemſterhuis ihr den Vorzug gegeben, und daß alſo der unſterbliche Verfaſſer des Werkes de Jure belli et pacis unter den alten den Ariſtoteles wahrſcheinlich zum Vorgänger hatte. — Unter dem Titel: Theophraste, beklagt unſer Verf. mit Recht den Verluſt von drey Werken Theophraſts, über die Geſetze (p. 308): »qui faisoient pendant au traité d'Aristote sur l'état politique.« Nicht weniger iſt der Verluſt eines an-

deren Werks dieſes Philoſophen zu beklagen, welches hier nicht erwähnt wird, und worüber Ref. eben deßwegen etwas beyfügen will. Es iſt das politiſche Werk, deſſen Titel von den Alten etwas verſchieden angegeben wird: *περὶ καιρῶν τὰ πολιτικὰ τὰ πρὸς τοὺς κ.* oder *πολ. τὰ πρὸς κ*, oder wie es bey Herrn Görenz lateiniſch Cicero de finib. V, 4 heißt: *libri πολιτικοὶ πρ. τ. κ.*), und vielleicht, weil immer die kürzeſten Titel der alten Claſſiker die meiſte Autorität haben, bloß: *τὰ πρὸς τοὺς καιρούς*. Den Sinn dieſer Ueberſchrift gibt Cicero a. a. O. ſo an: quae essent in republica *inclinationes rerum* et *momenta temporum*, quibus esset moderandum, utcumque res postularet. *Καιροὶ* nämlich nannten die Griechen im politiſchen Sinne die plötzlich eintretenden Veränderungen der Weltbegebenheiten und die inhaltſchweren und verhängnißvollen Momente im Laufe der öffentlichen Angelegenheiten. In dieſem Sinne ſagt Demoſthenes in der Leptinea (p. 565. §. 141. p. 138 Fr. A. Wolf.): *μικροὶ καιροὶ μεγάλων πραγμάτων αἴτιον γίγνονται.* »Kleine Momente enthalten den Grund zu großen Ereigniſſen« (vgl. Schweighaeuser Lexicon. Polyb. p. 317 sq.). Daher es Regel der Alten war: *πολιτεύεσθαι* oder *βουλεύεσθαι πρὸς τοὺς καιρούς*, d. h. ſeine Maßregeln ſolchen ſchweren Momenten und Ereigniſſen gemäß nehmen. Jenes Werk hatte aus vier Büchern beſtanden (nicht aus eilf, denn in unſrer Heidelberger Handſchrift des Parthenius Nr. 399 ſtehet in der Ueberſchrift des neunten Capitels: *γράφει περὶ αὐτῆς καὶ Θεόφραστος ἐν τῷ δ'* ſtatt *ἐν τῷ ια τῶν πρὸς τοὺς καιρούς*; vgl. Jo. Gottl. Schneider, ad Theophrast. Opera. Tom. V, p. 210 u. p. 293, und eine höhere Bücherzahl kommt unter den übrigen Anführungen nicht vor.— Wenn jedoch die vier Bücher *πολιτικὰ πρὸς τοὺς καιρούς* von zwey andern Büchern, *περὶ καιρῶν* betitelt, verſchieden waren, wie Reineſius wollte — ſ. Menage ad Diogen. L. V. 45 u. 50 — ſo wären es im Ganzen ſechs Bücher geweſen. Von dieſem Unterſchiede wollte jedoch Tib. Hemſterhuis nichts wiſſen, und Schneider a. a. O. bemerkt gar nichts darüber). In dieſen Büchern hatte Theophraſtus mit Anführung von vielen Thatſachen zu zeigen geſucht, wie ſich der Staatsmann in die Umſtände ſchicken, und wie er bey plötzlichen Veränderungen der Wetterereigniſſe und in ſchweren und entſcheidenden Lagen zu handeln habe. Daß dieſes Werk ſogar die diplomatiſche Sprache behandelt hatte, ſehen wir aus dem Harpokration (p. 166 Gronov.), wo von den ſpartaniſchen Harmoſten die Rede iſt. Auch war von den Anläſſen zu den Kriegen der griechiſchen Staaten darin gehandelt worden (Harpocrat. p. 79); nicht minder von den politiſchen Grundſätzen fremder und griechiſcher Könige und Fürſten, wie von politiſchen Maßregeln in den

hellenischen Freystaaten (Suidas in *Ἀρχὴ Συρία* und Photii Lex. Gr. p. 167 ed. Porson et Dobrée. Lips. p. 167); und von großen Veränderungen in den Verhältnissen der Städte zu einander, aus kleinen Anlässen entsprungen, geben die von Parthenius in den erotischen Erzählungen aufbewahrten zwey Thatsachen (cap. 9 und cap. 18) recht anschauliche Beyspiele — In den vielen dankenswerthen Zusätzen zur deutschen Ausgabe ist auch (III S. 603) die Sammlung der Fragmente der Schriften des Peripatetikers Phanias nachgetragen worden. Ich will den Titel genau angeben, und zugleich bey dieser Gelegenheit einige noch wenig bekannte Fragmentensammlungen der Werke griechischer Philosophen, besonders von holländischen und belgischen Philologen, anführen. Also: 1) Diatribe de *Phania* Eresio, philosopho Peripatetico ed. A. *Voisin*. Gandavi 1824. 8. 2) Responsio ad Quaestionem de *Carneade* philosopho Academico ed. Jos. Imm. *Roulez*, Gandavi 1825. 4. 3) Diatribe de *Clearcho* solensi, philosopho Peripatetico ed. J. Bapt. *Verraert*. Gandav. 1828. 8. 4) Disputatio de Lucio Annaeo *Cornuto* philosopho Stoico scr. G. Jo. de *Martini* Lugd. Bat. 1825. 4. 5) Diatribe de *Xenocrate* Chalcedonio philosopho Academico auct. D. *van de Wynpersse* Lugd. Bat. 1822. 6) De *Megaricorum* doctrina ejusque apud Platonem et Aristotelem vestigiis scripsit Ferd. *Deyks*. Bonnae 1827. 8. 7) Commentatio de vita et scriptis *Heraclidis Pontici* ed. Jos. J. *Roulez*. Lovanii 1828. 4. 8) Dissertatio de *Heraclide Pontico* scrips. *Eug. Deswert*. Lovanii 1830. 8. 9) *Hermippi* Smyrnaei Peripatetici Fragmenta collecta disposita et illustrata, ed. A. *Lecynski*. Bonnae 1832. 8. 10) Dissertatio de *Diogene Babylonio* scr. Car. Franc. *Thiery*. Lovanii 1830. 8. Hiebey will ich nachträglich noch in Betreff des Cynikers Diogenes bemerken, daß sich vorgebliche Briefe desselben wie auch vorgebliche des Krates in unserer, mit griechischen Briefsammlungen wohl versehenen Heidelberger Bibliothek im codex Nro. 132 befinden (man vergleiche über jene Briefe Epistolae variae eruditionis, ed. Jac. *Morelli*. Patavii 1819, und *Jo. Conr. Orelli* Praefatio ad Socraticorum Epistoll. pag XIII). Die noch nicht edirten Briefe unter dem Namen Diogenes und Krates hat seitdem Herr Boissonade in den Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi. Paris 1818. Part. II. p. 122 — 298, und Paris 1827, mit französischer Uebersetzung und schätzbaren Anmerkungen herausgegeben. — Im Verfolg handelt Herr Schöll (Cap. 40, p. 317 f., S. 202) auch kürzlich vom Peripatetiker Lykon aus Troas. Da dieser Mann bald *Λύκων* bald *Λύκος* genannt wird, und da es in der Geschichte

der griechiſchen Literatur mehrere Schriftſteller, und ſelbſt philoſophiſche dieſes Namens gibt, ſo will ich doch, mit Hinſicht auf dieſe Stelle und weiter zu cap. 47, p. 109 Einiges darüber bemerken. Ueber dieſen Peripatetiker Lykon, der wegen der Lieblichkeit ſeiner Rede auch Glykon, der Süße, genannt wurde, ſind die Quellen nicht gehörig angeführt. Man ſ. alſo Cicero in den Tuſculanen III. 32 und Diogenes Laert. V. 65 ff. Er wurde auch Lykos genannt (Ruhnken. ad Rutil. Lup. p. 100), und muß ſowohl unterſchieden werden von dem Rhetor Lykon, der im Prozeß des Sokrates auftrat, als von dem Lykon aus Tarent, einem Pythagoreer (Reinesii Observ. in Suidam, p. 158, ed. Chr. G. Müller). Ein anderer Lykon aus Jaſos hatte über die Pythagoreer geſchrieben (Ruhnken a. a. O.). Davon iſt wieder zu unterſcheiden Lykos (Λύκος) aus Rhegium, ein Geſchichtſchreiber (ſ. Jacobs zu Aeliani Hist. Animall. p. 462). Endlich hatte ſich unter den griechiſchen Phyſiologen und Aerzten ein Lykos einen Namen gemacht In der Sammlung von ärztlichen Schriften, welche Oribaſius veranſtaltet hatte, und zwar in der Vaticaner, jetzt wieder Heidelberger Handſchrift Nr. 375, deren Verluſt Hr. Angelo Mai (in der Nova Collectio Vatic Scriptorr. Vett. Tom. II. p 255) ſo ſehr beklagt hatte, wofür er aber durch Auffindung eines ottoboniſch-vaticaniſchen Codex des Oribaſius von faſt gleichem Inhalte entſchädigt worden (ſ. Classicorum Auctorum e Vaticanis codd. editt. Tomus IV. Remae 1831. p. VI. u. p. 279), ſtehet unter andern Stücken ein intereſſantes Fragment aus einer Schrift jenes Arztes Lykos, deſſen Inhalt aber nicht für das Publicum geeignet iſt. — Die Verwechslungen des Ariſton von Ceos, welcher ein Peripatetiker, und vermuthlich Freund jenes Peripatetikers Lykon war, mit dem Stoiker Ariſton von Chios, ſo wie mit dem Stoiker Ariſton von Alexandria, werden (p. 318, S. 202) von unſerm Verfaſſer ſelbſt bemerkt. Jetzt will ich nur noch erinnern, daß über jenen Ariſton von Julis auf der Inſel Ceos, ſo wie über den (von Hrn. Schöll p. 406, S. 267) erwähnten Arzt Eraſiſtratos von Julis auf derſelben Inſel Herr Brondſted neuerlich in dem erſten Buche ſeiner Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland belehrend geredet hat.

Obſchon ich nun über einige der folgenden Bände des Schöllſchen Werkes noch mehr zu bemerken hatte, als über dieſe drey erſten, ſo will ich doch, um andern Referenten nicht zu viel Raum wegzunehmen, hier mit dem Wunſche abbrechen, daß dieſem ſchätzbaren Werke die Gunſt des Publicums ſo treu bleiben möge, um den Verfaſſer und die Ueberſetzer zu einer neuen Umarbeitung in beyden Sprachen zu ermuntern.

Heidelberg. Creuzer.

Art. VII. Alexis. Eine Trilogie von Karl Immermann. Düsseldorf, Verlag von J. E. Schaub, 1832. 418 S.

Die deutsche Kritik hat mehr als einmal den Wunsch geäußert, daß es auch bey uns, wie bey andern gebildeten Nationen, einen allgemein geltenden Typus für die Behandlung tragischer Vorwürfe geben möchte: die tragische Poesie der Deutschen aber hat einen solchen Typus, eine solche so zu sagen unbedingt geltende Normalform nie sich mögen aufdringen lassen. Und unstreitig hat sie gut daran gethan. Mag die Kritik immerhin klagen, daß dadurch der Willkür und Regellosigkeit Thüre und Thor geöffnet sey, und mag sie zur Unterstützung ihrer Klagen immerhin mit Recht sich auf den nicht zu läugnenden Mangel an brauchbaren Bühnenstücken berufen: die tragische Muse der Deutschen wird dagegen den Vorzug einer ungebundenen Freyheit des schaffenden Genius, und die innigste Uebereinstimmung der Form mit dem Stoffe in den besten Leistungen ihrer Günstlinge in die Wage legen. Sie wird, und zwar mit dem vollsten Rechte, behaupten, daß eben diese innige Uebereinstimmung der Form mit dem Stoffe eines der höchsten Gesetze aller Poesie sey. Zwar wird fast jeder tragische Stoff mehr als eine Form der Behandlung zulassen: allein, in sofern die Vollendung eines poetischen Kunstwerkes in dem vollkommensten Einklange aller seiner Theile besteht, erscheint auch die dem Stoffe entsprechendste, und mithin vollkommenste Form als eine durch jenen selbst nothwendig bedingte. Allerdings kann man sich zwar z. B. Goethe's Iphigenie und Müllner's Schuld, jene in der Manier Calderon's, diese in der Manier Racine's behandelt denken, und man kann zugeben, daß das Genie beyder Dichter, wenn sie diese Stoffe hätten behandeln wollen, auch hier sich nicht verläugnet haben würde. Allein man darf dabey mit Recht annehmen, daß weder der Eine noch der Andere einen Stoff, wie die beyden bezeichneten, gewählt haben würde; am wenigsten Racine. Unbedenklich darf man daher behaupten, daß durch jeden feststehenden Typus das Gebiet der tragischen Poesie verengt werde, und daß, wenn der Dichter irgend einen Stoff wählt, welcher der angenommenen Normalform minder zusagt, er dieses nie ohne entschiedenen Nachtheil thun werde. Man darf bey dieser Behauptung sich nur an jene Werke Calderon's erinnern, bey welchen die Stücke, zu welchen er den Stoff aus dem Gebiete der Mythe oder der alten Geschichte genommen hat, durchaus zu den schwächern gehören. Ueberdieß bleibt bey einem stehend gewordenen Typus auch für das ausgezeichnetste Talent nichts übrig, als der Nachtreter glücklicherer Vorgänger zu werden;

und wie der Mangel eines bestimmten Typus, nach den Abstufungen dichterischen Vermögens, leicht zur Willkür, zum Gewagten, Ausschweifenden, Bizarren und Formlosen führt: so führt die Verknöcherung einer stehend gewordenen Form eben so leicht zur geistlosen Nachahmung, zum Schlendrian und zuletzt zur Theilnahmslosigkeit des Publicums an den Leistungen einer solchen Schule, wie dieses durch die Geschichte der französischen und spanischen Bühne hinlänglich bewiesen wird.

Wenn man inzwischen für die Behandlung irgend einer Art tragischer Vorwürfe eine allgemein gültige Form gelten lassen wollte, so müßte es für die historische Tragödie seyn: weil eben hier die Behandlung bey jedem brauchbaren Stoffe auf die gleiche Weise bedingt ist. Denn wo der Dichter immer einen solchen Stoff aus der Geschichte aufgreift, da ist ihm in den Charakteren und in den Motiven zugleich das Wesentlichste für die Behandlung desselben gegeben. Es lohnt sich nicht der Mühe, auf den unpoetischen Sinn derjenigen Rücksicht zu nehmen, welche verlangen, daß eine historische Tragödie ein Collegium historicum sey, und die im Theater ein solches hören oder repetiren wollen. Aber eben so gewiß ist es, daß der Dichter, wenn er dasjenige, was ihm die Geschichte bietet, verschmäht, und mit dem historischen Stoffe so willkürlich wie mit einem selbsterfundenen schaltet, sich jederzeit zu nachtheiligen Mißgriffen verleitet sehen wird. Denn wenn er eine bestimmte Begebenheit aus der Geschichte wählt: so werden, wenn er nicht die ganze Katastrophe und den ganzen Gang jener Begebenheit willkürlich verändern, und somit die historische Tragödie selbst aufheben will, weder Charaktere, noch Motive viel anders seyn können, als sie ihm von der Geschichte geboten werden. Eine nichtssagende Entschuldigung wäre es, wenn der Dichter die Freyheit willkürlichen Gestaltens hinsichtlich der Charaktere und Motive aus dem Grunde vertheidigen wollte, weil diese, wie die Geschichte sie hergebe, an sich selbst nicht poetisch seyen. Es handelt sich nämlich gar nicht darum, ob er Charaktere und Motive als poetisch ausgebildete in der Geschichte antreffe: sondern ob sich in Beziehung auf die dramatische Handlung in beyden solche wesentliche Elemente finden, die einer poetischen Gestaltung fähig sind. Ist das nicht der Fall: so sind sie eben unbrauchbar, und dann ist es gewiß auch der ganze Stoff; enthalten sie aber Elemente jener Art: so ist es die Sache des Dichters, sich dieser zu bemächtigen. Nur bey einer solchen Behandlung des historischen Stoffes kann sein Werk einen festen Bestand in sich selbst gewinnen, weil eben nur auf diese Art die Faktoren mit dem Produkte vollkommen übereinstimmen können.

So treffen wir die historische Tragödie beym Shakespeare. Man muß zwey Classen seiner historischen Stücke unterscheiden; erstens jene, in welchen das Interesse mehr auf den politischen Veränderungen und den Schicksalen eines großen und mächtigen Reiches beruht; aus dessen Geschichte der Stoff genommen ist, als auf den Leidenschaften und dem Schicksale einzelner Personen: und jene, in welchen das Interesse mehr an die Letzteren geknüpft ist. Die erste Classe repräsentiren vielleicht am reinsten die drey Theile Heinrich's VI.; die andere Macbeth, Coriolan, Heinrich VIII. Einige Stücke stehen zwischen beyden Classen inne; mehr jener erstern angehörend, wie König Johann, Heinrich V. ꝛc.: oder der zweyten, wie z. B. Antonius und Cleopatra. Diese Eintheilung ist so leicht zu machen, daß sie kaum der Mühe zu lohnen scheint: allein sie lohnt der Mühe sehr wohl, wenn es dadurch klarer in die Augen fällt, auf welche Weise der Dichter eben durch die Benützung des ihm gegebenen Geschichtlichen die tragische Wirkung zu erreichen wußte; wie selten er davon abwich, und wie er selbst dort, wo er mit dem Geschichtlichen nicht ausreichte, alles in strenger Beziehung und Unterordnung zu diesem erfand und ausführte. Die Katastrophe in den Stücken jener ersten Classe trifft ein großes, durch äußere Feinde, wie durch innere Parteyungen, tief aufgeregtes und erschüttertes Reich; sie kann ihrer Natur nach nur das Product vielfacher und in vielfachem Widerstreit begriffener Kräfte seyn. Hier häuft sich alles; Interesse, Charaktere, Motive, Zufälle ꝛc. Die Enthaltsamkeit des Dichters im Erfinden darf ihm hier nicht unbedingt als ein großes Verdienst angerechnet werden; denn bey dem Umfange seines Stoffes, und so, wie er den Begriff seines Stückes gefaßt hatte, blieb durchaus kein Raum für das Erdichten. Daß er aber den Begriff der historischen Tragödie so gefaßt hatte, das muß ihm zum höchsten Verdienste angerechnet werden; und daß er in seinem Genie die Kraft fand, jene ungeheuren Massen zu gewältigen und poetisch zu gestalten. Hier war nicht einmal Raum genug für die Entfaltung der Motive und der Charaktere; und dennoch vermissen wir diese Entfaltung nirgends, weil beyde überall mit den sprechendsten Zügen hingezeichnet sind. Das selbst aber sind sie, weil sie in ihrer geschichtlichen Wahrheit durchaus eine feste sichere Beziehung zum Ganzen, und dadurch eine klare Bedeutung haben Und wie hier durch die Enthaltsamkeit im Erdichten: so ist es bey den Stücken der andern Classe, wo für die Erdichtung Raum blieb, die vollkommenste Uebereinstimmung des Erdichteten, mit dem geschichtlich Gegebenen, durch welche sie festen Bestand erhalten. Die Beantwortung der Frage

aber, warum die hiſtoriſche Tragödie bey Shakeſpeare gerade dieſe Geſtalt gewann, und warum er die außerordentlichſte Wirkung gerade auf dieſem Wege ſuchte und zu erreichen wußte, liegt ſo klar vor, daß gewiß jeder Dichter, der ſie ſich mit Unbefangenheit ſuchte, darüber mit ſich ſelbſt ins Reine gekommen iſt.

Legt man nun bey Beantwortung dieſer Frage den Accent auch vollkommen richtig dorthin, wo er hingehört, daß die Natur nämlich einen Geiſt, wie Shakeſpeare, nicht alle Jahrhunderte hervorbringe, und die gleiche Kraft, der gleiche Umfang des poetiſchen Genies, vor allem aber die gleiche Klarheit und Tiefe der Weltanſchauung kaum noch in irgend einem andern Dichter, wie bey ihm, ſich vereinigt gefunden haben: ſo bleibt noch immer eine andere Frage zurück, warum es nämlich auch den ausgezeichnetſten unter den deutſchen Tragikern mit der hiſtoriſchen Tragödie ſo ſelten gelinge, und warum wir gar ſo wenig Stücke dieſer Art beſitzen, welche für die Bühne brauchbar wären, oder auch nur beym Leſen befriedigten. Dieſe Erſcheinung iſt inzwiſchen ſehr leicht zu begreifen, wenn man als richtig gelten laſſen will, was eben erſt über die innere Nothwendigkeit einer dem Weſen der hiſtoriſchen Tragödie entſprechenden Behandlung derſelben geſagt worden iſt. Nichts iſt dieſem Weſen mehr entgegen, als Willkür; und eben die Willkür iſt es, welche man ſelbſt bey den beſſern Stücken dieſer Art kaum wird wegläugnen können. Es läßt ſich mehr als ein beſonderer Grund davon angeben. Je ſtrenger nämlich bey einem Gegenſtande der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung iſt, um deſto nothwendiger wird jede Abweichung von dieſem Zuſammenhange zu entſchiedener Willkür führen. Wenn man das Eine verrückt, wird man immer auch das Andere und zuletzt alles von ſeiner rechten Stelle rücken, und alles verrenken müſſen. Ueberdieß mehr als bey einer andern Nation hat bey uns Deutſchen die Philoſophie auf die Entwicklung und den Gang der poetiſchen, vorzüglich aber der dramatiſchen Natur eingewirkt. Wenn die Philoſophie und die Kritik — denn beyde müſſen hier getrennt in Betrachtung gezogen werden — überall einen ungemeſſenen Einfluß auf die Poeſie erlangen werden, wo dieſe nicht aus dem Boden des Volkslebens und in inniger Uebereinſtimmung mit dieſem, ſondern aus dem Dreyblatt kritiſcher Theorien aufwächſt: ſo kommt hier noch insbeſondere die dem Deutſchen eigenthümliche Neigung zur philoſophiſchen Reflexion in Betrachtung. Die tiefe Bedeutung der Tragödie hatte der deutſche Tiefſinn früh und richtig erkannt; aber wie die philoſophiſche Reflexion das Weſen derſelben ſelbſt verſchiedenartig auffaſſen konnte, und wirklich auffaßte:

so trat der nämliche Fall bey jedem einzelnen Stoffe ein. Hier geschah es nun häufig, daß das Bestreben, eine philosophische Ansicht im Drama hervortreten zu lassen, zu dem Mißgriff verführte, den Stoff dieser Ansicht anzupassen: ein Mißgriff, der bey der historischen Tragödie am wenigsten zulässig seyn kann, da in ihr alles durch eine innere Nothwendigkeit verbunden, und in dem historisch Gegebenen auch die philosophische Ansicht gegeben ist, die bey einer richtigen Behandlung desselben, wie bey Shakespeare, immer von selbst klar hervortritt. Wie wenig auch der Freund der Poesie irgend eine von Schiller's historischen Tragödien, so wie sie wirklich sind, missen möchte: so wird man doch zugeben müssen, daß der reflektirende Philosoph in Schiller alles that, um die Unbefangenheit des Dichters zu zerstören, und nur darum nicht damit zu Stande kommen konnte, weil dieser ihm zu mächtig war; man wird zugeben müssen, daß es einen Wallenstein ohne Thekla und eine Jungfrau von Orleans ohne Lionel, ohne Gewitter und ohne Verklärungsscene geben könnte, und daß der große Dichter, wenn er sich unbefangen an die Geschichte hätte halten wollen, bey der Kraft seines Genies seinen Compositionen den gleichen Grad poetischen Gehaltes hätte geben können. Nicht wenig kam es Schiller dabey zu Statten, daß er seine Stücke mit steter Berücksichtigung der Bühne und mit einer festen Ansicht für diese schrieb (Briefwechsel mit Goethe, I. Theil). Wo der tragische Dichter bey seinen Compositionen die theatralische Aufführung entweder absichtlich aus der Berechnung läßt, oder dieselbe auch nur nicht fortwährend im Auge behält, da wird er sich immer mehr, als ohne diese Rücksicht, versucht finden, willkürlich mit dem Stoffe zu schalten; dieses aber bey einem historischen Vorwurf nie ohne den entschiedensten Nachtheil zu thun vermögen.

Einen offenbaren Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung liefert die Trilogie des Herrn Immermann, von welcher hier die Rede seyn soll. Die Geschichte bot hier dem Dichter allerdings einen brauchbaren Stoff, aber dieser war nur dann brauchbar, wenn jener die Motive und Charaktere so benützte, wie sie ihm von der Geschichte geboten wurden.

Auf den ersten Anblick kann es anders scheinen. Der Vater läßt seinen Sohn durch ein feyerliches Gericht zum Tode verurtheilen, und veranlaßt wenigstens den Tod desselben, wenn auch das Urtheil nicht wirklich vollzogen ward: denn nach allem, was über dieses unglückliche Ereigniß bekannt geworden, verdienen die Berichte derjenigen den meisten Glauben, welche besagen, daß der Prinz weder an Gift, noch durch das Beil, sondern an

den natürlichen Folgen jener erschütternden Auftritte gestorben sey, welche das über ihn verhängte Gericht herbeyführte. Wie dem auch sey, ein solches Verfahren widerspricht einem der stärksten natürlichen Gefühle, der Vaterliebe, und Peter konnte nur durch die dringendsten Motive dazu bewogen werden. Als den entscheidenden Beweggrund gibt man einstimmig den Widerwillen des Czarewitsch gegen alle Einrichtungen seines Vaters, und die wohlgegründete Besorgniß des Letztern an, die ganze Schöpfung seines Riesengeistes, die Frucht der ungeheuersten Anstrengungen und Aufopferungen, nach seinem Tode durch einen dumpfsinnigen Schwächling zerstört, und sein Reich in die alte Nacht einer heillosen Barbarey zurückgeworfen zu sehen. Natürlich kann hier nicht von der sittlichen Gültigkeit dieses Beweggrundes, sondern nur davon die Rede seyn, ob derselbe für dramatisch brauchbar und wirksam gelten könne. Vielleicht; vielleicht ließ sich selbst dieser Beweggrund für sich allein von einem großen Dichter zur Erreichung einer tragischen Wirkung verwenden Denn gehört er gleich einerseits der Reflexion an: so ist die Situation gewiß tragisch, wenn ein Vater, wie Peter, sich zu der Alternative gedrängt findet, entweder jedes Vatergefühl zu verläugnen, oder alle Früchte der Anstrengungen, durch welche er ein rohes Volk aus der tiefsten Barbarey aufgerissen, und um Jahrhunderte vorwärts gebracht hatte, durch einen seines Geistes unwürdigen Sohn vernichtet, und selbst im glücklichsten Falle das Reich den heftigsten Erschütterungen preis gegeben zu sehen. Hatte Brutus, so wie die Geschichte vom Livius erzählt wird, dringendere Motive, das Haupt seiner Söhne dem Beile des Liktors preis zu geben? — Dort war eine offenbare Verschwörung Auch hier; denn der Prinz war die Hoffnung und in Zukunft das sichere Werkzeug einer mächtigen Partey, die man sich nach der Anzahl und Wichtigkeit der nach seiner Verurtheilung Bestraften als eine ausgebildete denken muß. An der Spitze dieser Partey aber steht seine, vom Peter erst einer Geliebten wegen verstoßene, und dann durch die Erhebung eines liefländischen Bauernmädchens zur Gemahlin des Czars aufs Bitterste gekränkte Mutter. Die Rachsucht dieser schwer mißhandelten Mutter, die Rathschläge ihrer beleidigten Verwandten sind es, die den unglücklichen Alexis zum Tode, seinen Vater aber zum Kindermorde fortreißen; alle diese herben Früchte der Rachsucht einer beleidigten Gattin aber und des unnatürlichen Hasses eines mißleiteten Sohnes erwachsen aus dem Keime einer ehebrecherischen Liebe. Hier war hinreichender Stoff zu einer ächt tragischen Wirkung in dem, was die Geschichte dem Dichter darbot.

Was sonst die poetische Brauchbarkeit dieses Stoffes, wie ihn die Geschichte bot, verdächtig machen konnte, war der Charakter des Helden. Aber ist denn Alexis der Held dieses großen Trauerspiels? Das Opfer ist er, nicht der Held. Der Held ist Peter. Eine schwere Aufgabe blieb es, diesen dumpfsinnigen, bald feigen, bald tückisch trotzenden Charakter poetisch darzustellen; und doch ist es offenbar, daß, wenn der Dichter ihn umschuf, der rechte Gesichtspunkt für die ganze Handlung und ihren innern Zusammenhang dadurch verrückt wurde. Er durfte also nicht umgeschaffen, noch in dem Grade veredelt werden, daß sein ursprüngliches Gepräge sich dadurch verwischte. Aber mildern durfte der Dichter einige Züge, und andere fanden sich, die sich recht gut brauchen ließen, und einer poetischen Ausbildung wohl fähig waren; die Anhänglichkeit des Alexis an die alten, von Peter gewaltsam zerstörten Sitten und Einrichtungen seines Vaterlandes und die Theilnahme an dem Unglücke seiner Mutter. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er sich weigerte, diese und die übrigen Mitschuldigen anzugeben, war es, was den Zorn Peters aufs Höchste reizte. Auch die Liebe des Prinzen zu Euphrosynen konnte, wie es von dem Dichter wirklich geschehen ist, benützt werden, unsere Theilnahme an dem Prinzen zu vermehren. Ueberhaupt wird es Hrn. Immermann niemand vorwerfen können, seinen Stoff nicht vielseitig aufgefaßt, oder die brauchbaren Elemente desselben nicht gekannt zu haben; nur hat er, sowohl rücksichtlich der Charaktere als der Motive, nicht mit Entschiedenheit dasjenige herausgehoben und festgehalten, was ihm der innere und nothwendige, oder was hier das nämliche ist, der geschichtliche Zusammenhang der Begebenheit darbot: und nur das ist Ursache, daß seine Dichtung weniger Haltung und Bestand gewonnen hat, und darum auch weniger befriedigt, als es sonst der Fall seyn würde.

Das erste Stück, welches den Titel: Die Bojaren, führt, hat eine Verschwörung zum Inhalt, als deren Anstifter und Lenker ein Stephan Glebof erscheint; ein General, welchen man eines Liebeshandels mit der verstoßenen Czarewna beschuldigte. Glebofs Plan gründet sich auf die durch ihn verbreitete Nachricht, daß Peter in einem Sturm umgekommen sey. Die Bojaren versammeln sich in seinem Hause. Eudoxia erscheint vermummt mit Kreuz und Schleyer in ihrer Mitte, und klagt über die ihr zugefügte Kränkung. Jene sind geneigt, sie zur Regentin auszurufen; inzwischen gelingt es Glebof, sie von der Ausführung ihres raschen Entschlusses abzuhalten. Mit den vornehmsten Häuptern der Bojaren beschließt er eine Theilung

des Reiches. Alexis soll vor der Hand zum Schattenkönig erhoben werden.

Im zweyten Aufzuge macht er Eudoxia mit seinem Plane bekannt, und entdeckt ihr, als sie die Krone für sich in Anspruch nimmt, daß Peter noch lebe. Wir werden in den Kremlin geführt, wo wir Alexis mit seiner Geliebten Euphrosyne treffen. Menzikof hatte den Prinzen auf seiner Flucht mit Katharina mit sich nach Petersburg führen wollen; dieser aber sich entschlossen geweigert. Eine Kugel, von Menzikof dem Czarewitsch bestimmt, saust während der Unterredung durch den Saal, und fährt in das Getäfel; Alexis zeigt bey diesem Vorfall eine kalte Todesverachtung aus tiefer Versunkenheit und Zerfallenheit über die härtesten Mißhandlungen;

That nicht ihr Aeußerstes die Wuth an mir?
Ward ich nicht abgesperrt von meinen Freunden,
Bewacht, gehegt, wie ein gefährlich Wild?
Wann sah ich einen Menschen? Weht das Lüftchen
Von draußen, das dem Sohn des Czaren Nahrung
Zu frevelndem Gedanken brächte? Ward
Die eigne Mutter nicht dem Sohn versagt,
So oft er auch gefleht, daß er die Hand
Dürft küssen, die des Knäbleins schwachen Schritt
Gestützt! O meine Mutter! —

Der Mißhandlung, dem Schmerz des kindlichen Gefühles können wir unsere Theilnahme nicht versagen; aber wenn Alexis früher sagt:

— — — — — — Mich, mein Mädchen,
Sah nie der Batterien gekrauster Dampf.
Ich hab mich krank gemacht, um wegzubleiben.
Lorbeern von ihm! O Pfui! Bey St Georg!
Riss' auch der Czar die große Gottessonne
Vom Himmel, sprach': »Die Sonne geb' ich Dir
Als Ordensstern für Deinen ersten Sieg!«
Mich reizt' es nicht —

so fragen wir uns, was eine solche unnatürliche Gehässigkeit bey dem Sohne rechtfertigen konnte. Der Dichter wollte uns in Alexis einen energischen, durch die härtesten Mißhandlungen gebrochenen, und dadurch mit sich und mit seinen Hoffnungen und außer der Liebe zu seiner Mutter und Euphrosynen mit der ganzen Welt zerfallenen Jüngling zeigen.

— — — — — — Die Welt ist ja
Nur eine Hölle! — — Ha, wozu das Tröpfchen
Von Freude, in dem Ozean der Qual? —

War Alexis wirklich eine edlere Natur und ein so kräftiger Geist: wie konnte er die großen Entwürfe seines Vaters bis auf diesen Grad verkennen, daß sie ihm »bloße Grillen« und

Ein ungeheures ödes Possenspiel

scheinen; und wie konnte der große Geist des Vaters dann den Sohn so sehr mißkennen, daß er in ihm nur einen feigen Schwächling sah und mißhandelte.

Zu Ende des Aktes erscheint Eudoxia in Klostertracht, das Kreuz in der Linken und die Krone in der Rechten.

Sohn, komm zu uns, sey dieser Fürsten Herr!
Die Todten stehen auf, die lebten, starben,
Ich bin die Mutter, das ist Ruriks Reif!

Einen Augenblick scheint Alexis alles ein Traum, und dann Verrätherey zu seyn; doch rasch reißt die innere Aufregung ihn fort.

Das ruft, als wär' es außer mir, doch sind's
Nur arge, list'ge Larven meiner Brust! —
Ich weiß, Ihr schwindet, nah' ich mich, in Dunst,
Doch ihr umstrickt mich mit des Zaubers Kunst.
Habt mich! Hier bin ich! Gebt mir meine Krone,
Denn wie dem Vater, eignet sie dem Sohne!

Der dritte Akt beginnt in St. Petersburg, wo Menzikof mit Katharina angelangt ist. Er bringt die Handlung um keinen Schritt weiter. Die bängliche Stellung Katharinens zwischen einem Gemahl wie Peter — halb Heros und halb Tieger, wie ihn Voltaire in einem seiner Briefe treffend bezeichnet — und einem anmaßenden Günstling wie Menzikof, hat der Dichter eben so richtig als scharf bezeichnet: aber so wie der Letztere hier und späterhin sich ausspricht, hat der listige und gewandte Menzikof, und wohl überhaupt noch nie ein Minister sich ausgesprochen; eben so wenig, als es je noch einem solchen eingefallen ist, in Abwesenheit seines Herrn den Sohn desselben auf eigene Rechnung niederschießen zu lassen. Es ist möglich, daß Herr Immermann durch irgend eine historische Klatscherey zu diesem Zuge verleitet wurde; aber selbst in diesem Falle durfte er keinen Gebrauch davon machen. Welch ein Fürst und Vater, dessen Diener dergleichen ohne weiters auf eigene Rechnung wagen darf!

Die Flüchtlinge suchen den Czar bey seiner Landung mitten im Sturme auf dem Schiffe selbst auf, um seine Verzeihung zu erhalten. Peters erstes Auftreten ist imposant, und überraschend die Art, wie er seinen Entschluß ausspricht, an Alexis ein strenges Gericht zu üben. Der Tod des Unglücklichen ist also bereits beschlossen. Auch im folgenden Akt setzt Peter selbst auf seinem Wege nach Moskau den Namen seines Sohnes auf die ihm von Menzikof überbrachte Liste der Schuldigen:

— — — — — — So: Alexis Petrowitsch.
Du bist ein Name, gleich den Andern. Jetzt
Ist das Verzeichniß fertig. Nun zu Roß.

Im fünften Akt sind Eudoxia und die Bojaren im Kremlin versammelt, und dringen in Alexis, die Krone anzunehmen. Er weigert sich:

— — Ihr verlangt den Schattenkönig.

spricht er. So ist es freylich. Bald darauf sagt er:

Rußland ist mein! Und die Entsagung, die
Zum Lohn für heiße Reue mir Bedrängtem
Unmenschlichkeit entrungen hat, sie soll,
Ich schwör's, an dem gesetzten Tag mich nicht
Von meinem angestammten Recht entfernen.

Weiß er denn bereits, daß Peter noch lebt? und wenn er es weiß, warum erklärt er diesen von ihm verachteten Menschen den Grund seiner Weigerung nicht? Warum nicht, wenn er das auch nur vermuthet? Weiß er es aber nicht: so ist ja eben der Tag gekommen, an welchem er sich sein angestammtes Recht durch keine Gewalt entreißen lassen will. — Jetzt tritt Glebof ein, und meldet die nahe Gegenwart des Czars; bald erscheint dieser selbst. Glebof fordert die bestürzten Bojaren auf, ihre Schwerter in die Brust des Czars zu stoßen, und Eudoxia selbst entreißt einem der Bojaren das Schwert, und dringt auf Peter ein. Da wirft Alexis sich zwischen diesen und die Mörder: während im Augenblick der höchsten Gefahr Gordon mit den Truppen erscheint. Das Gericht, welches Peter jetzt über die Schuldigen hält, ist bey der grausamen Kälte des Richters, und bey dem düsteren Kolorit, welches der Dichter dieser Scene zu geben wußte, von großer Wirkung. Jetzt sucht Peter seinen Sohn auf. Er ist geneigt, ihm zu verzeihen, jedoch erklärt er ihm zugleich offen, er glaube, daß nur Feigheit ihn vom Verbrechen des Zepterraubs zurückgehalten habe. Das kränkt das Herz des Sohnes aufs Tiefste. Was ist es also sonst, was ihn zurückhielt? Er spricht sich selbst darüber aus:

— — — — — Diese Nacht
Hat mich erzogen! In der Mutter Antlitz
Sah ich der Furie Blick! Der Vater steht
Bis an den Hals in Blut, und höhnt den Sohn!
Ich faß' mich schaudernd an! Ward ich zum Hauch?
Nein, unsre Sehnen sind ein zäh Geweb'!
Es kommt der Tag, wo auch der Schwächste sich
Gerüstet fühlt. Die Menschen haben mich
Nicht sanft geführt;
Drum hat der Himmel meiner sich erbarmt,
Und mündig mich gesprochen! —

Zusammen bricht mein sterblich Theil! Der Gott
Schwebt siegreich über des Alexis Leiche!
Nicht sehn' ich mich nach meines Mädchens Brust,
Nicht dürst' ich nach der Luft, dem Licht der Welt,
Nicht schmacht' ich nach dem Sacrament des Herrn!
Ich sehne mich, ich dürste, schmachte, lechze
Nach Fesseln, Schranken, Ladung, Frage, Spruch!

Eine edle, kräftige, in sich selbst zusammengebrochene Natur kann unsere höchste Theilnahme in Anspruch nehmen: nur müssen wir entweder früher Aeußerungen ihrer gesunden Kraft gesehen haben, oder dergleichen zum Theil noch in ihrer Erschöpfung an ihr gewahr werden. Wo das nicht der Fall ist, wie bey Alexis — und am wenigsten ist es bey dem Gericht, welches er so trotzig fordert, der Fall — werden wir einer theils matten, theils überspannten und störrischen Zerfallenheit mit dem Leben jene Theilnahme unbedenklich versagen dürfen. Und woher diese Versunkenheit? von dem Schmerz über die Verstoßung seiner Mutter? Die Wirksamkeit dieses Motives ist zugestanden worden, aber es tritt nicht mit hinreichender Entschiedenheit hervor; oder die Härte, mit welcher Peter bey allen seinen Reformen zu Werke ging? Auch dieses Motiv ist nur schwach angedeutet; oder entsteht sie bey Alexis daraus, daß seine Kraft verkannt und ihr kein Raum zur Entwicklung gegeben wurde? aber die großen Entwürfe seines Vaters sind ihm ja nur Grillen und ein leeres Possenspiel; und mit vollem Rechte wirft ihm dieser jahrelangen Trotz, verstockten Stumpfsinn und Undank gegen jede Bemühung vor, ihn zum Erben seines Sinnes zu bilden. Wer tritt hier nicht unbedenklich auf die Seite des Vaters? Was also hat nur Hr. J. durch diese ganze erdichtete Verschwörung und überhaupt dadurch gewonnen, daß er den Charakter des Alexis umschuf und hinaufzuschrauben suchte, ohne ihn jetzt noch mit dem, was er aus der Geschichte beybehalten mußte, in Uebereinstimmung bringen zu können. Nur geschadet hat er sich dadurch, und sich überall in Widersprüche verwickelt, die uns für die Auffassung seines Werkes irgend einen sichern Standpunkt übrig lassen.

Das Gericht von St. Petersburg macht den Inhalt der zweyten Abtheilung aus. Im ersten Akt sind die Deputirten der Städte in der Morgendämmerung auf den Gräbern der Bojaren versammelt, um ihre Reise nach St. Petersburg anzutreten, und dort die Gnade des Czars für Alexis in Anspruch zu nehmen. Die ganze Scene ist mit vieler Einsicht und mit ächt dichterischem Geiste behandelt. Von den Gräbern der Bojaren werden wir in den Audienzsaal nach St. Petersburg ge-

führt. Die Minister legen dem Czar Rechenschaft ab, und begrüßen ihn zuletzt als Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen. Sie entfernen sich, und nur der Staatsrath Tolstoi bleibt zurück. Dieser Charakter ist einer der bedeutendsten im ganzen Stücke. Er selbst schildert sich mit den schärfsten Zügen in folgendem Bruchstück eines Monologes:

Warum denn hass' ich ihn? Er that mir ja
Nie was zu Leide. — Ey, er ist ein Mensch!
Gibt's einen Titel, welcher dringender
Auf zur Vertilgung forderte? Es soll
Nichts leben, was mir in die Hände fällt,
Denn nichts ist lebenswerth. — Die Erde ist
Ein abgeschmackter Haufen Staub, der Himmel
Lügt sein gehaltlos Nichts zur Saphirdecke,
Und nur der Tod ist wirklich. — Nein, auch der nicht!
Er ist nur wieder Leben andrer Art.
Aus welchem irgend haltbar'n Argument
Schleppt sich nun wohl so'n Daseyn, wie das meine,
Durch Tinte, Moder, Wust und Pergament?
Ohn' Weib, ohn' Kind, ohn' Freund, ohn' Lust, ohn' Aussicht?
Von Geistern sagen sie, die gierig sind
Nach Blut Dann wärmt ein kurzes, falsches Feuer
Die öden Schemen aus. Das ist kein Mährchen!
Doch will ich's suchen, nicht mit Dolch noch Klinge,
Nein, aus Gesetzen wirk' ich dir die Schlinge.

Es gibt solche Unglückliche, welche den Ingrimm einer tiefen Zerrissenheit mit fürchterlicher Consequenz festhalten, und ihn durch den Haß gegen die ganze Menschheit zu versöhnen suchen, indem sie sich scheinbar über alle menschlichen Empfindungen, Schwächen und Bedürfnisse hinausheben; ob aber der Dichter gut gethan, einen solchen Charakter hier zu schaffen, das ist eine andere Frage. Alexis fällt also nicht als nothgedrungenes Opfer für eine große Idee, nicht als Opfer für das Wohl künftiger Generationen: sondern als das Opfer eines Ungeheuers, das am Morden Wohlgefallen findet, und ziemlich nahe an den Teufel streift. In der Scene, von welcher hier die Rede ist, sucht Tolstoi den Czar auszuforschen, in wiefern er wohl zur Gnade geneigt seyn dürfte; er spricht die Unschuld des Prinzen mit Entschiedenheit aus, und nennt selbst die Verurtheilung desselben ausdrücklich einen Mord. Freylich ließe sich sagen, auch die geschichtliche Verurtheilung sey ein Mord gewesen, da Peter seinem Sohne für den Fall seiner Rückkehr eidlich Verzeihung zugesichert, und dieser seither keines neuen Vergehens sich schuldig gemacht hatte. Die Sache hat hier inzwischen dennoch ein anderes Aussehen. Der Prinz weigerte sich nach seiner Rückkehr hartnäckig, die Beförderer seiner Flucht und

die Häupter jener Faction anzugeben, deren entschiedenes Bestreben auf den Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge gerichtet war. Strenge Untersuchung war hier dringend geboten, nur so konnte die gegenwärtige Schuld, wie die künftige Gefahr, offenbar werden, und nur so sich ergeben, was die Rücksicht auf beyde rieth oder forderte.

Der zweyte Akt spielt in den Gemächern Katharinens. Wir werden Zeuge ihres Einverständnisses mit ihrem Kammerherrn Mons de la Croix. Beyde werden von Peter beynahe überrascht. Der erste Verdacht über Katharinens Untreue fällt in seine Seele: aber diese weiß den Verdacht durch die tiefste und entschlossenste Verstellung zu zerstreuen. Peter ist heiter und unbefangen, oder scheint es wenigstens. Mit der lebhaftesten Freude bricht er gegen Katharinen über seinen Sohn in die Worte aus: »Er ist unschuldig.« Er erzählt einen grausen Traum, der ihn gewarnt habe, an dem Sohne zu frevelu. Und dennoch überläßt er ihn dem Gerichte, das ihn zum Tode verurtheilen wird; dennoch spricht er auch nicht einmal den Entschluß aus, ihn zu retten, und entfernt sich, nachdem er seinen Traum erzählt hat, wie von der gleichgültigsten Unterredung, als Menzikof eintritt, der mit der naivsten Offenheit Katharinen erzählt, wie er der Geliebten des Prinzen auf der Spur sey, wie viel er von ihren Aussagen hoffe, und was er sonst noch für Ränke und Verbrechen im Sinne habe. Der darauf folgende Monolog Katharinens läßt uns wieder einen Blick in ihr zerrissenes Herz thun. Sie will sich zusammenraffen; sie will den Czarewitsch retten; sie will sich mit dem Himmel versöhnen, und selbst Mons will sie aufgeben:

— — — — Auch er sey mir verloren.
Viel geb' ich auf, mehr hab' ich mir erkoren!

Dritter Act. Euphrosyne will sich zu Anfang des dritten Actes in die Fluthen der Newa stürzen, und wird von Costa, Peters Hofnarren, zurückgehalten, der ihr verspricht, sie um Mitternacht durch einen geheimen Gang in das Schloß zu bringen, um durch sie den Prinzen zur Flucht zu bewegen. Kaum hat er sich entfernt, als Euphrosyne von Menzikof ergriffen wird. Costa hat sich inzwischen aufs Schloß begeben. Die Scene, in welcher er Alexis auf Euphrosynens Erscheinen durch ein Lied vorbereitet, welches diese sonst zu singen pflegte, gehört zu den gelungensten der ganzen Dichtung. Ueberhaupt hat Herr Immermann einen bewunderungswürdig leichten und dabey dennoch sichern Pinsel, um die zartesten und zugleich die tiefsten Regungen der Liebe zu malen, wie außer ihm gewiß

nur wenige Dichter. Einen höchst widerlichen und abstoßenden Eindruck macht hingegen die zunächst folgende Scene. Statt Euphrosynens erscheint nämlich Katharina, in der Absicht, den Sohn zu den Füßen des Vaters zu führen, und ihn mit demselben zu versöhnen. Wie viel man auch auf Rechnung der aufgeregten Stimmung des Prinzen und der getäuschten Sehnsucht nach dem einzigen Wesen, das er liebte, setzen mag: die wilde, rohe Leidenschaftlichkeit, mit welcher er Katharinen behandelt, empört, und gar nicht ungern stimmt man dieser bey, wenn sie zu ihm sagt:

— — Du bist im Haupte krank. —

Vierter Act. Euphrosyne, von Tolstoi beym Verhöre grausam gequält, ist entsprungen, und zum Czar gelangt, der sie gütig aufnimmt. Tolstoi, dem Peter früher gesagt hatte:

Vergeßt, ich will's ausdrücklich, daß ein Czar,
Der Peter heißt, regiere. Denkt ihr meiner,
So denkt an mich als den, der vom Hochbootsmann
Sich bis zum Admiral geschwungen!

sendet dem Admiral, Peter Alexiewitsch, eine Ladung vor sein Gericht, und erscheint darauf in Person, um seine Forderung geltend zu machen. Peter weist dieselbe anfangs mit dem Stolze des Herrschers zurück; entschließt sich aber zuletzt, sich ihr zu fügen, als Tolstoi im Namen der unverletzbaren Heiligkeit des Gesetzes in ihn dringt.

Das Gericht ist versammelt. Nachdem man eine Weile vergebens auf den Czar gewartet, verlangt Alexis die Erlaubniß zu sprechen. Er bringt durchaus nichts zu seiner Vertheidigung Gehöriges vor: sondern begnügt sich, seinen Richtern mit Bitterkeit ihre Niederträchtigkeit und ihre Verbrechen vorzuwerfen, deren nähere Kenntniß er aus einem von dem Narren Costa erhaltenen Denkbuche geschöpft hat, welches er zuletzt auf den Gerichtstisch legt:

Gehetzt, geblendet, taumelnd, wuthdurchbebt!
Nun helf' euch Dolch und Mord! — Ich hab' gelebt.

Jetzt erscheint Peter vor den Schranken, und sagt aus, von Euphrosynen erfahren zu haben, daß Eudoxia um die Flucht des Sohnes, dieser aber durch einen Brief der Mutter um den Aufruhr der Bojaren gewußt habe. Einen solchen Brief kann man sich als geschrieben denken: obwohl nach der dritten Scene des fünften Acts der Bojaren Alexis zuerst durch das plötzliche Erscheinen Eudoxiens mit dem Aufruhr bekannt geworden zu seyn scheint. Als er sich jetzt von Euphrosynen

verrathen glaubt (sie verrieth ihn wirklich), stürzt er in einen Sessel, und nimmt an den Verhandlungen weiter keinen Antheil. Jetzt erhebt sich Tolstoi:

Aufruhr verbergen, heißet Aufruhr üben.
Wer des Verräthers Brief empfangen hat,
Und des Verräthers schont, begeht Verrath;
Mitwissenschaft ist Vorschub, Hehlen That.
Du sollst das Land mehr als die Mutter lieben.
Die Klag' ist nicht auf eine Zeit beschränkt,
Auf einzeln Umstand, Fehltritt nicht gelenkt,
Nach göttlichem und menschlichem Gebot
Verdient Alexis Petrowitsch den Tod.

Einmüthig treten die Richter diesem Ausspruche bey.

»So eine Art von Schuld,« wie Tolstoi im ersten Acte sagte, oder wenn man will, eine wirkliche Schuld ist also gefunden. Die Richter haben nach der Strenge des Buchstabens das Todesurtheil ausgesprochen. Welches dringende Motiv ist aber dadurch für die Vollziehung desselben gewonnen? Peter hat das Recht der Begnadigung, und er ist mehr als ein Barbar, wenn er jenes Urtheil an dem Sohne vollziehen läßt, weil dieser an einer ungerecht verstoßenen und in den tiefsten Jammer versunkenen Mutter nicht zum Verräther werden wollte. Im nächsten Auftritte frägt er seinen Arzt vorläufig nach einem Apotheker, bey welchem Aqua tofana zu haben sey. Und dennoch bricht er, als man ihm das rasch ausgefertigte Todesurtheil bringt, in die Worte aus:

— — — — Ein Schandurtheil! —
An einer Klausel, einem Nichts ihn fassen!
Gemein und niederträchtig, blutig-albern!
Bestellt' ich euch, daß ihr hyänengierig
In der vergess'nen Dinge Moder wühlen,
Scharr'n solltet aus der Gruft verweste Schuld?
O das ist schlimmer als des Meuchlers Dolch!

Er kennt also die ganze Niederträchtigkeit dieser Richter. Warum nun übergab er solchen Elenden den Sohn? Warum reicht er selbst dem durch ein »Schandurtheil« dem Tode Geweihten den Giftbecher? und warum frägt er schon jetzt vorläufig nach Aqua tofana? Wie kann er das als Vater? wie kann er es als Fürst, der eben kurz vorher in der Scene mit Tolstoi die unbedingteste Verehrung für Recht und Gesetz so auffallend bewährt hat? Was bestimmt ihn also, den »Meuchelmord« an dem Sohne zu theilen? — Haß gegen diesen? Wäre es doch der Haß! Aber er schwankt auch in diesem Hasse das ganze Stück durch, und mit der lebhaftesten Freude äußert er die Hoffnung, daß der Sohn unschuldig seyn könne, empfängt er die Nachricht,

daß er es wirklich sey. Er ist also ein Heuchler; oder er schwankt nicht im Kampfe eines starken natürlichen Gefühls mit der dringenden Nothwendigkeit, den Sohn zu opfern — eine solche Nothwendigkeit tritt hier in der Dichtung nirgends mit Entschiedenheit hervor — sondern aus Charakterlosigkeit. Peter übereilte sich wohl öfters; aber schwachmüthiges Schwanken lag nicht in seinem Charakter, wie es denn jedem großen Charakter fremd ist.

Während Peter noch schwankt, zeigt sich ihm Katharina in Trauer. Mit tiefer Verstellung scheint sie Anfangs für Alexis zu sprechen, und sucht, da bey Peter das Vatergefühl rege wird, ihn aus Rache für die von dem Prinzen erlittene Mißhandlung für die Vollziehung des Urtheils zu bestimmen. Der Grund, durch welchen es ihr gelingt, ist für den gegenwärtigen Fall ein wenig sonderbar:

Uns Andern ging' es hin, Dir schenkt man nichts.
Und fragen würden sie: Wie kam es doch,
Wenn er wollt gnädig seyn, daß er das Aufsehn,
Da kalte, feyerliche, unbegehrt
Um Nichts erregen ließ? — Nun, sprächen Andre,
Er ist denn auch zuletzt wie Unsrer Einer,
Dräut und bereut. Der Fall belehre Euch.

Eines bessern Grundes erwähnt Peter selbst, doch nur im Vorbeygehen. Fast, spricht er,

War eine Thorheit hier geschehn, es war
Das Zeichen zu dem Bürgerkrieg gegeben,
Sobald sich meine Augen sterbend schlossen.
Im Irrthum war ich, grausam straft er mich;
Ich frevelte an der Natur, nun reift
Die Frucht; der Widersinn, das Ungeheuer.

Dann fährt er fort:

Verloren war er schon, sobald den Hof
Ich eingesetzt. Wie auch der Hof gesprochen,
Ich mußte seiner mich entledigen.
— — — — — — — — — —
Er ist bedauernswerth und sie — sind schlecht,
Und wählen muß ich zwischen ihm und ihnen.

Alexis stirbt also um eines Fehlgriffes seines Vaters und um der Schlechtigkeit seiner Richter willen. Und warum muß Peter diese Richter bestrafen, von denen er selbst ganz recht sagt:

Fluchwürdig war der Sinn, der Spruch ist gut;

warum muß er den Sohn seinen Mißgriff mit dem Tode büßen lassen?

Im fünften Act schwankt er aufs Neue, und Katharinens Betragen ist ihm verdächtig geworden. Jetzt treten die

Abgeordneten der Städte vor ihn. Diese Scene ist vortrefflich, und eben so imposant als eigenthümlich. Die ernste Warnung der Bittenden verfehlt inzwischen ihre Absicht, und ihr Widerspruch stellt den Entschluß des Czars endlich fest. Stets, ruft er:

— fand ich mich, hatt' ich mich eingebüßt,
Im Angesicht des Feinds, des Heers, des Volks,
Das dringt und fordert.

Er nimmt die Abgeordneten mit sich auf die Festung, wohin er auch die Richter beschieden hat, und reicht dem Sohne »als einen Stärkungstrank« den Giftbecher.

Die dritte Tragödie führt den Titel Eudoxia. Eine Zusammenkunft Peters mit Eudorien, und sein Tod, nachdem er vorher Katharinens Undank erfahren hat, macht den Inhalt derselben aus. Die Diction nähert sich hier theilweise dem Antiken; die Composition ist großartig, und die Durchführung ächt poetisch; nur wünscht man, daß der Dichter sich begnügt hätte, die Erhebung Katharinens, und die dabey gespielten Intriguen bloß mit ein paar Strichen anzudeuten, da die darauf sich beziehenden Scenen den Eindruck des Ganzen unstreitig schwächen. Auch hätte es der Dichter wohl vermeiden können, uns Peter zuletzt als mit seiner Schöpfung und mit den Ideen, die ihn dabey geleitet hatten, zerfallen zu zeigen. Er hatte wirklich erreicht, was er sich vorgesetzt hatte; er hielt die Ideen, die ihn dabey geführt hatten, bis zum letzten Augenblicke fest, und war bis zum letzten Augenblicke dafür thätig unter den schmerzlichsten Körper- und Seelenleiden. Das eben macht seine Größe aus. Nicht an dem Bestande, nur an der Fortführung und an der Vollendung seines Werkes konnte er zweifeln; nur zweifeln konnte er daran, nicht verzweifeln. Undank hatte er geerntet, und sich mit dem Vorwurfe belastet, ein Verbrechen gegen die Natur begangen zu haben; die Folge und Strafe des einer ehebrecherischen Liebe zu gefallen an Eudorien verübten Unrechts Die tragische Wirkung lag für einen Dichter von Herrn J.'s Range auch auf diesem Wege.

Zum Schlusse sey es Ref. erlaubt, noch dieses hinzuzusetzen. Er hat sowohl bey Beurtheilung des Trauerspiels in Tyrol in diesen Blättern, als auch bey einer andern Veranlassung seine Achtung für Hrn. J. und seine hohe Meinung für dessen Leistungen auf die unzweydeutigste Art ausgesprochen. Hier inzwischen galt es, einen in der Behandlung der historischen Tragödie eben so gewöhnlichen als nachtheiligen Mißgriff nachzuweisen. Wo aber die Kritik immer einen solchen Mißgriff nachweisen will, da wird sie es nur an dem Werke des Meisters, nicht des Stümpers, mit Erfolg thun können. M. Enk.

Art. VIII. Ueber den Heiligenschein. Von Dr. C. Garthe. Minteln 1830, bey A. Osterwald.

Das vorliegende, am Umfange nur kleine Werkchen scheint in Beziehung auf seinen Gegenstand sowohl, der bisher noch so wenig untersucht worden ist, als auch, und zwar vorzüglich, in Beziehung auf die Methode, welche der Verfasser bey seinen Untersuchungen beobachtete, bemerkenswerth zu seyn. Er erklärt sich selbst in seiner kurzen Einleitung auf das Bestimmteste gegen das Verfahren der Alten, und wir dürfen immerhin hinzusetzen, auch gegen das vieler Neueren, die Natur auf dem Wege der theoretischen Speculation zu erforschen, da sie doch nur auf der Bahn fortgesetzter Beobachtungen zu unserer näheren Kenntniß gebracht werden kann, und er gibt hier selbst ein schönes Beyspiel, auf welche Weise diese Bahn verfolgt werden muß, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Er sucht nämlich zuerst die möglich größte Summe von Erfahrungen zu sammeln, die Haupterscheinungen derselben zu bemerken, die Beobachtungen selbst mannigfaltig zu verändern, und mit den sie zunächst umgebenden Verhältnissen zu combiniren, angemessene Modificationen mit ihnen vorzunehmen, um bemerkte Verschiedenheiten deutlicher endlich herauszuheben, und alle gesammelten Erfahrungen zu ordnen, und unter einen Gesichtspunct zu bringen, von welchem sich das Ganze in allen seinen Einzelnheiten übersehen und beurtheilen, und aus welchem sich das Gesetz, welchem diese Erscheinungen folgen, oder, wenn man bis zu diesem nicht vordringen kann, wenigstens der wahrscheinlichste Grund derselben ableiten läßt. Von diesem Gesetze oder von diesem Grunde steigt er dann wieder herab zu den einzelnen Phänomenen, um den Zusammenhang beyder nachzuweisen, und so seiner aufgestellten Erklärung denjenigen Grad von Evidenz zu geben, mit welchem wir uns gewöhnlich bey unseren Untersuchungen der Natur, wenigstens bey denjenigen zufrieden stellen müssen, die nicht zum Gegenstande der unmittelbaren Rechnung gebracht werden können. Zwar sind wir bey der Sache, von welcher hier die Rede ist, noch nicht so weit vorgedrungen, um die Kraft der Analyse auf ihn anzuwenden, wie dieß z. B. bey der in mancher Beziehung ähnlichen Erscheinung des Regenbogens und anderen Naturphänomenen der Fall ist, aber es wirkt demungeachtet nicht minder vortheilhaft auf den an strenge Darstellungsweise gewöhnten Leser, die gegebene Aufgabe, wenn auch nicht eben durch die Mathematik, so doch mit mathematischem Geiste behandelt und aufgelöst zu sehen. Man hat es oft genug gesagt, aber auch eben so oft vernachläßigt, daß die Mathematik die beste Disciplin

des menschlichen Verstandes ist, und daß sie daher vorzugsweise bey unseren Bildungsanstalten in Anspruch genommen werden sollte. Mag immerhin später das Mechanische der Sache, wenn äußere oder innere Bedürfnisse nicht weiter dazu auffordern, der Vergessenheit übergeben werden: die erste Wendung, welche der Geist durch sie erhalten hat, die erste Falte desselben wird bleiben und wirken, und dem ganzen künftigen Leben die Sicherheit und Folgerichtigkeit im Denken geben, die eben so weit von dem gewöhnlich sogenannten Denken des großen Haufens verschieden ist, als sich wahre Beredsamkeit, die bey uns mit jedem Tage immer seltener wird, von der geschwätzigen Redseligkeit unterscheidet, die uns in Menschen und Büchern so oft zu ganzen Heeren umschwärmt.

Auch davon gibt der Verfasser dieses kleinen, aber gehaltreichen Werkchens einen schönen Beweis, und wenn man auch nicht wüßte, daß er Professor der Mathematik ist, so würde man doch bald aus seinem Werke selbst erkennen, daß sein Geist eine mathematische Bildung erhalten hat, und daher allen seinen Erzeugnissen jenes Gepräge aufdrückt, durch welches sich eben diese Wissenschaft vor allen anderen zu ihrem großen Vortheile so auffallend unterscheidet.

Er theilt seine Arbeit in vier Abschnitte. Der erste enthält eine bestimmte Beschreibung des zu behandelnden Gegenstandes, wodurch er deutlich erkannt, und von allen anderen ähnlichen unterschieden wird. Der zweyte zeigt kurz dasjenige an, was etwa von anderen über diesen Gegenstand bereits gesagt oder geleistet seyn mag. Der dritte und größte enthält die eigenen Beobachtungen des Verfassers, und der vierte endlich die auf diese Beobachtungen gebaute Erklärung des ganzen Phänomens. Wir wollen seiner Darstellung in derselben Ordnung folgen.

Wenn eine aufrecht stehende Person, den Rücken gegen die Sonne gekehrt, Morgens oder Abends mit Intensität von der Sonne beleuchtet wird, und der Schatten derselben auf eine bethaute, mit Pflanzen bewachsene Fläche fällt, so sieht sie um ihren Schatten einen lichten Saum, der besonders bey unbedecktem Kopfe um den Schatten des Kopfes am stärksten ist. Die Breite dieses Saumes beträgt nach den Umständen 5 Zoll bis 6 Fuß.

Dieses ist die Erscheinung, um welche es sich hier handelt, und mit ihr hängt wahrscheinlich die andere zusammen, die z. B. Bouguer in Peru gesehen hat, wo er seinen Schatten auf einer nur 30 Schritte von ihm entfernten Wolke mit diesem Saume, und insbesondere den Schatten seines Kopfes mit drey lebhaft gefärbten concentrischen Ringen, wie mit einer Glorie, umgeben erblickte, ein Phänomen, das Macfait und

Scoresby in England ebenfalls beobachtet haben sollen. Wir bleiben hier mit dem Verfasser bey der zuerst erwähnten Erscheinung stehen, von deren Wirklichkeit sich jeder leicht durch seine eigene Erfahrung überzeugen kann.

Diese Ueberzeugung wird jedem Leser ohne Zweifel mehr gelten, als die historischen Belege, welche G. in seinem zweyten Abschnitte anführt, und durch welche er zu beweisen sucht, daß man diese Erscheinung auch schon in der Vorzeit gekannt habe. Wir können es nicht verhehlen, daß uns diese Beweise sämmtlich ungenügend erschienen sind, und daß überhaupt dieser zweyte oder historische Theil seines Werkes der schwächste ist. Weil die griechischen Künstler die Bilder ihrer Götter zuweilen mit solchen Glorien um das Haupt geschmückt haben, eine Sitte, die bekanntlich auch in die Darstellung der späteren christlichen Maler und Bildhauer übergegangen ist, so schließt er, daß diese Erscheinung jenen Bildnern bekannt gewesen seyn müsse. Allein von diesem Gebrauche lassen sich wohl auch andere Gründe angeben, die alle mit diesem Phänomen nichts gemein haben, die religiöse Ansichten oder auch Spiele der Phantasie zur Folie haben, und die wenigstens eben so wahrscheinlich seyn mögen, als die scharfsinnigen, aber durch nichts erwiesenen antiquarischen Erklärungen eines Heyne oder Winkelmann, welche jene Glorie bey den heidnischen Gottheiten von ihren Stirnbinden oder von der kleinern Kopfbedeckung ableiten wollten, welche das Haupt der Bildsäulen gegen Schmutz und Wetter schützen sollten. Was G. von dem Gesichte Benvenuto Cellini's, dessen Autobiographie uns Goethe so schön in unserer Sprache gegeben hat, mittheilt, so tritt sie allerdings der Sache näher, kann aber doch nicht als das Zeugniß eines unbefangenen Menschen angesehen werden. Cellini war durch die lange und grausame Einkerkerung, wie seine Geschichte selbst deutlich zeigt, mit seiner Phantasie in Unordnung gekommen; der sonst so kräftige Mann unterlag; seine Geistesstärke, die er so oft in der Stunde der Gefahr erprobt hatte, ermattete unter langen Qualen, und nirgends auf der Erde Hülfe erblickend, seine Errettung für unmöglich haltend, wandte er sein geistiges Auge gegen andere Regionen, und sah oder glaubte doch zu sehen, was vor und nach ihm kein nüchterner, vorurtheilsfreyer Mann gesehen hatte. Die Stelle im zweyten Buche Mosis beweiset nicht, was sie G. beweisen läßt, und die in der Apostelgeschichte Cap. 26 scheint vollends gar nicht hieher zu gehören, da die Umstände und die Erscheinung selbst mit dem hier behandelten Gegenstande zu verschieden sind, daher denn auch der Verf. zu mehreren sehr gezwungenen Erklärungen seine Zuflucht nehmen mußte. Die Nach-

richt des Plinius von dem schlafenden Knaben ist zu trocken, um darauf Erklärungen zu gründen, und der Text des Verfassers puero dormienti caput arsisse ferunt spricht weder vom Schatten, noch von einem lichten Saume desselben, noch von der Sonne, noch von einer bethauten Wiese, und die ganze Geschichte gehört, wenn nicht in das Reich der abergläubischen Dichtungen, von denen bekanntlich die Romer sehr große Freunde waren, so doch gewiß nicht in die Classe derjenigen Naturphänomene, von welchen hier die Rede ist.

Dieser zweyte Abschnitt scheint also nur zu beweisen, daß entweder die Alten diese Erscheinung nicht kannten, oder daß der Verf. sich nicht sorgfältig genug um solche Nachrichten umgesehen hat, die von einer früheren Bekanntschaft mit dieser Erscheinung zeugen können.

Wir gehen zu der dritten und wesentlichsten Abtheilung, zu den von dem Verf. selbst angestellten Experimenten über. Ohne sie hier alle nach der Reihe anzuführen, bemerken wir nur folgende wesentliche Eigenheiten dieser Erscheinung.

In Beziehung auf die Zeit wird das Phänomen nur etwa drey Stunden nach dem Aufgange oder eben so lange vor dem Untergange der Sonne gesehen. Näher bey dem Mittage war es immer unsichtbar.

In Beziehung auf den Ort wird bemerkt, daß der Schatten des Beobachters auf bethaute Wiesen fallen müsse, wenn der Heiligenschein recht deutlich erscheinen soll, und daß er hier am deutlichsten erscheint, wenn der Beobachter 15 bis 30 Fuß über dem Boden der Wiese erhaben ist. Bey größeren Erhöhungen nahm die Intensität der Erscheinung wieder ab.

Der Stand des Barometers, des Thermometers und des Hygrometers, so wie der Zustand der Elasticität der Luft oder die Richtung und Stärke des Windes scheint auf das Phänomen keinen wesentlichen, bemerkbaren Einfluß zu haben.

Je heiterer der Himmel und je heller das Licht der Sonne, desto stärker tritt die Erscheinung hervor. Das langsame hin und her Bewegen des Beobachters trägt auch zur Verstärkung der Erscheinung bey. Um den Schatten des Kopfes ist sie, wie bereits erwähnt, immer am stärksten. Ein senkrecht auf den gerade stehenden Körper ausgestreckter Arm zeigt an dem äußersten Ende seines Schattens nichts von jenem Saume, aber mehr und mehr, je näher der Schatten des Arms an den der Schultern tritt.

Mehrere Personen, auf die oben, bey der Erklärung des Phänomens, erwähnte Weise, mit ihren Rücken gegen die Sonne gestellt, bemerken zu gleicher Zeit das Phänomen an ihren eigenen Schatten, aber an dem Schatten des Nachbarn ist es für

den andern unsichtbar, so lange beyde Personen mehr als drey Fuß von einander entfernt sind. Rücken sie einander näher, so sieht auch jeder von ihnen den Heiligenschein des andern, und zwar desto deutlicher, je näher die Personen selbst an einander rücken.

Thiere, z. B. Pferde, große Hunde u. dgl., geben dieselbe Erscheinung, wenn sich der Beobachter hart hinter sie, zwischen sie und die Sonne stellte, aber doch immer schwächer als bey den Menschen.

Tafeln von Bretern zusammengefügt oder Baumstämme und andere leblose Gegenstände hatten durchaus keinen bemerkbaren Saum ihres Schattens. Wenn aber der Beobachter sich vor einen dicken Baumstamm stellte, der an Umfang den des Beobachters übertraf, so sah man diese Erscheinung an den Längenschatten des Baumes, aber nur in der Gegend, wo, ohne Baum, des Beobachters eigener Schatten hingefallen wäre. Wenn sich der Beobachter an dem Baumstamme erhob, so änderte auch die Erscheinung dieser Erhöhung gemäß ihre Stelle, während immer der ganze Schatten des Baumstammes nicht die geringste Spur von Saum zeigte.

Wenn der Beobachter sich in einen ringsum wohl verschlossenen Kasten stellt, und das Phänomen durch eine in die Wand des Kastens eingekittete Glasscheibe beobachtet, so sieht er, wenn anders die oben angeführten günstigen Umstände Statt haben, die Erscheinung, obschon schwächer, rings um den Schatten des ihn umschließenden Kastens, und sie wurde immer stärker und deutlicher, wenn die in der oberen Decke des Kastens zum Athemholen bestimmte Klappe geöffnet wurde.

Die Bemerkung, daß das Phänomen besonders bey dem Kopfschatten hervortritt, und zwar am meisten, wenn der Kopf unbedeckt ist, leitete den Verf. darauf, den Schatten eines ganz unbekleideten Menschen zu untersuchen. Er fand, was er vermuthete, daß bey nackten Menschen dieser Heiligenschein noch viel stärker ist, als bey bekleideten, und daß er besonders stark in der Gegend des Schattens der Brust ist.

Electrische Isolirungen des Beobachters durch trockenes Eichenholz, Seidenzeuge, Glasplatten u. dgl. zeigten keine bemerkbaren Aenderungen des Scheines, so daß dieser also von der Electricität, wenigstens im Allgemeinen, unabhängig ist.

Wird der Schatten des menschlichen Körpers auf eine Mauer oder auf eine hölzerne Wand geworfen, so zeigt sich jener lichte Saum gar nicht, eben so wenig auf ausgebreiteten wollenen Decken oder auf Wasserflächen. Immer wird als Ort des Schattens eine mit Gewächsen reich bedeckte Fläche, also z. B. eine Wiese, und zwar eine noch bethaute Wiese als erste Bedingung des Erfolges gefordert. Frisch abgemähte Wiesen, Getreidefelder

u. dgl. zeigen diesen Saum nicht, oder doch nur sehr schwach. Wird der Thau mit einer Stange abgestreift, so verschwindet sofort die ganze Erscheinung. Am deutlichsten endlich tritt sie auf solchen bethauten Wiesen oder Gartenbeeten hervor, deren Gewächse in ihrer Farbe sich mehr jener des Grünspans, als der des Grasgrünen nähern, wie bey Pisum sativum, Brassica oleracea. vicia faba u. dgl., wo der den Schatten umgebende Lichtsaum oft die Intensität des Perlmutterglanzes erreicht.

Nachdem der Verf. diese und ähnliche Beobachtungen zusammengestellt, und am Ende derselben zur besseren Uebersicht geordnet hatte, geht er nun in dem vierten Abschnitte zu ihrer Erklärung über. — Alles Vorhergehende zeigt, daß die Lichtstrahlen der Sonne, wenn sie den menschlichen Körper nahe vorbeygehen, eine Aenderung erleiden, und daß diese Aenderung sich auch, obschon in geringerem Grade, bey vielen thierischen, aber nicht bey den Pflanzen und den leblosen Körpern findet. Eine solche Aenderung der Lichtstrahlen, wenn sie was immer für Körper sehr nahe vorbeygehen, ist schon längst in der Astronomie unter dem Namen der Inflexion des Lichtes bekannt. Welcher Art diese Aenderung hier ist, ob sie ebenfalls in einer Beugung der Lichtstrahlen, in einer Zersetzung oder in einer andern Modification bestehe, kann einstweilen dahingestellt bleiben, da es für unseren gegenwärtigen Zweck hinreicht, die Existenz einer solchen Aenderung der Strahlen, deren Wirkung eben jener helle Schattensaum ist, außer Zweifel gesetzt zu haben. Da nun die Ursache dieser Aenderung in der Nähe thierischer Körper nicht in der Anziehung derselben gesucht werden kann, weil leblose Körper keine ähnliche Erscheinung zeigen, so ist man beynahe gezwungen, sie in einer eigenen Atmosphäre, in einer Dunsthülle zu suchen, welche die thierischen Körper ringsum umgibt, eine Atmosphäre, die schon wegen der immerwährenden Ausdünstung, welcher diese Körper unterworfen sind, nicht weiter in Frage gestellt werden kann. Diese Dünste umgeben die thierischen Körper, vorzüglich aber die des Menschen, vielleicht in der Form von unzähligen kleinen und feuchten Kügelchen, deren Entstehen und Verschwinden ununterbrochen fortgeht. Das Licht der Sonne wird, wenn es in diesen Dunstkreis tritt, gebeugt und auf eine uns noch unbekannte Art modificirt, wodurch eben jene Erscheinung des Schattensaumes hervorgebracht wird, indem die in ihrer Richtung veränderten Lichtstrahlen auf die Pflanzenelemente und die darauf schwebenden Thautropfen so auffallen, daß sie durch die Reflexion derselben wieder in das Auge des Beobachters zurückgebracht werden.

Wir wollen sehen, ob diese Erklärung den oben aufgezählten Beobachtungen vollkommen entspricht. Die Erscheinung des Hei-

ligenscheines ist desto stärker, je heller das Licht der Sonne ist, weil dieses Licht es ist, in welchem die Hauptursache der Erscheinung selbst gesucht werden muß. Sie ist nahe an dem Schatten der Körper intensiver, weil jene Atmosphäre ihrer Natur nach in der Nähe der Körper selbst am dichtesten seyn muß. Diese Erscheinung ist bey unbedeckten Körpern stärker als bey bekleideten, weil bey jenen die sie umgebende Atmosphäre nicht durch die Bekleidung zurückgehalten wird Sie ist an den oberen Theilen, besonders an dem Kopfe, am stärksten, weil jene Dunsttheile des menschlichen Körpers wahrscheinlich in einem steten Aufsteigen begriffen sind, also eine Anhäufung derselben nach oben Statt hat. Sie ist ferner nur in den Morgen- und Abendstunden sichtbar, weil nur zu dieser Zeit der Thau die Gewächse bedeckt, von deren Tropfen die Lichtstrahlen in das Auge des Beobachters reflectirt werden, und weil bey einem höheren Stande der Sonne um Mittag die Strahlen unter solchen Winkeln gegen die Thautropfen, die man etwa durch künstliche Bewässerung hervorgebracht hat, auffallen, daß eine Reflexion in das Auge des Beobachters unmöglich wird. Sie kann ferner nur von der Person selbst, die den Schatten wirft, oder von einer ihr sehr nahe stehenden anderen Person gesehen werden, weil die Tropfen, welche das stärkste Sonnenlicht zurückwerfen, nur in der Richtung des verlängerten Schattens liegen, und zu beyden Seiten dieser Richtung die Reflexion mit der Entfernung von dieser Richtung abnehmen muß. Von einem etwas erhöhten Standpuncte wird die Erscheinung deutlicher gesehen, als wenn der Beobachter auf dem Boden der Wiese selbst steht, weil man von dieser Erhöhung mehr Thautropfen und mehr spiegelnde Elemente der Pflanzen zu übersehen vermag, als von einem tieferen Stande, wo die vorderen Gewächse die hinter ihnen stehenden bedecken.

Diese Erklärung scheint also mit den Beobachtungen so gut zu harmoniren und den einzelnen Erfahrungen so genau zu entsprechen, daß man an ihrer Richtigkeit nicht mehr zweifeln kann, und daß man die umsichtige und höchst sorgfältige Weise, durch welche der Verfasser zu dieser Erklärung gekommen ist, aufrichtig loben, und wünschen muß, daß sie auch bey der Untersuchung anderer Naturerscheinungen recht viele Nachahmer finden möge. Diese wenigen Blätter enthalten wieder eine Wahrheit mehr, die uns bisher noch unbekannt war, und die gewiß von jedem, dem es überhaupt um Wahrheit zu thun ist, dankbar zu dem großen Vorrathe von Erkenntnissen gelegt werden wird, den wir unsern Nachkommen als ein Erbe hinterlassen, welches sie mit Sorgfalt pflegen, und durch ihre eigenen Entdeckungen bereichern und vermehren werden. Littrow.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXI.

Hammer's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

I. Encyclopädie und Bibliographie.

1.

يواقيت العلوم

d. i. Rubinen der Wissenschaften. Persisch. 8. 198 Bl. Vom Imam Ebi Hamid Ben Mohammed El-Ghasali, gest. 505 (1111), dem großen Philosophen, Verfasser der großen ethischen Encyclopädie Ihja-el-ulum, d. i. Wiedererweckung der Wissenschaften, und vieler anderer berühmter philosophischer und theologischer Werke; eine Sammlung von 360 Streitfragen, welche in der Ordnung der folgenden 30 Wissenschaften aufgeführt sind: 1) die Grundlehre der Dogmatik, 2) die Grundlehre der Rechtswissenschaft, 3) die Lehre der Nachfolge im Chalifate, 4) die Lehre der Glaubenssecten (Mesheb), 5) die Lehre der Erbtheilungen, 6) die Lehre geschriebener Verbindlichkeiten (Schuruth), 7) die Mystik (Tesawuf), 8) die Koranskunde, 9) die Kunde der Ursache der Sendung der einzelnen Suren, 10) die Kunde der aufhebenden und aufgehobenen Suren (Nasich u mensuch), 11) die Kunde der Sprachausnahmen der Exegese (Gharibi tefsir), 12) die Lesekunde des Korans (Kiraet), 13) die Kunde der Seltenheiten des Korans (Newadiri Koran), 14) die Kunde der Sprachausnahmen der Ueberlieferung, 15) die Kunde der Sprichwörter des Korans, 16) die Kunde des Sinnes der Poesie (Maanii schiir), 17) die Kunde seltsamer Wortspiele (Laabi gharib), 18) die Syntax und Declinationslehre (Nahw u Jirab), 19) die Grammatik, 20) die Prosodie (Aarudh), 21) die Schriftenkunde (Ilmi chatt), 22) die Kunde der Seltenheiten der Genealogie, 23) die Traumauslegungskunde (Taabiri ruja), 24) die Beschwörungskunde (Ilmi efsune) mittels Räucherungen und Formeln, 25) die Sternkunde (Ilmi nudschum), 26) die Rechenkunde (Ilmi hisab), 27) die Kunde das Loos zu stechen (Fal), 28) die Kunde der Lösung schwieriger Fragen, 29) die Arzneykunde, 30) die Ackerbaukunde. Zu Ende des Manuscriptes wird das Werk vom Abschreiber nicht dem Ghasali, sondern dem Imam Fachreddin Rasi zugeschrieben. Die Abschrift vollendet am 8. Dschemasiul-ewwel 1089 (1678). Die Angabe, daß Rasi der Verfasser der Rubinen der Wissenschaften, ist ein Irrthum. Rasi, d. i. Rhazes,

geſt. i. J. d. H. 606 (1209), iſt in der That der Verfaſſer einer der früheſten und geſchätzteſten Encyclopädien, aber dieſelbe umfaßt 60 und nicht 30 Wiſſenſchaften, und führt den Titel: Hadaikol-enwar fi hakaikil-esrar, d. i. die Gärten des Lichtes in den Wahrheiten der Geheimniſſe, er hatte dasſelbe dem Sultan Alaeddin Tekeſch von Chuareſm gewidmet (Hadſchi Chalfa).

2.

انموزج العلوم

d. i. Ueberſicht der Wiſſenſchaften, von Redſchmeddin Ibrahim Ben Et-Tarsusi El-Hanefi, g. i J. d. H. 758 (1357). 99 Bl. Kleinoctav. Ein Compendium von 21 Wiſſenſchaften, nämlich: 1) Lexicographie, 2) Wortſetzungslehre, 3) Etymologie, 4) Syntax, 5) die Lehre der Anordnung der Rede, 6) von dem Ausdrucke der Rede, 7) von den Figuren der Rede, 8) Metrik, 9) Reimlehre, 10) Logik, 11) Metaphyſik, 12) Kunde der Autoritäten der Ueberlieferung, 13) Rechtsgrundlehre, 14) Exegetik, 15) Lehre der Buchſtabenbildung, mit Proben des Leſens des Korans und der Exegetik, 16) Ueberlieferungskunde, 17) Rechtslehre, 18) Myſtik, 19) Anatomie, 20) Arzneykunde, 21) Rechenkunde, arabiſch.

3.

نفايس الفنون فى عرايس العيون

d. i. Der Kenntniſſe Koſtbarkeiten aus der Quellen Bräuten, von Mohammed Ben Mahmud aus Amul, in zwey Foliobänden, der erſte ein kleiner von 187 Blättern, der zweyte ein großer von 212 Blättern, geſchrieben i. J. d. H. 1033. Dieſer letzte Band ward von Hn. v. Jeniſch zu Conſtantinopel vor funfzig oder ſechzig Jahren aufgefunden, kam aus ſeiner Sammlung in die des verſtorbenen Hrn. v. Wallenburg, von dieſer in die des Grafen Rzewuski, und aus dieſer wie mehrere andere daraus gekaufte in die meinige; es war ein koſtbares, aber mangelhaftes Buch; durch den glücklichſten Zufall wurde dasſelbe Werk mittels eines zweyten vom Hrn. Internuntiatursdolmetſch Ritter von Raab zu Conſtantinopel aufgefundenen Manuſcriptes großentheils ergänzt; was ein ſo größeres Glück, als das Werk zu Conſtantinopel auf keiner der öffentlichen Bibliotheken, deren Cataloge bekannt ſind, ſich befindet, und ſelbſt von Hadſchi Chalfa nie ſelbſt geſehen worden zu ſeyn ſcheint, weil er ſonſt, wie bey allen von ihm ſelbſt geſehenen, den Anfang der erſten Zeile und den Namen des Fürſten, welchem er gewidmet worden, angegeben hätte. Dieſer iſt Scheich Abu Iſhak Mohammed Schah, der dritte und letzte der drey Fürſten der Dynaſtie Indſchu, welcher v. J. d. H. 743 (1342) bis ins Jahr 758 (1357) über Iſfahan und Fars herrſchte, und der Dynaſtie Moſaffer erlag. Derſelbe, welchen Hafiſ in einem berühmten Ghaſel mit vier großen Männern ſeiner Zeit beſang:

Zur Zeit des groſſen Schah Abu Iſhak
War durch fünf Wunder Farsiſtan bezeichnet *).

*) Diwan von Mohammed Schemſeddin Hafiſ. Stuttgard 1812. I. Bd. S. XXVI.

Dieses Werk ist die erste, das ganze Gebiet der Wissenschaften umfassende Encyclopädie der morgenländischen Literatur Vorderasiens, und hat augenscheinlich der um zweyhundert Jahre späteren großen Encyclopädie Taschköprisade's zur Grundlage gedient, wiewohl dieser desselben nirgends erwähnt, ja sogar in dem Artikel der Wissenschafteintheilungskunde nur die Abhandlung Abu Sina's als die einzige Quelle, woraus er geschöpft, angibt. Das erste encyclopädische Werk der Araber sind die Abhandlungen der Brüder der Reinigkeit um das Ende des vierten Jahrhunderts der Hidschret [1]), wozu sich eine Gesellschaft von Gelehrten vereiniget hatte; der erste Gelehrte aber, welcher eine Classification der Wissenschaften herausgab, war Avicenna [2]) (gest. i. J. d. H. 428), ihm folgte Ghasali, der Verfasser der oben angezeigten beyden Werke, der Rubinen der Wissenschaften und der Wiederauferweckung der Wissenschaften; hierauf classificirte Rhazes (g. i. J. d. H. 600) im obgenannten Werke 60 Wissenschaften. Nach ihm schrieb Mohammed Ben Ahmed El-Abjurdi (g. i. J. d. H. 508) die Classen der Wissenschaften [3]); der Richter der Richter Schemseddin Ahmed Ben Saade (g. i. J. d. H. 630) eine Encyclopädie von sieben Wissenschaften (Exegese, Ueberlieferung, Jurisprudenz, Philologie, Medizin, Geometrie, Arithmetik) unter dem Titel: Der Adel der Wissenschaft [4]), und der große Mystiker Mohijeddin Ibnol Arabi (g. i. J. d. H. 638) die Abstufungen der Wissenschaften [5]); Sekaki (gest. i. J. d. H. 676) schrieb das unter dem Namen: Schlüssel der Wissenschaften [6]), berühmte Werk, welches aber bloß die Grammatik, Syntax und Rhetorik umfaßt; alle drey arabisch; endlich verfaßte der persische Philolog Kutbeddin Mahmud Ben Mahmud Schirasi (g. i. J. d. H. 716) die Perle der Krone für das Stirnenhaar der Vorrede [7]), welches auch unter dem Namen Enmusedsch elulum, d. i. Proben der Wissenschaften, welchen in der Folge so viele Encyclopädiker ihren Werken gaben, berühmt geworden. Der große Rechtsgelehrte Ssadresch-scheriaat, d. i. der Vorsitz der Gesetzes (g. i. J. d. H. 747), schrieb die Ausgleichung der Wissenschaften [8]), welche aber nur die Logik und Metaphysik umfaßt, und Ibrahim Ben Tarsusi die oben angezeigte Uebersicht von 21 Wissenschaften. Nach dem Präsidenten der Akademie der Brüder der Reinigkeit, und den oben genannten zehn Encyklopädikern (Avicenna, Ghasali, Rhazes, Abjurdi, Ben Saade, Ibnol Arabi, Sekaki, Schirasi, Ssadresch-scheriaat und Tarsusi), trat Mohammed aus Amul, der zwölfte, und bey weitem der größte derselben auf. Hadschi Chalfa berichtet unter dem Titel dieses Werkes, daß der Verfasser in allen Wissenschaften Abhandlungen geschrieben, dieselben, 120 an der Zahl, gesammelt, und in zwey Abtheilungen

1) Der vorzüglichste Mitarbeiter desselben, Ibn Rifaa, starb i. J. 373. S. Abulfarag. p. 217.

2) Dürr-en-nasim fi ahwel-il-ulum wet-taalim, d. i. wohlgeordnete Perlen im Zustande der Wissenschaften und des Unterrichts.

3) Tabakatol-ulum.

4) Scherfol-ulum.

5) Meratibol-ulum.

6) Miftahol-ulum.

7) Durretet-tadsch li ghurretil-dibadsch.

8) Taadil-el-ulum.

herausgegeben, wovon die erste die Wissenschaften der Alten, die zweyte die Wissenschaften der Neueren (im Islam) umfasse, daß er aber die zweyte Abtheilung der ersten, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, vorausgeschickt habe; jene bestehe aus fünf Reden (Makale), beyde zusammen aus neun (und folglich die andere aus vier). Wirklich enthält der aus der Sammlung von Jenisch herrührende, i. J. d. H. 1037 (1625) geschriebene Folioband in fünf Reden: 1) die praktisch-philosophischen Wissenschaften, 2) die theoretisch-philosophischen Wissenschaften. 3) die Naturwissenschaften, 4) die Zweige derselben, und 5) die mathematischen; alle diese, auch vor dem Islam da gewesenen, sind die Wissenschaften der Alten; die nach der gewöhnlichen Grundeintheilung arabischer Encyklopädie zur Vervollständigung derselben fehlenden vier Classen von Wissenschaften, nämlich 1) die arabischer Schrift, 2) arabischer Philologie (die Geschichte mit einbegriffen), 3) des islamitischen Gesetzes, und 4) der islamitischen Mystik müssen, als die Wissenschaften der Neueren, den Inhalt der zweyten, vorausgeschickten Abtheilung bilden. Der andere, erst voriges Jahr in Constantinopel aufgefundene Band dieses Werkes ist aber aus dem Inhalte der ersten und zweyten Abtheilung des Werkes ohne alle Ordnung der Bücher (welche durch den ersten Band gegeben ist) zusammengestoppelt, und augenscheinlich aus einer zerrissenen Handschrift, deren zerstreute Theile der Abschreiber nicht zu ordnen verstand, abgeschrieben worden; derselbe enthält, wie die Inhaltsanzeige sogleich zeigen wird, außer einigen Wissenschaften der Alten und einer Wissenschaft aus jeder der beyden ersten Classen der Schrift- und Wortwissenschaften, nur zwey Bücher der Wissenschaften der Neueren, nämlich: die Gesetzwissenschaften und die Mystik, so daß der größte Theil der beyden anderen Bücher zur Vervollständigung des ganzen Werkes fehlen. Dieser später aufgefundene, i. J. 1089 (1678) geschriebene kleine Folioband enthält: aus dem ersten Buche der propädeutischen Wissenschaften nur:

I. Die Schriftkunde (Ilmi chatt) in den folgenden Abschnitten: 1) von der Bildung der Buchstaben und ihren Regeln; 2) von der Setzung nicht ausgesprochener Buchstaben. Aus dem zweyten Buche der Wortwissenschaften nur:

II. Die Lehre von den Redefiguren (Ilmi bedii) in den folgenden zwey Abschnitten: 1) von der Wohlredenheit des Sinnes (Satzfiguren), 2) von der Wohlredenheit des Worts (Wortfiguren).

Hierauf die ganze Meßkunde in den, in der Inhaltsanzeige des folgenden Manuscriptes gegebenen drey Abschnitten. Dann folgen die mystischen Wissenschaften (Ulumi teßawuf), welche als der Palmenkohl des moslimischen Baumes der Wissenschaft den Gipfel des ganzen Systemes im ersten Buche des Werkes bilden, in vier Wissenschaften nach den folgenden Abschnitten untergetheilt:

I. Die Kunde des beschaulichen Weges (Ilmi sulук). 1) Von dem Glauben des beschaulichen Jüngers (Salik), 2) von den Handlungen desselben, 3) von den Bedingnissen des beschaulichen Wandels, 4) von den Sitten des beschaulichen Pilgers, 5) von der Reinigung und Entäußerung, 6) von den Stationen des Wandelnden, 7) von der Auslöschung der Verbindung, d. i. der gänzlichen Selbsttödtung.

II. Die Kunde von der Wahrheitsanschauung (Ilmi hakikat). 1) Von der Wahrheitserkenntniß und der Vereinheitung (Tewhid): a. von der Vereinheitung überhaupt, b. von der wissenschaftlichen Vereinheitung (Tewhidi ilmi), c. von der Vereinheitung der Begeisterung (tewhidi hal), d. von der göttlichen Vereinheitung (tewhidi

ilahi), 2) von der Wahrheit der Seele (Hakikati nefs), 3) von der Wahrheit des Geiſtes (Hakikati ruh), 4) von der Wahrheit des Herzens (Hakikati kalb), 5) von der Wahrheit der Vernunft (Hakikati akl), 6) von dem Beweiſe des menſchlichen Geiſtes, 7) von der Erſcheinung der Welten der Körper und Geiſter, 8) von der Erſcheinung des Lichtes (Muſchahedeti enwar), 9) von den Enthüllungen (Mukiaſchefat), 10) von der Verklärung des Weſens (Tedſchellii ſat).

III. Die Wiſſenſchaft der Ausgleichung zwiſchen der großen und kleinen Welt, d i. dem Weltall und dem Menſchen (Ilmi muwaſene).

IV. Die Kunde der Buchſtabenkräfte (Ilmi huruf).

V. Die Kunde des Geiſtesaufſchwungs (Ilmi futuwwet), d. i. der Lichtkraft, welche in der menſchlichen Seele die Finſterniß überwältigt. 1) von der Wahrheit des Geiſtesaufſchwunges, 2) von dem Gegenſtande des Geiſtesaufſchwunges, 3) von den Bedingniſſen des Geiſtesaufſchwunges, 4) von der Art und Weiſe des Empfangs desſelben, 5) von den Eigenſchaften des ſich Aufſchwingenden, 6) von der inneren Wiſſenſchaft (Ilmi Ledünni).

Nach dieſem vollſtändigen Lehrſyſteme moslimiſcher Myſtik folgen aus der andern Abtheilung des Werkes die Arzneykunde, die Alchymie, die Magie, die Traumauslegungskunde, die Phyſiognomik, die Aſtrologie, die Kabala und Optik mit ihren in der Inhaltsanzeige des folgenden Manuſcriptes gegebenen Unterabtheilungen. Hierauf das zweyte Buch der erſten Abtheilung, nämlich die Geſetzwiſſenſchaften (Ulumi ſcherii).

I. Die natürliche Theologie (Ilmi kelam) in 30 Streitfragen (Meſele), 9 Blätter.

II. Die Exegeſe (Ilmi tefsir), 9 Blätter.

III. Die Ueberlieferung (Ilmi hadis), mit zweymal 40 ausgewählten Ueberlieferungen, 6 Blätter.

IV. Die Koranslekunde (Ilmi kiraet), 7 Blätter.

V. Die Diſputirkunſt (Ilmi Munaſeret).

VI. Die Polemik (Ilmi Chilafet).

VII. Die Rechtsgelehrſamkeit (Fikh) und die Bücher des Kaufs und Verkaufs, der Miethe, der frommen Stiftung (Wakf), der Schenkung des Heiratsgutes (Mihr), der Vollmacht (Wekalet), des Vorkaufrechts (Schufaa), der Ausfertigungen (Tewkiat).

Auf dem Bl. 157 beginnt dann die praktiſche Philoſophie, nämlich die erſte Wiſſenſchaft der praktiſch-philoſophiſchen Sittenreinigung in den zehn, bey der Inhaltsanzeige des folgenden Manuſcriptes gegebenen Abſchnitten; dann Bl. 168 die erſte Wiſſenſchaft der theoretiſch-philoſophiſchen, nämlich die Logik, die Metaphyſik, nach den in der Inhaltsanzeige des folgenden Manuſcriptes gegebenen Unterabtheilungen. Man ſieht aus dem Vorhergehenden, daß dieſes Manuſcript zwey Claſſen der Hauptwiſſenſchaften des Islams, nämlich fünf myſtiſche, und ſieben von denen des Geſetzes, dann zwey von den Schrift- und Wortwiſſenſchaften und zehn von denen in der folgenden zweyten Abtheilung aufgeführten, und folglich in allem 24 Wiſſenſchaften enthält. Alſo eine Ekloge beyder Theile, zwölf der erſten und zwölf der zweyten Abtheilung, aber ohne alle ſyſtematiſche Ordnung.

Das zweyte Manuſcript iſt die vollſtändige zweyte Abtheilung in fünf Büchern, worin 75 Wiſſenſchaften in 34 Titeln aufgeführet ſind.

Erstes Buch: die praktische Philosophie, enthält drey Wissenschaften. I. Die Anlagenreinigungskunde oder Ethik (Ilmi tehsibi achlak). 1) Von dem Adel dieser Wissenschaft, 2) von dem Naturell und der Möglichkeit von dessen Aenderung, 3) von der Reinigung der natürlichen Anlagen (Achlak), 4) von den verschiedenen guten Anlagen zur Tugend (Aretologie), 5) von den verschiedenen Arten derselben, 6) von den entgegengesetzten Anlagen zum Laster, 7) von dem Unterschiede der Tugenden, 8) von dem Erwerbe der Tugenden, 9) von der Bewahrung der Gesundheit der Seele (Seelendiätetik), 10) von der Befriedigung und Beruhigung der Seele.

II. Die Kunde des Familienrechtes (Ilmi tedbiri menasil). 1) Von der Nothwendigkeit der bleibenden Station (Mensil) des Hauses, 2) von der Leitung des Hauses, 3) von den Gütern und Nahrungsmitteln, 4) von der Weiberregierungskunde der Gemahlinnen, 5) von der Kinderregierungskunde, 6) von der Brüder- und Verwandtenregierungskunde, 7) von der Leitung des Gesindes und der Sclaven.

III. Die Regierungskunde (Ilmi siaset). 1) Von der Nothwendigkeit des Vereins im Staate (Temeddün), 2) von dem Adel und der Vortrefflichkeit des Staats, 3) von der Vortrefflichkeit gegenseitiger Liebe und Unterstützung, 4) von den Abtheilungen der Staatsvereine, 5) von der Herrscherkunst und den Sitten der Könige (Königsethik), 6) von der Herrscherkunst über Diener und Hofleute, und die Kunst, mit Königen umzugehen (Ethik der Hofleute).

Zweytes Buch: Speculative Philosophie, enthält vier Wissenschaften. I. Die Logik (Ilmi Mantik). Vorrede: Ueber die Nothwendigkeit und den Nutzen derselben, in zwey Abschnitten. Erstes Hauptstück: Von den Vorstellungen (Teßawurat). 1) Von der Bereicherung des Sinnes durch Wörter, 2) von der Eintheilung der Wörter, 3) von der Eintheilung der Bedeutungen, 4) von den Definitionen. Zweytes Hauptstück: von den Bestätigungen (Taßdikat). 1) Von den Sätzen (Kadhaja), 2) von den bedingten Sätzen, 3) von den Erfordernissen der Sätze, 4) von der Analogie (Kijas), 5) von den fünf logischen Künsten.

II. Die Philosophie (Ilmi Filasefe). Erstes Hauptstück: Die Kunde der allgemeinen Dinge. 1) Vom Seyn und Nichtseyn und den Unterabtheilungen desselben, 2) von der Substanz (Mahijet), 3) von der Individualisirung (Teaijun), 4) von der Nothwendigkeit und Möglichkeit von dem ewigen Daseyn und dem in der Zeit, 5) von der Einheit und Vielheit, 6) von der Ursache und der Wirkung (Aitologie). Zweytes Hauptstück: Die Kunde der Zufälligkeiten des Seyns und der Benennung. 1) Die Aufzählung der verschiedenen Arten derselben, 2) von der Quantität (Kem), 3) von der Qualität (Keif), 4) von den Andeutungen auf die übrigen anklebenden Zufälligkeiten (Attributenlehre).

III. Die Metaphysik (Ilmi Ilahi). Erstes Hauptstück: Von der Erkenntniß des nothwendig existirenden Wesens. 1) Von dem Beweise des nothwendigen Daseyns, 2) das nothwendig Existirende ist erhaben und Eines, 3) das nothwendig existirende Wesen hat weder Substanz noch Zufälligkeiten, 4) das nothwendig existirende Wesen ist von allen Seiten nothwendig da (allgegenwärtig), 5) das nothwendig existirende Wesen kennt und weiß von unserem Wesen (allwissend), 6) von den Philosophen wird die Erscheinung der Spuren (Werke) des ewig Nothwendigen (Gottes) als nothwendig bewiesen, 7) das Daseyn, die

Nothwendigkeit, die Wissenschaft und andere Eigenschaften gehören zum eigentlichen Wesen (Gottes), 8) der ewig nothwendige Gott theilt die Substanz keines anderen Wesens, 9) über die Beschaffenheit der Beweisführung der verschiedenen Secten der Philosophen des Daseyns Gottes, 10) von der Art und Weise der Erscheinung seiner Spuren (Werke). Zweytes Hauptstück: Von den die Vernunft angehenden Streitfragen. 1) Von der Wahrheit der Vernunft und dem Beweise ihres Daseyns, 2) von der Aufzählung der verschiedenen Vernunftarten und dem Festhalten an selben, 3) von der Aufzählung der Richtungen derselben, 4) von allen Vollkommenheiten, deren Erwerb der Vernunft zukömmt, 5) die Vernunft ist einfach, und kann weder in der Zeit entstehen noch verderben. Drittes Hauptstück: Von den die Seele angehenden Streitfragen. 1) Von der Wahrheit der Seele, 2) ob die Seele von ewig oder in der Zeit entstanden, 3) von der Fortdauer der Seele, 4) von der Richtigkeit der Seelenwanderung, 5) von der Art und Weise der Verbindung der Seele mit dem Leibe, 6) von den Zuständen der Seelen, 7) von den Seelen der Himmel.

IV. Die Naturwissenschaft (Ilmi tabii, Physiologie im weitesten Sinne). Erstes Hauptstück: Von dem Kreislaufe der Natur. 1) Von dem Orte (Mekian), 2) von der Richtung (Dschihet), 3) von der Bewegung (Herekiet), 4) von der Ruhe (Sukun), 5) von der Hinneigung nach einer Seite (Meil). Zweytes Hauptstück: Von der Wissenschaft der Himmel und Welt (Cosmogonie). 1) Von dem Körper und den Theilen desselben, 2) von den Gesetzen der Himmel, 3) von den Gesetzen der Elemente. Drittes Hauptstück: Von dem Entstehen und Verderben Viertes Hauptstück: Von den höheren Erscheinungen der Himmel (Meteorologie). Fünftes Hauptstück: Von den drey Naturreichen (Physik).

Viertes Buch: Von den Prinzipien der Mathematik. I. Die Geometrie (Ilmi Hendese).

II. Die Astronomie (Ilmi hejet).

Die dritte hieher gehörige Wissenschaft fehlt sowohl im Register, als im Texte, indem auf die dritte gleich die vierte folgt.

IV. Die Musik (Ilmi Muſiki). Erstes Hauptstück: Von dem Laute (Ssaut). 1) Definition des Lautes, 2) von dem modulirten Tone (Naghme), 3) von der Heftigkeit und Schwere des Schalles, 4) Von der Melodie (Lahn). Zweytes Hauptstück: Von der Beschränkung der Verhältnisse der Töne und ihrer Entfernungen. 1) Von dem (arithmetischen) Verhältnisse der Töne, 2) von der Bedeutung der Intervalle, 3) von der Eintheilung der Intervalle, 4) von den Graden der Intervalle. Drittes Hauptstück: Von der Beziehung der Zahlen. 1) Von der Bedeutung der Beziehung (Jſafet), 2) von der Eintheilung derselben, 3) von der Wahl dieser Eintheilung. Viertes Hauptstück: Von den Muſik-Instrumenten. 1) Von den Instrumenten der Melodien, 2) von der Arie (Perde) und dem Schalle (Awaſ). Fünftes Hauptstück: Von der musikalischen Production (Ikaa) und den Zirkeln der Tonarten (Edwar). 1) von der musikalischen Production (Ikaa), 2) von der Eintheilung derselben.

Viertes Buch: Von den Zweigen der Naturwissenschaft. I. Die Arzneykunde (Ilmi tibb). Vorrede: Definition und Eintheilung. A. Die theoretische Abtheilung (Kismi nasari). 1) Von der Kenntniß des Temperaments, Säfte und Kräfte, 2) die Anatomie der Glieder (Zergliederungskunde), 3) von den Ursachen und

Symptomen der Krankheiten (Semiotik), 4) von dem Schlusse auf den Zustand der Körper (Diagnose), 5) von den Speisen und Getränken (Bromatologie). B. Die praktische Abtheilung (Kismi ameli): Von der Anwendung der Heilmittel (Mualedschat], Therapeutik). 1) Von der Bewahrung der Gesundheit (Diätetik), 2) von den Arzneyen und Krankheiten (Pathologie).

II. Die Alchymie (Ilmi Kimia). 1) Von der Möglichkeit des Bestehens dieser Kunst, 2) von den Hinweisungen auf den Stein der Weisen, 3) von der Versilberung und Vergoldung, 4) von der Bindung, Lösung und Verkalkung, 5) von den nothwendigen Vorrichtungen, 6) von den Mondesoperationen, d. i dem Silbermachen, 7) von den Sonnenoperationen, d. i dem Goldmachen, 8) von dem Verfertigen der Edelsteine, 9) von dem Verfertigen des Moschus und der Ambra, 10) von den Kunstausdrücken (Isstilahat).

III. Die natürliche Magie (Ilmi Simia). 1) Von dem Adel dieser Kunst, 2) von den Bedingnissen der Beschäftigung damit, 3) von den Talismanen (Tilismat), 4) von der Beherrschung der Planeten, 5) von den Beschwörungen (Asaim), 6) von der Bindung und Lösung.

IV. Die Traumauslegungskunde (Ilmi taabiri ruja). 1) Von der Wahrheit des Schlafes, 2) von dem Sehen des Lichtes göttlicher Offenbarung, 3) von dem Sehen (im Traume) menschlicher Glieder, 4) von dem Sehen (im Traume) einzelner Theile des eigenen Leibes, 5) von dem Sehen (im Traume) von Thieren, 6) von dem Sehen (im Traume) überirdischer Dinge, 7) von dem Sehen (im Traume) irdischer Dinge, 8) von dem Sehen (im Traume) von Gärten und Weingärten, 9) von dem Sehen (im Traume) mineralischer Körper, 10) von dem Sehen (im Traume) von Waffen, 11) von dem Sehen (im Traume) von Speisen, Getränken, Gerüchen und Kleidern, 12) von wunderseltsamen Träumen.

V. Die Physiognomik (Ilmi Firaset). 1) Von dem Ausfinden der Eigenschaften der Menschen, 2) von dem Vorzuge einiger Anzeichen.

VI. Die Astrologie (Ilmi ahkiami nudschum). 1) Von den Einwirkungen der Planeten, 2) von den Einwirkungen der Fixsterne, 3) von den Zweifeln über die Wichtigkeit der Wissenschaft der Gestirne, 4) von den Eigenschaften der Planeten, 5) von den Constellationen des Thierkreises.

VII. Die Wissenschaft der Eigenschaften und Tugenden der Körper d i. Naturgeschichte (Ilmi chawwaß). 1) Von den Eigenschaften der Thiere, 2) von den Eigenschaften der Vögel, 3) von den Eigenschaften der Wasserthiere, 4) von den Eigenschaften der Steine und Juwelen.

VIII. Die ökonomischen Wissenschaften. 1) Die Viehzucht (Ilmi Chiraf), 2) die Veterinärkunde (Ilmi beitare), 3) die Kunde der Jagdvögel (Ilmi murghi schikiar), 4) die Fleckausbringkunde (Ilmi kali asari dschame), 5) die Ackerbaukunde (Ilmi felahat), 6) die Schulterblätterkunde (Ilmi ektaf), 7) die Physiognomik der Gliederzuckungen (Ilmi ichtiladsch).

IX. Die Wissenschaft der Windeshauche (Ilmi dem).

X. Die Wissenschaft der Furchtbefreyung durch Ascetik (Ilmi wehm).

Fünftes Buch: Die Zweige der mathematischen Wissenschaften. I. Die Sphärologie (Ilmi heijet]. Vor-

rede: Von den nothwendigen Vorkenntnissen der Sphärologie. 1) Von der Figur der Weltkörper, 2) von den Bewegungen der Himmel, 3) von der Erklärung der Kreise, 4) von den Zuständen der Fixsterne, 5) von dem Unterschiede der Planeten, 6) von der Oberfläche der Erde, 7) von den Eigenschaften der Wohnorte nach der klimatischen Verschiedenheit.

II. Die Optik (Ilmi menasir). 1) Von der Form und Figur des Gesichts, 2) von den Secten der Philosophen in der Optik, 3) von der Unterscheidung der Strahlenlinien, 4) von den Gegenständen der Sehkraft, 5) von der Auffassung durch Reflexion, 6) von den Schattenbildern (Chial).

III. Die höhere Mathematik (Ilmi mutewasitat).

IV. Die Rechenkunde (Ilmi hisab). Vorrede; Von dem Gegenstande dieser Wissenschaft. 1) Von der Multiplication (Sarb), 2) von der Division (Kismet), 3) von den Proportionen (Nisbet), 4) von den vier verhältnißmäßigen Größen (den vier Gliedern einer Proportion), 5) von der Rechnung der Chatajer (Chinesen), d. i. Regula de tri.

V. Die Lehre der Gleichungen (Ilmi dschebr u mokabele).

VI. Die Meßkunst (Ilmi misahat. 1) Nöthige Vordersätze, 2) von den Meßinstrumenten, 3) von der Art und Weise zu messen, 4) von der Messung der Körper (Stereometrie).

VII. Die Lehre von den Sternenbildern (Ilmi ßiweri kewakib).

VIII. Die Lehre von der Verfertigung der Tafeln (Ilmi imali takwim). 1) Von den Ziffern der Ephemeriden, 2) von den Zahleneintheilungen des Astrolabes, 3) von dem Höhenmaße der Gestirne, 4) von dem Auffinden des Horoscopes, 5) von der Kenntniß der Kreise der Sphäre, 6) von den zwölf Räumen des Thierkreises, 7) von der Erkenntniß höherer Dinge, 8) von dem Verfertigen eines Horizontes.

IX. Die Geographie (Ilmi memalik u mesalik).

X. Die Kabala (Ilmi wifk).

XI. Die Taschenspielerkunst (Ilmi hijel).

XII. Die Wahrsagerkunde aus Sandfiguren (Ilmi reml).

XIII. Die Kunde der Spiele (Ilmi laab).

Es sind hier (die fehlende mit einbegriffen) wirklich, wie es Eingangs des Manuscriptes gesagt ist, 34 Wissenschaften unter besonderen Titeln aufgeführt; von den darunter begriffenen anderen 41 sind hier: 1) die Aretologie, 2) Kakologie, 3) Seelendiätetik, 4) Königsethik, 5) Hofmoral, 6) Aitiologie, 7) Attributenlehre, 8) Ontologie, 9) natürliche Theologie, 10) Vernunftlehre, 11) Seelenlehre, 12) Cosmogonie, 13) Meteorologie, 14) Physik, 15) Lautlehre, 16) Melodielehre, 17) Instrumentenkunde, 18) Notenkunde, 19) Temperamentslehre, 20) Anatomie, 21) Semiotik 22) Diagnostik, 23) Bromatologie, 24) Pathologie, 25) Therapeutik, 26) Diätetik, 27) die Viehzuchtkunde, 28) Veterinärkunde, 29) Jagdvogelkunde, 30) Fleckausbringungskunde, 31) Ackerbaukunde, 32) Schulterblätterkunde, 33) Gliedermachungskunde, 34) Talismanenkunde, 35) Beschwörungskunde, 36) Cyklologie, 37) Schattenspielkunde, 38) die Lehre von den Zahlenschriftlesen, 39) die der chinesischen Rechnung (Regel de tri), 40) Planometrie, 41) Stereometrie. Mit diesen kömmt die Eingangs gegebene Zahl von 75 Wissenschaften heraus, es fehlen also zur Vervollständigung der Zahl 120 noch 45, welche den Inhalt des ersten Theiles ausmachen, von denen in dem andern Manuscripte 5 mystische, 7 gesetzliche, die Schriftkunde und Figurenlehre, zusammen also nur 14 unter besonderen Titeln aufgeführt sind.

4.

كتاب الدّرر النّظيم فى احوال العلوم و التّعليم و يسمّي ارشاد القاصد الى اسني المقاصد

d. i. Buch der wohlgeordneten Perlen in dem Zustande der Wissenschaften und des Unterrichts, beygenannt: Die Leitung des Strebenden zum höchsten der Zwecke. Quart 57 Blätter. Von diesem doppelten Titel ist der erste der der ältesten encyclopädischen Abhandlung Avicenna's, welche Mohammed Ben Ibrahim Ibn Said Al-Anßari (gest. i. J. d. H. 794) unter dem zweyten Titel wieder auffrischte, arabisch.

Die Einleitung enthält 12 Punkte über das Wesen der Wissenschaft und des Unterrichts, dann folgen 58 Wissenschaften in folgender Classification und Ordnung:

A. Die philologischen Wissenschaften (Ulum oledeb). 1) Die Lexicographie, 2) die Grammatik, 3) die Syntax, 4) die Lehre von der Anordnung der Rede (Ilm ol-maani), 5) die Lehre von dem Ausdrucke der Rede (Ilm ol-bejan), 6) die Lehre von den Figuren der Rede (Ilmol-bedii), 7) die Metrik, 8) die Reimlehre, 9) die Schreibekunde, 10) die Lesekunde.

B. Die philosophischen Wissenschaften. 11) Die Logik, 12) die Metaphysik, 13) die Kunde der Gesetzgebung (Ilmol-newamis).

C. Die Gesetzwissenschaften. 14) Die Kunde der Lesung des Korans, 15) die Exegese, 16) die Ueberlieferungskunde, 17) die Kunde der Prinzipien der Dogmatik, 18) die Dogmatik, 19) die Kunde der Prinzipien der Rechtsgelehrsamkeit, 20) die Kunde der Zweige der Rechtsgelehrsamkeit, 21) die Polemik.

D Die Naturwissenschaften. 22) die Arzneykunde, 23) die Veterinärkunde, 24) die Jagdvögelkunde, 25) die Physiognomik, 26) die Traumauslegungskunde, 27) die Astrologie, 28) die Talismanenkunde, 29) die Magie, 30) die Alchymie, 31) die Ackerbaukunde, 32) die Wahrsagerkunde aus dem Sande

E. Die mathematischen Wissenschaften. 33) die Geometrie mit deren Zweigen, nämlich: 34) die Baukunde, 35) die Optik, 36) die Brennspiegelkunde, 37) die Kunde der Lastenmittelpunkte, 38) die Meßkunst, 39) die Mechanik, 40) die Quellenentdeckungskunde, 41) die Wasseruhrenkunde, 42) die Waffenkunde, 43) die Kunde pneumatischer Instrumente: 44) die Astronomie mit ihren Zweigen, nämlich: 45) die Ephemeridenkunde, 46) die Zeitbestimmungskunde, 47) die Kunde der Sternenwarten, 48) die Kunde, himmlische Sphären zu verfertigen und zu richten, 49) die Gnomonik; 50) die Arithmetik mit ihren Zweigen, nämlich: 51) die Kunde der indischen Rechnung, 52) die Lehre der Gleichungen, 53) die Lehre der chinesischen Rechnung, 54) die Rechnung der Erbschaftstheilungen, 55) die Rechnung in Silber und Gold, 56) die Musik.

F. Die praktischen Wissenschaften. 57) die Oekonomik oder Hauswesenkunde, 58) die Regierungskunde oder Politik (Ilmi siaset).

Den Schluß macht eine Abhandlung zur Erklärung der philosophischen Kunstwörter.

Nach der oben gegebenen Eintheilung fehlen zur Zahl von 60, welche Hadschi Chalfa als die der darin enthaltenen Wissenschaften angibt, zwey.

Dieses kleine Werk hat doppelt großen Werth, erstens als die Ueberarbeitung der ältesten encyclopädischen Abhandlung Avicenna's, und zweytens als das, welches Taschköprisade, der große türkische Encyclopädiker, seiner großen Encyclopädie: Der Schlüssel der Glückseligkeit, zum Grunde legte, wie er selbst unter dem Artikel der Wissenschaftseintheilungskunde und Hadschi Chalfa unter dem Titel des Irschadol-kaßid erwähnt.

In die Fußstapfen Ibn Said's traten als Encyclopädiker zu Ende des siebenten und mit Beginn des achten Jahrh. d. H. die vier folgenden Schriftsteller: Bostami, Dschordschani, Ibn Chaldun und Scherefeddin Ismail. Der erste, nicht zu vermengen mit dem Scheich Ebu Jesid Bostami, dem Stifter des Derwischordens, noch mit dem großen türkischen Gelehrten (Mußanifek) dieses Namens, ist der Scheich Abderrahman B. Mohammed El-Bostami, gest. i. J. d. H. 858 (1457) Verfasser eines mystischen Werkes, welches Hadschi Chalfa auch unter dem Titel der Objecte der Wissenschaften [1]) aufführt, welches aber eigentlich unter die Mystik gehört, unter welcher dasselbe vorkommen wird; der zweyte, nicht zu vermengen mit dem großen Philologen Scherif Dschordschani, ist der Verfasser einer philologischen Encyclopädie, welche bloß die drey rhetorischen Wissenschaften der Lehre (von der Anordnung, dem Ausdrucke und den Figuren der Rede) sammt der Reimlehre behandelt, unter dem Titel: Sinnvolle Auswahl im Nutzen des Probiersteins der Sichtung [2]). Ibn Chaldun, der arabische Montesquieu (gest. i. J. d. H. 808), widmete der encyclopädischen Eintheilung der Wissenschaften den sechsten Abschnitt seiner berühmten historischen Vorrede, die weiter unten in dem Fache der Geschichte aufgeführt wird; der vierte endlich, Scherefeddin Ibn ol-Mokri, d. i. der Sohn des Koransleſers Ismail Ibn Ebi bekr El-Jemeni (gest. i. J. d. H. 837), ist der Verfasser des folgenden Werkes.

5.

عنوان الشرف الوافي في الفقه و النحو و التاريخ و العروض و القوافي

d. i. der Titel des hinlänglichen Adels in der Rechtsgelehrsamkeit, der Syntax, der Geschichte der Metrik und Reimlehre. Hadschi Chalfa erzählt unter dem Titel dieses Werkes: Scherefeddin Ebu bekr Ibnol-Mokri, der Verfasser, welcher in Jemen unter der Regierung Melek el-Eschref Ismail Ibnol-Melek Efdhal's lebte, wünschte nach Medschdeschi Schirasi, d. i. nach Firusabadi, dem Verfasser des großen arabischen Wörterbuches Kamus, die Stelle des Richters der Richter zu erhalten, welcher dieser zunächst nicht seinem Riesenwerke arabischer Lexicographie, sondern einem, dem Sultan Eschref gewidmeten Buche verdankte, worin jede Zeile mit einem Elif begann. Schereseddin Ebubekr überbot diese Künsteley bey weitem in dem vorliegenden Werke, welches im Ganzen ein Compendium der Rechtsgelehrsamkeit, wie gewöhnlich wagerecht von

1) Mewsuat ol-ulum.

2) Muchtar ol-ichtiiar fi maiarin-nafar.

der Rechten zur Linken zu lesen, zugleich aber in vier senkrechten Columnen, welche einzelne Wörter oder Sylben des in die Quere zu lesenden Textes ausschneiden, und welche senkrecht herunter zu lesen sind, einen kurzen Inbegriff der Geschichte der Beni Resul, die Syntax, die Metrik und Reimlehre in sich begreift. Diese vier schmalen Columnen schneiden drey breite des Textes ab, so daß in allem sieben, wovon die erste schmale (die Metrik) und die letzte schmale (die Reimlehre) nur einzelne, mit dem querlaufenden Texte nicht mitzulesende Buchstaben, die zwey anderen schmalen Columnen aber einzelne Sylben oder Wörter enthalten, welche zu dem Contexte der juridischen Abhandlung gehören, zugleich aber senkrecht herunter gelesen zwey Abhandlungen für sich bilden, und zwar eine historische und eine syntaktische. Eine Künsteley, welche wohl in keinem anderen Lande und Werke der Welt versucht worden seyn dürfte, und wovon nur der Anblick des Buches selbst einen richtigen Begriff zu geben vermag, weßhalb hier die erste Seite in Text und Uebersetzung, mit Nachahmung des acrostichischen Spieles, folgt.

(Siehe beyliegende Tabelle.)

Die einzelnen Buchstaben der ersten Columne, welche aus den Anfangsbuchstaben der zweyten besteht, bilden hier die arabischen Wörter: Umirtu teelife hasal-kitab we dschemehu Mewlana, d. i.: Mir hat befohlen die Verfassung dieses Buches und seine Sammlung Mewlana, in der Nachahmung: Dieses Buch trug auf Mewlana. Die Folge der nächsten Seite enthält dann den Namen des Fürsten, der Beni Resul, welchem dieses Buch gewidmet worden, und den Beginn der Metrik; eben so bilden die einzelnen Buchstaben der letzten arabischen Columne, welche zugleich die Endbuchstaben der Zeile die Wörter: El-hamdu lillahi elleſi alleme elinsane, d. i. Lob Gott, der den Menschen lehrte, in der Nachahmung: Lob Gott, der Menschen lehrte; die Folge enthält dann die Reimlehre; eben so bilden die einzelnen Wörter oder Sylben der beyden andern Columnen, welche zum Contexte der großen juridischen Abhandlung gehören, die beyden Abhandlungen über Syntax und Geschichte; jene liest sich herunter: Mit Lob Gottes, Beginn und Gebet über den Propheten Mohammed, und hernach sage ich: das Wort besteht aus drey Dingen, diese sind: Namen (Nomen) und Handlung (Verbum) und Partikel; jene liest sich: Lob Gott! Wahrheit ist sein Lob; Segen Gottes über Mohammed und seine Familie! und hernach: Dieses Compendium gesammelt, ein Kleinod, erfunden als Geschichtschreiber des Reiches der Imame der Zeit u. s. w.; die Geschichte der Beni Resul. Dieses unglaubliche Kunststück einer Encyclopädie in Acrostichen und ausgehobenen Wortern wird in 2550 Zeilen, wie die zur Probe gegebenen, fortgeführt.

Eine vermehrte Ausgabe dieses merkwürdigen Werkes Ibnol Mokri's unternahm der Richter Bedreddin Mohammed, bekannt unter dem Namen Ibn Keil aus Damiat, indem er noch zwey Columnen zweyer Wissenschaften hinzufügte. Der große arabische Polygraph Sojuti, von dessen zwey encyclopädischen Werken weiter unten die Rede seyn wird, wollte sich, so wie in allen Fächern, auch in dieser abgeschmackten Künsteley versuchen, und verfaßte i. J. 899 in einem einzigen Tage ein ähnliches Büchlein, das nur aus 166 Zeilen besteht, und die Kunstwörter von vier Wissenschaften, nämlich Syntax, Figurenlehre, Rhetorik und Metrik enthält, unter dem Titel:

ا	الحمد لله ولى	الحمد	لا ا
م	معبود للخلق الاّ	اله	ل
ر	ربّنا ما رفع منار	حقّ	ح
ت	تستضي به الامّة قد	حمده	م
ا	الفقه فمن صام	و صلّي	و
ل	للعباد و مما حفظ	الله	ل ل
ي	يعسر تحصيله	على	ل
ف	فضل يروي عن سنّة	محمّد	ه
هذا	هذا نعته و صفته	وآله	ا
ال	اليك هادين ولا ضالين	و	ل
كت	كتبته لم اسبق	بعد	ذ
ا	امره علي هذا	فهذه	ي
ب	بديعة بليغة منها	نبذة	ع
و	واحرف معدودة اذا	جمعتها	ل
جمعه	جمعه من اخر كلّ سطر	وطرفة	م
م	من تأملها عجب	اخترعتها	ا
و	و جأ موّدباً و جاء	مورّخاً	ل
ل	لكلّ ماباق على صفة	دو	ا
ا	افحش تغيّره وليس	له	ن
نا	ناله و لم يغيره فعند	ائمة	سان
ال	الا ستعماله في جميع	الزّمن	

mit Lob	solchem, eines seiner Geschöpfe, und ich bekenne voll	L
Gottes	über den Herrn der Menschheit, so	D
We-	dürftigen, sie ist die Leuchte, die er erhoben	B
ginn	der Wissenschaft, ist die Wissenschaft des G	G
und	sich scheidet bedarf ihrer; so	D
Gebeth	und die Faste, und was durch Vernunft und Ueberlieferung besteht.	T
über	zeugen von dem, was erlaubt und unerlaubt	T
n Propheten	der gesendet worden mit allen Tugenden des Naturel s.	S
Mohammed.	Führe uns zu Dir, O	D
und hernach	dieses kostbare Werk voll von Ruhm	M
sage	Gott stand mir bey bis zu desselben End e.	E
Ich	den Dank nicht mit Wort und That ausdrücken kann	N
das Wort	wunderkünstlich Arabisch.	Sch
raus drey Dingen	dieses Werk, wozu noch eine vierte	E
diese	fünf Wissenschaften.	N
sind Nahmen	wodurch der Schwätzer, Philolog und Jurist werden soll,	L
und	rein heißt Alles, was seine	E
Handlung	der Reinigung; was rein für sich	H
und Pa-	ragraphen der Ulema sagen daher	R
tikel	außer dem Bekannten zu jeder Zeit.	T
u. s. w.		E.

6.

نفحة المسكية و الاجوبة مكية

d. i. Moschushauch und mekkanische Antworten; auf drey Blättern und einer halben Seite geschrieben.

7.

انموزج العلوم

d. i. Uebersicht der Wissenschaften, von Mewlana Mohammed Schah Ibn ol-Mola Schemseddin El-Fenari, gest. i. J. d. H. 859 (1455). Die erste Encyclopädie eines türkischen Gelehrten, des großen Fenari, behandelt hundert Wissenschaften in eben so vielen Hauptstücken, nämlich: 1) die Kunde der Glaubensprinzipien, 2) die Exegese, 3) die Ueberlieferungskunde, 4) die Kunde der Wahrheit des Korans, 5) die Koranslesekunde, 6) die Kunde der Ohnmacht, etwas dem Koran Aehnliches hervorzubringen, 7) die Kunde der mystischen Erkenntnisse, 8) die Kunde der geistigen Stationen, 9) die Lehre der Rechtsprinzipien, 10) die Polemik, 11) die Fetwakunde, 12) die Lehre von dem Richteramte, 13) die Kunde der Erbtheilungen, 14) die Lehre der Glaubensgebote, 15) die Mystik, 16) die Kunde der Namen der Männer, d. i. der Jünger des Propheten, 17) die Kunde der Lebensbeschreibung Mohammeds, 18) die Prophetenlegende, 19) die Kunde der heiligen Kriege und Feldzüge des Propheten, 20) die Geschichte, 21) die Wörterbuchkunde, 22) die Grammatik, 23) die Wortforschung, 24) die Syntax, 25) die Lehre von der Anordnung der Rede, 26) die Lehre vom Ausdrucke der Rede, 27) die Lehre von den Redefiguren, 28) die Lehre von den Zusätzen der Redefiguren, 29) die Metrik, 30) die Reimlehre, 31) die Sprichwörterkunde, 32) die Kunde der Spötterbegegnung (zur Vertheidigung des Korans), 33) die Räthsel- und Logogryphenkunde, 34) die Briefstellerkunde, 35) die Aequatorkunde, 36) die Logik, 37) die Kunde des Objects der Wissenschaften (Encyclopädik), 38) die Metaphysik, 39) die Kunde der Engel, 40) die Kunde des Reigens der Essenzen (im leeren Raume), 41) die Kunde des Himmels und der Welt, 42) die Metallurgik, 43) die Arzneykunde, 44) die Anatomie, 45) die Augenarzneykunde, 46) die Thierarzneykunde, 47) die Jagdvögelkunde, 48) die Apothekerkunde, 49) die Edelsteinkunde, 50) die Ackerbaukunde, 51) die Fleckausbringungskunde, 52) die Traumauslegungskunde, 53) die Physiognomik, 54) die Talismanenkunde, 55) die Zaubermittelkunde, 56) die Zoologie, 57) die Mineralogie, 58) die Botanik, 59) die Alchymie, 60) die Kunst, sich unsichtbar zu machen, 61) die Apodemik, 62) die Astronomie, 63) die Lehre von den Climaten, 64) die Kunde der Masse der Himmelskörper, 65) die Tonkunst, 66) die Geometrie, 67) die Mechanik, 68) die Waffenkunde, 69) die Meßkunst der Kreise, 70) die Arithmetik, 71) die Lehre der Multiplication, 72) die Lehre von den Gleichungen, 73) die Lehre der indischen Rechnung, 74) die Fingerknöchelrechnung, 75) die Sphäreologie, 76) die Kunde der beweglichen Sphären, 77) die Optik, 78) die Sternbilderkunde, 79) die Kunde der Wahl glücklicher Stunden und günstigen Gestirnevereines, 80) die Astrolobenkunde, 81) die Quadrantenkunde, 82) die Lehre von dem Anrufen der Planeten, 83) die Geisterbeschwörungskunst, 84) die Kunde der ge-

heimen Kräfte der Buchstaben, 85) die Magie, 86) die Kunde der Eigenschaften des Korans, 87) die Kunde der Eigenschaften der Namen Gottes, 88) die Kabala, 89) die Wahrsagerkunst aus dem Sande, 90) die Bogenschützenkunde, 91) die Kunde der Wahrzeichen des jüngsten Tages, 92) die Kunde der Beschwörungen mittels Rauches, 93) die Kunde der Anwünschungen, 94) die Kunde der Gebete in Nöthen, 95) die Psalmenkunde, 96) die Kunde der Secten des Islams, 97) die Ethik, 98) die Politik, 99) die Kunde des Familienrathes, 100) die Königsethik.

Fenari hat seine hundert Wissenschaften zwar ohne alle systematische Eintheilung an einander gereiht, und selbst die Behandlung der einzelnen Disciplinen ist keine streng wissenschaftliche, aber sein Werk gibt über viele Zweige der orientalischen Encyclopädie Aufschluß, deren Zweck und Wesen aus den Titeln zu errathen unmöglich.

8.

موضوعات العلوم الشريعيّة و العربيّة

d. i. die Objecte der Gesetzwissenschaften und der arabischen Sprachwissenschaften, vom Molla Lutfi aus Tokat, gest. i. J. 900 (1494), Sultan Bajesid II. gewidmet, arabisch, ein Octavband von 42 Bl. Die in diesem encyclopädischen Compendium kurz behandelten Wissenschaften sind die folgenden 75. 1) Die Lexicographie, 2) die Wortforschung, 3) die Grammatik, 4) die Diagnostik zwischen rein arabischen und fremden Wörtern, 5) die Syntax, 6) die Dialectenkunde, 7) die Conversationskunde, 8) die Geschichte, 9) die Lehre der Anordnung der Rede, 10) die Lehre von dem Ausdrucke der Rede, 11) die Räthselkunde, 12) die Logogryphenkunde 13) die Lehre von den Redefiguren, 14) die Metrik, 15) die Reimlehre, 16) die poetische Kritik, 17) die Kunde der Behandlung poetischer Stoffe, 18) die Stylistik (Inscha), 19) die Sprichwörterkunde, 20) die Geschichte, 21) die Lehre von dem Gebrauche eigentlicher und uneigentlicher Wörter, 22) die Kunde der Sprachfehler und Irrthümer, 23) die Briefstellerkunde, 24) die Kunde der Buchstabenmalerey, 25) die Wissenschaft der Folge der Buchstaben des Alphabetes, 26) die Kunst der schönen Bildung der Buchstaben, 27) die Kunst der Ableitung der Striche aus ihren Grundlinien, 28) die Kunst der Zusammensetzung der einzelnen Buchstabenfiguren, 29) die Schönschreibekunst, 30) die Dogmatik, 31) die Ueberlieferungskunde, 32) die Koranslesekunde, 33) die Kunde der Lesung seltsamer Stellen, 36) die Kunde der aufhebenden und aufgehobenen Stellen des Korans, 37) die Koransdeclamationskunde, 38) die Kunde der Ruhepunkte in der Lesung des Korans, 39) die Koransschreibekunde, 40) die Kunde der Veranlassung der Sendung der einzelnen Suren, 41) die Kunde der Eigenschaften des Korans, 42) die Exegese, 43) die Kunde der Sprachabweichungen des Korans, 44) die Exegese des inneren Sinnes des Korans, 45) die Kunde der Andeutungen des Korans, 46) die Kunde, den Koransspöttern zu begegnen, 47) die Kunde der Abfassung der Ueberlieferungen im geschriebenen Texte, 48) die Arzneykunde des Propheten, 49) die Kunde der Männer der Ueberlieferung, 50) die Kunde der aufhebenden und aufgehobenen Ueberlieferungen, 51) die Kunde der Veranlassung der Ueberlieferungen, 52) die Commentaristik der Ueberlieferungen, 53) die Exegese des inneren Sinnes der Ueberlieferungen, 54) die Kunde der Geheimnisse der Ueberlieferungen, 55) die Kunde der abwei-

chenden Seltsamkeiten der Ueberlieferungen, 56) die Kunde, den Spöttern der Ueberlieferung zu begegnen, 57) die Kunde der Bewahrung der Ueberlieferungen, 58) die Kunde der Zweige der Dogmatik, 59) die Kunde der Prinzipien der Rechtsgelehrsamkeit, 60) die Polemik, 61) die Rechtsgelehrsamkeit, 62) die Lehre von den Erbtheilungen, 63) die Kunde gerichtlicher Urkunden, 64) die Kritik, 65) die Disputirkunde, 66) die Dialektik, 67) die Kunde der Zeiten des Gebetes, der Wallfahrt, der Fasten, 68) die Kunde der Berechnung von Verlassenschaften, 69) die Ethik, 70) die Homiletik, 71) die Gebetkunde, 72) die Kunde weiser und frommer Lehren und Sprüche, 73) die Marktrichterkunde oder Polizey, 74) die Kunde der Erhebung der Staatsgelder oder Finanzwissenschaft, 75) die Lehre von der Anordnung der Heere (Strategie).

Der zweyte Theil des vorliegenden Manuscriptes enthält den von Tokadi selbst zu seiner Abhandlung über die Objecte der Wissenschaften verfaßten Commentar, vom Bl. 27 angefangen. Dieser Commentar führt den Titel: El matalib el ilahijet, d. i. die göttlichen Begehren, wie dies Hadschi Chalfa unter dem Artikel Mewsuatol-ulum, d. i. Objecte der Wissenschaften, erwähnt. Gleichzeitig mit Tokadi schrieb in Persien der große Gesetzgelehrte Dewani (gest. 907, 1501) ein encyclopädisches Werk unter demselben Titel, wie das Fenari's, Uebersicht der Wissenschaften, und der große arabische Polyhistor und Polygraphe Sojuti (gest. 911) die folgenden zwey encyclopädischen Compendien.

9.

النقاية في اربعة عشر علماً

d. i. Das Mark von vierzehn Wissenschaften, von Sojuti; nämlich: 1) Glaubensgrundlehre, 2) Exegese, 3) Ueberlieferungskunde, 4) Rechtsgrundlehre, 5) Erbtheilungslehre, 6) Syntax, 7) Grammatik, 8) Schreibkunst, 9) Lehre von der Anordnung der Rede, 10) Lehre von den Figuren der Rede, 11) Lehre von dem Ausdrucke der Rede, 12) Anatomie, 13) Arzneykunde, 14) Mystik, arabisch, Quart 20 Bl.

10.

اتمام الدراية لقرأ النقاية

d. i. Vervollständigung der Anleitung zur Lesung des Markes von vierzehn Wissenschaften. Quart, 112 Blätter. Ein ausführlicher Commentar des vorigen, von Sojuti selbst geschrieben i. J. 873 (1468). Später reimte Scheich Abder-ruuf Ben Ali unter diesem Titel eine Exegese, und der Scheich Schehabeddin Ahmed B. Ahmed B. Abdolhakk fügte vier Wissenschaften hinzu unter dem Titel: Garten der Verständigen zum gereimten Mark der Wissenschaften [1]); er selbst commentirte sein Werk dann weitläufig unter dem Titel: Eröffnung des Allebendigen, Allbeständigen, als Commentar des Gartens der Verständigen [2]); vollendet i. J. 982. Gleichzeitig mit Sojuti schrieb für Sultan Bajesid II. Schukrollah aus Schirwan persisch: Die Gärten der

1) Raudhatol-fuhum bi nasmi nikajetil-olum.

2) Fethil-Haiji el-Kaijum bi scherhi Raudhatol-fuhum.

Wiſſenſchaften [1]), welcher neun Wiſſenſchaften, nämlich: Myſtik, Logik, Aſtronomie, Aſtrologie, Rechenkunde, Phyſiognomik, Poeſie, Räthſellehre und Styliſtik behandelt; dann Habibollah, bekannt unter dem Namen Mirſa Dſchan, geſt. i. J. 940, eine Ueberſicht der Kenntniſſe [2]); Hafiſ Aardſchem der Perſer: Die Stadt der Wiſſenſchaft [3]), in acht Abtheilungen, in jeder die Meinungen von acht großen Gelehrten, wie Dſchordſchani, Teftaſani, Samachſchari, Beidhawi, anführend. Der Scheich Abdol-Wehhab Ben Ahmed B. Eſch-Schaarani, der berühmte Myſtiker, geſt. i. J. 962 (1554), verfaßte ein Werk unter dem Titel: Die wohlbewahrte Juwele und das aufgezeichnete Geheimniß von dem Reſultate der Einſamkeit über die Myſterien und Wiſſenſchaften [4]). Er behauptet darin, von den Koranswiſſenſchaften allein dreytauſend zu kennen, er verfaßte es i. J. d. H. 932 (1525). Auch Sipahiſade, geſt. 997, ſchrieb eine Ueberſicht der Wiſſenſchaften, und der große Gelehrte Molla Jahja B. Ali, berühmt unter dem Namen Newii, geſt. i. J. 1007 (1598), die folgende kleine Encyclopädie, türkiſch.

11.

نتائج الفنون

d. i. Reſultate der Kenntniſſe; zwey Exemplare, das eine in Duodez, 85 Bl., das andere Großquart, 51 Bl. Die zwölf Wiſſenſchaften ſind: 1) die Geſchichte, 2) die Philoſophie, 3) die Aſtronomie, 4) die Metaphyſik, 5) die Ethik, 6) die Exegeſe, 7) die Myſtik, 8) die Traumauslegungskunde, 9) die Beſchwörungskunde, 10) die Arzneykunde, 11) die Ackerbaukunde, 12) die Kunſt, das Loos aus Büchern zu ſtechen.

Alle dieſe partiellen encyclopädiſchen Werke verdunkelte die erſte große und einzige Encyclopädie Taſchköpriſade's, geſt. 996 (1586), unter dem Titel:

12.

مفتاح السعادة و مصباح السيادة

d. i. Schlüſſel der Glückſeligkeit und Leuchte der Herrſchaft, welche ſein Sohn, der Molla Kemaleddin, geſt. i. J. 1023 (1614), in der Folge mit vielen Zuſätzen in das Türkiſche überſetzte, und die 150 Wiſſenſchaften des Werkes ſeines Vaters bis auf 500 vermehrte. Das ſchöne Exemplar dieſes auf keiner anderen chriſtlichen Bibliothek befindlichen vortrefflichen Werkes hat 342 Blätter Großfolio in guter lesbarer Taalik, auf jeder Seite 29 Z., geſchrieben i. J. 1158 (1747). Aus dieſem Werke hat Hadſchi Chalfa, der Verfaſſer des großen berühmten bibliographiſchen Wörterbuches, die demſelben eingeſchalteten Definitionen der Wiſſenſchaften geſchöpft, welche größtentheils, wiewohl nicht immer richtig, in der encyclopädiſchen Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients (Leipzig 1804) überſetzt worden ſind.

---

1) Rijaſol-olum.

2) Enmuſedſchol-fonun.

3) Medinetol-ilm.

4) El-dſchewher-el-maßun wes-sirr el-merkum fi ma tentedſchchehu el-chalwet min el-esrar wel-ulum.

Durch die folgende Inhaltsanzeige dieſes vortrefflichen, und wie kein anderes encyclopädiſches des Orients vollſtändigen und wohlgeordneten Werkes werden die in den Objecten einzelner Wiſſenſchaften, in dem Wiſſenſchaftenverzeichniſſe der oben erwähnten encyclopädiſchen Ueberſicht vorkommenden Mißgriffe und Irrthümer mit dem frommen Wunſche berichtiget, daß es dem Verfaſſer dieſes Catalogs und jener Ueberſicht noch verliehen ſeyn möge, aus den ſeit jener vor dreyßig Jahren in Druck gegebenen Jugendarbeit aufgefundenen und angeſchafften, hier verzeichneten encyclopädiſchen und anderen hiſtoriſchen Quellen eine ausführliche und vollſtändige Ueberſicht des wiſſenſchaftlichrn Syſtemes der Araber ans Licht zu fördern.

Erſte Vorrede: Von der Trefflichkeit der Wiſſenſchaft des Lernens und Lehrens. Zweyte Vorrede: Von den Pflichten des Lehrers und ſeinen Sitten. Dritte Vorrede: Von den Pflichten des Lernenden und ſeinen Sitten. Vierte Vorrede: Erklärung des Verhältniſſes zwiſchen dem ſpeculativen und praktiſchen Wege.

Erſter Theil: Von der Leitung zum Erwerbe des ſpeculativen Weges, in ſechs Baumpflanzungen abgetheilt.

Erſte Baumpflanzung: Von den Schreibwiſſenſchaften; beſtehend aus einer Vorrede und zwey Verzweigungen.

Vorrede: Von der Trefflichkeit der Schrift, der Nothwendigkeit derſelben und ihrer Einführung.

Erſte Verzweigung: Von den zur Schreibkunſt gehörigen Wiſſenſchaften. 1) Die Schreibmaterialienkunde; 2) die Schreibregelkunde; 3) die Kunſt, ſchöne Buchſtaben zu bilden; 4) die Grundſtrichlehre; 5) die Abcdographik.

Zweyte Verzweigung: Von dem, was zum Schreiben einzelner Buchſtaben gehört. 6) Die Kunde der Figuren einfacher Buchſtaben; 7) die arabiſche Schreibekunde; 8) die Koranſchreibekunde, 9) die Metrographik.

Zweyte Baumpflanzung: Von den Wortwiſſenſchaften; beſtehend aus einer Vorrede und drey Verzweigungen.

Vorrede: Diſputation über das Wort.

Erſte Verzweigung: Von dem, was zu den einzelnen Wörtern und ihren Beſtandtheilen gehört. 10) Die Kunde der Buchſtabenbildung aus den Sprachwerkzeugen; 11) die Lexicographik; 12) die Kunde des Wortobjects; 13) die Wortforſchungskunde; 14) die Grammatik.

Zweyte Verzweigung: Von dem, was zu den zuſammengeſetzten Wörtern gehört. 15) die Syntax; 16) die Lehre von der Anordnung der Rede; 17) die Lehre von dem Ausdrucke der Rede; 18) die Lehre von den Redefiguren; 19) die Proſodie; 20) die Reimlehre; 21) die Lehre von der Wahl poetiſcher Wörter; 22) die Lehre von der Wahl poetiſchen Stoffes; 23) die Styliſtik; 24) von den zur Styliſtik nothwendigen Vorkenntniſſen und Grundlagen; 25) die Anthologik, Eklogik und Converſationskunde; 26) die Diwanenkunde; 27) die Geſchichte.

Dritte Verzweigung: Von den Zweigen der arabiſchen Wiſſenſchaften. 28) die Sprichwörterkunde; 29) die Ethnographik; 30) die Kunde des Gebrauchs der Wörter in ihrer comparativen und metaphoriſchen Bedeutung; 31) die Epiſtolographik; 32) die Urkundenlehre; 33) die Anomalologie; 34) die Räthſelkunde; 35) die Logogryphenkunde; 36) die Buchſtabenſpielkunde; 37) die Kunde der Folge der Schriftſpiele mit verkehrten Buchſtaben; 38) die Wortſpielkunde; 39) die Kunſt, Könige mit Erzählungen zu unterhalten; 40) die Legendenkunde;

41) die Prophetengeschichte; 42) die Kriegsgeschichte und Kunde der Feldzüge; 43) die Chalifengeschichte; 44) die Kunde der Classen der Koransleser; 45) die Kunde der Classen der Koransausleger; 46) die Kunde der Classen der Ueberlieferer; 47) die Biographik der Jünger des Propheten; 48) die Kunde der Classen der Schafiiten; 49) die Kunde der Classen der Hanefiten; 50) die Kunde der Classen der Malekiten; 51) die Kunde der Classen der Hanbeliten; 52) die Kunde der Classen der Grammatiker; 53) die Kunde der Classen der Philosophen; 54) die Kunde der Classen der Aerzte.

Dritte Baumpflanzung: Von den Denkwissenschaften; bestehend aus einer Vorrede und zwey Verzweigungen.

Vorrede: Disputation über das Würfel- und Schahspiel.

Erste Verzweigung: Von den das Denken vor Fehlern bewahrenden Hülfswissenschaften. 55) Die Logik.

Zweyte Verzweigung: Von der Theorie und dem Unterrichte der vor Fehlern bewahrenden Wissenschaften. 56) Die Pädagogik; 57) die Disputirkunde; 58) die Dialectik; 59) die Oppositionskunde oder Polemik.

Vierte Baumpflanzung: Von den zur augenscheinlichen Einsicht gehörigen Wissenschaften; bestehend aus einer Vorrede und neun Verzweigungen.

Vorrede: Von der Begründung ihrer Eintheilung.

Erste Verzweigung: 60) Die Metaphysik.

Zweyte Verzweigung: Von den Zweigen der Metaphysik. 61) Die Seelenlehre; 62) die Lehre von den Engeln; 63) die Lehre von dem himmlischen Leben; 64) von den Wahrzeichen des Prophetenthums; 65) die Kunde der Secten und Ketzereyen; 66) die Wissenschaftseintheilungskunde.

Dritte Verzweigung: Von der Naturkunde.

Vierte Verzweigung: Von den Zweigen der Naturkunde. 68) Die Arzneykunde; 69) die Veterinärkunde; 70) die Jagdvögelkunde; 71) die Pflanzenkunde; 72) die Zoologie; 73) die Ackerbaukunde; 74) die Mineralogie; 75) die Edelsteinkunde; 76) die Meteorologie; 77) die Regenbogenkunde; 78) die Physiognomik; 79) die Traumauslegungskunde; 80) die Astrologie; 81) die Magie; 82) die Talismanenkunde; 83) die natürliche Magie; 84) die Alchymie.

Fünfte Verzweigung: Von den Zweigen der Naturkunde. 85) Die Anatomie; 86) die Augenarzneykunde; 87) die Kochkunst der Getränke und Latwergen; 88) die Kunde der Speisen und Leckerbissen; 89) die medizinische Botanik (Ssaidelet); 90) die Kunst, aus den Kleidern Flecke auszubringen; 91) die Kunst, verschiedene Tinten zu machen; 92) die Wundarzneykunde; 93) die Aderlaßkunde; 94) die Schröpfkunde; 95) die Kunde der Maße und Gewichte der Apotheker; 96) die Kunde der aphrodisischen Mittel; 97) die Phantasmagorik; 98) die Chiromantik; 99) die Schulterblätterkunde; 100) die Fußstapfenkunde; 101) die menschliche Physiognomik; 102) die Kunde der Wegweisung in Wüsten; 103) die Quellenentdeckungskunde; 104) die Minenentdeckungskunde; 105) die Wetterkunde; 106) die Kunst, aus einem Theile das Ganze, aus Wirkungen die Ursache, aus Spuren das Wesen zu errathen; 107) die Kunst, aus Gliederzuckungen wahrzusagen; 108) die Kunde glücklicher Stunden; 109) die Kunst, aus dem Sande zu wahrsagen; 110) die Kunde des Loses aus dem, was aufstört; 111) die Kunst des Buchaufstechens; 112) die Kunde, den Flug der Vögel zu deuten;

113) die Wahrſagerkunde; 114) die Zaubermittelkunde; 115) die Kunde der Tugenden und Kräfte; 116) die Bezauberungskunde durch Räucherungen und Wortformeln; 117) die Beſchwörungskunde; 118) die Geiſtervorladungskunde; 119) die Planetenanrufungskunde; 120) die Kunde der magiſchen Zahlen und Zeichen; 121) die Kunſt, ſich unſichtbar zu machen; 122) die Kunde ſataniſcher Kniffe und Betrügereyen; 123) die Betrugentlarvungskunde; 124) die Taſchenſpielerkunde; 125) die Kunſt, die Herzen an ſich zu ziehen und zu bezaubern; 126) die Kunſt des Behelfs durch die Kräfte der Arzneyen und einfachen Mittel.

Sechste Verzweigung: Die mathematiſchen Wiſſenſchaften. 127) Die Geometrie; 128) die Aſtronomie; 129) die Arithmetik; 130) die Muſik; 131) die Baukunſt; 132) die Optik; 133) die Brennſpiegelkunde; 134) die Kunde des Schwerpunktes der Laſten; 135) die Mechanik; 136) die Meßkunſt; 137) die Hydraulik; 138) die Waffenkunde; 139) die Baliſtik; 140) die Kunde der Länge der Tage und Nächte; 141) die Uhrenkunde; 142) die Nautik; 143) die Schwimmkunſt; 144) die Kunſt der Maße und Gewichte; 145) die Kunde der auf das Nichtſeyn leeren Raums gegründeten (pneumatiſchen) Inſtrumente und Maſchinen.

Siebente Verzweigung: Zweige der Aſtronomie. 146) Die Kunde der Ephemeriden und aſtronomiſchen Tafeln; 147) die Ephemeridographik; 148) die Kunde aſtronomiſcher Berechnungen; 149) die Kunde aſtronomiſcher Beobachtungen; 150) die Kunde aſtronomiſcher Inſtrumente; 151) die Zeitbeſtimmungskunde; 152) die Gnomonik; 153) die Sphärenkunde; 154) die Kunde der beweglichen Sphären; 155) die Sphärographik; 156) die Planetenkunde; 157) die Sphärometrie; 158) die Kunde der Mondesſtationen; 159) die Geographie; 160) die Straßenkunde; 161) die Kunde der Wüſten und ihrer Strecken; 162) die Kunde der Himmelsſtriche (phyſiſche Geographie); 163) die Cyklologie; 164) die Conſtellationskunde; 165) die Kunde der Vorboten des jüngſten Tages oder großer Revolutionen; 166) die Kunde der Strichwinde (Mansoon); 167) die Kunde des Textes des Gebetes; 168) die Kunde der Aufſtellung (Verfertigung) des Aſtrolabs); 169) die Kunde des Gebrauches des Aſtrolabs; 170) die Kunde der Aufſtellung des Quadranten; 171) die Kunde des Gebrauches des Quadranten; 172) die Kunde der aſtronomiſchen Uhren.

Achte Verzweigung: Zweige der Zahlenkunde. 173) Die Zahlrechnung mit Tafel und Styl; 174) die Lehre der Gleichungen; 175) die chineſiſche Rechnungskunde oder Regel de tri; 176) die Rechnungskunde der Erbſchaftscyklen; 177) die Kunde der Rechnung in Gold und Silber; 178) die Rechnungskunde der Erbſchaftstheilungen; 179) die Kopfrechnungskunde; 180) die Kunde der Fingerknöchelrechnung; 181) die Kabala; 182) die Kunde der Eigenſchaften der Zahlen; 183) die ſtrategiſche Zahlenkunde.

Neunte Verzweigung: Die Zweige der Muſik. 184) Die Kunde ſeltſamer Muſikinſtrumente; 185) die Tanzkunſt; 186) die Mimik.

Fünfte Baumpflanzung: Die praktiſche Philoſophie; beſtehend aus vier Verzweigungen.

Erſte Verzweigung. 187) Die Ethik.

Zweyte Verzweigung. 188) Das Familienrecht.

Dritte Verzweigung: Die Regierungskunſt oder Politik.

Vierte Verzweigung: Zweige der praktiſchen Philoſophie. 189) Königsethik; 190) Weſirsethik; 191) Polizeywiſſenſchaft; 192) Strategie.

Sechste Baumpflanzung: Die geſetzlichen Wiſſenſchaften; beſtehend aus einer Vorrede und acht Verzweigungen.

Vorrede: Die Begründung derſelben.

Erſte Verzweigung: Von den zum Geſetze gehörigen Wiſſenſchaften. 193) Die Koransleſekunde.

Zweyte Verzweigung. 194) Die Kunde der Ueberlieferungserzählung.

Dritte Verzweigung. 195) Die Koransauslegungskunde.

Vierte Verzweigung. 196) Die Ueberlieferungsgrundlehre.

Fünfte Verzweigung. 197) Lehre der Glaubensprinzipien oder Dogmatik.

Sechste Verzweigung. 198) Die Grundlehre der Rechtswiſſenſchaft.

Siebente Verzweigung. 199) Die Rechtswiſſenſchaft.

Achte Verzweigung: Die Zweige der Rechtswiſſenſchaften. a. Die Zweige der Koranswiſſenſchaften: 200) Die Kunde der Schwierigkeiten des Koranleſens; 201) die Kunde der Buchſtabenbildung des Korans; 202) die Kunde der Wörterbildung des Korans; 203) die Kunde der Pauſen im Leſen des Korans; 204) Kunde der Urſachen der Koransleſung; 205) der Schreibung des Korans in Bänden; 206) Kunde der Koransſchreiberſitte. b. Zweige der Ueberlieferung: 207) Die Ueberlieferungsexegetik; 208) Ueberlieferungsaitiologie; 209) Kunde der aufhebenden und aufgehobenen Stellen der Ueberlieferung; 210) Auslegungskunde des Wortes des Propheten; 211) Kunde der Geheimniſſe der Prophetenworte; 212) Kunde der Seltenheiten der Worte der Ueberlieferung; 213) Kunde der Abwehrung des Spottes von den Stellen der Ueberlieferung; 214) Ueberlieferungsvereinigungskunde; 215) Ueberlieferungsgelehrtengeſchichte; 216) Prophetenarzneykunde. c. Zweige der Exegeſe: 217) Die Kunde der zu Mekka und der zu Medina gegebenen Verſe des Korans; 218) die Kunde der zu Kriegszeit und der zu Friedenszeit geſendeten Verſe des Korans; 219) die Kunde der bey Tag und der bey Nacht geſendeten Verſe des Korans; 220) die Kunde der im Sommer und der im Winter geſendeten Verſe des Korans; 221) die Kunde der im Bette und der im Schlafe geſendeten Verſe des Korans; 222) die Kunde der himmliſchen und der irdiſchen Verſe des Korans; 223) die Kunde des zuerſt geſandten Verſes des Korans; 224) die Kunde der Veranlaſſung der Sendung; 225) die Kunde der durch den Mund der Jünger geſendeten Verſe des Korans; 226) die Kunde der wiederholt geſendeten Verſe des Korans; 227) die Kunde der Verſe des Korans, die erſt nach ihrer Sendung Gebete wurden, und derer, die ſchon vor ihrer Sendung Gebete waren; 228) die Kunde der getrennt und der mitſammen geſendeten Verſe des Korans; 229) die Kunde der gepaart und der einzeln geſendeten Verſe des Korans; 230) die Kunde der vorhin ſchon anderen Propheten geſendeten oder nicht geſendeten Verſe des Korans; 231) die Kunde der Art und Weiſe der Sendung des Korans; 232) die Kunde der Namen des Korans und der Suren; 233) die Kunde der Sammlung und Ordnung des Korans; 234) die Kunde der Zahl der Suren, Verſe, Worte und Buchſtaben des Korans; 235) die Kunde derer, die den Koran auswendig wußten; 236) die Kunde der höheren und niederen Suren des Korans; 237) die Kunde der allgemein bekannten und der weniger bekannten Verſe des Korans; 238) die Kunde der im Worte verbundenen, im Sinne getrennten Verſe des Korans; 239) die Kunde des Imalet und Feth und des Unterſchiedes

zwiſchen beyden, d. i. des Umlautes in J und des reinen A- oder E-Lautes; 240) die Kunde der Verſe, in denen Verdopplung, Verſetzung oder Umkehrung der Buchſtaben vorkommt; 241) die Kunde der Verſe, in denen Dehnung oder Abkürzung vorkommt; 242) die Kunde der durch das Hemſe erleichterten Verſe des Korans; 243) die Kunde der Art und Weiſe, wie der Koran zu tragen; 244) Koranslеſerethik; 245) die Kunde der Koransverſe, die es erlaubt iſt, zuſammenzuziehen; 246) die Kunde der Seltenheiten des Korans; 247) die Kunde der im Koran befindlichen, nicht rein hedſchaſiſchen Wörter; 248) die Kunde der nicht arabiſchen Worter des Korans; 249) die Kunde der Gemeinplätze und Parallelſtellen des Korans; 250) die Kunde der Verſe des Korans, welche Hülfsmittel und Werkzeuge des Exegeten; 251) die Kunde der Beugungen des Korans; 252) die Kunde der dem Ausleger des Korans nöthigſten wichtigen Dinge; 253) die Kunde der für ſich klaren und ähnlichen Stellen des Korans; 254) die Kunde der vorausgehenden und ſpäter kommenden Stellen des Korans; 255) die Kunde des Allgemeinen und Beſonderen, des Bündigen und Ausführlichen des Korans; 256) die Kunde der aufhebenden und aufgehobenen Stellen des Korans; 257) die Kunde des Schwierigen des Korans, worüber ſich Controvers erhebt; 258) die Kunde des Abſoluten und des Gebundenen im Koran; 259) die Kunde der Stellen des Korans, deren Sinn durch das Wort ausgeſprochen, und der Stellen, deren Sinn unter dem Worte verſtanden wird; 260) die Kunde der Anreden des Korans; 261) die Kunde der im eigentlichen Sinne und der im uneigentlichen Sinne zu verſtehenden Stellen des Korans; 262) die Kunde der Vergleichungen des Korans; 263) die Kunde der Allegorien des Korans; 264) die Kunde der Beſchränkungen des Korans; 265) die Kunde der Zuſammenziehung und Erweiterung des Korans; 266) die Kunde des Objectiven und Subjectiven im Koran; 267) die Kunde der Redefiguren des Korans; 268) die Kunde der trennenden Stellen und Worte des Korans; 269) die Kunde der die Suren eröffnenden Verſe des Korans; 270) die Kunde der die Suren ſchließenden Verſe des Korans; 271) die Kunde des Verhältniſſes der Suren und Verſe des Korans; 272) die Kunde der ähnlichen Verſe des Korans; 273) die Kunde der Ohnmacht, etwas dem Koran Aehnliches hervorzubringen; 274) die Kunde der von dem Koran abgeleiteten Wiſſenſchaften; 275) die Kunde der im Koran enthaltenen Sprichwörter; 276) die Kunde der im Koran enthaltenen Schwüre; 277) Koranspolemik; 278) die Kunde der im Koran enthaltenen eigenen Namen und Beynamen; 279) die Kunde der dunkeln Stellen des Korans; 280) die Kunde der Namen derer, in deren Gegenwart der Koran vom Himmel gekommen; 281) die Kunde der Trefflichkeit des Korans; 282) die Kunde des Trefflichſten im Koran; 283) die Kunde der einzelnen Verſe des Korans; 284) die Kunde der Eigenſchaften und Kräfte des Korans; 285) die Kunde der Schrift und Schreibweiſe des Korans; 286) die Kunde der Exegeſe und Commentariſtik des Korans, ihrer Vortrefflichkeit und des Bedürfniſſes derſelben. a. Von den Auslegungen und Exegeſen des Korans (Tefsir u teewil). b. Von der Nothwendigkeit derſelben. c. Von dem Adel der Exegetik. 287) Die Kunde der Bedingniſſe des Auslegenden und ſeines Adels; 288) die Kunde der Seltenheiten der Exegeſe; 289) die Kunde der Claſſen der Koranzausleger; 290) die Kunde der Eigenſchaften und Kräfte der Buchſtaben; 291) die Kunde der geiſtigen Eigenſchaften und Kräfte; 292) die Kunde der Beherrſchung mittels der Buchſtaben und Namen; 293) die Kunde der

Buchstaben der Finsterniß und des Lichtes; 294) die Kunde der Beherrschung mittels der Namen Gottes; 295) die Kunde der Abbrechung und Ausdehnung der Zeilen, um mittels derselben den verlangten Namen zu bilden; 296) die Kunde der Verfertigung von Namentafeln (Sairdsche); 297) die Kunde der Tafel des Loses; 298) die Kunde den Koran wider Spöttereyen zu verwahren. d. Die Zweige der Ueberlieferung. 299) Die Kunde der Ermahnungen (Homiletik); 300) die Kunde der Gebete und Hymnen; 301) die Kunde der guten und verdienstlichen Werke; 302) die Kunde des einsamen und zurückgezogenen Lebens; 303) die Kunde des Gebetes in Nöthen; 304) die Kunde der Feldzüge im heiligen Kriege. e. Die Zweige der Glaubensgrundlehre. f. Die Zweige der Rechtsgrundlehre. 305) Die Dialectik; 306) die Disputirkunst; 307) die Polemik. g Die Zweige der Rechtswissenschaft. 308) Die Kunde der Erbschaftstheilungen; 309) die Kunde der Stipulationen und Urkunden; 310) die Kunde des Richteramtes; 311) die Kunde der richterlichen Gebote; 312) die Kunde der Fetwa.

Zweyter Theil des Werks. Von den zur Reinigung der Sitten und des Inneren gehörigen Wissenschaften.

Vorrede: Von der Seele, dem Herzen der Beschauung.

Siebente Baumpflanzung: Von den inneren Wissenschaften; eingetheilt in vier Verzweigungen, Andachtsübungen, Gewohnheiten, rettende Eigenschaften (Tugendlehre), verderbende (Lasterlehre).

Erste Verzweigung: Von den Andachtsübungen.

A. Von der Wissenschaft. a. Von der Trefflichkeit der Wissenschaft des Lernens und des Lehrens; b. von dem, was dem Moslim nöthig an Wissenschaften; c. von den löblichen und lobenswerthen Wissenschaften; d. von den Sitten des Lernenden und Lehrenden; e. von den Ungleichen der Wissenschaften, von den Gelehrten für diese und für jene Welt; f von der Wissenschaft, ihrer Wahrheit, ihrem Adel und ihrer Eintheilung.

B. Von den Regeln der Dogmen.

C. Von dem Geheimnisse der Reinigung.

D. Von dem Geheimnisse des Gebetes. a. Von den Graden des Gebetes; b. von den inneren Bedingnissen des Gebetes; c. von der Art, das Herz vorzurufen; d. die Kunde der Pflichten des Imamates; e. von der Trefflichkeit des Freytags; f. die Kunde der außerordentlichen Gebete.

E. Von dem Geheimnisse des Almosengebens. a. Von der Beobachtung der äußeren Bedingnisse; b. von der Erfüllung der inneren Sitten; c. die Kunde der Sitte der Almosengebenden; d. von dem Almosen und seiner Vortrefflichkeit; e. von einigem Nutzen des Almosengebens.

F. Von dem Geheimnisse des Fastens. a. Von den inneren Erfordernissen des Fastens; b von den Erfordernissen des Brechens der Fasten; c. von den nothwendigen Vorschriften der Faste; d. von den Geheimnissen der Faste; e. von der Trefflichkeit des freywilligen Fastens.

G. Von dem Geheimnisse der Pilgerschaft nach Mekka. a. Von der Trefflichkeit Mekka's und der Kaaba; b. von der Vortrefflichkeit des Aufenthalts zu Mekka; c. von der Vortrefflichkeit des Aufenthalts zu Medina; d. von der Nothwendigkeit der Pilgerschaft; e. von der Anordnung der äußeren Handlungen vom Beginne der Reise bis zum Ende der Wallfahrt; f. von der Sitte der Genauigkeit; g. von den inneren Handlungen.

II. Von der Vortrefflichkeit der Gebete und Hymnen. Vorrede: Vom Nutzen des lauten und ſtillen Gebetes. a. Von der Art und Weiſe, Gebete zu leſen; b. von den inneren Sitten des Betenden; c. von der Verſtehung des Korans; d. von den Hymnen und Lobpreiſungen; e. von den edlen Gebeten der Scheiche; f von den vom Propheten überlieferten Gebeten; g. von den zu jeder Zeit Erhörung findenden Gebeten; h. von den zu Ende des großen Werkes Sebeki's aufgeführten und hier geſammelten Gebeten; i. von der Trefflichkeit des Gebetes; k. von dem Nutzen des Gebetes.

I. Die Kunde der Eintheilung der Anwünſchungen und Segnungen. a. Von der Anordnung der Anwünſchungen des bloß ſeinen Andachtsübungen obliegenden Frommen; b. von der dem Lehrenden, Fetwaſprechenden und Schriftſtellenden nützlichen Wiſſenſchaft; c. von dem größeren Verdienſte des Lernenden und Lehrenden, als dem des Betenden; d. von dem des Erwerbes Bedürftigen; e. von dem öffentliches Amt Verwaltenden; f. von dem in Gott verſenkten Einheitsbekenner; g. vom Aufſtehen bey der Nacht zum Gebete.

Zweyte Verzweigung: Von den Gewohnheiten u. Gebräuchen.

A. Von der Sitte des Eſſens. a. Vor dem einzeln Eſſenden; b. von dem in Geſellſchaft Eſſenden; c. von der Sitte des Aufſetzens der Speiſen; d. von der Sitte der Gaſterey.

B. Von der Sitte des Heirathens. a. Von der Ermunterung zum Heirathen; b. von dem Nutzen des Heirathens; c. von den Unglücken der Heirathen; d. von den Bedingniſſen des Contractes; e. von den Geboten der Verheiratheten; f. von der Sitte des ehelichen Zuſammenlebens.

C. Von den Sitten des Nahrungserwerbes. a. Von der Vortrefflichkeit des Erwerbes; b. von der Erklärung der vier Verträge; c. von der Billigkeit im Geſchäftsverkehr; d. von der Wohlthätigkeit im Geſchäftsverkehr; e. von der Milde des Kaufmannes gegen ſeine Gläubiger.

D. Von dem Erlaubten und Verbotenen. a. Von der Vortrefflichkeit des Erlaubten; b. von den Graden des Erlaubten und Verbotenen; c. von den Graden der Zweifel; d. vom Diſpute und der Frage; e. wie den fiscaliſchen Plagen zu entgehen; f. von den ſultaniſchen Auflagen; g. von der Vermiſchung mit Sultanen; h. von der Vertheilung des Gutes unter Arme.

E. Von der Sitte des Geſprächs und der Unterhaltung. a. Von der Trefflichkeit der Freundſchaft; b. von der Eintheilung der Verbrechen und jedem einzelnen; c. von den bedingten Eigenſchaften; d. von den Pflichten des Geſpräches; e. von den Sitten des geſelligen Kreiſes; f. von den Pflichten des Moslims der Verwandtſchaft, der Nachbarſchaft, des Königs; g. von den Pflichten des Nachbars; h. von den Pflichten der Verwandten; i. von den Pflichten des Königs.

F. Von den Sitten der Einſamkeit. a. Von der guten und ſchlimmen Seite der Einſamkeit; von dem Nutzen der Einſamkeit; c. von dem Benehmen in ſelber.

G. Von dem Benehmen auf Reiſen. a. Von dem Benehmen auf Reiſen vom Aufbruche bis zur Rückkehr; b. von den Nothwendigkeiten derſelben; c) von den inneren Sitten des Reiſenden; f. von den Privilegien Reiſender.

H. Von dem Benehmen beym heiligen Reigen (Simaa) in Begeiſterung. a. Von dem Erlaubtſeyn oder Nichterlaubtſeyn desſelben; b. von den Oertern, wo derſelbe erlaubt; c. von der Frucht desſelben.

H. Von dem gesetzlich Erlaubten und Verbotenen. a. Von den Trefflichkeiten der Gebote und Verbote; b. von den Säculen und Bedingungen derselben; c. von dem Benehmen des Polizeyvogtes und Marktrichters; d von dem Befehle der Fürsten und Sultane.

K. Von den Eigenschaften des Prophetenthumes.

Dritte Verzweigung: Von den verderblichen Eigenschaften (Lastern).

A. Von den Wundern des Herzens a. Von der Bedeutung des Herzens und dessen, was ihm ähnlich; b. von den zum Herzen gehörigen Nutzanwendungen; c. von den Wissenschaften des Herzens; d. von dem Zustande des Herzens; e. von den hierher gehörigen Streitfragen; f. von den anmuthigen Eigenschaften des Herzens; g. von dem Zustande des Satans; h. von der unausweichlichen Versuchung des Teufels; i. Erklärung der Versuchung; k von der schnellen Wendung des Herzens.

B. Von der Enthaltsamkeit der Seele und Sittenreinigung. a. Von der Wahrheit derselben; b. Von der Annahme der Veränderung in den Sitten; c. von den sittlichen Mäßigungen; d. von dem dazu gehörigen; e. von der Enthaltsamkeit des Knaben; f. von den Bedingnissen des Willens auf dem beschaulichen Wege

C. Von der Bezähmung der beyden sinnlichen Lüste des Blutes und Fleisches.

D. Von den Unglücken der Zunge und des Wortes.

E. Von dem Tadel des Zornes, des Grolles und des Neides. a. Von dem Zorne; b. von den Heilmitteln desselben; c. von den Ursachen desselben; d. vom Grolle und der Verzeihung; e. von den verschiedenen Arten des Neides; f. von den Arzneyen des Neides.

F. Von dem Tadel der Welt. a. Bestätigung desselben; b. von den Künsten der Betrügerey.

G. Von dem Reichthume, dem Geize, und Tadel desselben. a. Bestätigung desselben; b. vom Geize und der Gier; c. von der Freygebigkeit; d. von der Arzeney des Geizes; e. von dem, was dem Sclaven obliegt in Betreff seines Gutes; f. vom Lobe der Armuth und dem Tadel des Reichthums.

H. Von dem Tadel der Aemtersucht und der Gleißnerey. a. Bestätigung desselben; b. von dem, was an der Liebe des Amtes zu loben und was daran zu tadeln; c. von den Ursachen der Liebe, des Lobes und des Preises; d. von der Arzney der Aemterliebe (des Ehrgeizes); e. von der Arzney der Liebe des Lobs und des Abscheus des Tadels; f. von dem Zustande der Menschen in Lob und Tadel; g. von der Gleißnerey; h. von den Graden der Gleißnerey; i. von der Gleißnerey in den Andachtsübungen; k. von der Gleißnerey zu gewissen Zwecken; l. von der geheimen Gleißnerey; m. von heimlicher und offener Gleißnerey in Handlungen; n von der Arzney der Gleißnerey; o. von der Erlaubniß, gute Werke zu veröffentlichen; p. von der Erlaubniß (Freyheit), Sünden und Vergehen zu verbergen; q. von dem Aufgeben guter Werke aus Furcht vor Unglück.

I. Von dem Tadel des Stolzes und der Einbildung. a. Von dem Tadel des Stolzes; b. von den Arten des Stolzes; c. von der Eintheilung dessen, worauf man stolz ist; d. von den Ursachen des Stolzes; e. von der Einbildung; f. von der Arzney der Einbildung.

K. Von dem Tadel der Eitelkeit und des Wahnes. a. Bestätigung desselben; b. von den verschiedenen Arten der Wahnichten; c. von den Eingängen des Wahnes.

Vierte Verzweigung: Von den rettenden Eigenschaften (den Tugenden).

A. Von der Reue. a. Von der Nothwendigkeit derselben; b. von der Nothwendigkeit der augenblicklichen Reue; c. von der Beliebtheit und Annahme der Reue; d. von den Arten der Sünden; e. von der Zutheilung der Grade der Strafen und Belohnungen der anderen Welt nach den bösen und guten Handlungen in dieser; f. von der Art, wie aus kleinen Dingen große werden; g. von der vollkommenen Reue, ihren Bedingnissen und Sitten; h. von den Classen der Reuigen; i. von der Abstufung des Reuigen; k. von dem Wege, auf welchem die Beharrlichkeit in der Sünde dem Herzen entnommen wird.

B. Von der Geduld und dem Danke. a. Von der Trefflichkeit der Geduld und ihrer Bestätigung (Bewahrung); b. von den verschiedenen Arten der Geduld; c. daß dem Diener Geduld in allen Lagen nöthig; d. von den Arzneyen, welche zur Geduld abrichten; e. vom Danke; f. vom Danke gegen Gott; g. vom Erwerbe des Dankes; h. von der Wohlthat und ihren Arten; i. von den Ursachen des Abwendens vom Danke und den Heilmitteln der Undankbarkeit; k. von dem, was Dank und Geduld mit einander gemein haben; l. daß Geduld vorzüglicher als Dank.

C. Von der Bitte und Furcht. a. Von der Wahrheit der Bitte; b. von der Trefflichkeit derselben; c. von der Furcht; d. von der Trefflichkeit der Furcht; e. von den Heilmitteln, wodurch man sich die Furcht (Gottes) verschafft.

D. Von der Armuth und dem Einsiedlerleben. a. Von der Wahrheit der Armuth; b. von der Trefflichkeit der Armuth; c. von dem Benehmen des Armen; d. von dem Unerlaubtseyn des Bettelns ohne nothwendigen Anlaß; e. von der Wahrheit des Einsiedlerlebens; f. von den Graden des Einsiedlerlebens; g. von dem Unterschiede zwischen wahrer Nothdurft und dem Uebermuthe.

E. Von dem Vertrauen auf Gott. a. Von der Vortrefflichkeit desselben; b. von dem Zustande des Vertrauens; c. von den Handlungen der auf Gott Vertrauenden; d. von den Graden der Aufspeicherung (aus Mangel des Vertrauens auf Gott); e. von den Sitten (dem Benehmen) der auf Gott Vertrauenden; f. von den Ursachen, welche das Vertrauen auf Gott zerstören.

F. Von der Liebe, der Sehnsucht, der Humanität und der Ergebung. a. Von der Liebe Gottes; b. von den Arten und Ursachen derselben; c. von den zu dem vorhergehenden Absatze gehörigen Streitfragen; d. von den Ursachen der Liebe des Dieners zu Gott; e. von der Liebe Gottes zu seinem Diener; f. von der Humanität, der Sehnsucht; g. von der Ergebung.

G. Von der Absicht und der Aufrichtigkeit. a. Von der Absicht; b. Auseinandersetzung der zur Absicht gehörigen Werke; c. von dem reinen Sinne und dessen Vortrefflichkeit; d. von der Aufrichtigkeit und ihrer Vortrefflichkeit.

H. Von der Rechenschaft und Betrachtung.

I. Von der Vortrefflichkeit des Nachdenkens. a. Von der Vortrefflichkeit des Nachdenkens überhaupt; b. von den Wegen des Gedankens.

K. Von dem Tode und dem jüngsten Gerichte. a. Von der Erwähnung des Todes und Ermunterung zu selben; b. von den Schrecken des Todes; c. von der Wahrheit des Todes und dem Zustande des Leichnames.

Der ganze zweyte Theil des Werkes, nämlich die praktische Ethik, ist größtentheils der großen ethischen Encyclopädie Ghasali's, die Wiederaufweckung der Wissenschaften, ausgeschrieben; die Definitionen der 312 Wissenschaften hat Hadschi Chalfa in sein großes bibliographisches Wörterbuch aufgenommen; am ausführlichsten sind die Exegetik und Ueberlieferungskunde behandelt, und die den wichtigsten Wissenschaften beygegebene wichtigste Literatur findet sich in keinem anderen encyclopädischen Werke so zweckmäßig angegeben.

13.

فوايد الخاقانية الاحمد خانية

Die Nutzanwendungen die Chakinischen Ahmedchanischen, von Mohammed Emir Efendi aus Schirwan, gest. i. J. 1037 (1627); ein Octavband von 165 Bl. und einer angehängten Abhandlung über die Secten des Islams. Dasselbe behandelt die folgenden 53 Wissenschaften: 1) Die Koranexegetik, 2) die Koranslesekunde, 3) die Ueberlieferung, 4) die Grundlehre der Ueberlieferung, 5) die Dogmatik, 6) die Rechtsgrundlehre, 7) die Rechtslehre, 8) die Lehre der Erbtheilungen, 9) die Mystik, 10) die Controverse, 11) die Lexicographik, 12) die Grammatik, 13) die Etymologie, 14) die Syntax, 15) die Lehre von der Anordnung der Rede, 16) vom Ausdrucke der Rede, 17) die Lehre von den Redefiguren, 18) die Prosodie, 19) die Reimlehre, 20) die Schreibkunst, 21) die Kritik der Poesie, 22) die persische Stylistik, 23) die Logik, 24) die Disputirethik, 25) die platonische Philosophie, 26) die Naturphilosophie, 27) die Metaphysik, 28) die Astronomie, 29) die Kunde der Eigenschaften der Himmelsstriche, 30) die Geometrie, 31) die Rechenkunde, 32) die Lehre von den Gleichungen, 33) die Arithmetik, 34) die Meßkunst, 35) die Lehre der Entfernungen der Himmelskörper, 36) die Musik, 37) die Kunde der Himmel und Welten, 38) die Kunde der Sphären, 39) die Anatomie, 40) die Arzneykunde, 41) die Optik, 42) die Astrologie, 43) die Astrolabenkunde, 44) die Traumauslegungskunde, 45) die Physiognomik, 46) die Metallurgie, 47) die Alchymie, 48) die Kunde des Entstehens und Verderbens der Dinge (von den ersten und letzten Dingen), 49) Kunde der höheren und niederen Phänomene, 50) die Moral, 51) das Familienrecht, 52) die Politik, 53) die Königsethik.

14.

آثار نو ذيل اسامى كتب

Das neue Denkmal, oder die Fortsetzung des bibliographischen Wörterbuches Hadschi Chalfa's, vom Sohne El-Hadsch Ibrahim Hanif Efendi's, des Commentator des Schifa, geschrieben i. J. 1763. Octav, 40 Bl. Enthält ein halbes Tausend von Werken, welche in dem mit dem Tode Hadschi Chalfa's verflossenen Jahrhunderte im osmanischen Reiche erschienen. Ein anderes treffliches, theils encyclopädisches, theils bibliographisches, aber größtentheils biographisches Werk, nämlich Eschref Abderrahman Efendi's Denkwürdigkeiten der Philosophie in den Classen der Völker, wird unter den Werken der Gelehrtengeschichte, wohin dasselbe hauptsächlich gehört, vorkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geist und Leben der britischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Christoph Kuffner.

(Fortsetzung.)

In dem romantischen Gedichte: »Die Verwünschung des Kehama« (the Curse of Kehama) behandelt Southey einen Stoff der indischen Mythe. Der europäische Dichter zeigt sich hier ganz als Orientale; er hat sich mit seinem Gegenstande so amalgamirt, daß dieses Gedicht wie eine Uebersetzung aus dem Sanskrit erscheint. Es gründet sich auf den unter den Hindus herrschenden Glauben, daß dem Gebete, verbunden mit Büßungen und Opfern ohne Rücksicht auf die Person des Betenden und den guten oder bösen Zweck desselben die Kraft inwohne, die Götter zur Gewährung zu zwingen. »Solche Gebete (sagt Southey in der Vorrede zu diesem Gedichte) sind gleichsam auf die Götter ausgestellte Wechsel, deren Saldirung diese nicht verweigern können. Die ruchlosesten Menschen, wenn sie jenen Zweck sich zum Ziele setzten, haben auf diese Weise eine Macht erworben, wodurch sie selbst den höchsten Gottheiten furchtbar wurden« —

Das Interesse der Handlung vereinigt sich mit den interessanten Charakteren und Eigenschaften der handelnden Personen, mit dem Glanz oder dem Schrecken der einwirkenden geistigen Wesen, und mit der Szenerie, um diesem Gedichte eine hinreißende Macht zu geben. Der Dichter läßt sie bald auf der Erde, bald in einem Reiche des Lichtes über den Sternen, bald in dem Gebiete der ewigen Nacht unter den Fluthen eines eigenen Ozeans wandeln; er führt uns in das Padalon, das indische Todtenreich, mit seinen, von acht Göttern bewachten acht Thoren; er führt uns empor in das Swerga, das Paradies Indra's, des Beherrschers der Elemente, und auf den Himmelsberg Calasey. Wir erblicken den hochmüthigen Despoten Indiens, ihn, den furchtbaren Kehama, ausgerüstet mit einer beynahe der Göttermacht ähnlichen Kraft; wir erblicken einen Unglücklichen, welchen die sonderbarste Verwünschung in die sonderbarsten Schicksale verwickelt, aus welchen er, dem frevelhaften Fluche gleichsam zum Trotze, als Sieger hervorgeht; wir erblicken ein umherwanderndes, racheathmendes Gespenst, eine böse Zauberin, einen guten Genius in himmlischer Schönheit, ein Mädchen, hold und rein mit einer Engelsseele, gute und böse Geister in ewigem Streit, den Triumph der kindlichen Liebe, und die hohe Lehre, daß Herzensreinheit, Kraft des Glaubens und Vertrauen auf die Fügungen des Himmels, allen Leiden, allem Bösen obsiegen, und das Gute seine Seligkeit in sich und durch sich selbst finde:, endlich, daß die Liebe unzerstörbar durch dieses Leben wandelt, jenseit des Grabes aber in ihrer unsterblichen Glorie auflebt.

Die Handlung des Gedichtes ist in Kürze die folgende: Arvalan, der einzige Sohn des allgewaltigen Kehama, wurde getödtet von Ladurlad, einem Landmann, dessen schöner Tochter Kailyal er Gewalt anthun wollte. Das Gedicht beginnt mit der Beschreibung von Arvalans prächtiger Leichenfeyer. Kehama läßt den Ladurlad und seine Tochter, indem noch der Scheiterhaufen lodert, vor sich bringen. Er hat geschworen, furchtbare Rache an ihnen zu nehmen. Kailyal flieht in dem Augenblicke, da sie von den Trabanten des Despoten ergriffen werden sollen, zu einem, am Ufer des Ganges nächst der Begräbnißstätte stehenden Bildniß Marriataly's, der

Schutzgöttin der Armen, welches sie, Hülfe suchend, mit der Kraft der Verzweiflung umschlingt. Vergebens suchen die Trabanten sie wegzureißen; das Bildniß stürzt, auf Geheiß der beleidigten Göttin, sammt dem umschlingenden Mädchen und den Schergen, in die Fluthen des Stromes. Kehama spricht hierauf, in Wuth entbrannt, über den unglücklichen Ladurlad jene gräßliche Verwünschung aus, von welcher das Gedicht seinen Namen hat. Ladurlad soll durch den Zauber dieser Verwünschung unverwundbar und unverletzbar, auch aller Gewalt und Einwirkung der Elemente unzugänglich seyn, und weder der Krankheit noch dem Alter erliegen; dagegen aber soll kein Wasser ihn zu näſſen, keine Luft ihn anzuwehen vermögen; er soll sein ganzes Leben hindurch schlaflos bleiben, und ein wildes Feuer soll ihm unaufhörlich im Herzen und im Gehirne glühen. So lautet die furchtbare Verwünschung:

Dir schade weder Holz noch Stein,
Schade weder Feu'r noch Fluth;
Kein Schlangenzahn vergift' dein Blut;
Dich tödte keines Raubthiers Wuth;
Von jedem Siechthum sey befreyt!
Dich drücke nie die Last der Zeit!
Und dennoch, Frevler, sey verflucht!
Die Erde muß, gehorchend mir,
Jede Frucht verweigern dir.
Das Wasser, mir nur unterthan,
Soll nimmer deinem Munde nahn;
Die Luft soll im Vorüberziehn
Scheu vor deinem Leibe fliehn;
Sinkt der Thau zur Erde nieder,
Netz' er niemals deine Glieder;
Vergebens rufe du den Tod,
Dich zu befrey'n von Qual und Noth.
So lang Kehama herrscht auf Erden,
Sollst du nie frey von Leiden werden!
Des wilden Feuers Höllenschmerz
Erfülle dir Gehirn und Herz!
Nie schließe dir zu sanfter Ruh
Ein Schlummer deine Augen zu.
Diesem Fluche sey geweiht
Von nun in alle Ewigkeit! —

Ladurlad irrt, vom Entsetzen getrieben, am Ufer des Ganges, auf dessen Wasserfläche er, seine Tochter, noch immer das Bild der Marriataly fest umschlingend, dahingleiten sieht. Eben die Verwünschung des bösen Kehama ist es jetzt, die ihm die Macht gibt, das theure Kind zu retten, indem die Fluthen vor ihm entweichen müssen, und er nun die Bewußtlose an das Ufer trägt. Bald aber muß er in einer Reihe von Schrecknissen das ganze Elend des auf ihm lastenden Fluches wieder fühlen. Schrecklich ist die Szene, da Arvalan's rachebrütender Geist dem unglücklichen Mädchen erscheint. Der gute Genius Erennia nimmt sie gegen den Unhold in seinen Schutz, da sie unter einem betäubenden Giftbaume Nachts eingeschlafen ist und, von Todesgefahren umgeben, hülflos daliegt. Erennia, einer der schönsten unter den guten Geistern, welcher eben durch den mondlichten Nachthimmel dahin schwebt, erblickt die von Allen Verlassene, hebt sie, von Mitleid gerührt, empor, und trägt sie auf das Gebirg Himakut, wo Casyapa, der Vater der Götter, wohnt. Die Beschreibung der Gestalt des Erennia enthält Züge der zartesten Schönheit:

Der Schwingen Farbe glich dem reinsten Winterhimmel
Um Mitternacht, wenn alle Sterne flimmern,
Glich auch des Mittags tiefstem Azurblau,
Das glänzendhell am Tage strahlt.

Dieß war die Farbe der geschloss'nen Schwingen;
Wenn ausgebreitet, schimmerte das Licht,
In buntem Farbenwechsel
Den zarten Stoff durchleuchtend,
Jetzt glänzend wie die Rose,
Wenn sie, voll Reiz und Duft,
Geruch und Aug' zugleich entzückt,
Jetzt gleich dem edlen Rebensaft,
Jetzt auch wie der Rubin
In seiner tiefsten Gluth,
Dann hochentflammten Morgenwolken gleich. —

Von hier bringt er sie, im Nachen des Himmels mit ihr dahinseggelnd, in den himmlischen Garten des Indra, des Gottes der Elemente, die ihrem Beherrscher einen Pallast erbaut haben, in welchem sie ihre sonst feindseligen Kräfte einträchtig vereinen:

Gewässer bildet des Pallastes Grund,
Die Wände sind Gewässer,
Hier überwölbt mit Feuer,
Dort Feuer, überströmt vom Wasser.
Feuerthürme, Feuerzinnen
Erheben hochaufragend sich
Um Wasserkuppeln.
Regenbogen-Dome ruhn
Auf Feuersäulen,
Und Wolkenthürmchen stehn
Auf Flammendächern,
Und Wolkenpfeiler sind
Mit Flammen rings umgürtet.
Hier regen rastlos sich die Elemente
In steten Wechsels ewigem Verkehr;
Verfolgt in Liebe und in Lieb' verfolgend,
Bekämpfen sie sich ewig hier,
Erneuernd ewig ihr geheimes Werk;
Die Theile wechseln immerfort,
Doch bleibt das Ganze unverändert. —

Indessen hat Kehama, dessen Hochmuth so weit geht, daß er selbst den Göttern, die ihn fürchten, ihre Macht rauben und Herr der Welt werden will, zu diesem Zwecke bereits neun und neunzig Opfer geschlachtet, jedesmal ein, von keiner Menschenhand bezähmtes Roß. Mit dem hundertsten Opfer, welches er nun schlachten will, soll er das ersehnte Ziel erreichen:

Hoch steht die Sonne,
Nah ist die Stunde;
Die dichte Menge, gierig
Daß nichts das Opfer störe,
Läßt in dem weiten Kreis
Das Roß nicht aus den Augen,
Rückt näher stets zusammen,
Um es mehr einzuengen.
In langen Reihen stehn
Vor der Tempelhalle
Kehama's Bogenschützen
In einem weiten Raum;
Dorthin, sacht vorwärts schreitend, treibt
Die Menge still das heil'ge Roß,
Und trennt sich dann, ihm Bahn zu machen.
Es stutzt, fährt auf, und wirft den Kopf,
Nach allen Seiten hingewendet;
Doch überall, allüberall
Erblickt es lange Menschenreihen.
Der Anblick jagt ihm Schrecken ein;
Noch fürchterlicher aber ist
Das Schweigen, welches ringsum herrscht,

Denn unter all der Menschenmenge
Regt sich kein Schall, kein Laut, kein Hauch.
Es wiehert; von den Mauern
Des Tempels widerhallt sein Wiehern.
Im Tempel sitzt Kehama
Auf seinem goldnen Thron
Mit unverwandtem Aug',
Das dufterfüllte Feuer,
Das ihm die Zahl der Stunden mißt,
Mit hohem Ernst bewachend.
Zur Rechten und zur Linken ihm
Steht der Eunuchen Schaar,
Die Luft ihm zu erfrischen
Durch der Pfauenfedern Wehn. —

Endlich ist der Augenblick gekommen. Kehama erhebt sich vom Throne; er nimmt das Opferbeil vom Altare, und schreitet hinaus:

In diesem Augenblicke springt
Plötzlich aus dem Volksgedräng
Ein Mann hervor mit lautem Schrey;
Er faßt das Roß mit unheiliger Hand.
Tausend Bogenschützen drücken
Mit unfehlbarem Aug'
Die Pfeile ab; sie füllen
Den Himmel, dennoch stürzt vergebens
Der Hagelregen;
Er, dem sie gelten, ist
Durch Hagelregen fest,
Und allen Waffen trotzt sein Leben.
Die Pfeile all, die ihn umzischen,
Sie prallen von ihm ab, sie fallen
Ohnmächtig, wie von einer Demantrüstung,
Vor ihm zur Erde hin.
Kehama ballt in Wuth die Hand,
Sieht Jenen, wie er kühn
Des heil'gen Rosses Mähne faßt,
Mit Einem Sprung hinauf sich schwingt,
Mit rasender Geberde
Und mit des Wahnsinns Schrey
Umher im Kreise jagt und sprengt.
Er wird ergriffen, hingeschleppt
Zu Kehama's Füßen.
Welches Schicksal, welche Rache
Harret seiner nun von Ihm,
Der kein Erbarmen kennt?
All die willfährigen Trabanten,
All die Bluthunde lauern
Mit gierig glüh'ndem Blick,
Sie lauern auf den Wink
Sie lauschen auf das Wort,
Das ihn verdammt zum Feuertod,
In dem er sterbe Glied für Glied,
Oder, ein gefoltert Aas, lebendig
Hoch aufgehangen, Speise werde
Des Himmels Vögeln und dem Ungeziefer.
Und gäb' erfinderische Grausamkeit
Dem mitleidslosen Herzen des Despoten
Noch einen schrecklichern Gedanken ein,
Sie stehn bereit da, ein verruchtes Werkzeug,
Den frevelhaften Willen zu vollziehn
Mit frevelhafter Hand.
Ganz anders aber denkt die Menge;
Von Mitleid und von menschlichen Gefühlen
Beherrscht, verhält sie still und ruhig sich.
Erstickte Seufzer, unterdrücktes Aechzen,
Mancher geheime Fluch,
Manch herzliches Gebet

Steigt zu den Göttern auf
Um Rettung für den Mann. —

Kehama erkennt den Ladurlad. Grimm und Verachtung lodern in ihm auf, aber auch Beschämung, und er ruft mit furchtbarem Lächeln: »Laßt ihn frey von hinnen ziehn!« — Seine Wuth zu befriedigen, der er, seines selbst gesprochenen Zauberfluches wegen, gegen den Ladurlad nicht freyen Lauf lassen kann, ruft er seine Reiter, zehntausend an der Zahl, und läßt Alle niederhauen, die es nicht gehindert hatten, daß Ladurlad in den Kreis hineindrang und sich des Opferpferdes bemächtigte. Um Mittag beginnt das Blutbad und endigt mit Anbruch der Nacht. Ladurlad entflieht und kommt auf den idyllischen Schauplatz seiner Heimat zurück; Alles aber erinnert den Unglücklichen hier an die Gattin, welche ihm der Tod raubte, und an die Tochter, welche ihm das böse Schicksal entriß. Indem er eines Tages zur Göttin Marriataly betet und sie um ihren ferneren Schutz für Kailyal bittet, vernimmt er plötzlich ein lautes, feindseliges Hohngelächter.

Er blickt empor, blickt hin, wo aus der Luft
Das Hohngelächter zu ihm niederschallt;
Und sieh! Das Angesicht
Des todten Arvalan
Erscheint am klaren Himmelsblau,
Nichts als das Angesicht
Mit Lippen, von dem frechsten Hohn verzerrt,
Mit Augen, deren gelblich blaue Gluth
Der Schwefelflamme glich,
Verdüsternd, eh sie ganz erlischt. —

Dem unglücklichen Ladurlad eilt der Schutzgeist Erennia zu Hülfe. Das Gespenst entflieht. Erennia bringt den Vater in den paradiesischen Aufenthalt zu seiner Kailyal, wo Kehama's Verwünschung keine Macht hat, und der arme Ladurlad, von seinen Leiden befreyt, sogar das Einzige, was ihm, um seine Glückseligkeit vollkommen zu machen, fehlt, den Geist seiner Gattin, wieder findet. Ueber diese Seligkeit selbst entzückt, ruft der Dichter aus:

O wie freveln Jene, die uns sagen,
Die Liebe könne sterbend je vergehn!
All' die andern Leidenschaften
Entfliehn, vergehend mit dem Leben;
Denn ach! sie alle sind ein eitles Nichts.
Der Hochmuth kann im Himmel nicht,
Der Geiz nicht in der Hölle wohnen,
Denn irdisch sind der Erde Leidenschaften,
Vergehen da, wo sie geboren.
Die Liebe nur ist unzerstörbar,
Und ihre heil'ge Flamme
Lodert immer fort.
Sie kam vom Himmel,
Kehrt zum Himmel wieder;
Hienieden nur zu oft
Ein schlecht empfangner, schwer gekränkter,
Unzufriedner Gast,
Verfolgt, mißhandelt, unterdrückt,
Wird sie im Himmel erst
Geläutert und bewährt,
Und findet dort der Ruhe Vollgenuß.
Hier säet sie mit Sorg' und Müh',
Die Zeit der Ernte kommt erst dort. —

Vater und Tochter genießen hier des reinsten Glückes, dessen eine fromme, starke Seele fähig ist, denn

Der Glaube war ihr Trost,
Der Glaube ihre Stütze.

Festen Muths vertrauten sie,
Das Leiden werde schwinden,
Die Tyranney erliegen,
Das Uebel sich in Gutes wandeln. —

Indessen hatte sich Arvalans böser Geist an eine böse Zauberin gewendet, die ihm zu neuen Freveln behülflich zu seyn verspricht, ein Weib —

Liebelos und ungeliebt als Mädchen,
Der wurmzernagten Rose gleich,
Die ungepflückt am Stängel welkt;
Ihr Herz war voll von Leidenschaften,
Die nie das schöne Ziel erreicht,
Das die Natur dem Weibe setzte.
Voll von Gefühlen, die aufwuchsen,
Zur Reife aber nie gelangten,
Voll unbefriedigter Begierden,
Voll unerfüllter Hoffnungen,
Voll Gram, der sie zur Rach' aufreizte:
Und dieser Elemente Zwist,
In ihrem Innern rastlos gährend,
Riß sie zu allem Bösen hin.
Sie haßte alle Männer, weil
Kein Mann sie liebte;
Sie haßte alle Weiber, weil
Geliebt sie wurden.
Und so, voll Grimm, Haß und Verzweiflung,
Versuchte sie die Hölle selbst,
Sie zu versuchen, gab sich gar
Den bösen Luftdämonen preis,
Die nach Gelüst umher sich treiben,
Auf böse Thaten stets erpicht,
Jede leblose Form annehmen,
Die irgendwo sie finden, sey's
Der Leichnam eines Menschen,
Der Leichnam eines Thiers,
Als böses Werkzeug für den bösen Geist.
Und diesen gab die Zauberin sich preis,
Um sich durch sie am menschlichen
Geschlecht zu rächen, und ward so zugleich
Ihre Meisterin und ihre Sklavin;
Jene aber, ihr zu dienen
Nimmer müde, stets gehorchend,
Wurden eben so zugleich
Ihre Sklaven, ihre Meister. —

Kehama hat endlich das hundertste Opferroß geschlachtet und dadurch Göttermacht errungen. Nun kann Erennia den beyden Unglücklichen keinen längern Aufenthalt in der Himmelslaube der Seligkeit gewähren; er bringt sie in dem Himmelsschiffe wieder auf die Erde, in eine einsame schöne Gegend:

Auf eine sonnenhelle
Waldumkränzte Wiese:
In ihrer Mitte stand
Ein alter Banianbaum,
Ehrwürdig anzuschauen,
Wie er sein hohes Haupt,
Gestützt von fünfzig Säulenstämmen,
Ueber all die Fläche
Weithin verbreitete.
Mancher lange Schößling,
Gerade wie ein Senkbley
Sich zur Erde senkend,
Drang, wurzelnschlagend, in den Grund.
Einige der niedern Zweige,
Die in ihrem Weg sich kreuzten,
Hielten sich erfassend fest,

Und umschlangen in verworr'nen
Windungen wie Ringe sich,
Manchmal sanft geschwungen
Von der Lüfte Anflug;
Jüng're Zweiglein hingen unbewegt
Gleich dem Tropfstein, der in Höhlen
Vom Gekläft sich abwärts senkt.
Unterm Laubdach ruht
Ein weicher Rasen, unentstellt
Von Nesseln und von Dorngesträuch;
Durch die dichte Blätterkrone schimmert
Wechselreich des Lichtes Farbenspiel.
Einem Tempel glich das Ganze so,
Daß ein frommes Herz sogleich
Drang zum Beten in sich fühlte.

In der Folge gelingt es der bösen Zauberin Lorinite endlich, sich des Schutzgeistes Erenia zu bemächtigen, und ihn in einer, einst herrlichen Stadt, welche von den Fluthen verschlungen wurde, und nun in ihrer unzerstörten, aber menschenlosen Herrlichkeit auf dem Grunde des über ihr dahinwogenden Meeres steht, in dem Grabe ihres Gründers und Beherrschers, des mächtigen Königs Baly, gefesselt zu verschließen. Kailyal ist trostlos. Ladurlad allein vermag den wohlwollenden Genius zu retten, indem eben der auf ihm lastende Fluch, kraft dessen das Wasser vor ihm weichen muß, ihm es nun möglich macht, durch die Fluthen vom abhängigen Ufer in den Abgrund der See zu steigen. Kailyal bleibt, der Rückkehr des Vaters ängstlich harrend, in einer, dem Gestade nahe liegenden Felsenhöhle zurück. Imposant ist die Beschreibung der großen alten Stadt, von welcher man einen Theil selbst über dem Meere erblickt:

Im Glanz der Mittagssonne schimmern
Die gold'nen Giebel der Paläste
Durch's Grün hervor, das zwischen ihnen wogt,
Denn all die Dome, all die Zinnen,
Sie ragten über's Meer empor,
Ein Anblick, der mit Wehmuth füllt!
Wohl mag der Schauende erkennen,
Welche Wunderwerke hier
Die Meerfluth überwältigend verschlang,
Da Monumente solcher Art
Die Zeugen sind der alten Herrlichkeit.
Dicht am Rand des Ozeans
Widerstand, in Felsen eingehau'n,
Manches Tempels Riesenkraft
Aller Brandung mächt'ger Wogen,
Die nur mit vergeblicher Gewalt
Gegen ihn anstürmten;
Einsam standen nun die Tempel,
Die einst freudig widerhallten
Von Gesang und Saitenspiel
Und von Opfertanzesreihn.
Nun fliehn Jahrhunderte dahin,
Und, ach! es hallt kein and'rer Laut,
Als der Fluthen dumpfes Brüllen,
Die rastlos an das Ufer rollen,
Und der Winde heisch'res Brausen,
Die durch öde Höhlen ziehn,
Und mit düstrer Wogen Klage
Ihren Trauerhall vereinen.

Ladurlad durchschreitet die stumme Herrlichkeit der todten Stadt, kommt endlich in die Begräbnißhalle der Könige, findet hier den gefesselten Schutzgeist, besiegt seinen Wächter, ein furchtbares Ungeheuer,

und befreyt ihn, indem der Geist des großen Königs Baly dem Befreyer selbst zu Hülfe kommt, und den bösen Geist Arvalans in den tiefsten Abgrund der Erde stürzt. Kehama selbst vermag es nicht, den Sohn zu retten Dieser Gewaltige, besiegt von der Macht einer leidenschaftlichen Liebe, erbietet sich gegen die schöne Kailyal, für ihre Gegenliebe den ausgesprochenen Fluch vom Haupte ihres Vaters zurückzunehmen. Kailyal verwirft voll Abscheu seinen Antrag, und der Ergrimmte bewirkt sogleich, daß ein böser Aussatz die Blume ihrer Schönheit plötzlich entstellend zerstört. Kailyal, weit entfernt sich darüber zu betrüben, dankt vielmehr dem Himmel für den Verlust einer Gabe, die ihr selbst und ihrem Vater so viele und so schreckliche Leiden verursacht hat.

Erenia ist indeß bis zum Throne des Gottes Schiva emporgedrungen, was noch keinem Geiste gelungen war, aber —

Die Seelenkraft, die seine Schwingen stählt,
Der starke Wille, allbesiegend,
Des festen Glaubens Innigkeit
Und der Liebe Heiligkeit,
Sie stützen ihn, sie tragen ihn empor. —

Dem Schutzgeiste erschallen endlich von Schiva's Throne die entscheidenden Worte:

Ihr, die ihr duldend leidet,
Geht hin zu Yamens Thron!
Heilmittel findet ihr bey ihm
Für jedes Weh,
Und was hienieden unrecht ist,
Wird recht durch ihn. —

Diesem Befehle gemäß kommt Erenia mit Ladurlad und Kailyal in das Reich des Yamen, des Beherrschers der Hölle und Richters der Todten, in dessen Verwahrung der Amreta, Trank der Unsterblichkeit, sich befindet. Diese Reise in die Unterwelt veranlaßt eine Reihe von Beschreibungen, welche Kraft und Kühnheit mit dem Reize der Neuheit verbinden. Indeß hat Kehama sich durch seine Zaubermacht des Himmels bemächtigt, und kommt nun, gerüstet mit den Attributen eines Gottes, in die Unterwelt, um auch hier den Thron zu besteigen. Schon hat er nach einem kurzen Kampfe den Yamen besiegt, schon will er sich auf dessen Thron setzen, welchen drey feurig glühende Statuen an den drey Ecken auf ihren Schultern tragen; die vierte Stütze fehlt. Kehama ruft den Dreyen zu: »Wer seyd ihr? und warum sind hier nur euer drey?« — Die erste Statue antwortet, sie habe als gefühlloser Mensch einst Schätze auf Schätze gehäuft, und sey deßhalb verdammt, hier ewig ihre Laster zu beweinen. Die zweyte: Sie habe als Tyrann und Eroberer die Menschen gequält, und müsse nun ihre Verbrechen hier unaufhörlich bereuen. Die dritte: Sie habe die Menschen zum Glauben an falsche Götter verführt. »Und sieh!« — spricht sie:

»Wir sind noch immer, ach! nur unser Drey.
Ein Vierter muß noch kommen, unsre Qual
Zu theilen und der vierten Ecke Last
Auf sich zu nehmen, damit Yamens Thron
In seiner Herrlichkeit erhaben prange;
Er muß uns Schuldbelasteten
Gleich seyn an Schuld. Kehama, komm!
Wir harren deiner schon zu lang.« —

Kehama erwiedert die schauderhafte Aufforderung mit Hohngelächter, und will neuerdings die zitternde Kailyal zwingen, mit ihm aus

dem Becher der Unsterblichkeit zu trinken, und die Herrschaft der Welt mit ihm zu theilen. Sie erwiedert:

Du bist allmächtig, und die Welt
Liegt unter deinen Füßen;
Doch wisse: Das entschloss'ne Herz,
Der tugendhafte Wille — sie sind frey!
Nie, Rajah, nie kann zwischen dir und mir
Gemeinschaft seyn.

Kehama entgegnet:

Noch einmal leg' ich's dringend dir
An's Herz, nur einmal noch.
Erblicke hier den gold'nen Thron!
Hier sollst du mir zur Seite sitzen.
Nimmst du als Kehama's Braut
Willig deinen Platz hier ein,
Lege ich der Erde Reiche
Unter deines Vaters Füße,
Bestimme ihn zum Herrn und König
Der Sterblichen.
Wo nicht, so soll er alsogleich
Als des Thrones vierte Stütze
Aechzend hier und jammernd stehn,
Und kein Flehen, kein Gebet
Soll zur Gnade mich bewegen.

Nun befiehlt Kehama, den Amretabecher (den Trank der Unsterblichkeit) zu bringen, welcher in einem Marmorgrabe aufbewahrt liegt, dem er zuruft:

»Oeffne, Grabmal, dich, und gib
Deinen Schatz sogleich heraus!« —
Gehorsam seinem Wink und Ruf,
Regt sich das Todesmonument,
Und thut sich auf.
In seiner Marmorwölbung liegt
Ein ungeheueres Geripp.
»Gib mir den Becher!« ruft Kehama.
Die Worte des Befehls genügten.
Die gräßliche Gestalt erhob
Sich alsogleich aus ihrer Ruh',
Ausstreckte das Gerippe sich,
Ausstreckte sich ein Riesenarm,
Und reichte des Kehama Hand
Den Becher hin, und sprach
Mit hohlem Ton: »Nimm hin, und trink!
Für dich und für Kailyal
Ist er bestimmt, für euch allein
Aus allen Menschenkindern.« —

Während Kehama aus dem Amreta-Becher trinkt, rufen die drey glühenden Statuen wieder:

»Kehama, komm! Wir harren
Deiner schon zu lang.« —

Der Unglückliche weiß nicht, daß die Beschaffenheit des Trankes sich verändert, je nachdem der Trinkende gut oder böse ist. Er will dadurch unsterblich werden; er wird es auch, aber nur zu seiner ewigen Qual. Indem nun die Gluth endloser Leiden sein Innerstes durchströmt, erglüht auch sein Körper wie geschmolzenes Gold. Die drey Gluthgestalten erheben bey diesem Anblicke ein fürchterliches Jubelgeschrey:

»Komm, Bruder, komm!
Wir harren deiner schon zu lang.

Nun tragen wir nicht länger mehr
Allein ungleiche Last.
Komm, Bruder, komm!
Wir sind nun unser Vier.« —

Erliegend der Gewalt des Schicksals, welches ihn auf diesem Punkt erreichen sollte, gibt er den Becher dem Beingerippe zurück, nimmt die leere Stelle der vierten Gluthgestalt ein, und Yamen besteigt den Thron. Das Beingerippe heißt nun auch Kailyal vom Becher trinken, den Willen des Himmels zu erfüllen, und ihr Schicksal zu erwarten Gehorchend ergreift sie den Becher mit zitternder Hand Furcht und Erstaunen durchschauern ihre Seele, aber die Hoffnung siegt. Sie läßt sich auf ihre Kniee, erhebt die Augen, aus welchen fromme Thränen hervorquellen, zum Himmel, und spricht:

»Ihr Himmelsmächte kennet meinen
Schuldlosen Willen, kennet wohl
Meines Herzens Reinheit auch.
Ihr lenket Alles, was da ist;
Wozu soll mir die Furcht?« —
Sie sprach's und trank;
Das Aug' der Gnade strahlt auf sie. —

Indem sie in heiliger Entzückung kniet, löst ihr irdisches Wesen sich schmelzend auf, nur das himmlische bleibt: der Geist und die Liebe, zur höchsten Vollkommenheit geläutert. Erennia ruft in der Fülle seines Entzückens aus: »Nun bist du mein auf ewig!« — Und Yamen spricht:

»Tochter der Erde,
Nun des Himmels Kind!
Wandle hin mit deinem
Irdischen Gefährten,
Dem Genossen deiner
Ew'gen Seligkeit,
Dich in des Paradieses Lauben,
Dich in endloser Wonne zu erfreu'n!« —

Kailyal, die schüchterne, zögert, dem Gebote des Gottes zu gehorchen; ihr Auge, zum Vater hingewendet, streckt sie nach ihm die Arme aus. Yamen spricht tröstend zu ihr:

»Blicke nicht nach ihm zurück
In der bangen Trennungsstunde!
Wiederfinden wirst du ihn
In deiner Mutter Himmelslaube.«

Ein Wolkenwagen trägt sie und den Schutzgeist empor. Yamen blickt mit segnendem Lächeln auf Ladurlad.

Sanft wie ein Kind, das sich,
Von keinem trüben Bild gestört,
Von keiner Sorge Qual gedrückt,
Von langem Spiel ermüdet,
Hinlegt und schlummert, eben so
Sank Ladurlad hin in sanfte Ruh.
Selig sey dein Schlummer,
Noch seliger sey dein Erwachen! —
Und sieh! Ein Himmelsmorgen brach
Aus dieser Nacht hervor;
Und gold'nes Himmelslicht
Umstrahlte sein Erwachen.
In der Gattin Himmelslaube
Fand er Alles, was er liebte,
Um sich nie davon zu trennen.

Das romantische Gedicht: »Thalaba der Zerstörer,« in zwölf Gesängen, ist in Strophen von ungleicher Zahl und Länge in reimlosen Versen geschrieben, deren Rhythmus und Colorit wechselt, je nachdem der Inhalt es jedesmal fordert. Dieses Gedicht hat eine wahrhaft orientalische Glut sowohl in den Bildern und Beschreibungen, als auch in der Schilderung der Charaktere und in den Gemälden der Lokalität und des Kostüms. Interessante Episoden und seltsame romantische Ereignisse erhöhen den Reiz der schönen, phantasiereichen Dichtung.

Der erste Gesang zeigt uns eine unglückliche Mutter, die mit ihrem Söhnlein Thalaba, dem Helden des Gedichtes, durch die arabische Sandwüste in der feyerlichen Stille einer Sommernacht flieht, und bald dem Uebermaße ihrer Leiden und Beschwerden erliegt Thalaba ist nur durch die Fügung des Himmels den Händen des Mörders entgangen, eines Magiers, welcher seinen Vater Hodeira getödtet hat, und das verruchte Werkzeug eines Bundes von bösen Magiern ist, welche die unter dem Meeresgrunde liegende Hohle Domdaniel bewohnen, und Hodeira's Stamm vernichten wollen, weil aus demselben der Zerstörer ihres bösen Bundes hervorgehen soll. Ein guter alter Araber findet den kleinen Thalaba in der Wildniß, nimmt ihn zu sich, und erzieht ihn zugleich mit seiner engelschönen und engelreinen Tochter Oneiza. Thalaba vermählt sich mit ihr, ehe er noch seine Bestimmung, die Zerstörung des frevelhaften Magierbundes, erfüllt hat, und muß sie eben deßhalb schon am ersten Morgen nach der Vermählung wieder verlieren. Ueberraschend schließt der siebente Gesang nach der Beschreibung der Hochzeitfeyer mit den Worten:

Wer schreitet aus der Hochzeitkammer?
Azrael ist's, der Todesengel!

Diese Liebe und Thalaba's Kampf mit den Magiern und den bösen Dämonen, unter deren Schutz sie und ihre Mitgehülfinnen, die bösen Zauberinnen, stehen, bilden den Hauptgegenstand des Gedichtes, welches mit dem Siege des Reinen und Guten endet, indem der muthige Kampfheld Thalaba nicht ruht, bis er unter unzähligen Gefahren in ihren unterirdischen Aufenthalt gedrungen ist, wo er dann, nachdem er seine Bestimmung erfüllt hat, mit ihnen unter den Trümmern der zerstörten Zauberwerkstätte zu Grunde geht, sich aber als Sieger mit dem Geiste der Geliebten vereinigt.

Einige Partieen mögen hinreichen, den Leser mit der Schönheit dieses herrlichen Gedichtes auch im Detail näher bekannt zu machen.

Die Zauberhöhle der Magier.

(Im zweyten Gesange.)

In Domdaniels düstern Höhlen
Unterm Grund des Ozeans
Versammelten die Meister sich
Der bösen Zauberkunst.
Vor ihnen in dem Nachtgewölb
Erhoben angefacht vom Boden
Zehn Zauberflammen sich.
Abdaldar rief:
»Geheime Flammen, lodert fort,
»So lange noch ein Sprößling lebt,
»Von Hodeira's furchtbar'm Stamm!
»Diese Stunde ist bestimmt,
»Sicherheit und Schutz zu schaffen
»Dem Bund der Nacht.« —

»Sie brennen düſter! (rief Lobada)
»Sie brennen düſter, zucken ſchon;
»Okba hebt den Todesarm;
»Sie zucken, ſie erlöſchen ſchon.« —
»Verflucht ſey ſeine raſche Hand!«
Rief die böſe Zauberin
Khawla zornentbrannt:
»Verflucht ſey ſeine raſche Hand!
»Gefehlt hat er, der Thor!
»Nur acht der Flammen ſind erloſchen!« —
Eines neugebornen Kindes Haupt
Stand an einer Seitenwand der Höhle;
Khawla hatt' es einſt ergriffen
In der Stunde der Geburt,
Und geriſſen vom Genick.
Dieß ſtand auf einer gold'nen Platte,
Bezeichnet mit dem Namen eines
Unreinen Geiſtes. Leichendunkel waren
Die Wangen, leichendunkel war die Haut
Auf dem kahlen Schädel, blau die Lippen;
Nur die Augen hatten Leben,
Schimmerten mit Dämonsglanz.
»Sag mir,« ſprach Khawla: »iſt das Feuer,
Das uns, des Zaubers Meiſtern,
Verderben droht, erloſchen?« —
Die todten Lippen regten ſich, und ſprachen:
»Das Feu'r, das uns, des Zaubers Meiſtern,
Verderben droht, brennt immer noch.« —
»Fluch, Okba, dir!« rief Khawla, als
Der Zauberer jetzt in die Höhle trat;
Er trug in ſeiner Hand den Dolch,
Noch warm vom kaum verübten Mord
An Hodeira's Stamm.
»Sieh dieſe unerloſch'nen Flammen!
Noch immer brennt das Feuer, welches uns,
Des Zaubers Meiſtern, noch Verderben droht.
Okba! warſt du falſches Herzens?
Okba! war dein Auge blind?
Dein Schickſal und das unſrige
Stand auf dem Spiel; wir glaubten, ach!
Dem Trug der falſchen Sterne, die uns ſagten,
Die günſt'ge Stunde würdeſt du ergreifen;
Du aber ließeſt aus der Hand
Die Zügel des Geſchicks; Fluch, Okba, dir!« —

Der Mörder ſprach: »Du, wohlerfahren
In den Geheimniſſen der Zauberkunſt,
Du kenneſt beſſer Okba's Seele.
Acht Stöße — jeder traf ſein Ziel —
That ich mit dieſem gift'gen Dolch,
Bedurfte keines zweyten nicht.
Du ſiehſt mich grimmig an, als glaubteſt du,
Es hab' am Willen mir gefehlt,
Als wüßteſt du es nicht, daß mir zweyfache
Gefahr gedroht von Hodeira's Stamm.
Je mehr der Gründe meinen Arm
Zum Todesſtoß begeiſterten,
Um ſo viel tiefer glüht mein Haß.
Du ſiehſt mich grimmig an, als hätt' mein Fehler,
Mein ſchlecht geführter Stoß den Feind geſchont;
Die Sterne gaben es nicht zu,
Und euer Zauber war zu ſchwach für ihn,
Das Hauptziel unſrer Unternehmungen.
Befahlt ihr mir nicht, Alle ſie zu tödten,
Mit Stamm und Wurzel auszurotten?
Ich hörte Hodeira's letztes Röcheln
Und ſeiner Kinder Todesſchrey;

Ich war bemüht, mein Werk rasch zu vollenden,
Doch die zwey Uebrigen
Von allen Lebenden des Stammes
Umhüllte undurchdringlich eine Wolke,
Die meiner spähn'den Augen spottete.
Ich wollte mit dem Dolch sie untersuchen,
Er ward zurückgestoßen,
Und eine Stimme rief:
»Laß ab, Sohn des Verderbens!
Du kannst nicht ändern, was im Buch
Des Schicksals aufgezeichnet ist!« —
Khawla wandte sich zum Todtenkopf:
»Sag mir, wo des Propheten Hand
Den uns bestimmten Feind verbirgt?« —
Die Leichenlippen sprachen wieder:
»Ich überblicke Land und Meer,
Durchsuche Erd' und Ozean;
Der Knabe weilt nicht auf dem Meer,
Die Erde trägt nicht seine Spur.« —
Lobada rief:
»Den uns bestimmten Feind
Schützt eine höh're Macht. Sieh! Eine Flamme
Brennt dunkler, wankt, erlischt!«

Sie wankte, sie erlosch; nur Eine Flamme blieb,
Die bleich und bläulich auf dem Boden zuckte;
Die Finsterniß schien ihren Rand zu drücken.
Doch plötzlich ward sie größer,
Und breitete lichtangeschwellt
Sich immer weiter aus und weiter,
Und nahm den Raum ein, wo vorher
Die zehen Flammen alle standen,
Und glänzte heller als sie alle.
Beym Anblick dieses bösen Zeichens
Erzitterten des Bösen Kinder,
Und Schrecken faßte ihre Seelen.
Das Feuer übergoß die Höhle
Mit seinem fürchterlichen Glanz,
Vom breiten Grunde wälzten sich
Ströme wogend hoch empor,
Hell wie der Sommerblitz, wenn er
In seiner Flammenglorie
Den nächt'gen Himmel überfliegt.
Des todten Hauptes Augen,
Die noch vor Kurzem hell erglänzten
Wie Sterne aus der Finsterniß,
Verloren jetzt den Glanz,
Die Zaub'rer starrten stumm einander an;
Verzerrt und schreckenbleich war jedes Angesicht,
Wie sich des Todten Antlitz zeigt
Bey einer Grabeslampe Schein.
Selbst Khawla, sie, die grimmigste
Der Zauberbrut, vermochte kaum
Des furchtbeklommnen Odems Hauch
Mühsam aus der Brust zu ziehn.
Plötzlich dann entflammte Wuth
Des rothen Auges blut'gen Kreis,
Und sie rief frevelnd: »Mahomed!
Groß ist deine Allgewalt;
Doch könnte Eblis *) nimmer sich
Dem Menschen nähern, wäre er
Schön gestaltet wie die Palme,
Rein und makellos geblieben,
Wie er kam aus Schöpfers Hand.
Du bist mächtig, Mahomed!

*) So nannte Mahomed den bösen Geist.

Aber wer, vom Weib geboren,
Kann widerſtehen Eblis's Macht?«

Sie ſprach's, und hob die Knochenhand,
Wie Fehde bietend, gegen Himmel,
Streckt' aus den langen, dürren Finger,
Und ſprach die Zauberworte laut.
Die Geiſter hörten ihren Ruf,
Und, ſiehe! ihr dienſtbarer Geiſt
Steht plötzlich vor ihr da. Sie rief:
»Wo lebt der Knab', mit deſſen Leben
Dieß Zauberfeuer immerfort
Gleichzeitig brennen muß?« —
Der Dämon ſprach: »Gebieterin!
Nicht auf dem Meer, nicht auf der Erde.
Den Ort, wo er verborgen iſt,
Vermögen Augen nur zu ſehn,
Die Allah's Thron und Glorie ſchau'n.« —
»Bringe mir ſogleich das Haupt
Des todten Hodeirah her!
(Rief Khawla) Er wird's offenbaren.« —
Ein Augenblick — ſchon lag zu ihren Füßen
Hodeirah's Leichnam.
Seine Hand hielt noch das Schwert
Feſt in der Todesſtunde,
Und das Blut der Todeswunde
War noch nicht geronnen.
Die Zaub'rin blickte auf den Leichnam
Mit einem Lächeln, welches ihre
Gräßlichen Züg' noch mehr entſtellte;
Sie rief: »Wo biſt du, Hodeirah, nun?
Mag deine Seel' in Edens Hainen,
Mag ſie am Throne Gottes ſeyn,
Du mußt jetzt meine Stimme hören,
Mußt gehorchen meinem Ruf!« —

Sie ſprach's, und murmelte den Zauberbann,
Den grauenvollen, den die Höll' in Furcht
Vernahm, der Himmel mit Entſetzen.
Wild rollten ihre Augenballen,
Alle Muskeln zuckten krampfhaft,
Die bleichen Lippen bebten; Khawla ſah's;
Im Herzen jubelnd, rief ſie aus:
»Prophet! erblicke meine Macht!
Sieh! ſelbſt der Tod vermags nicht, deine Sklaven
Vor Khawla's Zauberſpruch zu ſchützen.
Sprich, Hodeirah, ſprich: wo iſt dein Kind?« —
Hodeirah ſeufzt' und ſchloß die Augen,
Als wollt' er in die blinde Nacht
Des Todes ſich verbergen. —
»Antworte mir!« rief ſie nochmal;
»Wo nicht, ſollſt du im wunden Leib
»Jahrhunderte der Qual durchleben!
»Antworte mir, wo iſt der Knabe?« —

»O Gott! o Gott!« rief Hodeirah;
»Befreye mich von ſolchem Leben,
Von ſo furchtbarem Todeskampf!« —
»Sprich!« rief die Zauberin, und hob
Vom Boden eine Viper auf,
Und geiſſelt' ihm mit ihr den Nacken.
Das Ungethüm umſchlang
Den Leib mit engen Ringen,
Erhob ſein Haupt voll Wuth,
Und heftete ins Angeſicht
Den Todeszahn, und goß
In jede Wunde Gift.

Und doch vergebens! Allah hörte
Hodeirah's inniges Gebet,
Und Khawla's Wuth verschwendete
All ihre Zauberkraft auf eine Leiche.
Das Schicksalsfeuer lodert' auf,
Umhüllte rings den Leib mit Todesflammen,
Gebein und Fleisch verzehrend.
Das Schwert allein, vom Feu'r umkreist,
Blieb unversehrt zurück.

Wo ist der Knab', für dessen Hand
Das Schicksal dieses Schwert bestimmt?
Wo weilet der Zerstörer nun,
Der eines Tages schwingen wird
Das Schwert, umkreist von Feuerflammen?
Versuche nur, dem Fluch geweihte Brut,
Versuche deine Zauber all!
Ihr Meister in der bösen Kunst,
Sprecht murmelnd euern Höllenbann!
Ihr könnt des Menschen Wohnung stürzen,
Ihr könnet Felsenschlünde öffnen,
Ihr könnt den Grund der Erd' erschüttern,
Doch nun und nimmer Gottes Wort,
Könnt keinen Zug von dem verlöschen,
Was sein heil'ger Wille schrieb! —

Der neunte und zehnte Gesang enthalten einen Reichthum von erhabenen und großartigen Naturgemälden. Ich hebe nur eines derselben aus, die Beschreibung einer unendlichen Schneewüste, in welche Thalaba auf seiner Wanderung nach der Zauberkluft von Domdaniel kommt.

Der Osthauch weht ihm ins Gesicht,
Treibt Schnee und Hagel vor sich hin.
Scharf ist die Luft, scharf ist der Wind;
Die Glieder schmerzen ihn,
Den Wanderer, vor Frost,
Die Augen schmerzen ihn vom Schnee,
Und Herz und Geist erstarren ihm.
Er blickt umher, ob nirgendwo
Sich eine Spur des Lebens zeigt;
Doch ringsum nichts als Himmel,
Nichts als die weiße Wüste,
Und einsam eine Fichte hie und da,
Die Zweige von der Last des Schnees gebrochen.
Schon mindern seine Leiden sich,
Die Sinne, schmerzenstumpf, erlahmen.
Matt und müde schleppt er sich dahin;
Auf seinen Augen lastet's schwer,
Und mühsam regt sich jedes Glied;
Wie gern ergäb' er sich dem Schlaf!
Noch ist deine Ruhestunde
Nicht gekommen, Thalaba!
Noch darf der Zerstörer nicht
Sich der Schlaferquickung freu'n;
Nicht geendet ist die Wand'rung,
Nicht zurückgelegt sein Lauf.
Muthig fort auf deiner Bahn!
Am Ziele harret dein der Preis.
Ein Cederbaum ist's *), welcher ihn

*) Die Cedern, insbesondere die auf dem Berge Libanon, breiten ihre Zweige gegen die Erde parallel aus, und bilden damit eine Art von Sonnenschirm; zur Zeit aber, wo der Schnee in solcher Menge fällt, daß sie die Last nicht ertragen könnten, und brechen würden, erheben und vereinigen sich die Zweige so, daß sie, um sich gegen den Schnee wie gegen ihren Feind zu schützen, eine Art von Kegel oder Pyramide bilden.

Aus seinem Todesschlummer weckt;
Ein Cederbaum ist's, dessen Zweige,
Sonst um den Stamm sich rings ausbreitend,
Wenn sie den Druck der Schneelast fühlen,
Vereint in eine Spitze sich
Zum Himmel heben, aufrecht stehend
In ihrer Kraft dem Sturm zu trotzen.
Dieß lehrt, das wußte Thalaba,
Dieß lehret die Natur den Baum;
Er schüttelt ab die Schläfrigkeit,
Und wird von Hoffnung neu belebt.
Nun sank die Abendsonnenscheibe,
Breit, hochroth, aber strahlenlos,
Am glüh'den Himmel nieder.
Schneeflocken fiel'n durchs rothe Licht
Wie Feuer. Lauter saust der Wind,
Und jagt den Schnee wie Staub vor sich;
Der Schnee klebt an des Wandrers Haar,
Sein Hauch wird auf den Lippen Eis.

Gehorsam seinem Ruf, wallt Thalaba
Im bleichen Mondlicht durch pfadlosen Schnee.
Der Morgen kam, doch er erweckte
Kein Aug' in dieser Einsamkeit.
Sein Schimmer übergoß mit Safranfarbe
Der Wüste bleiches Kleid.
Der Abend kam, die glüh'nden Wolken färbten
Der Berge Reih'n mit ihrem Purpurstrahl;
Und nun erbleicht das westliche Gewölk,
Und auf die Oede sinkt die Nacht herab.
Der Jüngling sinkt auf seine Knie,
Und neigt sein Haupt zur Erd', und spricht
Zum Abendsegen sein Gebet;
Und als er aufstand, schimmerten
Die Sterne hell am Firmament;
Blau war der Himmel, und der kalte Mond
Goß seinen Glanz auf kalten Schnee.

O der Wonne! Endlich zeigen
Sich allmälich Lebensspuren.
Eine Föhre, ach, die erste,
Schlägt ihre Wurzeln in das Eis,
Dann wieder eine und noch eine;
Nun auch der Lärchenbaum,
Der seine Arme, sanft gebogen,
Zur Erde senkt wie Wogenfall.
Schon schimmert auch der Espe
Immer reges Laub
Grau an den unbewegten Aesten;
Die Pappel auch erscheint
In wechselreichem Grün,
Die Silberbuche, hell
Wie Pfauenfedernschmuck.
O Lebensspuren! Freudenfülle!
Von seiner Fährte naht das Reh;
Das kleine Hermelin erscheint,
Der weiße Wanderer im Schnee;
Von jener Fichte hört man schon
Des Haselhuhnes Flügel rauschen;
Schon tönt der liebliche Gesang der Drossel
Mit ihrer rosenrothen Brust.
O Wonne über Wonne!
Die Winterwüste schwindet,
Und rings umher erscheinen
Grüne Büsche, grünes Gras,
Sträuche, hell von Beerengluth,
Und der Blumen Lieblichkeit.

Das Gedicht Madoc gründet sich auf die folgende historische Sage: Beym Tode des Owen Gwyneth, Königs von Nord-Wales, im Jahre 1169, stritten sich seine Söhne um die Thronfolge. Yorwerth, der älteste derselben, ward für unfähig erklärt, weil er ein Brandmal im Gesicht hatte. Hoel, obschon ein unehlicher Sohn, bemächtigte sich auf kurze Zeit des Thrones; er wurde aber von seinem Bruder David, dem ältesten Sohne des verstorbenen Königs von einer zweyten Gemahlin, in einem blutigen Treffen geschlagen und getödtet. David bestieg hierauf den Thron, tödtete den Yorwerth, sperrte den Boldri in ein Gefängniß, und verbannte andere seiner Brüder. Madoc, um ferneren Bürgerkrieg zu vermeiden und dem Hasse eines grausamen Bruders zu entgehen, verließ indeß das Reich, und segelte gegen Westen, um sich einen ruhigeren Wohnsitz zu suchen Das entdeckte Land gefiel ihm; er ließ einen Theil der mit ihm Geflohenen daselbst zurück, und segelte nochmal nach Wales, um neue Abenteurer anzuwerben, welche er gleichfalls wieder mit sich nahm. Hierauf ward nichts Gewisses mehr von ihm vernommen. Einer Sage nach soll er sich in Amerika angesiedelt haben; zur selben Zeit sollen die Astekas, ein amerikanischer Volksstamm, ihre Heimat Astlan verlassen, ein neues Reich gegründet, und von ihrem Schutzgotte Mexitli den Namen Mexikaner angenommen haben. Das Gedicht setzt diese Auswanderung mit den Abenteuern des Prinzen Madoc in Verbindung, und zerfällt hiernach in zwey Theile. Der erste, überschrieben: »Madoc in Wales,« erzählt, wie Madoc von Britanniens Küste absegelt, das Meer unter mancherley Abenteuern durchschifft, und endlich in Amerika landet. Der zweyte Theil: »Madoc in Astlan,« schildert seinen Aufenthalt in Amerika, die Sitten und Gebräuche der Einwohner, und erzählt, wie er diesen wilden Volksstamm besiegt, die blutigen Altäre der Götzendiener zerstört, dann triumphirend in ihren Tempeln das Kreuz aufrichtet.

Dieses Gedicht wurde bey seinem ersten Erscheinen i. J. 1805 *) im Edinburger Review bitter und ungerecht getadelt. Eine feindselige Kritik legte demselben viele Fehler zur Last, insbesondere: affectirte Simplizität, erkünstelte Begeisterung, falsche Kraft, Weitschweifigkeit ꝛc. Unbefangene rühmten dagegen, daß Southey in den Bardengesängen, welche im ersten Theile dieses Gedichtes vorkommen, den Ossian, in manchen Stellen religiöser Erhabenheit den Milton erreicht, und in den Naturgemälden der neuen Welt, so wie in den Beschreibungen von den Sitten, dem Götzendienste und den Kämpfen der Wilden, den Alonzo de Ercilla, Verfasser der Araucana, übertroffen habe.

Beyde Theile des Gedichtes sind reich an Schönheiten, deren ich nur einige wenige dem Leser, welcher das Original selbst nicht kennt, hier vorlegen will. Zu den ausgezeichneteren Partien des ersten Theiles gehört die folgende Beschreibung einer Bardenversammlung:

Der Platz, an dem sie sich versammelten,
War eines Hügels hocherhabner Gipfel,
Von keinem Baum umlaubt, von keinem Pflug
Verletzt, von jeder Menschenwohnung und
Von jedem Laut des Menschenlebens fern,
Dem Auge und dem Hauch des Himmels offen.
Hier ward ein Kreis von Steinen einst gepflanzt,
In frühster Zeit hier die uralte Lehre
Von Barden an den Barden überliefert.
All jene, die Bewund'rung oder Ehrfurcht

*) Die zweyte Auflage erschien im Jahre 1809.

Herführte, oder Liebe zum Geſang,
Sie ſtanden außerhalb der Steine Kreis.
Die Meiſter des Geſanges trugen
Ein Kleid von himmelblauer Farbe,
Andeutend Wahrheit, Fried' und Einigkeit,
Dem Himmel gleich, der über eine Welt,
So voll des Argen, ſeinen blauen Baldachin
Mit ewig heitrem Glanze wölbt.
Im Kreis der Steine ſtand der Barden Chor
Auf grüner Erde unterm blauem Himmel,
In heil'ger Ehrfurcht Haupt und Fuß entblößt,
Ein Chor von Brüdern der Unſterblichkeit.
Hier unterm Aug' des Lichts, im Angeſicht
Des Tags, begann das Bardenfeſt.
Ein bloßes Schwert ward auf den Bundesſtein
Gelegt; hierauf erhob der Meiſter ſeine Stimme ꝛc.

Einen hohen Grad von Lieblichkeit hat das folgende Gemälde eines ſchönen Sommertages an und auf dem Meere:

Des Himmels Azur war von keinem Fleck
Entſtellt; die ſegenreiche Sonne nur
In ihrer unnahbaren Herrlichkeit,
Nur ſie allein durchwandelte
Voll Himmelsluſt das Lichtgefild.
Wie ſchön hob unterm weiten Aetherblau
Das Spiel der Meereswogen ſich empor!
Weithin nur Eine lange Schimmerfläche;
Nur an des Ufers ſanftgebognem Rand
Lag eine Farbe, jener gleich,
Wenn an des Pfaues Hals der ſchönſte Schmelz
Von Gold, Smaragd und Amethyſt ſich zeigt.
Die Heerden des Ozeans ſonnten ſich;
Die Möwe ſtieg und fiel wie Wogenſchaum;
Der Waſſerrabe ſchwang ſich hoch empor
Mit vorgeſtrecktem Hals, der Kiebitz trieb
Im Kreiſe ſich, und ſang ſein Jubellied.
Es war ein Tag, der aller Weſen Herz
Mit Sommerluſt erfüllt; von ihm gelockt,
Verließen ſelbſt die Schwärme der Inſekten
Geklüft und Dickicht, welches ſie verbarg.
Geſtad' und Felſen, Wälder und Gebirg,
Sie lächelten im frohen Sonnenſchein,
Theil nehmend an der allgemeinen Luſt. —

Ein ſchauerliches Nachtgemälde iſt die Szene, da ein Mönch dem Prinzen Madoc verräth, daß es beſchloſſen ſey, den Leichnam ſeines Vaters, des Königs Owen, auszugraben und ihn auf ungeweihte Erde hinzuwerfen. Madoc kommt in das Kloſter:

Nacht war's; die Frevler ſtanden ſchon am Grab.
Ihr Werk beginnend, brachen ſie mit Karſt
Und Spaten in das Haus des Todes ein.
Schon haben ſie vom Marmorſarg
Die Eiſenklammern weggeſprengt,
Als ſie, von plötzlichem Geräuſch geſchreckt,
Auffuhren, und, vom Scheitel bis zum Fuß
In Stahl gehüllt, vor ihnen ſtand der Prinz.
Der Kerzen Schimmer fiel auf ſein Geſicht,
Denn offen war der Helm. Als ſie ihm nun
Ins bleiche Antlitz ſchauten, bleich vor Gram,
Und ſeines Vaters Züge drin erkannten,
Da rüttelte ſie Furcht mit Fieberfroſt.
Das Grauen der entſetzten Phantaſie
Wich aber bald der Ahnung einer andern
Gefahr, da Madoc's Stimme ſie vernahmen.
Entfliehen wollten ſie; er aber rief:

»Steht! Keiner weiche, Keiner rege sich!
Stoß ich nur Einmal in dies Horn, so hört
Das ganze Land den Schall, als rief der todte
König Owen aus seinem Grab um Rache.
Nicht weichet, oder Keiner bleibt am Leben!
Die Thore sind bewacht; ihr seyd in meiner Macht.« —
Das Cruzifix nahm Balduin vom Altar,
Und hielt's dem Prinzen Madoc vor, und rief:
»Wer mich trifft, trifft auch den Gekreuzigten;
Laß ab, wo nicht endlose Qualen« —
»Friede!
Entweihe nicht das heil'ge Kreuz (sprach Madoc)
Mit dieser Hand, vom mitternacht'gen Frevel
Befleckt! Kein Leid befürchte du von mir!
Sey klug, so bleibst du unverletzt.
Wär' deine Frevelthat bekannt,
So würde David auf des Kirchthurms Spitze
Dich hängen, Speise dort zu seyn den Raben.
Gehorch, und lebe! Bringe feines Linnen
Und eine Kiste, um hier wegzutragen
Der theueren Gebeine morschen Rest.
Ihr Andern fahrt in eurer Arbeit fort!« —

Sie hoben auf sein Wort vom Steingewölb
Den Sarg, und richteten den Todten auf,
Gehüllt in königliches Grabgewand,
Die Arme auf der Brust gekreuzt; so lag
Die Leiche, unversehrt durch Spezerey
Voll Wohlgeruch. Dann hüllten sie, auf Madoc's
Geheiß, den Leib auf's neu in Linnenzeug,
Die Falten zierlich an einander reihend,
Und legten ihn dann wieder in den Sarg,
Und füllten sorgsam jeden Zwischenraum
Zu Füßen und beym Haupt, daß fest er lag.
Drauf schlossen sie den Deckel, welchen Madoc
Dreymal mit seinem Ring versiegelte,
Und sprach: »Bey Tagesdämmerung
Tragt dieses Kleinod in mein Schiff! —
Des Vaters theueres Gebein soll ruhn,
Wo einst das meinige auch ruhen wird
An seiner Seite. Er, der lebend seine
Und seines Landes Freyheit hat behauptet,
Sey auch im Tode frey!« —

Zu den schönsten Partien des Gedichtes gehört die folgende. Ocellopan, der Blutvergießer genannt, und Tlalala mit dem Beynamen der Tiger des Krieges, zwey indische Häuptlinge, unternehmen einen nächtlichen Ueberfall, und überraschen im Gebiete des christlichen Lagers den Caradoc, einen schlafenden brittischen Krieger, welchen Tlalala zu opfern beschließt, um durch Menschenblut die Götter sich günstig zu machen, und seinem Volke den Sieg zu verschaffen. Er kriecht wie eine Schlange zu der Stelle, wo der schlafende Caradoc von seiner Heimat und vom blauäugigen Mädchen seiner Liebe träumt. Schon ist er im Begriffe, den Todesstreich zu führen, als plötzlich ein Morgenlüftchen, über Caradoc's Harfe hingleitend, himmlische Akkorde erweckt. Der Wilde, von Erstaunen ergriffen, schaut rings umher; er sieht in der Nähe Niemand als den Schlafenden. Tiefes Schweigen herrscht. Plötzlich ertönen die ätherischen Klänge nochmal, und verstummen plötzlich wieder. Da fühlt sich der Wilde zum ersten Male vom Entsetzen ergriffen. Er glaubt, ein guter Genius wache über den Fremdling, und gibt seinen Mordvorsatz auf:

Schon ziehn sie in der stillen Nacht dahin
Auf odem Pfad, erreichen das Gebirg,

Und lassen an dem buschbedeckten Abhang
Im Hinterhalte lagern ihr Gefolg.
Sie selber steigen auf gewundnem Pfad
Empor, bis sie die Höh' erreicht, die sich
Noch über das Gebirg des Britten hebt.
Hier standen sie, und untersuchten erst
Beym Glanz des Mondes, der noch voll und hell
Am blauen Himmel hing, den jähen Abhang.
Jäh lag vor ihrem Blick der Felssturz da,
Die nackte Klippe, schwindelnd, schauerlich;
In ihrer Mitte gähnt ein tiefer Schlund,
Den noch kein Fuß betrat, kein Auge maß.
Der Adler baute horstend hier sein Nest.
Gebrochenes Geklipp und alte Wälder
Erschwerten nun dir Pfade immer mehr,
Wie sie von Fels zu Felsen aufwärts klommen,
Wo Baumstamm, Aest' und Wurzeln ihnen trotzten
Auf ihrer Wandrung voll Gefahr und Müh.
Nun angelangt am Eingang eines Thals,
Bedeckt mit dichtverworrenem Gesträuch,
Das hinzog sich um starrendes Gestein,
Da legten sie gestreckt sich auf den Boden.
Der Sterne Glanz erblich; des Glühwurms Leuchte
Erlosch; die Eule schloß den Nachtgesang.
Auf der Magnolia Wipfel kündete
Des Truthahns lauter Ruf den Morgen an.
Von Baum zu Baum verbreitete sich weit
Das Wachgeschrey und immer weiter, bis
Ringsum die Waldgebirge widerhallten.
Nun bricht der Morgen an; noch aber zeigt
Im Thau sich keines Menschenfußes Spur,
Und nirgend wird ein Menschenlaut gehört.
Ocellopan zuerst bemerkt, unfern
Von sich, gelagert unterm Obdach einer
Nur halbgedeckten Hütte einen Fremdling,
Sanft schlummernd noch, und zeigt hindeutend ihn
Dem Talala. Der Tiger blickt umher;
Kein andrer Mensch war in der Näh' zu sehn.

»Steig ich hinab (sprach er), den Todesstreich
»Ihm zu versetzen? Niemand sieht die That.
»Wir haben heute Nacht den Göttern unser
»Vermischtes Blut geopfert, und mir däucht,
»Sie bieten uns dafür ein Opfer jetzt,
»Das sie uns gnädig macht und Glück verheißt.
»Ich geh' hinab, und tödte ihn.« —

Er sprach's, und schlich wie eine Schlange hin
Zum Ort, wo Caradoc im Schlafe lag,
In sanftem Schlafe und in süßen Träumen
Vom Brittenland und vom blauäugigen
Geliebten Mädchen. Talala, der Tiger,
Stand über ihm, erkannte sein Schlachtopfer,
Und das Bewußtseyn voller Rachemacht
Erfüllte mit boshafter Lust sein Herz.

»Einst (sprach er) bist du meinem Arm entwischt;
»Wer aber, wer kann jetzt dich retten?« —
Er hob den Speer; in diesem Augenblick
Flog an des Britten ungeseh'ner Harfe
Ein Morgenlüftchen säuselnd hin, und rührte
Die Saiten zu so süßer Harmonie,
Daß überirdisch schien der holde Klang.
Der Wilde unterläßt bestürzt den Wurf,
Blickt rings umher, sieht keine Menschenhand
In seiner Näh'. Horch! himmlische Musik
Ertönt von Neuem, schwillt, und stirbt dahin.
Da fühlt sein Herz zum ersten Male Furcht.

Er glaubt, ein Schutzgeist weile bey dem Fremden,
Und zieht sich scheu zurück, und flüstert leise
Dem Mordgefährten zu: »Ihn schutzt ein Gott! —
»Vernahmst du nicht den Schall, der in mich drang,
»Und machtlos über seinem Haupt
»Den Arm mir lähmte?« —
Sein Gefährte sprach:
»War's nicht die Stimme deiner eignen Götter,
»Um dich zu stärken und ihr Wohlgefallen
»An dieser That zu zeigen?« — Tlalala
Erwiedert: »Unsre Götter sprechen nur
»In Sturm und Dunkel; ihre Stimme ist
»Der Donner, durch den Himmel brüllend, oder
»Hinrollend unter uns, daß sich die Erde
»Erzitternd schaukelt, und der Menschen Söhne
»Vernichtung trifft. Dieß war nicht Himmelsklang,
»Nicht Götterruf, uns zu ermuthigen;
»Entmannend drang er mir durch jedes Glied,
»Und spannte mir des Geistes Sehnen ab.
»Nicht kann ich, Blutvergießer, meine Hand
»Aufheben gegen diesen Mann! Fühlst du
»Mehr Kraft in deinem Herzen, thu' es selbst!« —

Indeß erhob sich Caradoc vom Boden,
Der Rettung unbewußt. Das Tagsgeräusch
Begann, und schwoll zu immer lauterem
Getümmel, wie der Mensch sein Tagwerk anfing.

Das epische Gedicht: »Roderich, der Letzte der Gothen,« ist ein höchst tragisches Nachtstück, in welchem alle Leidenschaften, selbst die Liebe, in düsterer Gestalt oder in wilder Gluth erscheinen. Man findet in dem Ganzen nicht eine liebliche Partie, nicht einen freundlichen Lichtpunkt. König Roderich selbst schreitet unerkannt wie ein Geist der Nacht durch das Labyrinth gräßlicher Ereignisse dahin. Dabey aber zeigen sich Religiosität und Vaterlandsliebe in ihrer höchsten Exaltation. Die englischen Kunstrichter nahmen es dem Dichter übel, daß in diesem Epos ein so gewaltiger Geist des Katholizismus walte, ein lächerlicher Vorwurf, wenn man bedenkt, daß schon der Stoff des Gedichtes dieses unerläßlich machte, indem es die Spanier als eifrige Katholiken den heidnischen Mauren gegenüber stellte. Die Grundidee dieser historisch-romantischen Dichtung ist erhaben, die Charaktere sind mit den lebendigsten, oft glühenden Farben geschildert. Der Charakter des unerkannten, gefallenen Königs Roderich ist grandios. Seine Büßung in der Wüste, seine mysteriöse Wiederkehr zu seinen Unterthanen, die Prüfungen während seiner Sendung zur Rettung des von den Mauren beherrschten Vaterlands, das Opfer, welches seine Ergebung ihm kostet, der mächtige Einfluß seiner Gegenwart, wo immer sie erscheint, und die letzte Großthat seiner Tapferkeit und Begeisterung, alles dieß vereinigt sich, ihm eine mehr als menschliche Erhabenheit zu leihen. Die Charaktere des Grafen Julian und seiner Tochter Florinda sind meisterhaft gezeichnet, ihre Zusammenkünfte mit dem Könige von ergreifender Wirkung. Adosinda, die Judith des Gedichtes, Rusilla, Roderichs Mutter, deren fromme Thränen dem Sohne die himmlische Krone erwerben, der hochherzige Pelayo, der edle Graf Pedro und sein Sohn Alphonso, endlich der gute Greis Severian, Roderichs Pflegevater, mit homerischer Einfachheit geschildert, sind herrliche Gestalten voll Wahrheit und Leben.

Die Vorgeschichte, auf welcher der Stoff der gegenwärtigen Dichtung beruht, zeigt eine lange Reihe schaudererregender Szenen. Die

Feindseligkeit der königlichen Familien des Chindasvintho und Wamba, vom Stamme des Westgothen, war eine der Hauptursachen, welche den Sturz Spaniens und den Einfall der Mauren herbeyführte. Theodofred und Favila waren die jüngern Söhne des Chindasvintho. König Witiza, aus Wamba's Familie, blendete den Theodofred, tödtete den Favila auf Antrieb seines Weibes, und lebte mit der Ehebrecherin. Pelayo, der Sohn des Favila, nachher Gründer der spanischen Monarchie, wurde verbannt. Roderich, der Sohn des Theodofred, erhielt den Thron, blendete, um seinen Vater zu rächen, den Witiza, schonte aber dessen Bruder und zwey Söhne. Endlich verführte Roderich Florinden, die Tochter des Grafen Julian, welcher nun, wuthentflammt, ein Feind seines Vaterlands und seinem Glauben abtrünnig wird. Hiermit beginnt die Handlung des Gedichtes. Julian, der Verräther, hat die Mauren nach Spanien gerufen. Zahlreiche Schaaren sind angekommen. Vergebens kämpft König Roderich in der Schlacht mit dem Löwenmuthe der Verzweiflung. Die Mauren siegen. Roderich flieht in einer schrecklichen Nacht. Im verödeten Kloster einer einsamen Gegend trifft er den frommen Mönch Romano, und verweilt nach dessen Tode daselbst ein ganzes Jahr in reuigen Bußübungen. Ein Traumgesicht, worin er seine Mutter Rusilla erblickt, bewegt ihn, sich wieder zu bewaffnen und fortzuziehen. Er wandert nun, auf eine schauerlich grandiose Art, sich nie zu erkennen gebend, durch Gegenden und Städte, sieht überall die Spuren der Zerstörung und die siegreichen Mauren als Herren des Landes. In einer der zerstörten Städte trifft er mit Adosinda zusammen. Beyde schworen, ihr Vaterland zu befreyen. Roderich geht nach dem Kloster St. Felix, welches einsam im Gebirge liegt, und meldet dem Abte jenen Schwur. Von diesem erfährt er, daß nur auf den Pelayo noch die Hoffnung der Rettung Spaniens zu gründen sey, und daß viele der vornehmen Spanier in religioser und bürgerlicher Gesinnung abtrünnig geworden und den Mauren zugefallen seyen. Der greise Abt segnet den unerkannten König mit dem Auftrage, die Abtrünnigen wieder für die Sache ihres Vaterlandes zu gewinnen, und sich deßhalb mit Pelayo zu besprechen, welchen der maurische König, weil er ihn fürchtet, an seinem Hofe zurückhält. Roderich trifft den Pelayo im Grabgewölb einer Kirche am Sarge seines Vaters Theodofred, im härenen Bußkleide, das Haupt mit Asche bestreut, barfüßig, für die Seele seiner verstorbenen Mutter betend. Pelayo entschließt sich zur Vertreibung der Mauren und zur Annahme der spanischen Krone. Alphonso (nachmals König von Spanien, ein Sohn des Grafen Don Pedro) schließt sich dem Unternehmen an, wie auch Florinda, die Tochter des Grafen Julian, welche, Hülfe suchend, zum Pelayo kam.

Die Vereinigten erreichen das Schloß des Grafen Don Pedro in dem Augenblicke, da er eine Schaar von Bewaffneten um sich versammelt hat, um sie gegen die Mauren zu führen. Alphonso erkennt seinen Vater, und gibt sich ihm zu erkennen. Er wird zum Ritter geschlagen, und Pelayo verspricht ihm seine Tochter zur Gattin. Eine Schaar Mauren erscheint plötzlich, greift die versammelten Asturier an, und wird in die Flucht getrieben. Alphonso zeigt bey dieser ersten Waffenthat echten Heldenmuth. Die Asturier ziehen dem Feinde entgegen. Während sie bey einem verödeten Schlosse des Grafen Pedro ankommen, trifft daselbst nächtlicher Weile eine Schaar asturischer Krieger ein, an ihrer Spihe Adosinda; auch Rusilla, Roderichs Mutter, und Florinda, die Tochter des Grafen Julian, kommen mit ihr. Adosinda, die Heldin,

hat mit ihrer Schaar einen Sieg über die Mauren errungen. Rusilla und Florinda halten den König Roderich in seinem Bußgewande für einen Mönch; beyde bitten ihn zu beten, die Mutter für ihren todt geglaubten Sohn, also für ihn selbst, Florinda für ihren abtrünnigen Vater; dennoch vermag es Roderich nicht über sich, sich ihnen zu erkennen zu geben.

Indessen findet Pelayo seine Gattin, seinen Sohn Favila und seine Tochter Hermesinda in einer Höhle, wohin sie sich vor den Mauren geflüchtet haben; er wird durch Roderichs Zuthun zum König ausgerufen. Nun folgt die herrliche Erkennungsszene zwischen Roderich und seiner ihn segnenden Mutter; hierauf die grandiose Szene, da Florinda mit dem unerkannten Roderich zu ihrem Vater, dem abtrünnigen Grafen Julian, in das Lager der Mauren geht, um ihn zu bewegen, daß er vom Heidenthum ablasse, und in den Schooß der christlichen Religion zurückkehre. Es gelingt, und er kämpft gegen die Mauren. Verwundet wird er in eine Kirche gebracht, wo Roderich dem Sterbenden das letzte Abendmal reicht. Nun folgt die entscheidende blutige Schlacht. Pelayo, Graf Pedro und sein Sohn Alphonso kämpfen heldenmäßig, aber sie alle übertrifft Roderich. Das Gedicht schließt mit der gänzlichen Niederlage der Mauren; Roderich aber, der nun von Allen erkannte Fürst und Sieger, ist verschwunden. Zum Schlusse will ich dem Leser nur noch einige Glanzstellen vorlegen.

Da der unglückliche Roderich im übelsten Zustande des Leibes und der Seele, in seinem Aeußern ganz verwildert, Spanien durchzieht, reicht ihm ein gutmüthiger Maure, von diesem Anblicke gerührt, ein Almosen:

Der Menschen ungewohnter Anblick macht
Den edlen König Roderich verwirrt;
Er schreitet mit entstellten Mienen
Gleich Einem, fortgejagt von wildem Wahn,
Die Stadt hindurch. Wer ihm begegnet, wendet
Dem Wanderer sich nach, und staunt ihn an.
Nur Einer weilet, drückt ihm in die Hand
Almosen, und verlangt dann in gebrochner
Gothischer Sprache seinen Segensspruch.
Rodrich empfängt die milde Gabe
Mit einem Blick, als wär' der Geist abwesend;
Doch wie sein Auge auf die Münze fällt,
Erblicket der gefall'ne Fürst
Sein eig'nes königliches Bild darauf.
Krampfhaft entfährt der Brust ein lauter Schrey,
Der erst dem Lachen glich, doch bald
In dumpfes Stöhnen sich verlor.
Der Muselman erschrack bey solchem Ruf,
Pries Allahs Namen, und entfloh.
Ein Christenweib saß spinnend an der Thür,
Erblickt' ihn, legte, vom Mitleid ergriffen,
Die Spindel weg, und eilte in das Haus,
Nahm Brot, und lief ihm rufend nach,
Gab in die schlaffen Hände ihm das Brot,
Und sprach: »Erbarm' sich deiner Jesu Christ!« —
Er hört' ihr zu, mit einem Blicke, gleich
Dem Blick der Blödheit, stand, und starrte vor sich;
In Thränen dann ausbrechend, weint' er wie
Ein Kind, erleichternd sich dadurch das Herz,
Zum Bersten voll anschwellender Gedanken.

Erschütternd ist die Szene, da Roderich mit Adosinda unter den Ruinen der Stadt Auria zusammentrifft, wo die Heldin die Leichen ihrer von den Mauren ermordeten Aeltern, des Gatten und eines Kindes bewacht und begräbt:

Im Staube liegen die gestürzten Mauern;
Im gräßlichen Ruine schwankend, stehn
Die Thürme und die Tempel rings umher,
So schwarz und nackt, wie sie die Flamme ließ.
In allen Straßen, mit den frischen Trümmern
Des Kriegs besä't, lag Helm und Turban, Schwert und Säbel,
Und Christ und Maure, in vermischtem Tod,
Ein jeder auf der Stelle, wo er fiel.
Blutklumpen krachten wie der trockne Schlamm
Zurückgetretner Fluth; dazwischen lagen
Die halbverbrannten Leichen, aus der Ferne
Anlockend zur verruchten Speis' den Wolf,
Den Raben und den herrenlosen Hund.

Da fühlte Rodrich sich von Fieberschauer
Und Seelenschmerz ergriffen; Todesschweiß
Trat auf die Stirn; bald aber schwanden sie,
Und es erhoben sich an ihrer Stelle
Bewunderung und Freud' und feste Hoffnung
Im innigsten Verein mit Zorn und Haß
Und heil'ger Rachegluth, und er rief aus:
»Du edles Volk! ihr tapfern Krieger all!
Ihr fielt als echte Gothen, treu
Bis zu dem letzten Augenblick,
Geschlagen, doch im Tode unbesiegt!
Gesegnet seyen eure Heldennamen,
Und ewig lebe euer Ruhm
Und euer heiliges Andenken!« —
Indem er also sprach mit lauter Stimme,
Schritt, von dem Schall gelockt, ein Weib
Aus den Ruinen zu ihm hin.
»Gewähre (sagte sie), bey Christi Lieb',
Dein Mitleid mir und deine Hülfe!« —

Des Weibes Stimme, ihre Wort' und Blicke,
Ergriffen Rodrichs Herz mit noch mehr Schrecken,
Als alle die Zerstörung rings umher,
Denn, sprach auch die Verzweifelnde
Mit dumpfem, hohlen Ton aus tiefer Brust,
So strömte doch nie eine süßre Stimme
Begeistert ihre Hymnen himmelwärts.
An ihren Händen klebte Blut,
Mit Blut befleckt war ihr Gewand,
Von Blut und Staub entstellt ihr Angesicht,
Und dennoch gaben Schönheit, Majestät,
Anmuth und Jugend der Gestalt
Und jeder Miene holden Reiz;
Nun aber hatte in den starren Zügen
Die herbste Qual sich festgesetzt,
Entsetzlicher noch als der Tod. —
Sie leitete ihn durch die Straßen hin
Zu einer Stelle, wo vier niedre Mauern,
Roh aufgeführt aus der Ruinenmasse,
Einschlossen einen engen Raum.
Vier Leichen lagen auf der Erde hier,
Sorgfältig hingelegt, doch ganz entstellt
Durch Wunden und gestocktes Blut. Zuerst
Lag ein ehrwürd'ger Greis, zur Seite ihm
Ein holdes Weib von mittlerm Alter,
Dem — hätte hier nicht Mörderhand gewürgt, —
Natur und Zeit noch manches Lebensjahr
Zudachten. Jenen nahe lag ein Krieger,
Auf seiner Brust ein Kind, das mit
Gekreuzten Armen er umschlossen hielt.
»Hier (sprach sie, fest in Mienen, Blick und Ton),
Hier liegen Gatte, Kind und Aeltern,
Mein Alles! Diese schwachen Hände

Vermochten's nicht, die Erde aufzugraben,
Ein andres Grabmal ihnen zu bereiten.
Es sey! Ist die zerstörte Stadt doch selbst
Ein weites Grabmal der Bewohner nun,
Wo fänden sie denn wohl ein besseres,
Ein würdigeres Monument?
Bedeck', o Erde, nicht ihr Blut!
Und ihr, o sel'ge Geister dieser Helden
Und der gemordeten Unschuldigen,
Laßt nimmer enden euer Wehgeschrey
Am Throne Gottes, bis der Ewige
Für all die beyspiellosen Frevel
Der Rache volles Maß gewährt!« —

(Die Fortsetzung folgt.)

Dänische Literatur.

Von N. Fürst.

Herr Professor Molbech hat sich um die dänische Literatur ein neues Verdienst erworben, durch die Herausgabe einer lyrischen Anthologie dänischer und norwegischer Dichter, von welcher bisher zwey Bände erschienen sind Diese zwey Bände umfassen die lyrischen Arbeiten der Dichter von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und die der neuern Dichter werden nachfolgen. Die dänischen Literatoren sind sehr uneinig in der Bestimmung des Anfangs der poetischen Literatur in Dänemark; einige verlegen denselben zurück in die zweyte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, bis zur dänischen Reimchronik, einem Werke, welches wohl das älteste ist, welches die dänische Sprache im Fache der gereimten Verse aufzuweisen hat, denn das Alter der altdänischen Heldenlieder, die mit größerem Rechte zur dänischen Poesie gezählt werden können, ist sehr schwer auszumitteln. Andere behaupten, der Anfang der dänischen Poesie sey nur im siebzehnten Jahrhundert zu suchen, die eigentliche Poesie beginne nur mit Arreboe, obgleich dieser so für unsere Zeit veraltet ist, daß, wäre er auch der vorzüglichste Dichter gewesen, doch Wenige ihn lesen würden, abgeschreckt von den Sprachformen und der Schreibart, der er sich bediente. Von Arreboe bis hinab zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kommen zwar die Namen einer bedeutenden Anzahl dänischer Dichter vor, allein bey genauerer Untersuchung findet man, daß ihre Arbeiten fast zu den größten literarischen Seltenheiten gehören, ein hinlänglicher Beweis, daß sie wenig gekannt und gesucht sind, und noch weniger gelesen werden. Selbst Bording und Kingo machen hiervon keine Ausnahme, und die Werke dieser beyden Dichter haben nur noch Werth für Sprachforscher und Literatoren. Bey Arreboe und Bording findet man bedeutende Anlagen zur höhern Dichtkunst, die vielleicht nur aus Mangel an Studium und Ausbildung der Sprache und des Geschmacks sich nicht ganz entwickeln konnten. Kingo zeigte ein bedeutendes Talent für die heilige Poesie, und mit diesem Dichter bezeichnet man auch gewöhnlich den ersten Ursprung der eigentlichen, lyrischen Dichtkunst in Dänemark. Aber man glaube nicht, daß dieser Dichter sich durch Correktheit und Sprachfülle auszeichnete; er theilte die Geschmacklosigkeit seines Jahrhunderts, vielleicht auch dessen Rohheit. Doch zeigte er in seinen geistlichen Gedichten und Psalmen einen gewissen lyrischen Schwung, tiefes religiöses Gefühl und Erhabenheit der Gedanken. Aber trotz allem diesen gehören doch seine

Werke zu den Alterthümern der dänischen Poesie; sie haben einen historischen Werth, und verdienen also nicht ganz in Vergessenheit zu gerathen.

Der Herausgeber der Anthologie hat daher sehr wohl gethan, von allen diesen ältern Sprachdenkmälern nichts in dieselbe aufzunehmen, da die Anthologie für das größere Publikum, und nicht für eigentliche Gelehrte und Sprachforscher bestimmt ist, die zu ihren literarischen Zwecken die Quellen der ältern Sprachwerke selbst finden und benutzen werden. Hr. Professor Molbech hat aber die Arbeit bey der Herausgabe dieses Werkes sich sehr erschwert, durch zu große Ausführlichkeit in der Mittheilung kritischer und biographischer Nachrichten zu jedem Dichter. So hält er sich z. B. zuweilen etwas zu lange auf bey den längst vergessenen literarischen Streitigkeiten einzelner Dichter, die in einer Literaturgeschichte freylich erwähnt werden müssen, aber in einem Werke wie die Anthologie ganz überflüssig sind. Wir hätten gewünscht, daß der Herausgeber sich nur darauf beschränkt hätte, kurze biographische Notizen zu jedem Dichter mitzutheilen. Bey Baggesen war es freylich nothwendig von den Streitigkeiten zu sprechen, die dieser in der dänischen Literatur veranlaßt hatte, da dieser Kampf eine literarhistorische Merkwürdigkeit hat. Bey den übrigen Dichtern ist dieses keineswegs der Fall; denn der Mitwelt kann es gleichgültig seyn, warum dieser oder jener Dichter, durch Umtriebe oder Feindschaft, nicht in diesen oder jenen Klubb oder literarischen Verein aufgenommen wurde, oder diesen oder jenen ausgesetzten Preis nicht erhielt. Solche Umstände mochten damals dem betreffenden Dichter freylich unangenehm gewesen seyn, aber alles dieses ist ohne alle literarische Bedeutung. Im übrigen verdient der Fleiß und die Sorgfalt, die der Herausgeber auf dieses nicht leichte Unternehmen verwendet hat, alle Achtung und dankbare Anerkennung. Auch die Auswahl der Gedichte gereicht seiner Einsicht und seinem Geschmacke zur Ehre. Ueberhaupt konnte nur ein Mann, ausgerüstet mit so umfassenden Literaturkenntnissen, wie Hr. Professor Molbech, ein Unternehmen leiten, dessen große Schwierigkeiten nicht leicht zu überwinden sind. Die Anthologie ist keine bloße Gedichtsammlung, wie es deren viele gibt, sondern ein Werk, das in literarhistorischer Beziehung von der größten Wichtigkeit ist. Auch ist es das erste Mal, daß, in dieser Ausdehnung, ein solches Werk in der dänischen Literatur erscheint. Die günstige Aufnahme, die es, laut der Vorrede, in Dänemark gefunden hat, beweist auf eine erfreuliche Weise, daß man dem rühmlichen Streben des Herausgebers, dem die Literatur schon in andern Fächern des Wissens so viele schätzbare Bereicherungen zu verdanken hat, Gerechtigkeit hat widerfahren lassen.

Um deutschen Lesern einen anschaulichen Begriff von dem Reichthume der dänischen lyrischen Poesie zu geben, dürfte es zweckmäßig seyn, die Namen der Dichter, nebst Angabe ihrer Werke, hier in möglichster Kürze anzuführen, in derselben Reihefolge, wie sie in der Anthologie erscheinen.

An der Spitze des ersten Bandes steht Christian Braumann Tullin (geb. 1728, gest. 1765), mit dem das Erwachen eines bessern Geschmacks in der dänischen Dichtkunst anfängt. Seine Sprache ist rein und edel, und frey von aller Manier. Er schien sich den englischen Dichter Young zum Vorbilde gewählt zu haben. Zu den vorzüglichsten Arbeiten Tullin's gehören die beyden Preisgedichte: Die Seefahrt, die Herrlichkeit der Schopfung, und dann der Maytag. Die Arbeiten dieses Dichters sind auch in Deutschland bekannt geworden,

besonders durch die Beurtheilungen von Männern wie Cramer, Dusch, Lessing, Gerstenberg und Jenisch, die dem Talente dieses Dichters eine vollkommene Bewunderung zollten. Tullin's Werke erschienen nach dessen Tode in 3 Bänden (Kopenhagen 1770 – 73). Eine geschmackvolle Auswahl seiner Gedichte, mit einer biographisch-kritischen Vorrede von Rahbek, erschien 1799, bey Seidelin. Die Anthologie theilt fünf lyrische Gedichte aus seinen Werken mit.

Ambrosius Stub (geb. 1707, gest. 1758) gehört zu den gänzlich verschollenen Dichtern Dänemarks, obgleich er ein vorzügliches lyrisches Talent besaß. Mit einer eigenthümlichen Natur verband er die Gabe, lebhaft empfangene Eindrücke mit natürlicher Leichtigkeit aufzufassen und darzustellen. Seine Poesien zeichnen sich durch Einfachheit der Form und ungekünstelten Ausdruck vortheilhaft aus, und ein reges Gefühl für alles Schöne und Erhabene macht den Grundton derselben aus. Die Anthologie enthält von ihm 10 lyrische Gedichte. Die erste Ausgabe seiner Poesien erschien 1771, und wurde damals mit großem Beyfall aufgenommen. Eine neue Ausgabe, von seinem Sohne besorgt, kam 1780 heraus.

Peder Christoffer Stenersen (geb. 1723, gest. 1775) hat sich einen Namen in der dänischen Literatur erworben, durch die begeisterte Wärme mit welcher er Klopstocks große Verdienste anerkannte und anpries, und durch den Eifer, womit er die Nachahmung der alten Sylbenmaße vertheidigte. Er selbst war auch der Erste, der dänische Gedichte in diesen Versmaßen schrieb, denn frühere Versuche dieser Art können, durch ihre Mangelhaftigkeit, in keine Betrachtung gezogen werden. Die Anthologie theilt von ihm mit, eine choriambische Ode und eine Ode an die Gesellschaftsbrüder. Es ist zu bedauern, daß keine vollständige Sammlung von seinen Arbeiten existirt.

Johann Nordal Brun (geb. 1745, gest. 1816), machte sich zuerst bekannt durch zwey Trauerspiele: Zarine, und Einer Tambeskielver, die ganz im französischen Geschmack und in Alexandrinern geschrieben sind. Zarine machte großes Glück auf der Bühne; Einer Tambeskielver kam nie zur Vorstellung. Diese vereitelte Hoffnung bewog den Verfasser die tragische Laufbahn zu verlassen, und sich ganz der lyrischen Dichtkunst zu widmen, zu der er auch mehr Beruf hatte. Er schrieb mehrere nationale Lieder und Tischgesänge, wodurch er sich einen großen Ruf erwarb. Ein kleines episches Gedicht: Jonathan, in drey Gesängen, das er herausgab, ist eine gänzlich verfehlte Arbeit. Die letzte Ausgabe seiner Gedichte ist 1818 in Christiania erschienen. Die Anthologie enthält von ihm zehn lyrische Gedichte.

Claus Frimann (geb. 1746, gest. 1829) gehört zu denjenigen Dichtern, die ohne besondere poetische Weihe, durch Correktheit und Eleganz der Sprache, sich in der Literatur einen achtbaren Namen erwerben können. Die Gedichte Frimann's gehören zur sogenannten beschreibenden Gattung, eine Dichtungsart, die besonders bey den Engländern in früherer Zeit sehr cultivirt wurde. In diesem Geschmack sind die beyden Gedichte: der Hornelefelsen in Norwegen, und: die Umgebungen von Friedrichsburg, geschrieben, durch welche der Dichter sich zuerst einen Namen erwarb. Das historische Gedicht; Hagen Adelsteen, ist nicht ohne poetischen Werth. Diese Gedichte gehören zu seinen frühesten Arbeiten. Später gab er heraus: Gedichte über die Evangelien; Lieder fur Seeleute; Volkslieder u. s. w., aus

welchen Sammlungen die Anthologie 18 Gedichte mittheilt. Die Lieder für Seeleute sind gewiß die vorzüglichsten seiner Arbeiten; sie zeichnen sich durch lyrischen Schwung und patriotische Begeisterung aus. Die Arbeiten dieses Dichters sind nie gesammelt herausgekommen.

Peter Hareboe Frimann (geb. 1753), Bruder des vorgenannten Dichters, lebt noch, und genießt in seinem hohen Alter die Achtung und die Liebe seiner Landsleute. Er betrat 1774 die poetische Laufbahn mit zwey Preisgedichten: das St. Syneve-Kloster auf der Insel Sellöe, und: der Hornelefelsen, zu welchem letztern Gedichte er, sonderbar genug, seinen Bruder zum Concurrenten hatte. Diese Gedichte gehören zur beschreibenden Gattung, und enthalten viele und große Schönheiten. Als lyrischer Dichter machte er sich berühmt durch die historische Romanze: Axel Tordsen und Schön Walburg, durch zwey elegische Gedichte: An den Schlaf, und: Gedanken bey einem Flusse, die auch die Anthologie mittheilt. Der Dichter verließ früh den Dienst der Musen, und widmete sich ganz dem Geschäftsleben, denn er wurde im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Sein Verstummen ist ein Verlust für die poetische Literatur, zu dessen schönsten Zierden seine nicht zahlreichen Arbeiten gehören.

Eduard Colbiörnsen (geb. 1752, gest. 1793) hat sich nur durch ein einziges Gedicht bemerkbar gemacht, betitelt: der Frühling, in welchem er, in Thomson's Manier, das nordische Frühjahr sehr schön beschreibt. Das Gedicht wurde bey der ersten Erscheinung mit allgemeinem Beyfall aufgenommen.

Johann Hermann Wessel (geb. 1742, gest. 1785) gehört zu den berühmtesten komischen Dichtern Dänemarks. Alle seine Werke tragen das Gepräge des feinsten Scherzes und der witzigsten Satyre. Die Krone seiner scherzhaften Dichtungen ist das Trauerspiel: Liebe ohne Strümpfe, eine geistreiche Parodie des französischen Trauerspiels. Dieses Werk schrieb er in seinem dreyßigsten Jahre, und erlangte dadurch eine Berühmtheit, die für immer dauerhaft seyn wird. Das Lustspiel: Das Glück besser als der Verstand, machte kein so großes Glück, obgleich es nicht ohne Werth ist Der Dichter lebte in großer Dürftigkeit, und er erwarb seinen kümmerlichen Unterhalt durch Unterricht, den er in fremden Sprachen der Jugend ertheilte. Später verbesserte sich seine Lage, da er als Uebersetzer beym Theater angestellt wurde. Die poetischen Erzählungen dieses Dichters gehören zu den gelungensten und witzigsten, die die dänische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Sie erschienen zuerst in der Form eines Wochenblattes, das den seltsamen Titel: Votre serviteur otiosis, führte. Gleich nach seinem Tode wurde eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke veranstaltet, die in 2 Theilen 1787 herauskam. Diese Ausgabe ist sehr selten. Eine zweyte erschien 1799 und eine dritte 1817, aber diese beyden Ausgaben sind, nach Nyerups sehr gerechter Aeußerung, auf eine dem Dichter unwürdige Art ausgesteuert. In der ernsthaften Manier schrieb Wessel nur drey lyrische Gedichte, von welchen Hr. Prof. Molbech nur zwey in der Anthologie aufgenommen hat. Wir bedauern, daß er das Gedicht »Genügsamkeit« ausgeschlossen hat, das doch viele schöne Stellen enthält. Um den Lesern einen Begriff von der eigenthümlichen Manier dieses Dichters zu geben, wollen wir hier eine kleine Erzählung in der Uebersetzung mittheilen:

Die Observation.

Hat unsere Frau das Zeitliche gesegnet,
Es Thränenströme regnet.
Der Bauer weint, wir thun es auch,
Doch die Motive sind verschieden:
Der Bauer weint ob dem Verlust hienieden,
Und wir — weil's so Gebrauch.
(Der Witwen Trauer, in der Jugend Blüthe,
Ist immer letzter Art, erlauben Sie zur Güte.)
Von einem Bauer sing' ich zwar,
Und dessen Eheweib Annette,
Die fest und tief entschlummert war,
Daß sie nicht mehr erwacht, ich wette!
Mit andern Worten es so heißt:
Sie war nach jener Welt gereist,
Und füg' hinzu, daß Niemand ja den Sinn verfehle,
Von ihrem Körper trennte sich die Seele.
Bey der Gelegenheit auch vor der Hand
Der Mann von ihr getrennt sich fand.
Des Abends, wenn er ganz allein im Bette
Sich ohne Weibchen sah,
Dann weint' und jammert' er erbärmlich um Annette,
Und eine liebe Noth war da.
Vornehmer Art der gute Bauer nicht weinte;
Vornehme weinen selten ganz umsonst
(Die rechte Zeit zu passen ist die Kunst),
Er weinte wie ein dummer Bauer,
Und jede Thräne war ein Dolmetsch seiner Trauer.
Den Witwer man im Dorfe gerne mochte,
Von Morgens früh, bis Abends spät,
Um Trost zu bringen man an seiner Thüre pochte.
Doch jeden Trostgrund er verschmäht.
Der Küster sprach: — ach, Herr Gevatter!
Bezwinge, mäß'ge deinen Gram.
Der Tod ist eine böse Natter,
Durch ihn schon Mancher um das Leben kam.
Die sel'ge Frau bestieg des Himmels Stufen,
Dein Kummer wird sie nicht zurück berufen.
Ich Vater sechs recht hübscher Töchter bin,
Sind fromm und gut, von biederm Sinn,
Es kostet nur ein Wort, und — du kannst wählen. —
Doch solche Reden ihren Zweck verfehlen.
Der Bauersmann auf seinem Gram bestand,
Denn für ein halbes Herz ein ganzes hinzunehmen,
Darob er müßte sich ja schämen,
Und er es selbst unbillig fand.
Er sich beym Küster kalt bedankte,
Vor lauter Gram er fast erkrankte.

Ob diese Trauer sich wohl besänftigen ließ?

O ja! Die Dame Zeit hier ihre Macht bewies!
Vergessen war nun eben nicht Annette,
Er fand sich immer noch allein im Bette,
Doch, durch ein holdes Kind zuletzt
Ward dieser leere Platz besetzt.
Im Ehestand er wurde wieder heiter.
Was folgt nun weiter? —
Das alles war nur ein Präludium,
Erst jetzt erfahr' also das Publikum,
Daß seine Kuh krepirte,
Und was dabey ich observirte.

In seiner Einfalt unser Bauer glaubt,
Daß jetzt auch um die Wette,
Wie jüngst, als starb Annette,
Man den Verlust ihm bald ersetzen wird.

Annetten gab es zehn für eine,
Die man ihm bot.
Doch Kühe jetzo keine
In seiner Noth.
Er harrt' umsonst, und glaubt, es seyn die Rinder
Den Leuten lieber, als die eignen Kinder.

Moral.

Die Kuh für's Futter schöne Zinsen gibt;
Nicht wundert's mich, daß die man liebt.
Doch todte Kapitale sind die Töchter ja;
Das Theure: »Sey so gut Papa!«
Wünscht man bald lauten möcht' einmal:
»Sey doch so gut, mein Herr Gemahl!«

Zwey Lehren aus dem Allen erntest du:
Gib weg die Töchter — und behalt die Kuh.

Ausführlichere Nachrichten über diesen Dichter, nebst einer Analyse seiner Werke, befinden sich in meinen Briefen über die dänische Literatur. Wien 1816, bey Gerold.

Johannes Ewald (geb. 1743, gest. 1781) ist einer der größten und merkwürdigsten Dichter Dänemarks. Als dramatischer Dichter machte er sich berühmt durch das Trauerspiel: Rolf Krage, die heroisch-mythologische Oper: Balders Tod, das Singspiel: die Fischer, die Lustspiele: die brutalen Klatscher, Harlequin Patriot, und: die Hagestolzen; das biblische Drama: Adam und Eva, und durch eine Menge lyrischer Gedichte, die alle das Gepräge seines großen Genius an sich tragen. Nicht minder merkwürdig, als seine Arbeiten, sind seine Lebensschicksale. Eine unglückliche Liebe bewog ihn, in den Kriegsdienst zu treten. Er entfernte sich heimlich aus Dänemark, und ging nach Preußen, wo er als gemeiner Soldat in dem siebenjahrigen Kriege mitkämpfte. Von dort desertirte er zur österreichischen Armee, wo er Tambour und später Unteroffizier wurde, und die Feldzüge in den Jahren 1759 und 1760 mitmachte. Seine Familie, die zufällig seinen Aufenthalt in der österreichischen Armee erfuhr, kaufte ihn los, und im Oktober 1760 kam er nach Kopenhagen wieder zurück. Hier setzte er seine unterbrochenen Studien wieder fort, und bestand, in seinem neunzehnten Jahre, mit Ruhm die theologische Prüfung an der Universität. Ungeachtet dieses glücklichen Erfolgs seiner Studien, suchte oder erhielt er doch keine theologische Anstellung, und überließ sich nun ganz seinem angebornen Hange zur Dichtkunst. Obgleich er durch seine trefflichen Arbeiten seine Landsleute in Erstaunen setzte, lebte er doch in der tiefsten Armuth, die um so druckender war, da er zugleich von einer schmerzhaften Gichtkrankheit heimgesucht wurde, die ihn zu einem unbehülflichen Krüppel machte. Kummer und vereitelte Hoffnungen verleiteten ihn zu einem unordentlichen Leben; er ergab sich dem Trunke, und konnte diese Leidenschaft nicht mehr bezwingen. Verlassen von seinen Anverwandten, und selbst von seiner Mutter, suchte er nun durch die Religion und die Dichtkunst seinen Muth und seine Geisteskräfte aufrecht zu erhalten. In dieser schmerzvollen Periode seines Lebens schrieb er seine schönsten Werke. Erst am Ende seiner irdischen Laufbahn wurde sein Lebensschicksal etwas verbessert, theils durch die Aufführung seiner heroischen Oper: Balders Tod, theils durch die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, wodurch er wenigstens der Nahrungssorgen überhoben wurde. Sein Krankheitszustand verschlimmerte sich besonders in den Jahren 1780 und 81, und in einem Alter von 37 Jahren endigte

der Tod seine vielfachen Leiden. Er starb mit Klopstocks Messiade in der Hand, einen Dichter, den er sehr bewunderte. Kraft und Fülle der Sprache, hoher Gedankenflug, schöpferische Phantasie und eine alles bezaubernde Diction zeichnen seine Werke vortheilhaft aus. Erst nach seinem Tode erkannte man, was die Literatur an ihm verloren hatte. Sein Andenken kann und wird nie unter seinen Landsleuten verschwinden, und selbst das Auftreten Baggesens und Oehlenschlägers hat seinen Ruhm nicht verdunkelt. Wir wollen hier eines seiner kleineren Gedichte mittheilen, Schön Trudchen, weil es an Goethe's Lied: »die Fischer,« erinnert, welches jedoch viel später gedichtet ist.

Schön Trudchen.

Schön Trudchen wandelt am Abend so hold
In leisem Schmerz.
Ihre Seele war rein, wie geprüftes Gold,
Wie Wachs ihr Herz.
O hüte dich, Kind, vor den falschen Männern!

Schön Trudchen fischet mit seidener Schnur
Am Meeresstrand;
Es hob sich die Welle, das Wasser fuhr
An Ufers Rand.
O hüte dich, Kind, vor den falschen Männern!

Mit Schilf bedeckt aus des Meeres Schooß
Ein Meergott schaut.
Sein Auge war lieblich, seine Rede floß
Wie Harfenlaut.

Schön Trudchen, du quälst mich bey Nacht und Tag,
Mit Liebesgluth.
Den Schmerz zu ertragen mein Herz nicht vermag;
O sey mir gut!

O reiche, o reiche den schneeweißen Arm
Dem Meergott, du,
So will ich ihn drücken ans Herz so warm,
Dann find' ich Ruh!

Wohl unter den Schuppen die treue Brust
Ist weiß und zart,
Ich schwöre dir Treue, ich finde nicht Lust
An Schmeichler Art.

Nun denn, wenn mein Arm erheitern dir kann
Den düstern Sinn,
So eile, so komme, und beyde dann
Nimm Meergott hin!

Er zog sie herunter vom schroffen Strand,
Ihn freut der Scherz!
Wie Sturm war sein Lachen, das Fischervolk stand
In tiefstem Schmerz.
O hüte dich, Kind, vor den falschen Männern.

Die Anthologie enthält 30 lyrische Gedichte von diesem großen Dichter. Es wäre zu wünschen, daß ein einsichtsvoller Literator eine neue, vollständige Ausgabe von Ewald's sämmtlichen Werken veranstalten möchte.

Eduard Storm (geb. 1749, gest. 1794) war ein Freund und Zeitgenosse Ewald's, dessen Verlust er auch in einem großen Gedichte besungen hat. Storms Dichterruf gründet sich auf seine moralische Fabeln und seine Lieder in norwegischer Mundart. Sein komisches Heldengedicht: Bräger, in sehr schlechten Hexametern, und seine Lehrgedichte

ſind in jene Vergeſſenheit gerathen, wie ſie es verdienten. Das Lied von Zinclar, im Geſchmack der altdäniſchen Heldenlieder, erfreute ſich eines ungemeinen Beyfalls. Storm beſorgte ſelbſt im Jahre 1785 eine Auswahl ſeiner poetiſchen Arbeiten, die er unter dem Titel: Sämmtliche Gedichte, herausgab. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß er der Lehrer des berühmten Dichters Oehlenſchläger, und des als Novellendichter vortheilhaft bekannten Kruſe war.

Peder Magnus Troiel (geb. 1749, geſt. 1821) betrat die poetiſche Laufbahn mit einigen verſificirten Satyren, die nicht ohne Werth ſind. Auch unter ſeinen lyriſchen Gedichten befinden ſich manche werthvolle Arbeiten. Wir können aber nicht begreifen, warum Hr. Profeſſor Molbech in einer Anthologie lyriſcher Gedichte die Satyren aufgenommen hat, die ſchlechterdings nicht zu dieſer Dichtungsart gehören, weder in Hinſicht des Inhalts, noch der Form. Auch ſchien es uns ungerecht, daß der Herausgeber die Arbeiten des Bruders, Peder Kofod Troiel, ganz übergangen hat, da doch die Gedichte beyder Brüder, in zwey Bänden, bey Seidelin, erſchienen ſind. Die Anthologie theilt vier Satyren und ſechs lyriſche Gedichte von Peder Magnus Troiel mit, von welchen aber die Ode: An meinen Schneider, dem Bruder Peder Kofod Troiel angehört. Dieſe Verwechslung ſchien uns ſonderbar. Wir wollen hier, in einer Ueberſetzung, zwey Gedichte von beyden Brüdern mittheilen, die einen ganz eigenthümlichen Charakter haben.

Trinklied.

(Von Peder Magnus Troiel.)

Ich machte viele wunderſame Reiſen,
Und dieſe Profeſſion ich lange trieb.
Und dieſe Wahrheit will ich klar beweiſen,
Obgleich ich ſtets in meiner Heimat blieb.

Von Drake zwar die Welt umreiſt iſt worden,
Er viel Talent und Fähigkeit bewies,
Ich aber blieb ſtets hier im lieben Norden,
Die ganze Welt ich mir umreiſen ließ.

Such' wer da will den Cirkel zu quadriren,
Daß ſolches je geglückt, ward nie geſehn —
Ich aber ſah Quadrate cirkuliren,
Die Stube ſich um meinen Tiſche drehn.

Ich lüge nicht, mit Wahrheit kann ich ſagen:
Den Weisheitsſtein — geſucht in jedem Land —
In einem Rauſch hab' ich davon getragen,
Ich ihn im Grunde meines Glaſes fand.

Durch dieſen jede Grille ich verjage,
Durch dieſen ſtill' ich jede Sorg' und Weh,
Durch dieſen jedem Mädchen ich behage,
Durch dieſen ich verborg'ne Sachen ſeh'.

Doch Evan ſchau ich! — meiner Freuden Sonne!
Mit Seligkeit erfüllt er meine Bruſt.
Ihm weih' ich mich mit namenloſer Wonne;
In langen Zügen trink' ich Muth und Luſt.

Ode an meinen Schneider.

(Von Peder Kofod Troiel.)

Erſchaffen kannſt du, ja dein Ruhm iſt groß,
Und das durch Scheere, Zwirn und Nadel bloß.
Ja, Menſchen werden bloß durch ſie,
Man weiß nicht wie!

Zum Himmel steige mein Gesang hinan!
Er lobe, preise laut, dich Schneidermann!
Und alle, die durch deine Macht
Hervorgebracht.

Wie mancher Klotz, den ich im Leben sah,
Ganz roh, im ersten Elemente da,
Ward Mensch durch dich! — Durch deine Hand
Ihm ward Verstand.

Und dieser Klotz geht jetzt so stolz einher,
Er kennet andere Leute kaum noch mehr.
Er sieht sie an wie's Wurmgeschlecht,
Der Ackersknecht.

Mit grosen Herren selbst Arm in Arm er geht,
Bewunderungsvoll der Pöbel stille steht,
Die Mädchen schau'n ihn freundlich an,
O welch ein Mann!

Für dein Verdienst um jeden Adamssohn,
Du großer Meister, was ist wohl dein Lohn!
Hierin auch gleichst du einem Gott,
Dein Lohn ist Spott!

Dein Atheist hat dich um's Geld gebracht,
Doch für die Hosen, die du mir gemacht,
Statt Geld, woran es mir gebricht,
Nimm dies Gedicht.

Dieser nämliche Dichter hat auch ein schönes Trinklied geschrieben, das gleichfalls aus der Anthologie ausgelassen ist. Wir bedauern, daß uns der Raum nicht gestattet, auch von diesem gelungenen Gedichte eine Uebersetzung zu liefern. Ueberhaupt scheint uns das Urtheil der dänischen Literatoren etwas zu streng gegen diese beyden Dichter zu seyn, die in ihrer bescheidenen Sphäre doch manche werthvolle Arbeiten geliefert haben. Es würde uns freuen, wenn Hr. Prof. Molbech, bey einer neuen Ausgabe der Anthologie, in Hinsicht der Arbeiten des verstoßenen Peder Kofod Troiel unsere hier gemachten Bemerkungen berücksichtigen möchte.

Thomas Thaarup (geb. 1749, gest. 1821) besaß ein schönes lyrisches Talent, und gehört zu den nationellsten Dichtern Dänemarks. Seine drey Singspiele: das Erntefest, Peders Hochzeit, und: die Heimkunft, mit der gefälligen Musik von Schulz und Kunze, machten ein außerordentliches Glück auf der Bühne. Die Lieder aus diesen Operetten sind zu Volksliedern geworden, die in ganz Dänemark Wiederhall fanden. Seine übrigen lyrischen Arbeiten, bestehend aus erotischen Gedichten, Cantaten, Prologen und Epilogen, sind wenig zahlreich Im Jahre 1794 wurde er zum Theaterdirektor ernannt, welches Amt er bis 1800 bekleidete, zog sich dann mit einer Pension zurück, und lebte als Landmann auf seinem Gute Smidstrup, bey Hirschholm, wo er sich auch mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Die Ruhe seiner letzten Lebensjahre wurde sehr getrübt durch eine langwierige Polemik, die zuletzt einen höchst scandalösen Charakter annahm. Die Veranlassung zu diesem Streite war Thaarups Uebersetzung des berüchtigten Buches: Moses und Jesus, die eine Unzahl von Streitschriften hervorrief. Auch Baggesen mischte sich in diesen Streit, und die Erbitterung der Parteyen war grenzenlos. Thaarup starb in einem Alter von 72 Jahren. Seine nachgelassenen poetischen Werke hat Rahbek 1822 herausgegeben. Für Sprachkenner wollen wir hier eine kleine Romanze dieses Dichters in der Originalsprache mittheilen, begleitet mit einer prosaischen Uebersetzung, da es uns unmöglich war den ganzen Zauber dieses einfachen Gedichts in einer poetischen Uebersetzung wiedergeben zu können.

Romanze.

I Dalens Skioed en Hytte laae,
Ved Bredden af en Kilde;
Dens Vaeg var Leer, dens Tag var Straa,
Dens Hegn var Roser vilde;
Dens Eiers Lod var Fattigdom,
Dog var han glad, thi han var from.

Kun ringe var hans Hiord og Land;
Hans Brud ei aatte Fraende.
Hun var saa arm, saa god som han,
Og derfor tog han hende.
Kun Tak til Gud, ei Klage loed
Ved Kildevand og sparsomt Broed.

En Foraarsaften Hyrden sad
Ved Hytten med sin Qvinde;
Nu, Kone, sagde han saa glad,
Nu veed jeg Raad at finde,
Og vi kan lindre Brodres Noed,
Endskiondt Gud gav os sparsomt Broed.

See hist den Vei i oede Sand,
Og trindtom noegen Hede;
Der maa den traette Vandringsmand
Om Ly forgiaeves lede.
Om vi kun plante der hvert Aar
Et gavnligt Trae hver Host og Vaar?

Knap gryer den naeste Morgenstund,
De froe til Arbeid ile.
Nu staaer en sval og loevrig Lund
Til traette Vandrers Hvile.
Der lagde man og deres Been;
Men der er ingen Mindesteen!

(Im Schooße des Thals lag eine Hütte, am Ufer einer Quelle. Die Wand war von Lehm, das Dach von Stroh, das Gehege von wilden Rosen. Des Eigenthümers Loos war Armuth; doch war er froh, denn er war fromm.

Nur geringe war sein Acker und seine Heerde. Seine Braut war eine Waise. Sie war so arm, doch gut wie er, drum nahm er sie zum Weibe. Nur Dank zu Gott, kein Klagelaut erscholl, bey Quellenwasser und sparsamen Brote.

Eines Frühlingsabends saß der Hirte mit seinem Weibe vor der Hütte. Nun, Frau, sagte er so wohlgemuth, nun weiß ich Rath zu schaffen, und wir können lindern die Noth der Brüder, obgleich Gott uns nur sparsames Brot gab.

Sieh dort den Weg im öden Sande, und rund herum nur dürre Haide. Da muß der müde Wandersmann vergebens einen Schutzort suchen. Wie? wenn wir nur jedes Jahr einen nützlichen Baum pflanzten, jeden Herbst und jeden Frühling?

Kaum grauete die nächste Morgenstunde, als beyde froh zur Arbeit eilten. Nun steht ein dichtes und schattenvolles Wäldchen da, zum Ruheplatz des müden Wanderers. Dort legte man auch ihre Gebeine; aber kein Grabdenkmal erhebt sich daselbst.)

Diesen Charakter der Einfachheit tragen alle Arbeiten Thaarups an sich. Die Anthologie enthält von ihm 15 Gedichte.

Christ. Henrikſen Pram (geb. 1756, gest. 1821) war ein sehr fruchtbarer Dichter. Er lieferte lyrische, dramatische, epische und beschreibende Gedichte, schrieb humoristische Erzählungen in Prosa, und dann noch über statistische, cameralistische und literarische Materien. Sein größtes und berühmtestes Dichterwerk ist Staerkodder, episches Gedicht in 15 Gesängen, das 1785 herauskam. Pram, der die isländische Sprache nicht verstand, schöpfte den Stoff zu seinem Gedichte aus Saxo's Geschichte, in welcher die Heldenthaten Staerkodder's nur sehr mangelhaft erzählt werden. Durch eigene Erfindung schmückte er das einfache Abenteuer aus, wodurch seine Dichtung ein vollkommen moder-

nes Colorit erhielt. Die Personen, die Charaktere und die Situationen gehören eben so wenig dem alten Norden an, als einem bestimmten Zeitalter, so daß es dem Gedichte gänzlich an jener historisch-traditionellen Grundlage fehlt, die man von einem nordischen Epos fordern kann. Die einzigen poetischen Elemente dieses Epos bestehen in einzelnen Schilderungen und Situationen, deren Wirkung aber durch die Disharmonie geschwächt wird, zwischen dem antiken Stoffe und den modernen Reflexionen und Anschauungsweisen, womit dieses Gedicht nur zu reichlich ausgestattet ist. Dazu kommt noch, daß das Gedicht in achtzeiligen, gereimten dactylischen Versen geschrieben ist, die eine ungeheure Monotonie hervorbringen. Weit interessanter ist ein kleineres beschreibendes Gedicht: Emilies Quelle, das man jetzt noch mit Vergnügen lesen kann. Als dramatischer Dichter machte Pram ziemliches Glück mit seinen Lustspielen: der Neger, die Ehestandsschule, der Brunnen, und mit dem Singspiele: die Serenade. Seine prosaischen Erzählungen sind nicht ganz ohne Werth, aber zu weitläufig ausgesponnen. Seine lyrischen Gedichte bestehen meistens aus Uebersetzungen von griechischen und lateinischen Dichtern. Rahbek hat die sämmtlichen Werke dieses Dichters 1824 — 28 in 6 Bänden herausgegeben. Die Anthologie theilt aus denselben 9 Gedichte mit.

Knud Lyne Rahbek (geb. 1760, gest. 1830) hat als Dramaturg und Literator auf die dänische Literatur, während eines halben Säculums, einen mächtigen Einfluß ausgeübt, in fruchtbarer Geistesthätigkeit. Auch in Deutschland, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, ist dieser berühmte Mann bekannt, und besonders durch seine ins Deutsche übersetzten »Briefe eines alten Schauspielers an seinen Sohn.« Er liebte leidenschaftlich das Theater, und sein Haus war der Sammelplatz aller ausgezeichneten Künstler, Gelehrten und Dichter seiner Zeit. Aber bey allen seinen unläugbaren Geistesvorzügen war seine Anschauungsweise doch höchst einseitig, und er zog es vor, sich auf das Urtheil und die Aeußerungen Anderer Kunstrichter zu stützen, als seine eigene Meinung zu erkennen zu geben. Auch besaß er die Schwäche, alles ohne Unterschied zu loben, allen Tadel sorgfältig zu vermeiden, wodurch seine ästhetischen und dramaturgischen Beurtheilungen nicht so lehrreich und fruchtbringend wurden, wie man es von einem so kenntnißreichen und gelehrten Aesthetiker erwarten konnte. Doch hat er durch seine Vorlesungen, die er als Professor der schönen Wissenschaften an der Universität zu Kopenhagen hielt, unter der studirenden Jugend viel Nutzen gestiftet, da er viel Talent besaß, die Schönheiten und die Vorzuge eines Dichterwerks klar und deutlich zu entwickeln. Seine prosaischen Werke werden immer als Muster des Styls gelten können. Durch die Wochenschrift: Der dänische Zuschauer, die er 18 Jahre ununterbrochen herausgab, und durch die Monatschrift: Minerva, hat er sich große Verdienste um die Literatur erworben, und diese beyden Zeitschriften sind auch von großem literarischen Werth. Seine prosaischen Erzählungen sind musterhaft in ihrer Art, sowohl in Einkleidung und Darstellung, als in der Charakterzeichnung der auftretenden Personen, in Verwicklung und Entwicklung der Begebenheiten. Minder gelungen sind seine Schauspiele, die auch gänzlich vom Repertoir der Bühne verschwunden sind, mit Ausnahme seiner Uebersetzungen von Schiller's, Goethe's und Lessing's dramatischen Arbeiten. Als lyrischer Dichter zeichnete er sich nicht besonders aus, und unter diesen seinen Arbeiten erwähnen wir nur einiger Trinklieder als die gelungensten. Er stiftete die dramatische Schule, deren Zöglinge öffentliche Vorstellungen

gaben, und welche Anstalt er mit großer Vorliebe leitete. Für diese Schule schrieb er mehrere nationale Dramen. Später wurde er zum Theaterdirektor ernannt, einem Posten, den er sowohl durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, Erfahrungen und dramaturgischen Einsichten vollkommen gewachsen war. Auch als kritischer Herausgeber dänischer Dichter, und namentlich von Holbergs Werken, erwarb er sich unsterbliche Verdienste. Er war überhaupt ein unermüdeter, thätiger Mann. Seine selbstverfaßten und herausgegebenen Schriften machen allein eine ganze Büchersammlung aus. Die Anthologie hat von ihm 13 lyrische Gedichte, meistens Trinklieder, aufgenommen.

Jens Zetlitz (geb. 1761, gest. 1821) hat als lyrischer Dichter sich nicht sehr bemerkbar gemacht. Zwey beschreibende Gedichte von ihm, der norwegische Winter, und der norwegische Herbst, kann man jetzt noch mit Vergnügen lesen. Noch erwähnen wir seine »Lieder für den norwegischen Bauernstand,« die nicht ganz ohne Werth sind. Eine vollständige Sammlung seiner poetischen Arbeiten erschien nach seinem Tode 1825 in Christiania, bey C. N. Schwach, in 2 Bänden, mit einer kurzen Biographie des Dichters. Die Anthologie theilt neun Gedichte von ihm mit.

Jonas Rein (geb. 1760, gest. 1821) betrat zuerst die poetische Laufbahn mit einem Trauerspiel in Alexandrinern: Hagen und Axel, das nicht die geringste Aufmerksamkeit bey seiner Erscheinung erregte, und auch bald in Vergessenheit gerieth. Zwanzig Jahre später brachte Oehlenschläger diesen tragischen Stoff (Axel und Walburg) mit enthusiastischem Beyfall auf die Scene. — Später beschäftigte sich Rein nur mit der lyrischen Poesie, aber seine Gedichte sind von einer so ermüdenden Monotonie, und die Ausbrüche einer so kränklichen Sentimentalität, daß sie jetzt wenige Leser noch ansprechen können. Die letzte Ausgabe seiner Gedichte ist von 1811. Die Anthologie theilt aus dieser Sammlung 9 Gedichte mit.

Jens Baggesen (geb. 1764, gest. 1826) hatte schon durch seine frühesten lyrischen Gedichte, die in zwey Bändchen 1783—84, unter dem Titel: Jugendarbeiten, herauskamen, sich die Gunst des Publikums in solchem Maße erworben, daß seine im Jahre 1784 angekündigte Sammlung von komischen Erzählungen, die 1785 herauskamen, über tausend Subscribenten zählten. In diesen lyrischen und komischen Gedichten zeigte Baggesen schon ganz seinen eigenthümlichen Charakter, wodurch seine poetischen Arbeiten ein so großes Aufsehen unter seinen Landsleuten machten. Aber auch in der ernsthaften Gattung war sein Talent nicht weniger ausgezeichnet. Das seltene, große und reiche Talent in Behandlung der Sprache, die elegante Geschmackspolitur, die er allen seinen Arbeiten zu geben wußte, waren die mächtigsten Mittel, wodurch er sich bey allen Ständen und Klassen der Nation Beyfall und Bewunderung erwarb. Im Winter 1788 schrieb Baggesen eine Oper: Holger der Däne, wozu Kunzen die Musik componirte, aber sowohl auf der Bühne, als außer derselben, wurde diese Arbeit mit einer weit größern Kälte aufgenommen, als der Verfasser es bisher gewohnt gewesen war. Diese Oper zog ihm viele Angriffe zu. Selbst sein Freund Rahbek schrieb mehrere Epigramme gegen dieselbe, die auch Veranlassung zu der ersten Feindschaft gaben zwischen diesen beyden später so berühmten Männern. Die empfindlichste Wunde versetzte ihm P. A. Heiberg, mit seiner Parodie: Holger der Deutsche, die den jungen Dichter gänzlich muthlos machte. Die in der dänischen Literatur so bekannte Holger-Fehde

wirkte so nachtheilig auf die Gesundheit des jungen Dichters, der nur an Huldigungen gewöhnt war, daß er sich zu einer Reise ins Ausland entschließen mußte, wozu er auch, durch die Unterstützung seines hohen Gönners, des Herzogs von Augustenburg, in Stand gesetzt wurde. Im Sommer 1789 machte Baggesen seine erste Reise durch das nördliche Deutschland nach Pyrmont und von dort, durch das südliche Deutschland, nach der Schweiz. Diese Reise stellte seine Gesundheit her; er knüpfte zahlreiche Verbindungen mit den ausgezeichnetsten ausländischen Dichtern und Gelehrten, und fand auch eine Frau, die er leidenschaftlich liebte. Er verheiratete sich im Jahre 1789, nachdem er von seinem Aufenthalte in Paris nach Bern zurückgekehrt war, mit Sophie Haller, Nichte des berühmten Arztes und Naturforschers v. Haller, auch schrieb er daselbst sein erstes deutsches Gedicht: das Alpenlied. Die dänische Literatur bereicherte er mit einem der originellsten und trefflichsten Werke, das die dänische Prosa aufzuweisen hat, mit dem Labyrinth, oder Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, ein unvergängliches Meisterwerk dieses berühmten Dichters. Im Jahre 1790 kehrte er nach Kopenhagen zurück, wo er den Titel als Professor erhielt. Noch müssen wir zu dieser Periode seines Lebens seine meisterhafte Uebersetzung von Holbergs Niels Klimms unterirdische Reise rechnen, welches Werk, wie bekannt, in lateinischer Sprache geschrieben ist.

Die schwächliche Gesundheit und das Heimweh seiner Frau vereinigten sich mit seiner eigenen Reiselust, das Vaterland abermals zu verlassen, wozu seine Beschützer eine öffentliche Unterstützung für ihn auswirkten. Er machte nun Reisen durch Deutschland, besuchte Kiel, Hamburg, Weimar, Wien u. s. w. Nach einer dreyjährigen Abwesenheit kam er mit seiner Familie wieder zurück von seiner zweyten Reise ins Ausland, erhielt eine Anstellung bey der Universität, mit 500 Rthlr. Gehalt; aber schon wieder im Monat März 1797 erhielt er, in Betracht der schwächlichen Gesundheit seiner Frau, die königliche Erlaubniß, auf zwey Jahre Dänemark zu verlassen. Auf dieser dritten Reise kam er mit seiner Frau nicht weiter, als bis nach Kiel, wo diese starb. Er setzte nun allein seine Reise durch Deutschland fort, und ging nach Paris, und noch in demselben Jahre, als er seine »unvergeßliche Sophie« verlor, verheiratete er sich wieder mit einer Genferin, Tochter des Predigers Raybach, mit der er schon früher in Paris Bekanntschaft gemacht hatte. Mit dieser seiner zweyten Frau kam er 1798 zurück nach Kopenhagen, wo er eine neue Oper: Erik der Gute, aufführen ließ, die mehr Glück machte, als sein Holger der Däne. In demselben Jahre wurde er zum Theaterdirektor ernannt, wodurch seine Lage sehr verbessert wurde, und man hatte allen Grund zu glauben, daß diese seine neue, vortheilhafte Stellung ihn endlich an das Vaterland fesseln würde. Aber sein unruhiger Geist war nicht dazu gemacht, sich ganz den wissenschaftlichen und bürgerlichen Beschäftigungen zu widmen. Kaum hatte er zwey Jahre in Kopenhagen zugebracht, als er schon wieder um die Erlaubniß nachsuchte, sich zwey Jahre in Paris aufhalten zu dürfen. Die Erlaubniß wurde ihm auch ertheilt, und im Herbst 1800 verließ er zum vierten Male sein Vaterland. Im Frühling 1802 kam er wieder zurück nach Kopenhagen, doch nur auf einen kurzen Besuch in Geldangelegenheiten. Auf seiner Zurückreise nach Paris begleitete er seinen Jugendfreund, den Grafen Adam Moltke, durch Deutschland. Bag-

gesen wurde endlich in Gnaden von seinen Aemtern entlassen, und erhielt eine Pension von 800 Rthlrn.

In diesen letzten Jahren schrieb er einige ganz vorzügliche Gedichte, unter andern auch die berühmte Hymne: »das Halleluja der Schöpfung,« die man zu seinen schönsten, lyrischen Arbeiten zählen kann. Aber Dänemarks Sprache und Poesie waren nun nicht mehr die einzigen Gegenstände der Liebe seiner Muse und seines Geistes. Da in der deutschen Sprache sich eine große, und für einen Ausländer seltene Fertigkeit erworben hatte, so fing er auch nun an, Gedichte in deutscher Sprache zu schreiben. Sein Dichterruhm verbreitete sich nun immer mehr, und seine deutschen Arbeiten wurden mit eben so großem Beyfall, wie seine dänischen, aufgenommen. Nachdem Baggesen drey Jahre in Paris gelebt hatte, fühlte er sich abermals bewogen, im Jahre 1806 nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Aber der poetische Horizont daselbst hatte sich inzwischen ganz verändert. Oehlenschläger war als Dichter aufgetreten. Seine ersten Werke, voll von Kraft, Originalität und Dichtergluth, hatten Alles in Staunen und Bewunderung versetzt. Der Geschmack fing an plötzlich eine ganz andere Richtung zu nehmen; die Gemüther waren hingerissen von der Gewalt und Macht der neuen Poesie, und es konnte nicht fehlen, daß Baggesen, bey seiner Rückkunft, diese Veränderung gewahr wurde. Er fing nun auch an, in der Muttersprache sich als fleißiger und fruchtbarer Schriftsteller zu zeigen, aber er fühlte, daß Oehlenschläger ihm ein fürchterlicher Rival war. Nachdem er mehrere treffliche Arbeiten geliefert hatte, kehrte er wieder zurück nach Paris, aber seine letzten Werke trugen schon die Spuren einer bittern Polemik an sich, die nichts Gutes weissagte. Im Jahre 1811 wurde Baggesen zum Professor der dänischen Sprache und Literatur an der Universität zu Kiel ernannt, aber Pflichtarbeiten und Beschäftigungen in einem bestimmten Wirkungskreis stimmten wenig überein mit seinem Hange zur herumziehenden Lebensart. Auch verließ er bald diesen Lehrstuhl, reiste wieder zurück nach Kopenhagen, wo er bald nach seiner Rückkunft von seinem Posten, mit einer Pension von 1500 Rthlrn. entlassen wurde.

In diese Epoche fällt seine letzte Wirksamkeit als dänischer Schriftsteller, die er aber leider selbst verdunkelte, durch jene ernsthaften und langwierigen Streitigkeiten, und ganz besonders gegen Oehlenschläger, den er mit einer beyspiellosen Bitterkeit angriff. Wir wollen hier den Anfang, Fortgang und Ausgang dieses merkwürdigen Streites in möglichster Kürze berühren. Eine poetische Epistel von Baggesen unter dem Titel: »Nouredin an Aladdin; an den Dichter A. Oehlenschläger in Paris,« und datirt Kopenhagen den 14. November 1806, gab Veranlassung, daß letzterer seine »Antwort an Baggesen« schrieb, datirt aus Paris, und gedruckt in Kopenhagen 1807. 22 S. 8. Hierauf folgte im April 1807 Baggesens Replik in Jamben: An den Dichter A. Oehlenschläger, in welcher er am Schlusse mit poetischer Wärme Oehlenschläger den ersten Rang unter den dramatischen und tragischen Dichtern zuerkennt. Dieser öffentliche, ästhetisch-polemische Briefwechsel, obgleich von beyden Seiten mit Anstand und Humanität geführt, kann doch als der erste Funke zu diesem später so verwickelten Streit angesehen werden.

Eigentlich fing Baggesen 1813 seine polemische Laufbahn damit an, daß er in der durch Thaarup begonnenen, so berüchtigten »Judenfehde« gegen deren Urheber, zur Vertheidigung der Juden, zu Felde zog. Gleich-

zeitig mit dieser Fehde zeigte sich Baggesen in einem neuen Wirkungskreise als dramaturgischer Schriftsteller. Obgleich seine Theaterkritiken sehr umfassend und geistreich waren, so waren sie doch auch voll von Sarkasmen und satyrischen Ausfällen, auch gegen seinen ältern Freund Rahbek, dessen dramaturgische Anschauungen er mit Bitterkeit durchhechelte. [illegible] opferte überhaupt viel von seiner eigenen Dichterehre auf, um eine [illegible]volution in der ästhetischen Literatur zu erregen, was ihm auch zum [illegible]eil gelang. Er fing einen siebenjährigen ästhetischen Krieg an, denn [illegible] lange dauerte die Fehde gegen Oehlenschläger, die zuletzt, durch ihre Leidenschaftlichkeit, alle Gränzen des Anstandes überschritt. Er zeigte in diesem Streite eine beyspiellose Thätigkeit, in drey Wochenblättern, die [illegible]anz allein schrieb, und die die Titel führten: Dannora, das [illegible]unntagsblatt und das Stachelschwein (Pindsvinet), und [illegible]erin er den Gebrauch selbst der schmutzigsten Waffen nicht verschmähte. [illegible]n Jahre 1816 vermehrte er seine Wochenblätter noch mit einer vierten [illegible]riodischen Schrift: Danfana, die in zwanglosen Heften erschien; [illegible]ch gab er noch einige Pamphlets heraus, worin er die Vertheidiger Oehlenschlägers zu bekämpfen suchte. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß Oehlenschläger selbst, auch nicht eine einzige Zeile in diesem langwierigen Streite gegen Baggesen schrieb. Das Phantom, das Baggesen umschwebte, von dem totalen Untergange des Geschmacks und der Poesie in Dänemark, war bey ihm fast zur fixen Idee geworden. Der Widerstand und der Unwille, den seine so höchst ungerechte Polemik erregte, trug viel dazu bey, seinen einst so glänzenden Dichterruf sehr zu verdunkeln, und Jeder beklagte, daß er seine Zeit und Geisteskräfte auf eine so unwürdige Weise vergeudete. Aber auch seine zahlreichen Gegner gingen zu weit in der Herabwürdigung seiner frühern Verdienste. Traurig für das Gefühl des Dichters mochte es gewesen seyn, als er selbst öffentlich das Geständniß ablegte: »es war eine Zeit, als ich in meinem Vaterlande geliebt war; aber keiner weiß besser als ich, daß diese Zeit vorüber ist.« Nach einer überstandenen schweren Krankheit setzte er seine polemischen Aufsätze wieder fort; auch mußte er in diesem Jahre vor den Gerichten sich gegen die Beschuldigung des Plagiats vertheidigen, die man gegen ihn erhob, bey Gelegenheit der Aufführung seiner Oper: Die Zauberharfe, aus welchem Rechtsstreit er doch siegreich hervorging. Aber diese Sache kränkte ihn sehr, und machte ihn noch bitterer in seiner Polemik. Doch zur großen Ueberraschung aller Leute schloß er den merkwürdigen neunten Reimbrief mit einer begeisterten, poetischen Lobrede über Oehlenschlägers Drama: der kleine Hirtenknabe. Ein solcher Ausgang des langen Kampfes war Allen unerwartet. Dieser Schluß bezeichnete auch das Ende von Baggesens dänischem Dichterleben. Seine Muse verstummte jetzt. Im Spätjahr 1820 verließ er abermals Dänemark, und reiste mit seiner kränklichen Frau und seinem jüngsten Sohne nach Paris. Im Jahre 1821 verfiel er dort in eine lange und gefährliche Krankheit. Da sich zu dieser Zeit der Prinz Christian von Dänemark in Paris aufhielt, nahm er den kranken Dichter zu sich in sein Hotel, wo er mit der größten Sorgfalt gepflegt wurde. Durch die Unterstützung des erlauchten Fürsten reiste Baggesen im Jahre 1822 nach den Bädern in Plombieres, doch bey seiner Zurückkunft nach Paris fand er seine Frau todt, auch hatte er das Unglück, seinen jüngsten Sohn, seinen Liebling, durch den Tod zu verlieren. Seine eigene Schwächlichkeit nahm nun immer mehr zu, und er war tief gebeugt von Gram und Kummer. Er reiste zu seinem Sohne nach Bern, wo er sein letztes

däniſches Gedicht, ein Lied zum Geburtstage des Königs von Dänemark, ſchrieb. Seine Leiden vermehrten ſich mit jedem Jahre. Den Sommer 1825 brachte er in Carlsbad zu, und den darauf folgenden Winter in Dresden, wo er faſt verlaſſen und einſam das Bett hüten mußte. Im Sommer 1826 reiſte er wieder zurück nach Carlsbad, aber die Aerzte gaben wenig Hoffnung zu ſeiner Wiedergeneſung. Sein jüngerer Sohn, Offizier in däniſchen Dienſten, eilte zu ihm nach Carlsbad, um ihn zurück nach Dänemark zu begleiten. Aber halb ſterbend erreichte Baggeſen Hamburg, und es war ihm nicht mehr möglich, die Reiſe fortzuſetzen. In Hamburg wurde er in das Freymaurerhoſpital aufgenommen, wo er wenige Tage nach ſeiner Ankunft, am 3. October 1826, ſtarb.

Von ſeinen bisher in 10 Bänden herausgekommenen däniſchen Werken enthält der erſte Band komiſche Erzählungen; der zweyte und dritte, lyriſche Gedichte, der vierte, vermiſchte Gedichte; der fünfte, Reimbriefe, poetiſche Epiſteln, und die erſte Sammlung polemiſcher Schriften; der ſechste, Reimbriefe, und die zweyte Sammlung polemiſcher Schriften; der ſiebente dritte Sammlung polemiſcher Schriften, ſpätere vermiſchte Gedichte. Thora von Havsgaard, epiſches Gedicht 1.—9. Geſang; der achte, der Labyrinth, oder Dichterwanderungen, erſter Theil; der neunte der Labyrinth, zweyter Theil; der zehnte, der Labyrinth, dritter Theil.

Die Anthologie theilt 40 lyriſche Gedichte von Baggeſen mit.

Mit dieſem berühmten Dichter ſchließt der zweyte Band der lyriſchen Anthologie, deren beyde Bände uns ein anſchauliches Bild geben von dem Zuſtande der Poeſie in den drey letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts. Wir erwarten mit Ungeduld die Fortſetzung dieſes ſchönen Werkes, das die neuere Poeſie umfaſſen wird, und wir werden uns alsdann beſtreben, unſere hier gelieferte Ueberſicht der däniſchen lyriſchen Dichter in einem zweyten Artikel zu vervollſtändigen.

Herausgabe beſorgt durch J. L. Deinhardſtein.

Jahrbücher der Literatur.

Zwey und sechzigster Band.

1833.

I. N. d. L.
262.

April. May. Juny.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

Inhalt des zwey und ſechzigſten Bandes.

Seite

Art. I. 1) Travels in Georgia, Persia, Armenia, ancient Babylonia etc. etc., during the years 1817, 1818, 1819 and 1820, by Sir *Robert Ker Porter*, two volumes. London 1821.

2) Narrative of a journey into Khorasaan in the years 1821 and 1822, including some account of the countries to the north-east of Persia, by *James B. Fraser*. London 1825.

3) Journal of the british embassy to Persia; embellished with numerous views taken in India and Persia; also a dissertation upon the antiquities of Persepolis by *William Price*. London 1825.

4) Voyage en Perse fait en 1812 et 1813, par *Gaspard Drouville*. Paris 1825.

5) Personal narrative of travels in Babylonia, Assyria, Media and Scythia in the year 1824, by major, the hon. *George Keppel*, third edition. London 1827.

6) Fifteen months pilgrimage through untrodden tracts of Khuzistan and Persia in a journey from India to England through parts of turkish Arabia, Persia, Armenia, Russia and Germany, performed in the years 1831 and 1832, by *J. H. Stocqueler*. London 1832.

7) The adventures of Hajji Baba of Ispahan, in three volumes. Paris 1824.

8) Sketches of Persia from the journals of a traveller in the east, in two volumes. London 1827.

9) The adventures of Hajji Baba of Ispahan in England, in two volumes. London 1828.

10) Zohrab the Hostage, by the author of »Hajji Baba.« In three Volumes. London 1832.

11) The Kuzzilbash, a tale of Khorasan, in three volumes. London 1828.

12) The persian adventurer being the sequel of the Kuzzilbash; by *J. B. Fraser*, in three volumes. London 1830 1

II. Phausdosi Buzantazwoi Padmuthiun Haiotz. I tschores tpruthiunes. I Wenedig 1832. (Geſchichte der Armenier, von Fauſtus dem Byzantiner. In vier Abtheilungen. Zu Venedig 1832.) 58

III. 1) Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde, zur Beförderung einer Geſammtausgabe der Quellenſchriften deutſcher Geſchichten des Mittelalters, herausgegeben von Pertz. — Sechsten Bandes erſtes bis viertes Heft. Hannover 1831.

2) (Regesta) Die Urkunden der römiſchen Könige und Kaiſer von Conrad I. bis Heinrich VII., 911—1313, von Dr. J. F. Böhmer. Frankfurt a. M. 1831.

3) Monumenta Germaniae historica, inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum 1500, au-

Seite
spiciis societatis aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi, edidit Georgius Heinricus *Pertz*. Scriptorum tom. I. — Hannoverae 1826 — 1831 . 71

Art. IV. Abrégé de Géographie, rédigé sur un nouveau plan, par *Adrien Balbi*. Paris 1833 131

V. 1) *M. Tullii Ciceronis Verrinarum* Libri Septem. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit *Car. Timoth. Zumptius*. Berolini 1830.

2) *M. Tullii Ciceronis Verrinarum* Libri Septem. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit et explicavit *Car. Timoth Zumptius*. Berolini 1831 180

VI. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten, von Fr. B. von Buchholtz. Erster Band. Wien 1831 . . 209

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXII.

Hammer's morgenländische Handschriften 1

Zur Kritik der römischen Kaisergeschichte, mit besonderer Beziehung auf neuerlich entdeckte Geschichtsquellen und Denkmale . 24

Lettre à M. le Duc de Luynes sur les Graveurs des monnaies grecques, par M. Raoul-Rochette. Paris 1831. 59

Ein craniologisches Fragment aus dem sechzehnten Jahrhundert . 67

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1833.

Art. I. 1) Travels in Georgia, Persia, Armenia, ancient Babylonia etc. etc., during the years 1817, 1818, 1819 and 1820, by Sir *Robert Ker Porter*, with numerous engravings of portraits, costumes, antiquities etc., in two volumes. London 1821. I. Band 720 Seiten, Großquart.

2) Narrative of a journey into Khorasaan in the years 1821 and 1822, including some account of the countries to the north-east of Persia, with remarks upon the national character, government, and resources of that kingdom, by *James B. Fraser*, author of a tour in the Himala mountains etc. London 1825. 623 S. Großquart.

3) Journal of the british embassy to Persia; embellished with numerous views taken in India and Persia; also a dissertation upon the antiquities of Persepolis by *William Price*, F. A. S. L. assistant secretary to the right honourable sir *Gore Ouseley*, Bart. ambassador extraordinary and minister plenipotentiary from his Britanic Majesty to the court of Persia. London 1825. Folio, jedoch in Querformat mit einer Doppellinie ſtatt des Mittelſteges gedruckt, 60 Seiten. Dann die angehängte Dissertation upon the antiquities of Persepolis, by *William Price* u. ſ. w., wie oben. 24 Quartſeiten, auf dieſelbe ſeltſame Weiſe, wie die vorhergehende Reiſebeſchreibung, dem Folio, überquer gedruckt, und vier ganze ordentliche Folioſeiten, ſammt 60 Folioblättern lithographirter Zeichnungen und Schriften.

4) Voyage en Perse fait en 1812 et 1813, par *Gaspard Drouville*, colonel de cavalerie au service de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, Chevalier de plusieurs ordres; seconde édition. Paris 1825. 8. I. Bd. 282 S., II. Bd. 243 S.

5) Personal narrative of travels in Babylonia, Assyria, Media and Scythia in the year 1824, by major, the hon. *George Keppel*, F. S. A., third edition. London 1827 Zwey Theile. I. Thl. 338 S., II. Thl. 351 S. Octav.

6) Fifteen months pilgrimage through untrodden tracts of Khuzistan and Persia in a journey from India to England through parts of turkish Arabia, Persia, Armenia, Russia and Germany, performed in the years 1831 and 1832 by *J. H. Stocqueler*, Esq. London 1832, Zwey Theile. I. Thl. 263 S., II. Thl. 228 S. Octav.

7) The adventures of Hajji Baba of Ispahan, in three volumes. Paris 1824. I. Thl. 189 S., II. Thl. 276 S., III. Thl. 259 S. Kleinoctav.

8) Sketches of Persia from the journals of a traveller in

the east, in two volumes. London 1827. I. Thl. 278 S., II. Thl. 281 S. Octav.

9) The adventures of Hajji Baba of Ispahan in England, in two volumes. London 1828. I. Thl. 306 S., II. Thl. 352 S. Kleinoctav.

10) Zohrab the Hostage, by the author of »Hajji Baba.« In three Volumes. London, Richard Bendley, 1832. I. Bd. 319 S., II. Bd. 326 S., III. Bd. 324 S. Octav.

11) The Kuzzilbash, a tale of Khorasan, in three volumes. London 1828. Octav. I. Thl. 348 S., II. Thl. 359 S., III. Thl. 332 S.

12) The persian adventurer being the sequel of the Kuzzilbash; by *J. B. Fraser*, esq, author of a tour to the Himâlâ mountains, travels in Persia etc., in three volumes. London 1830. Octav. I. Thl. 365 S., II. Thl. 365 S., III. Thl. 392 S.

Die Reiſen in die Levante ausgenommen, iſt ſeit dem Beginne des laufenden Jahrhunderts kein öſtliches Land von ſo vielen unterrichteten europäiſchen Reiſenden durchzogen und beſchrieben worden, als Perſien. Ueber ſechzehn in dem Laufe dieſes Jahrhunderts über Perſien erſchienene Werke haben dieſe Jahrbücher der Literatur (im VII. und VIII. Bande) einen zwölf Bogen ſtarken Bericht erſtattet, welchen Baron v. Nerciat ins Franzöſiſche überſetzt, und wovon die geographiſche Geſellſchaft zu Paris im zweyten Theile ihrer Sammlung von Reiſen und Denkſchriften einen Theil im Auszuge bekannt gemacht hat*), welcher allein 124 Quartſeiten füllt. In den ſeit der Erſtattung jenes Berichtes verfloſſenen vierzehn Jahren iſt über Perſien das oben verzeichnete Dutzend geographiſcher und ethnographiſcher Werke (die ſechs letzten in Romanform) erſchienen, über deren Inhalt hier in demſelben Geiſte und in derſelben Ordnung der Materien Bericht erſtattet wird, ſo daß jene Anzeige durch dieſe ergänzt, und das Weſentlichſte, was von dem Inhalte jener früheren ſechzehn Werke mitgetheilt worden, durch den Auszug der neueren zwölf

*) Extrait de la traduction faite par M. le Baron *de Nerciat*, d'un mémoire de M. *de Hamner*, sur la Perse pour ce qui concerne seulement la partie géographique, p. 247—371. Dieſer Titel enthält zwey Unrichtigkeiten, zuerſt im Namen des Verfaſſers Hamner ſtatt Hammer, dann die Angabe, daß bloß der geographiſche Theil überſetzt und ausgezogen worden ſey, indem der gelieferte Auszug nebſt dem Geographiſchen über die Provinzen Kerman, Fars, Lariſtan, Chuſiſtan, auch den Abſchnitt über den Charakter, die Kleidung, die Sitten und Gebräuche, die Gebäude, die Feſte, die Aemter, das Heer, die Erzeugniſſe und die Literatur enthält.

vervollständigt wird, und daß sie, zusammengestoßen, eine acht und zwanzigsäulige Halle persischer Geographie und Ethnographie bilden.

Von dem vorliegenden Dutzend ist die erste Hälfte rein reisebeschreibenden, die zweyte Hälfte sittenbeschreibenden Inhalts. Bey der Musterung ihrer Verfasser nach der Nation, welcher sie angehören, findet sich, daß dieselben, einen einzigen Franzosen abgerechnet, alle Engländer, und von diesen haben zwey jeder drey geliefert, nämlich Hr. Morier, der Verfasser der beyden höchst schätzbaren, in der ersten Anzeige unter Nr. 2 und 11 aufgeführten persischen Reisebeschreibungen, die beyden Hadschi Baba und Sohrab, und Hr. Fraser nebst der Reise nach Chorasan die beyden letzten Romane Nr. 11 und Nr. 12. Seine Reise, welche zwar nur einen Theil des von keinem der früheren Reisebeschreiber betretenen so wichtigen östlichen Gränzlandes Chorasan umfaßt, füllt wenigstens zum Theil die Lücke der früheren Reisebeschreibungen aus, und enthält bedeutende statistische Notizen über die Städte und Stämme dieser bisher so wenig bekannten persischen Ostmark. Nicht minder reichhaltig an statistischen Angaben über das Heer und die persische Militärverfassung ist die Reise Drouville's, welcher selbst ein thätiger Hebel der Bildung und Uebung neuregulirter persischer Truppen, über dieselben die interessantesten und zuverläßigsten Nachrichten ertheilt.

S. R. Ker Porter's Werk ist das eines schätzbaren Künstlers, dessen vorzügliches Verdienst in treuer Auffassung der Naturscenen sowohl, als der Ruinen und ihrer Sculpturen besteht. Der Verdacht von Entstellung oder Verschönerung trifft ihn nicht, und wenn gleich die Landcharten, die in Kupfer gestochenen Landschaften und die in Holz geschnittenen Vignetten, zusammen zweyhundert an der Zahl, die acht- bis neunhundert Seiten starken zwey Quartbände unmäßig anschwellen, und den Preis des Buches bis auf zehn Dukaten vertheuern, so darf dasselbe doch in einer Sammlung der neuesten persischen Reisebeschreibungen nicht fehlen, weil ihm darin als Maler- und Kupferwerk der erste Platz gebührt. Der erste Platz selbst vor Chardin, van Bruyn, Niebuhr und so vielen anderen mit Kupfern ausgestatteten Reisebeschreibungen, welche malerische Gegenstände minder treu aufgefaßt. Er hat die trefflichen Lehren, welche ihm sein Vetter, der Präsident der kais. russischen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, Hr. v. Olenin, in einem an ihn vor seiner Abreise nach Persien gerichteten und in der Vorrede auszugsweise mitgetheilten Sendschreiben auf den Weg mitgegeben, getreu befolgt. Das jedem auf Landschaft- und Ruinenzeichnun-

gen reisenden Künstler als Verhaltungsvorschrift nicht genug zu empfehlende Ende dieses Sendschreibens lautet wie folgt:

»Schließlich wiederhole ich Ihnen, zeichnen Sie nur was Sie sehen, verbessern Sie nichts, und bewahren Sie in Ihren Copien den treuen Charakter der Originale. Geben Sie persischen Figuren keine französische Tournüre, wie Chardin, keine holländische, wie Van Bruyn (Le Brun) noch eine deutsche oder vielmehr dänische, wie Niebuhr, noch englische Grazie, wie einige Ihrer Landsleute in Ihren Abbildungen der Fragmente von Nakschi Rustem.«

Ein höchst merkwürdiges Belege zu dem von Hrn. v. Olenin gegebenen guten Rath ist die von ihm beygefügte und in der Vorrede gegebene Zeichnung eines Stückes persepolitanischer Sculptur von sieben Figuren, welche Chardin zuerst i. J. 1674 gezeichnet; Le Brun zeichnete dieselben nach dreyßig Jahren schon sehr verstümmelt und entstellt, bey Niebuhr aber, der sechzig Jahre später als Le Brun reiste, sind diese Gestalten wieder als ganze hergestellt, wie bey Chardin, welchem Niebuhr hierin augenscheinlich nachgezeichnet; vergleicht man nun diese drey Zeichnungen mit der auf der 37. Kupfertafel Sir Robert Ker Porter's gegebenen, so findet sich eine so ungeheure Verschiedenheit nicht nur in dem Detail der Kopfbekleidung und Gewänder, sondern auch der Haltung und Stellung der Figuren, daß jene drey früheren Zeichnungen Chardin's, Le Brun's und Niebuhr's wirklich so gut als nicht vorhanden betrachtet werden können, weil sie den Beschauenden nur irre führen. Bey Le Brun sind die Figuren so verstümmelt, daß gar nichts daraus zu erkennen; die von Niebuhr nachgezeichneten Chardin's stellen die Kopfbekleidung nur undeutlich dar, und die Stellung der Hände ist ganz eine andere; nur aus Sir Robert's Zeichnung geht die Verschiedenheit der doppelten Kopfbedeckung dieser Figuren klar und deutlich hervor; vier derselben tragen die gegupfte, vorne sich vorbeugende wulstförmige Mütze, es ist augenscheinlich die persische Tiare mit vorschwellendem Gipfel, welche zunächst der phrygischen Mütze ähnelt; die drey anderen haben keine kugelförmige, runde Mützen, wie die obigen vier, sondern senkrecht aufsteigende cylinderförmige canellirte; diese leben noch in der heutigen Form türkischer Kopfbedeckung (in so weit dieselbe nicht von Sultan Mahmud reformirt worden) des Kauk, d.i der türkischen Mütze, um welche der Musselin als Dülbend (Turban) gewunden wird. Das türkische Wort Kauk ist augenscheinlich das von den griechischen Schriftstellern als medische Kopfbedeckung angegebene *Καυσια*, und es ist also hiedurch klar entschieden, daß die kugelförmige vorgipfelnde Mütze die eigentliche persische Tiare, die cylinderförmige canellirte aber, welche bisher von den Er-

klärern persischer Alterthümer ausschließlich als persische Tiare angegeben worden, die medische *Καυσια* sey. Hiemit stimmt auch die Kleidung der Figuren überein, indem die mit der cylinderförmigen *Καυσια* Bedeckten meistens weite medische Gewänder, die mit der kugelförmigen Tiare aber Bedeckten enge persische tragen. Die merkwürdigste dieser sieben Figuren ist die Mittelfigur, welche mit einem im Gürtel steckenden Dolche in den Zeichnungen Chardin's, Le Brun's und Niebuhr's mit dem Kopfe nach der rechten Seite gewendet, und ohne irgend eine Verbindung der Hände mit den zwey nächsten Seitenfiguren dasteht. Wie ganz anders bey Ker Porter, wo dieselbe links schauend mit der rechten Hand den nachfolgenden Mann führt, und die linke Hand auf den Rücken des Vordermannes anhält. Diese so bestimmte und charakteristische Stellung verdeutlicht jedem, der je eine morgenländische Audienz gesehen, das Amt und die Verrichtung dieser Hauptfigur, welche die mittelste der sieben. Sie ist ein Kämmerer, welcher mit der rechten Hand den Nachfolgenden einführt, und mit der linken auf den Rücken des Vortretenden angestemmten Hand demselben die zur Huldigung vor dem Könige erforderliche Kopf- und Rückenbeugung aufdringt. Aus türkischen Gesandtschaftsbeschreibungen ist die barbarische Sitte der türkischen Kapidschibaschi (Kämmerer), welche dem Eingeführten die Hand auf den Rücken oder den Hinterkopf stemmen, um denselben gewaltsam zur schuldigen Verbeugung zu zwingen, bekannt genug. Recensent hat dieselbe zu Konstantinopel bey mehr als einer Audienz selbst erfahren, und ein paar Mal den nicht stark an den Hintertheil des Kopfes andrückenden Händen der Kapidschibaschi die ganze Kraft eines starren Genickes mit gutem Erfolge entgegengesetzt. Von alle dem war bisher auf den Zeichnungen Chardin's, Niebuhr's und Le Brun's nichts zu sehen, und daher mußten so viele Erklärungen, und selbst manche der scharfsinnigsten Heeren's, weit vom Ziele abirren, namentlich in der Erklärung der persepolitanischen Fabelthiere, welche in Sir Robert's Zeichnungen zuerst in ihrer wahren Gestalt und Physiognomie abgebildet sind. Von der Physiognomie der Figuren ist bey Chardin, Le Brun und Niebuhr auch keine Spur, während sich in denen von Sir Robert die heutige persische eben so treu, als auf den ägyptischen die heutige koptische herauswirft, ganz in Uebereinstimmung mit dem, was Morier hierüber in seiner Vorrede zu Hadschi Baba sagt: I remarked, that the numerous faces seen among the sculptures of Persepolis, so perfect as if chiseled but yesterday, were so many likenesses of modern Persians, more particularly of the natives of the province of Fars.

Sir Robert's Bilderwerk eröffnet der persischen Alterthumsforschung ein neues Feld; wäre dasselbe nur ein Paar Jahre früher erschienen, so möchte die damals von der französischen Akademie der Inschriften und der Geschichte ausgeschriebene Preisfrage, vermög welcher alle altpersischen und chaldäischen Alterthümer mit den Lehren und Allegorien des Sendaveſta, mit den Nachrichten der hebräischen, griechischen, lateinischen und orientalischen Schriftsteller über die Meinungen und Gebräuche der Perser und Chaldäer hätten verglichen und erörtert werden sollen, auf eine genügendere Weise beantwortet worden seyn, als dieß vor Erscheinung des schätzbaren Werkes Sir Robert's hinsichtlich der Gebäude, Sculpturen und Statuen möglich gewesen Die Beschreibung der Monumente ausgenommen, ist der voluminöse Text doch meistens nur als Zugabe und Ballast dieser kostbaren malerischen und antiquarischen Schiffsladung zu betrachten, und dürfte, allem wissenschaftlichen Interesse unbeschadet, wenigstens um die Hälfte vermindert worden seyn. Manche Irrthümer, welche nur durch eine genaue Kenntniß der Landesſprache vermieden werden können, theilt Sir Robert mit den besten der Landesſprache unkundigen Reisebeschreibern; andere sind seiner Unbekanntschaft mit der Geschichte und Religion des heutigen Persiens zuzuschreiben. Ohne uns für den Augenblick in persische Materien einzulassen, welche in den verschiedenen Rubriken dieser Anzeige mitgetheilt sind, wollen wir mit kurzen Worten zum Belege des eben Gesagten dem Verfasser nur einige Schritte durch das türkische Gebiet folgen, welches außer der Gränze Persiens und also auch außer den Gränzen dieser nur Persien umfassenden Anzeige liegt. Der Fluß Arpatschai (der Harpasus der alten Geographen) heißt beym Verfasser Arpatchia; die Alpen von Bingöl, d. i. die Tausendseen: Binguiel (a thousand springs); die Karavane, welche auf arabisch Kafile heißt, nennt er nach verderbter Aussprache Kolla, das warme Bad Jlidsche hingegen ist nach der englischen Aussprache richtig als Elija geschrieben; Damon-ga-ya, the cloud-enveloped hill (II. p. 681) soll Tumangiah, d. i. der Nebelort, heißen u. s. w. Bey dieser Unverläßlichkeit der Schreibweise der Namen sind die bisher unbekannten, welche auf der folgenden Seite von dem Laufe des Thermodon gegeben werden, nicht sicher nachzuschreiben; wie kann man überzeugt seyn, daß derselbe Kersawnboor laute, wenn man weiß, daß der Iris, welchen der Verfasser Yékil-Irmak schreibt, Jeschil Irmak heißt. Tokat ist die Hauptstadt des darnach benannten Sandschaks; von einer Stadt Too-az, welche ihren Namen dem Distrikte von Tokat

geben, und wo der Paſcha reſidiren ſoll [1]), iſt uns durchaus nichts bekannt. Der Name der Stadt Merſifun (das alte Phazemonites), deſſen Name bey Morier Mercivan [2]), bey Heude Mersfoun [3]), bey Dupré [4]) Mercevan, auf der Karte Mac Kinneirs Marsowan lautet, wird von Sir Robert (II. 714) gar Ma-siwan geſchrieben, und für das alte Theodopolis (?) angenommen; die Brücke über den Kiſil Irmak (Halys) bey Osmandſchik, deren maſſiver Bau den Verfaſſer veranlaßt, dieſelbe für ein älteres Werk der Römer zu halten, iſt wirklich von Bajeſid II. erbaut worden, welcher auch die Brücke über die Tundſcha zu Adrianopel, die über den Sangarius und die über den Kodos (Hermas) gebaut hat, wie dieſes das Dſchihannuma [5]) bezeugt. Hadſchi Hamſa ſchreibt Sir Robert Hadji Humza, und Hamamlü Hummumloo, den Gänſeberg Kaſtagh, d.i den Ida, Kass-dagh. Gebiſe Gaybaissa, Tuſla Gouzla u. ſ. w. Alles dieſes aus Unkunde der richtigen Schreibweiſe der Namen dieſer Oerter. Aehnliche Unkunde in der osmaniſchen Geſchichte verräth die Angabe (II. 748), daß die Janitſcharen zuerſt von Suleiman dem Geſetzgeber eingeſetzt worden, was zwey Jahrhunderte zu ſpät. Der Hippodrom heißt Atmeidan und nicht Al-Maidan; die alten Namen der beyden Flüßchen von Konſtantinopel ſind verwechſelt, Kiagadchane ßu, beym Verfaſſer Ket-khanah-sou, iſt der Cydaris und nicht der Barbyſes, und Alibeg ßu iſt der Barbyſes und nicht der Cydaris, wie Sir Robert ſagt. Der Name des Fleckens Kutſchuk Tſchekmedſche wird von S. R. in Kouchoukchek-maza, der von Kariſch düran in Carash-teran der von Kirk-kiliſe, d. i. Vierzigkirchen, gar in Kara-clissia, d. i. Schwarzkirchen, verſtümmelt; ſo auch der Kamtſchi in Kamin-chai, das Dorf Jeniköi (Neudorf) in Yangy-Kuicy, Heſargrad in Lascarad, Giurgewo in Georga. S. R. nimmt es eben ſo wenig genau mit den Namen und Titeln der Perſonen, als mit denen der Oerter; ſo heißen der ruſſiſche Conſul Hr. Pini und der öſterreichiſche Hr. Fleiſchhackel von Hackenau bey ihm (II. 794) J. Excell. Mr. de Pin und Mr. Flëshaken. Die Namen der Reiſeroute durch die Bulgarey, Wallachey und Moldau ſind den Namen nach eben ſo verſtümmelt, wie die durch Polen, in welchen auf dem Wege von Halicz nach Lemberg Bobrka als Babraka, Strzeliszka als Strelicze und Kuihyniczе als Keinenictitz erſcheint. Wenn von Reiſe-

[1]) The city of Too-az, which gives its name to the district of Tokat, and where their joint pasha resides (II. 702).

[2]) First journay, p. 350. [3]) p. 247. [4]) I. p. 30. [5]) S. 688.

beſchreibern die Ortsnamen europäiſcher Länder, über deren richtige Ausſprache und Schreibweiſe ſie ſich doch aus Poſtkarten und Wegweiſern belehren könnten, ungebührlich verſtümmelt werden, wie iſt vorauszuſetzen, daß ſie die Namen aſiatiſcher Länder, von denen richtige Karten und Wegweiſer fehlen, richtig gehört und geſchrieben haben werden. Das, was Reiſende im Morgenlande von bekannten europäiſchen Ländern, durch welche ſie nach dem Orient gingen, oder von daher zurückkehrten, melden, gibt einen richtigen Maßſtab, nach welchem ihre Nachrichten über unbekannte Länder und Völker beurtheilt werden mögen. Dieſen Maßſtab wollen wir ſogleich an die unbedeutendſte und ſchalſte der drey noch im Allgemeinen zu überblickenden obigen Reiſebeſchreibungen, nämlich an die Herrn Stocqueler's, anlegen, indem der ganze zweyte Theil ſeiner Reiſe bloß durch Deutſchland über Wien, Prag, Berlin und Hannover nach England zurückgeht

Es bleibe einem Ruſſen überlaſſen, das zu widerlegen, was J. H. Stocqueler Eſquire im zweyten Kapitel ſeines zweyten Bändchens bey Gelegenheit von Odeſſa über ruſſiſche Beſtechlichkeit und Polizey-Eſpionage ſagt, wir haben es bloß mit ſeinem dritten Kapitel zu thun, welches in den erſten fünf Blättern Wien und Linz und, in den folgenden ſechzehn Blättern Skrzynecki's Flucht von Warſchau abhandelt, dann nebſtbey des Unſinns und der Lügen genug über Wien und Oeſterreichs Prinzen und Heer auftiſcht. Eingangs lehnt er es ab, etwas Ausführliches über Wien zu ſagen, weil: »wenn Reiſebeſchreiber anders »wahr ſprechen, Wien ſich in den letzten vierzig Jahren nicht im »Geringſten geändert hat, weil die Regierung, die Gebäude »und die geſellſchaftlichen Einrichtungen im statu quo geblieben, »trotz Napoleons Invaſion und trotz des intellectuellen Fortſchreitens der Welt. Das beſte Reiſebuch für Wien ſind die Skizzen »der Frau von Staël, und man braucht der zu Ende des verfloſſenen Jahrhunderts zu Wien in Druck erſchienenen Deſcription de la ville de Vienne (von Pezzl) nur ein halbes Dutzend »von Seiten (um einiger neuen Schulen und Inſtitute zu erwähnen) hinzuzufügen, um heut zu Tage eines Cicerone vollends »zu entbehren.« Es iſt ſeltſam, wie Hr. Stoc. das ſtarre Stillſtehen Wiens in den letzten vierzig Jahren trotz des Fortſchreitens der allgemeinen Intelligenz (the march of intellect) mit den neuen Einrichtungen von Schulen, deren Erwähnung ein halbes Dutzend Seiten füllen würde, in einem und demſelben Abſatze in Einklang zu bringen verſteht, ohne eines Widerſpruches gewahr worden zu ſeyn. »Die Reiſebeſchreiber,« meint Hr. Stoc. weiter, »erwerben ſich wenig Dank, wenn ſie ihre Leſer nur be-

»lehren, daß der Stephansthurm und die Burg auf ihrem alten »Platze stehen, daß die Donau noch stolz ihre Fluthen vorbey»rollt, daß die schattenden Zugänge des Praters in voller Blüthe »stehen; die Welt begnüge sich mit den Eindrücken, welche dem »Reisenden geworden, mit seinen Ansichten der Gesellschaft, »wenn sie nur originell und piquant; er wolle sich daher aller »solcher Impertinenzen (wie die Beschreibung des dauernden »Stillstandes der Gebäude) enthalten.« Hrn. Stoc.'s folgende Angaben werden sogleich zeigen, daß er durchaus eben so consequent, als im ersten Absatze, statt durch originelle Eindrücke und pikante Ansichten sich den Dank der Leser zu erwerben, sich Impertinenzen aller Art reichlich zu schulden kommen läßt. »Es sey,« corrigirt er sich selbst, »doch nicht alles ganz so in statu »quo; Frack, Weste, Beinkleider, schwarze Halsbinden und »cylindrische Hüte, welche den eingefleischten Pariser und Londo»ner auszeichnen, seyen nun die einzige Wienertracht; der Fremde »sehe zu Wien nicht mehr weder die malerische ungrische Tracht, »den Pelzstiefel und den Husaren-Czako, noch die wallende Klei»dung und den weiten Turban des Türken.« Hr. Stoc. muß also gar nicht ausgegangen seyn, muß gar nicht zum Fenster hinausgesehen, muß stockstill und stockblind in seinem Zimmer gesessen seyn, um so stockdummes Zeug, wie das Vorhergehende und das Folgende, in den Tag hineinzuschreiben: »Die Kraft des »Türken ist verwittert, er kann nicht mehr wie vormals die Stadt »mit dem Pompe und der Insolenz eines mächtigen Feindes »durchschreiten, indeß ihn weder Handel noch Sympathie als »Gast bewillkommen. Der ungrische Edelmann genießt aber in »der österreichischen Hauptstadt noch immer einer Auszeichnung, »er mag sich kleiden wie er will, seine physische Aristokratie hält »wider alle Launen der Mode und Zeit Prob und Stich.« Wir beklagen als gute Oesterreicher mit Hrn. Stoc. von ganzem Herzen, daß Oesterreich mit den Türken so wenig sympathisirt, daß auf dem alten Fleischmarkt kein türkischer Kaufmann und in der ganzen Stadt Wien kein ungrisch gekleideter Edelmann mehr anzutreffen, wenn es nicht etwa die Aushängeschilder beym ungrischen König, beym ungrischen Primas, beym ungrischen Magnaten, beym ungrischen Edelmann sind, wovon Hr. Stoc. freylich nichts gesehen, weil seine intellectuelle Aristokratie wider allen Sinneneindruck Prob und Stich hielt. Wien, das, nach Hrn. St., keine Ungern und keine Türken mehr auf seinen Gassen sieht, muß sich bey ihm dennoch bedanken, daß er, nachdem er München für den Mittelpunkt deutscher Musik erklärt, der Kaiserstadt den nächsten Platz nach München anweist, weil dieselbe Mozart's Geburtsort. Hr. Stoc. hat in der Oper bey Figaro's Hochzeit

sogar Thränen fließen, und einen Choristen der vierten Klasse, weil er distonirte, todtblaß werden gesehen *). Hr. Stoc. gesteht zwar, »daß er nicht so glücklich gewesen, in gesellschaftliche »Kreise zu kommen, in denen er interessante Nachweisungen hätte »auflesen können und daß er nur die Kaffehhäuser und die Clubbs »besucht habe, wo er aber nur wenig feurige Politiker und noch »weniger genaue Beobachter der Zeit gefunden.« Wo existiren denn diese Clubbs? was für genaue Beobachter der Zeit, was für Clubbisten mögen wohl die gewesen seyn, welche dem Reisebeschreiber den schändlichen Bären aufbanden, daß der jüngere König von Ungern verabscheut werde, und daß der Herzog von Reichstadt unpopulär sey, und dieß i. J. 1831! wo die bey jeder Gelegenheit vorlautende Liebe des Wieners für's Kaiserhaus sich in dankbarer Erinnerung für die hülfreiche Vorsorge, womit der Kronprinz bey der Ueberschwemmung des Eisstoßes persönlich Beystand leistete, von allen Zungen ertönte, und bald darauf bey der Lebensgefährdung des jüngeren Königs von Ungern sich mit so allgemeiner Begeisterung der Liebe aussprach, zur Zeit, wo, ehe noch Hrn. Stocqueler's Reisebeschreibung in Druck erschienen, ganz Oesterreich den Tod des Herzogs von Reichstadt als den eines der populärsten Prinzen so innig betrauerte.

Nach einem Aufenthalte, in welchem Hr. Stoc. (wie er sagt) alles Merkwürdige in Wien gesehen, nämlich: die Gallerien des Fürsten Esterhazy (also mehrere Gallerien des Fürsten Esterhazy, aber keine andere), die Reitschule und das Museum (?), jagte er im Eilwagen über Stock und Stein nach Linz, wo er sich von General Skrzynecki dessen Flucht von Warschau erzählen läßt. Wie viel von dieser Erzählung im Munde Hrn. Stocqueler's wahr, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Eine Probe davon sind die zehntausend Flintenläufe (musket barrels), die, in Champagnerkisten gepackt, trotz der österreichischen Neutralität, nach Galizien geschmuggelt worden seyn sollen. Eben so wahr als dieses wird wohl die Antwort seyn, welche Hr. Stoc. dem General auf die Frage, warum die österreichische Armee keine Epauletten trage, in den Mund legt; es komme bloß, soll Skrzynecki geantwortet haben, von dem Hasse der Regierung gegen alle Neuerung, wenigstens im Kriegswesen, her. »Die»selbe Kleidung, dieselbe Disciplin, derselbe alte Fortifikations»styl, wie vor funfzig Jahren, und noch behalten sie das ab»scheuliche Stück eines Mummenschanzes, nämlich einen Fug-

*) I have seen tears shed during a performance of the »Mariage of Figaro« and have observed a fourthrate singer turn pale at the sense of a trifling imperfection.

»lemann (sic) bey.« Hr. Stoc. erwiederte, er glaube, daß Fuglemänner sogar noch in der brittischen Armee beybehalten seyen, da soll General Skrzynecki große Augen gemacht, und gesagt haben, dieß habe er am wenigsten von John Bull, dem vernünftigsten aller Geschöpfe (siehe zum Beweise Hrn. Stocqueler selbst) erwartet. Zu Linz besah Hr. Stoc. mit General Skrzynecki, den er durchaus Skyrnecki schreibt, die neuen Thürme, deren Befestigung nach ihm unmittelbar Erzherzog Karl überwacht! Mit gleicher Richtigkeit sieht er und beschreibt er Prag, wo der berühmteste Pallast, das berühmteste Museum das des Grafen Steinberg! Jenseits Reichenberg stieß er auf die preußische Quarantaine, wo er fünf Tage bleiben mußte, weil Befehl von Contremarche da war; so richtig hört und schreibt Hr. St. das Wort Contumaz. Zu Berlin ärgerten ihn die preußische Polizey und die Douairieres, diese hochadeligen verwittweten preußischen Frauen sind aber bloß die Douaniers; er läßt sich in tiefsinnige Untersuchung über den Unterschied des englischen boots und des Berliner Stiefelputzers ein; in drey Tagen hatte er drey charakteristische Eigenschaften von Berlin aufgefunden; erstens den militärischen Anblick, indem alles nach dem Schnurbart riecht; zweytens die beständige Gegenwart auf den Straßen eines königlichen Prinzen oder Generals, vor dem der Hut gerückt, der Rücken gebeugt werden muß; und drittens die Plauderhaftigkeit der Einwohner. Mit gleichem Scharf- und Kunstsinn beurtheilt Hr. St. in der Gemäldegallerie die Meisterwerke der deutschen Schule, wo (sagt er) Gott Vater immer als ein kahler Grieche! oder katholischer Priester!! vorgestellt ist, welcher unter einem Baume eine Fleischmasse modelt, während dieselbe Figur als Schöpfer des Weibes aus den Weichen Adams eine vollgewachsene, rüstige Eva hervorzieht. Mit gleichem Geschmacke wird das deutsche Theater beurtheilt, und dann geht es in einem schwerfälligen (lumbering) Eilwagen nach Magdeburg fort, dessen Einwohner sich nach Hrn. St. auf drey Dinge, nämlich auf ihre Frauen, auf ihre Festungswerke und auf ihre Freyheit etwas zu Gute thun. Die letzte sey eine deutsche Anomalie mit gefesselter Presse und geheimer Polizey; die zweyten seyen unstreitig im Stande, äußeren Feind wirksam abzuhalten; was aber die Magdeburgerinnen betreffe, so habe er nicht genug von ihnen gesehen, um bestimmen zu können, was ihren Anspruch auf Vorrang vor den übrigen weitmäuligen, einwärtsgehenden, weißhaarichten Preußinnen begründe. Im selben Style geht es auch in Hannover fort. Endlich schließt das letzte Kapitel mit der Erklärung, daß er alles, was seine Reise von Indien nach England durch Persien, Türkey, Deutschland und Rußland

charakterisire, so bündig als möglich habe erzählen wollen: er habe nichts mehr zu sagen, und stehe nun zum Urtheilsspruche bereit Die gegebenen Proben sind Belege genug, um den Leser in Stand zu setzen, das Urtheil selbst zu fällen, wir sprechen das unsrige mit den Worten aus, welche Hr. Stocqueler dem General Skrzynecki über John Bull in den Mund legt: O John Bull, John Bull! (O Mr. Stocqueler! Mr. Stocqueler!), you are a wonderful fellow!

Es wäre höchst ungerecht, die persische Reisebeschreibung des schon durch seine türkische bekannten Major Keppel auf dieselbe Linie mit einem so elenden Machwerke als die vorhergehende zu stellen. Wiewohl Keppels Reise wenig Neues enthält, so verräth sie doch durchaus einen wohleingerichteten, wohlunterrichteten, mit dem klassischen Alterthume vertrauten Kopf. Außer einigen wenigen charakteristischen Holzschnitten enthält der erste Band die zwey illuminirten Kupferstiche des Verfassers in seiner persischen Reisetracht und der Ruinen des Taki Kesra, der zweyte Band die wohlgerathenen illuminirten Kupfer eines lesgischen Tatars und eines Eingebornen von Derbend. Dieses Werk ist eine Reisebeschreibung von gewöhnlichem Zuschnitte und Format, und im Ganzen unterhaltend und interessant; von ganz ungewöhnlichem Formate und Zuschnitte hingegen und im Ganzen, trotz der vielen beygegebenen Lithographien, weder sehr belehrend noch unterhaltend, ist das Tagebuch der persischen Botschaft von Sir Gore Ouseley's Sekretär, Hrn. William Price, welcher keineswegs zu verwechseln mit dem Major David Price, dem Herausgeber der schätzbaren mohammedanischen Geschichte in drey großen Quartanten. Wie die letzte durch die namhaften Auszüge aus den besten persischen Geschichtschreibern gründliche Kenntniß des Persischen darthut, so beweiset die von dem Verfasser des Tagebuches seinen persischen Sprachterten beygefügte Uebersetzung, daß er das Persische nichts minder als gründlich versteht. Um später die Folge der geographischen Auszüge nicht mit philologischer Sprachkritik zu unterbrechen, stellen wir sogleich hier den Beweis von des Verfassers oberflächlicher Kenntniß des Persischen her. Die Unbequemlichkeit der sonderbaren Form, in welcher dieses Buch in Folio überquer so gedruckt ist, daß nach Lesung je von zwey auf derselben Folioseite neben einander gedruckten Quartseiten das ganze Buch immer umgekehrt werden muß, geht aus dem, was hierüber oben dem Titel beygesetzt worden, hervor. Es ist einer der absurdesten typothetischen Einfälle, und erinnert den Recensenten an einen türkischen Buchbinder, welcher ein in Octav gedrucktes Werk im Ganzen in Folio gebunden, so daß der Lesende nach jeder Seite

das Buch umkehren, und die folgende Seite mühſam ſuchen mußte; das heißt die Originalität auf Koſten des praktiſchen Menſchenverſtandes zu weit getrieben. Nun zu den Ueberſetzungsfehlern. P. 10: Nishaver was founded by Tahmuras Deevbend, sur-named Deendila; das letzte Wort iſt kein Beyname von Tahmuras, ſondern der Name der von ihm gebauten Stadt; eben da: the inhabitants follow the tenets of Shafai Meshab; das letzte Wort (meſheb) erſcheint hier als Zuname Schafii's, während es nur Secte bedeutet, und mit: ſie folgen der Secte Schafii's, hätte überſetzt werden ſollen. S. 21 heißt es im perſiſchen Texte von Iſpahan: der Umfang ſeiner (von Rukneddewlet Hasan erbauten) Mauern iſt tauſend Schritte, das Horoscop der Erbauung ſeiner Mauern war das Zeichen des Schützen [1]); dieß überſetzt Hr. Price: a vast city, which was afterwards walled by Ruknuddowlah Hasan, a thousand paces beyond the buildings, with watch towers for the use of archers; den Umfang von tauſend Schritten der Stadtmauer verwandelt Hr. P. in eine Entfernung von tauſend Schritten von den Gebäuden, und die Conſtellation (Burdſch) des himmliſchen Schützen in Wachthürme für Bogenſchützen. Gleich darauf heißt es im Texte: die Erde von Iſpahan bewahrt lange die Todten [2]); dieſes überſetzt Hr. P.: its inhabitants are longlived! Zu Ende überſetzt Hr. P. abermal: they are for the most part of the sect of Shafai Mezheb; das letzte Wort erſcheint hier doppelt, einmal als Zuname Schafii's und dann überſetzt als Secte. Dies Secte Meſheb iſt um nichts beſſer, als die Wurzel radix. Recenſent bemerkt noch gelegenheitlich über dieſen, aus der ſchätzbarſten perſiſchen Geographie, nämlich dem Werke Nuſhetol-kulub, gezogenen Artikel, daß darin bey Gelegenheit der großen Moſchee des großen, zweytauſend Mann (acht Tonnen) wiegenden Steines erwähnt iſt, welchen Sultan Mohammed der Seldſchukide aus einem indiſchen Tempel zur Thürſchwelle ſeines Collegiums mitbrachte. Eine von ſo vielen perſiſchen Geſchichtſchreibern bezeugte hiſtoriſche Thatſache konnte nur Hamaker's hämiſche Hyperkritik bezweifeln [3]). Noch weniger hat Hr. P. die von ihm geſammelten Grabſchriften in Verſen verſtanden, wie z. B. S. 37 die vom Grabe eines Imamſade gegebenen, deren Beginn alſo lautet:

---

[1]) دور بارویش طالع عمارتش برج قوس

[2]) خاکش مرده را دیر پوشاند

[3]) Widerlegt im Nouveau journal Asiatique, Tom. III, p. 248.

Derun kabr eger ahi keschem eſ sine tschakem
Schewed burjan eger murghi binischined ber seri chakem.
Hohl' ich im Grabe aus geſpalt'nem Buſen Athem,
Wird Vogel, der darauf ſich ſetzt, ſogleich gebraten.

Dieſes überſetzt Hr. P.:

If I draw the breath of affliction in the tomb,
Let a lamb or a bird repose over my ashes.

Außerdem, daß die Einladung eines Vogels oder eines Lammes, welches auf brennenden Seufzern ausruhen ſoll, keinen geſunden Sinn gibt, iſt von einem Lamme, welches auf dem Grabe ſitzen ſoll, auch keine Spur im Texte, und nur der Ueberſetzer iſt als Schaf aufgeſeſſen. Von den Einwohnern Ebher's ſagt der Text (S. 43), daß dieſelben Schmeichler von Natur [1]). Hr. P. überſetzt: they are naturally addicted to lasciviousness. Den bekannten Namen des mongoliſchen Kaiſers Oldſchaitiu verwandelt Hr. P. (S. 44) in Olja Tipo. Die Worte des Textes [2]): das Horoscop der Erbauung war die Conſtellation des Löwen, überſetzt Hr. P. unverſtändlich: Its mansion in the heavens was Leo. Bey Schirinbulagh wird eine perſiſche romantiſche Sage von 30 Diſtichen überſetzt, wofür ſprachkundige und ſprachforſchende Leſer Hrn. P. weniger Dank wiſſen werden, als für den unmittelbar vorhergehenden Dialog im Bulgarperſiſchen und in der Sprache der wandernden Stämme (Ilat, bey Hrn. P. Eliot), welches aber auch nur verderbtes Perſiſch. Wenn auch der perſiſche Text nicht immer richtig überſetzt iſt, ſo verdient Hr. P. doch den Dank aller perſiſchen Philologen, daß er den Text der Inſchriften, wie z. B den des von Schah Abbas erbauten Karawanserai von Tikmetaſch (p. 57) abgeſchrieben; doch iſt ſich weder auf die Richtigkeit der Abſchrift, noch auf die Treue der Ueberſetzung zu verlaſſen; ſo erſcheint z. B. in der ſiebenten Zeile der Ueberſetzung dieſer Inſchrift der Prophet Jonas, wovon im Texte keine Spur; dieſer heißt [3]): Mit gutem Vorſatze und dem Wohlgefallen des Herrn der Nesuri; Hr. P. überſetzt: with a resolution, and, like Jonas, with a countenance beaming with good-will. Hr. P. trennte das Wort Chidiw, indem er die letzte Sylbe mit dem folgenden Nesuri zuſammenfügte [4]), woraus das Wort-Ungeheuer

---

[1]) Temelluk der tabiati ischun ghulib bud.

[2]) Talii imaretesch bürdschi esed.

[3]) بعزم نيک و رضاي خديو نسوري

[4]) خد يونسوري

Junsuri entstand, in dessen Bauch Hr. P. den Propheten Jonas entdeckte. Uebrigens heißen die zwey abgerissenen Buchstaben Ch und D nichts, und es ist wahrscheinlich, daß das letzte Wort Nesudi statt Nesuri gelesen werden muß. Nesudi ist nach einigen Lesarten des Schahname, wie nach der der Calcutta-Ausgabe des Schahname *), die vierte der medischen oder altpersischen Kasten, nämlich die der Künstler und Handwerker, in welchem Falle das obige statt Herr der Adler, Herr der Nesudi oder der Künstler übersetzt werden müßte.

Nach diesem kurzen Ueberblicke der Individualität der Reisebeschreiber wenden wir uns zu dem Neuen und Interessanten, welches ihre Werke darbieten, und ordnen dasselbe, um alle Wiederholung und Hin- und Hersprünge zu vermeiden, unter die Titel der verschiedenen Landschaften des heutigen Persiens unter, nach der in der Uebersicht des siebenten und achten Bandes dieser Jahrbücher befolgten Eintheilung in zwölf Hauptprovinzen, nämlich drey westliche (Kurdistan, Aran, Aserbeidschan), drey nördliche (Gilan sammt Dilem, Masenderan sammt Dahistan, Taberistan sammt Kumis), drey östliche (das persische Irak, Kuhistan und Chorasan), drey südliche (Kerman mit dem Palmenlande Moghistan, Fars sammt Laristan, und Chusistan sammt Loristan); nur wollen wir hier die drey südlichen Landschaften den drey östlichen vorausschicken, und mit diesen unsere Anzeige beschließen, weil über das Ostland Chorasan Frasers Reise die reichsten und gehaltvollsten Beyträge liefert. Ueber die Eintheilung des heutigen Persiens im Vergleich mit dem Umfange, welchen das Reich in der Zeit des höchsten Flores der Herrschaft der Ssafi hatte, machen wir noch auf die in der Rechenschaft über die Charte des achten Bandes der Geschichte des osmanischen Reichs gegebene Eintheilung des persischen Reiches aufmerksam, welche sich auf einer im Chartendepot des k. k. Kriegsarchivs aufbewahrten, höchst kostbaren Charte befindet. In dieser Eintheilung werden Moghan (berühmt durch seine schöne Ebene) und das zu Fars gehörige Loristan, sammt dem Küstenlande Bar und der ehemals dazu gehörigen Insel Hormus als besondere Landschaften aufgeführt, und außer Sabulistan, Bedachschan, Togaristan, Ghur, Balch und Kandahar, werden nach Chuaresm und Mawerein-nehr (Transoxana) zu Persien gerechnet. Wiewohl der Orus schon in der ältesten

*) The Shah Namu, Calcutta 1811, S. 28; z. B. s. auch den IX. Bd. dieser Jahrbücher, S. 12.

Zeit die eigentliche Gränze zwischen Iran und Turan bildete, so gehört doch das zwischen demselben und dem Jaxartes gelegene Land, nämlich Transoxana, in den Bereich des alten Persiens nach der Begränzung der ältesten persischen Geographie des Bundehesch [1]), und da Fraser, der diese östlichen Länder zwar nicht selbst bereiset hat, nur ihm darüber gewordene Kunden mittheilt, so werden auch hier am Schlusse der Uebersicht der obigen zwölf Landschaften die heute nicht mehr dazu gehörigen Chuaresm, Transoxana, Ferghana, Bedachschan und Balch, Kandahar und Kaschgar nicht erwähnet werden. Drouville theilt das heutige Persien gar nur in neun Landschaften ein, nämlich: Aserbeidschan, Gilan, Masenderan, das persische Irak, Fars, Chusistan, Loristan, Kerman und Chorasan. Nach dieser Eintheilung erscheint die kleine Provinz Loristan, welche insgemein zu Chusistan, so wie Laristan zu Fars gerechnet wird, als besondere Landschaft, dafür gehen Taberistan mit dem dazu gehörigen Kumis, Kuhistan, Kurdistan und Arran ganz leer aus, weil Kurdistan größtentheils unter osmanischer Herrschaft, Aran unter russischer, Kuhistan wenigstens zum Theil den heutigen Beherrschern Chorasan's unterworfen. Den Theil des persischen Chorasan's, wo vormals der älteste Sohn des Schahs zu Kermanschah als Statthalter residirte, rechnet Drouville zum persischen Irak, und gibt alsdann Mac-Kinneir's Bemerkungen über den heute persischer Herrschaft nicht unterworfenen Theil Chorasan's, über Herat, Balch und Sind, worüber aber Fraser frischer und genauer berichtet.

I. Kurdistan.

Ueber dasselbe berichten von den obigen sechs Reisebeschreibern Porter, Keppel und Drouville: der erste hat besonders das türkische Kurdistan durchreiset, wovon wir hier, als nicht zu Persien gehörig, keine Kunde nehmen, sondern nur das, was über die Hauptörter des persischen Kurdistan, Kermanschah, Bisutun, Konkowar und Dergisin, Neues berichtet wird, zusammenfassen.

Kermanschah; die Einwohner, welche Dupré mit 10,000 zu wenig angegeben, werden von Porter auf 15,000 Familien geschätzt [2]), worunter einige Juden und Christen; berühmt ist seine Flintenfabrik und die der schönsten farbigen Teppiche, welche

---

[1]) S. Jahrbücher der Literatur, Bd. V, S. 26.

[2]) II. p. 201.

in der Umgegend verfertiget werden. Unter die Einkünfte der Stadt rechnet P. 30,000 Tomane, welche jährlich der Pascha von Bagdad als eine Art von Tribut senden soll? Es ist mit Gärten umgeben, mit zahlreichen Köschken geschmückt, mit Alleen, Kanälen und Wasserbehältern höchst malerischer Wirkung. Der Karaßu (Keppel schreibt Kurasou), d. i. Schwarzwasser, ein Bergstrom, fließt durch die Stadt, die er manchmal überschwemmend verwüstet [1]). Keppel erwähnt eines sonderbaren, vorher unbekannten, und seit dem Tode Mohammed Mirsa's, des ältesten Sohnes des Schahs, verschollenen persischen Ordens, nämlich eines Sterns mit zwey Löwen, welche um die persische Krone kämpfen; eine bedeutungsvolle Devise, welche trotz des seitdem erfolgten Todes des ältesten Sohnes des Schahs bey dem Tode des letzten in Erfüllung gehen könnte. Takibostan, d. i. der Gartendom, nicht Takt-i-Bostan, d. i. Gartenthron, wie K. Porter den Namen irrig verhört und verdolmetscht, ist der Name des sechs englische Meilen östlich von Kermanschah auf der Landstraße nach Persien gelegenen Dorfes, welches von den berühmten Felsengrotten des Berges den Namen hat, deren Sculpturen nach der Volkssage Scenen aus der Liebesgeschichte Schirin's und Ferhad's vorstellen sollen. Ferhad, von Keppel Furhaud geschrieben, war nicht, wie dieser sagt [2]), ein indischer Prinz, sondern ein Kurde. K. Porter's Kupfertafeln geben die Ansicht des Berges und die Sculpturen der beyden Grotten. An dem Fuße des Berges, welchem die zwey Grotten eingehauen sind, springt ein heller Quell, welcher der Quell Schirin's heißt; ober demselben eine Sculptur von vier Figuren, welche die der vier Kalender genannt wird. Die sogenannte Statue Schirin's, welche Pater Emanuel und der Abbé Beauchamp, die ersten Beschreiber dieser Sculpturen, noch sahen, fand Sir Robert nicht mehr in dem Strome, sondern an dem Ufer desselben angelehnt, und er glaubt, daß dieselbe nie ursprünglich in dem Strome, sondern auf dem planirten Felsen unmittelbar ober den zwey Grotten gestanden, wo er die Reste zwey abgebrochener Füße entdeckte; die schmale, in den Felsen eingehauene Terrasse, worauf dieses Fußgestell sich befindet, wird von den Einwohnern die Musikgallerie Chosrew's genannt. Die größere Grotte ist 24 Schuh weit und 21 tief; auf der Außenseite schweben zwey weibliche Genien oder Glorien, welche die rechte Hand gegen den zwischen ihnen befindlichen Halbmond ausstrecken, in der andern einen mit Beeren oder Perlen gefüllten Becher halten. Innerhalb der Grotte ist die Felsenwand in zwey Abtheilungen

[1]) Keppel II. p 14. [2]) Eben da, II p. 43.

getheilt, die obere enthält drey Figuren, die links, eine weibliche, mit dem sasanischen Diademe gekrönt, ihr rechter, über die Brust gelegter Arm hält ein Diadem, der linke ein Gefäß, aus welchem Wasser strömt, die Mittelfigur, ein persischer Herrscher im höchsten Schmucke, die Enden seines Diadems winden sich um die Hörner eines Halbmondes, aus welchem eine Kugel steigt; er trägt ein kurzes, mit Perlen und Edelsteinen besetztes Kleid, die rechte Hand am Schwert; die Figur zur rechten Seite trägt eine fürstliche Krone, aber ohne die Flügel des Diadems, welche sich um die Hörner des Halbmondes winden, langbartig und mit einem Halsbande von Perlen; der weite Mantel ist über der Brust zusammengehalten, die Beinkleider enden in eine seltsame Art von Strümpfen, welche wie canellirte Säulenschafte aussehen, seine Schuhe sind mit Bändern gebunden, wie die der Mittelfigur, welcher er ein einfaches Diadem darreicht. Diese drey Figuren stehen auf reich verzierten Fußgestellen. In der unteren, mit Weinranken eingefaßten Abtheilung der Felsenwand springt zwischen zwey canellirten Pilastern, deren Capitäler den korinthischen ähneln, in hoch erhabener Arbeit, die kolossale Figur eines geharnischten Helden auf kriegerisch geziemirtem Pferde hervor. Die Spuren einer griechischen und Pehlewi-Inschrift sind kaum sichtbar; in den Seitenwänden der Grotte sind Feld- und Wasserjagden, mit Elephanten, Hirschen, Gaselen und Ebern halb erhaben ausgemeißelt. Die Volksüberlieferung und die Dichtersage sieht hierin die Feste und Erlustigungen Chosrew's Perwis, des Gemahls der göttlichen Schirin, welcher als geharnischter Held den berühmtesten aller persischen Rappen Schebdis reitet; nach Anderen aber stellt diese Figur das Ideal aller persischen Helden, Rustem, mit ehernem Leibe vor *). S. Robert fällt der ersten, allem dem, was persische Geschichtschreiber und Dichter, wie Taabari und Nisami, von der Pracht und den Festen Chosrew's und seiner Liebschaft mit Schirin erzählen, vollkommen entsprechenden Erklärung bey; Recensent sieht keinen Grund, anderer Meinung zu seyn, und hält, wie Sir Robert, die reichen Sculpturen dieser Grotte für die von Nisami so glänzend beschriebenen Hoffeste des Chosrew Perwis. Wenn dieses der Fall und wenn der geharnischte Held kein anderer als Chosrew Perwis auf seinem Rappen Schebdis, so ist auch die unmittelbar ober seinem Kopfe stehende Mittelfigur der zweyten Abtheilung kein an-

*) Das Dschihannuma gibt S. 450 unter dem Artikel von Kermanschahan die erste, und S. 262 unter dem Artikel Kaßr-Schirin die zweyte Erklärung.

derer als er; da die weibliche Figur (Schirin) eine Urne mit Wasser ausgießt, so dürfte die Erklärung derselben ungezwungen aus dem am Fuße des Felsens hervorspringenden Quelle fließen, welcher noch heute der Quell Schirin's heißt; dieses ist der Felsenquell Sar, in welchem die schöne Schirin badete, als sie von Chosrew Perwis überrascht ward *). Die dritte Figur im Mantel mit den canellirten Strümpfen und dem langen Barte, ist dann wohl kein anderer, als Ferhad, der kurdische Prinz, welcher, wie Schirin, mit einer fürstlichen Krone auf dem Haupte, so wie sie dem zwischen ihnen stehenden Kaiser ein Diadem darreicht, welches dieser aber mit der linken Hand zurückzuweisen scheint, wenn nicht diese abwehrende Gebärde der ganzen Person des als Nebenbuhler bey Schirin dem Chosrew Perwis verhaßten Ferhad gilt. Wiewohl der Ring mit den zwey herabfließenden Bändern (welcher älteste persische Kopfschmuck sich bis auf unsere Zeit in den Palatinen der nach Hofe gehenden Damen erhalten hat) unstreitig das persische Diadem ist (dessen von den Griechen ihrer Sprache eingebürgerter Name Διαδημα von dem persischen Dihim stammt), so ist doch nicht die Folge, daß überall, wo auf persischen Sculpturen die Figuren ein solches Diadem in den Händen halten, von einer Krönung oder von einem Streite um das Diadem die Rede seyn müsse; halten ja selbst die beyden ober dem Bogen schwebenden weiblichen Genien in ihren gegen den Halbmond ausgestreckten rechten Händen solche Ringe mit in die Luft fließenden Bändern. Diese Bänderringe oder Diademe scheinen daher hier bloß als Symbol von Ruhm, Ehre und Verherrlichung angesehen werden zu müssen; es scheint sogar, daß das dem Hintertheile des Schebdis eingebrannte königliche Zeichen ☥ nichts anderes, als einen solchen Ring oder Diadem mit herunterfluthenden Bändern vorstellt. Man bemerke zugleich, daß dieses letzte Zeichen dem sogenannten Nilschlüssel der ägyptischen Hieroglyphen, welcher das Zeichen der Herrschaft der Götter und Könige, oder, wie es Champollion gedeutet, das Zeichen des ewigen Lebens ist, ähnelt; man bemerke weiter, daß auch in den ägyptischen Hieroglyphen der über

*) Chosrew Perwis, der unterdessen
Nach Bisutun gekommen war,
Gerieth — von ungefähr, das läßt sich leicht ermessen —
Hin zu dem Felsenquelle Sar.
So hieß der Quell — bald hätten wir's vergessen,
In dem Schirin entkleidet zwar,
Jedoch umhüllt von ihrem langen Haar,
Wie eine Lotosblum' im Nil gesessen.
Schirin. Leipzig 1809.

den Häuptern der Götter und Herrscher mit ausgespreiteten Flügeln schwebende Geyer in den Klauen Ring und Feder hält, wie hier die schwebenden Glorien Ring und Bänder als Symbole der Herrlichkeit und des Ruhms. Keppel [1] gibt die frischeste Nachricht von dem neuesten Werke persischer Sculptur, welches also erst, seit Sir Robert da gewesen, dem Felsen eingehauen worden seyn muß. Ober der Eberjagd in der großen Grotte sind drey kolossale Figuren mit aller möglichen Vernachlässigung des Ebenmaßes ausgehauen, sie sollen den verstorbenen Prinzen Mohammed Ali Mirsa, seinen Sohn, den dermaligen Statthalter von Kermanschah, und den Chawadschibaschi, d. i. das Oberhaupt der Verschnittenen, vorstellen, der letzte der Macenas dieser barbarischen Sculptur, welche die Sculpturen der altpersischen Könige gleichsam parodirt. Die beyden Figuren der Prinzen sind im vollsten Hofstaate gekleidet, reich bemalt und vergoldet. Die zweyte Grotte von Taki Bostan ist nur 19 Schuh breit und 12 tief, von außen unverziert, die Sculptur von innen höchst roh und verstümmelt. Die von Freyherrn Silv. de Sacy entzifferte Pehlewi-Inschrift lehrt, daß die beyden Figuren der Könige, Schabur, Sohn von Hormus, und Schabur, der Sohn von Schabur, d. i. Schabur II. und Schabur III. Das zweyte Denkmal dieses Felsens nebst den beyden Grotten ist das Basrelief, welches heute das der vier Kalender heißt, und das auf den Sculpturen von Nakschi Rustem und Nakschi Redscheb öfters vorkommende Sujet des Kampfes zweyer Könige um das Diadem wiederholt; zu ihren Füßen liegt ein erschlagener Mann, oder vielmehr beyde Könige stehen auf demselben; was aber diese Sculptur vor ähnlichen auszeichnet, ist die dritte Figur, nämlich der Genius mit der Strahlenkrone, welcher auf einer Lotosblume steht Frühere Reisende, wie Mac. Kinneir und Malcolm, haben die Lotosblume für einen Stern angesehen; Höck hat in seinen Monumenten des alten Persiens und Mediens den Stern zwar mit Recht [2]), aber die Strahlenkrone mit Unrecht bezweifelt; diese läßt keinen Zweifel übrig, daß diese Figur einen Genius, einen Jsed oder Amschaspand des Sendavesta vorstelle. Keppel, welcher die Liebe Ferhad's und Schirin's mit der Nouvelle Héloise vergleicht (ein Vergleich, nichts weniger als richtig), erwähnt in der Nähe dieser Sculp-

---

[1]) II. p. 39.

[2]) Valde vereor, ne in hac figura describenda et depingenda erraverint peregrinatores; nam non primaria haec est totius tabulae figura, sed ni fallor pedisequum refert. *Vet. Mediae et Persiae Monumenta, p.* 114.

turen noch der Zelle Hadschi Ibrahimschahsade's, in welcher er einen Stein mit kufischer Inschrift sah, aber weder er, noch Sir Robert, noch einer der bisher bekannten Reisenden haben die Existenz des Monumentes erhärtet, welches sich, nach der Angabe Rousseau's [1]), in dem Berge Harsin, südwestlich von Kermanschah, befindet, und aus einem ungeheuren, mit Basrelief geschmückten, in den Felsen gehauenen Wasserbecken bestehen soll. Die Untersuchung dieser Sculpturen des Felsenbeckens von Harsin wäre um so wichtiger, weil, wenn dasselbe und der Kanal den von Diodorus Siculus gegebenen Maßen entspräche, die Lage des alten Ekbatana hier und nicht zu Hamadan gesucht werden müßte [2]). Ueber den Umstand, daß dieselbe kolossale weibliche Statue Schirin's, welche der Pater Emanuel Otter und Beauchamp in dem Strome fanden, Sir Robert außer demselben antraf, gibt eine Stelle des alten persischen Adschaibol-Machlukat Ahmed's von Tus merkwürdigen Aufschluß. Bey der Beschreibung der Sculpturen von Kermanschah heißt es: »Bey Kermanschah ist eine Quelle, an »deren Haupte eine steinerne Statue; so oft man sie ins Wasser »wirft, bleibt das Wasser stehen, und wenn man sie wieder an »ihren Ort stellt, fließt das Wasser fort.« Diese Statue war also schon vor 700 Jahren, wo Ahmed von Tus schrieb, bald inner, bald außer dem Wasser. Die Namen, unter welchen persische und türkische Geographen die Sculpturen dieser Grotten aufführen, sind fünferley: 1) Taki Bostan, d. i. der Gartendom; 2) Taki Wostan, d. i. der Mitteldom (eine Verstümmlung des vorhergehenden); 3) Taki Rustem, d. i. der Dom Rustems; 4) Taki Chosrew, d. i. der Dom Chosrew's; und 5) Ssaffai Schebdis, d. i. das Soffa des Nachtrappen. Fünf Stunden von Taki Bostan ist der berühmte Bisutun, d. i. der säulenlose Berg, welcher in senkrecht behauener Wand aufsteigt; dieses Riesenwerk wird von der Legende und Dichtersage zwar der unglücklichen Liebe Ferhards zugeschrieben, aber größeren Anspruch macht darauf Semiramis, da alles, was Diodorus Siculus (XVII) von Bagistane erzählt, noch dem heutigen Anblicke des Thales und des Berges entspricht. Bagistan heißt noch heute auf persisch das Gartenland, und Isidorus von Charax, welcher den Namen in Baptana verstümmelt,

---

[1]) Rousseau, extrait d'un itinéraire en Perse, p. 19.

[2]) کرمانشاهان چشمه بود بر سر آن صورتی سنگین و هرکه آنرا بیفکند آب ایستد چون باز راست باستاند اب روان شد

spricht von der dort befindlichen Statue und Säule der Semiramis *) Die senkrechte Höhe des Bisutun ist 1500 Schuh, an dem Fuße ist der Fels in einer Höhe von 100 Schuh und in der Breite von anderthalb hundert Schuhen geglättet; funfzig Klafter von da entspringt ein schöner, klarer Strom. Die Reste einer großen Sculptur, wovon noch sieben Figuren zu erkennen, sind elend verstümmelt, und in die Tafel, welche eine griechische Inschrift enthält, ist nun eine neupersische eingehauen, welche sich auf eine Dotation der Landstraße bezieht; doch ist aus dem, was Sir Robert lesen konnte, noch der Name des Satrapen Gotarzes zu entziffern. Höher oben in dem Felsen, in einer fast unzugänglichen Spalte, ist ein zweytes, aus vierzehn Figuren bestehendes Monument, neun derselben sind als Gefangene mit einem Strick um den Hals an einander gebunden, vor ihnen steht der König, dem ein Bogen- und Speerträger folgt, in den Lüften schwebt der Ferwer des Königs mit einem Ring in der Hand; Otter sah den Ferwer für ein Waffenschild, Gardanne gar für ein Kreuz, und die unteren Figuren für die zwölf Apostel an; ober dem Kopfe jeder der Gefangenen ist eine Schrifttafel mit Keilschrift, welche aber Sir Robert eben so wenig abgeschrieben, als die zwey Linien gleicher Schrift, welche unter der Sculptur fortlaufen, oder die acht eng geschriebenen Columnen, welche unter den zwey Zeilen stehen. Sir Robert stand zu entfernt, um die Schrift selbst mit dem Fernglase deutlich auszunehmen; aber auch näher würden ihn die Inschriften wenigstens einen Monat lang beschäftigt haben. Die Hoffnung Sir Roberts, daß der Eifer des jungen Deutschen Bellino, den er als Sekretär des brittischen Residenten zu Bagdad fand, diese Inschriften abschreiben werde, wurde durch den frühzeitigen Tod desselben getäuscht, und diese Abschrift bleibt also der Zeit und Geduld künftiger Reisenden vorbehalten.

Unter allen uns bekannten geschichtlichen und geographischen persischen Werken gibt das alte Adschaibol-Machlukat Ahmeds von Tus in der sechsten Columne (Rukn essadis), welche von den Wundern der Sculptur handelt, die umständlichste Auskunft über die Sculpturen der Grotte von Taki Bostan und der Felsenwand des Berges Bisutun. Da dieses höchst seltene, und in Europa (die Bibliotheken von Konstantinopel mit eingerechnet) nur auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien befindliche Werk allen bisherigen Reisenden und Schriftstellern über persische Alterthümer unbekannt geblieben; so fügen wir zu deren Behufe aus demselben den Abschnitt, welcher

*) Βαπτανα, Σεμιραμιδος αγαλμα και σπλη.

den Titel: Vom Pallaſte Chosrew's Perwiſ zu Karmsin (der arabiſche alte Name Kermanſchahs) und der Figur des Schebdiſ (des Rappen von Chosrew Perwiſ), führt, in Ueberſetzung hier bey:

»Zu Karmsin beſteht ein Pallaſt von der Zeit Chosrew's Perwiſ, in welchem wunderbare Figuren zu ſehen. Eine Parafange weit von demſelben iſt die Abbildung von Schebdiſ. Ein Mann zu Pferd aus Stein gehauen, mit ſolcher Vollendung, daß man ſelbſt die Nägel des Panzers unterſcheidet. Der Bildhauer war Kotos, der Sohn Senamar's, des Baumeiſters von Chawrnak zu Kuſa. Schebdiſ war ein Pferd, welches der König von Indien dem Chosrew Perwiſ geſendet hatte; ſo lang dasſelbe aufgezäumt war, pißte und wieherte es nie. Der Umfang desſelben maß ſechs Areſch, es war größer als ein Elephant, und ſtarb an einem Schlangenbiſſe. Perwiſ weinte über den Tod desſelben, und befahl, daß dasſelbe im Dorfe Dſchajan (in Stein) abgebildet werde. Als Perwiſ das Bildniß ſah, fand er dasſelbe noch bewundernswerther als da es lebte. Er ſprach: nur der Mangel an Bewegung erinnert an ſeinen Tod; die Weiſen ſagen und ſchwören, daß dieſes Bildniß kein Menſch gemacht, ſondern daß es das Werk des Schöpfers ſey. Die Ungläubigen, die es ſehen, ſprechen: dieſes Bildniß iſt ein Geheimniß, das eines Tages wird offenbaret werden, man ſagt, daß Reiſende aus Ferghana und Susa kommen, bloß um dieſes Bildniß zu beſehen; ſie ſind deßhalb nicht zu tadeln, denn bey genauer Betrachtung werden ſie doch finden, daß es Menſchenwerk ſey. Das Wunder iſt, daß Gott der Herr dem Menſchen das Talent einflößt, Bilder aus Stein hervorzurufen, und daß er demſelben ſolche Macht über den Stein gegeben. Der Kunſtler gab jedem Theile ſeine natürliche Farbe, ſo daß was in der Natur am Pferde ſchwarz und roth, auch hier ſchwarz und roth zu ſehen. Der Augapfel iſt ſchwarz, das Weiße des Auges weiß, mit rothem Rande; die Meiſten glauben, daß dieſe Sculptur das Werk Ferhads ſey. Ferhad war ein tapferer Reiter im Dienſte von Chosrew Perwiſ. Perwiſ hatte eine Gemahlin, die Schirin hieß, und welche von Ferhad geliebet ward. Chosrew, der davon Kunde hatte, ſandte den Ferhad in dieſe Gegend, um in den Feldern die Aufſicht über die Heerde zu führen. Ferhad grub deſſen Bildniß hier in den Stein, dann ſandte ihn Chosrew nach dem Berge Bisutun, und befahl ihm den Berg mit dreyßig Säulen zu ſtützen *). Er hatte einen Theil ſeiner Arbeit vollendet, als er die Nachricht erhielt, daß Schirin geſtorben. Aus Verzweiflung warf er das Beil vom Berge herunter, und ſtürzte ſich nach; nach einiger Zeit ſproßte das Beil als Granatenbaum; Niemand kann dieſen Berg erſteigen. Wiſſe, daß Schirin aus königlichem Geblüte, ſehr geehrt und von Perwiſ ſehr geehrt ward, daß ſie Tauſende und Tauſende von Goldſtücken auf den Bau von Brücken und Herbergen verwandte, und daß ſie aus Griechenland gebürtig, ſich dem

*) Be si sutun. Das letzte Wort iſt ſynonym mit Sutun, Pfeiler oder Säule; nach dieſer Etymologie wäre der Name Bisutu (ohne Pfeiler) aus be si sutun, d. i. mit dreyßig Säulen, entſtanden; aber ganz unhaltbar iſt die von Keppel (II. 71) gegebene Etymologie, nach welcher das Wort urſprünglich Bist sutun, d. i. zwanzig Pfeiler, gelautet haben ſoll.

Befehle von Perwis unterwarf. Als der Sohn des Chosrew seinen Vater getödtet, sandte er Jemanden an Schirin, ihr seine Hand anzutragen, sie antwortete: ich will deine Mutter seyn, wiewohl du nicht von mir geboren bist, ich kann nicht die Genossin deines Bettes seyn. Schirije, der Sohn Chosrew's, vergeudete die vom Vater gesammelten Schätze, spottete Schirin's, und kränkte dieselbe. Schirin sagte zu sich selbst: dieser Mann hat seinen Vater erschlagen und mein Gut verschwendet, ich kann meine Seele von ihm nur durch List befreyen; sie sandte ihm Botschaft, daß sie ihm unter drey Bedingnissen zu Willen werden wolle: erstens daß er ihre Schätze und Juwelen ihr zurücksende; zweytens, daß er die Mörder Chosrew's tödte; drittens, daß er das Heer versammle, und alle wider sie ausgestreuten Verläumdungen widerrufe. Schirije sandte ihr ihre Juwelen zurück, ließ die Handlanger des Mordes tödten, und versammelte das Heer, und erklärte demselben, daß Alles, was er von Schirin Böses gesagt, Lüge sey. Schirin warf ihre Schätze und Juwelen ins Feuer, und sagte dann zu Schirije: ich habe ein Pfand von deinem Vater, ich will zu seinem Grabe gehen, und ihm das Pfand zurückstellen, und noch diese Nacht die Hochzeit vollziehen. Man brachte sie zum Grabe von Chosrew Perwis; sie nahm Gift, das sie im Ringe am Finger trug, stürzte sich ins Grab ihres Gemahls, und gab dort den Geist auf. Diese Erzählung spricht für die Reinheit dieser Frau, und wir haben sie zum Nutzen der Leser hier eingeschaltet. Perwis hat viele Statuen und Bildnisse in Stein aushauen lassen, wovon dieses erwähnt zu haben uns genügt.«

Diese alte Kunde lehrt also, daß eine Parasange von den Grotten von Taki Bostan ein Palast von Chosrew Perwis bestanden, daß die Sculptur des kolossalischen Reiters und Pferdes, welches insgemein dem Ferhad zugeschrieben worden, von Kotos, dem Sohne Senamar's, ausgeführt worden seyn soll; daß das Dorf zur Zeit Ahmeds von Tus, Dschajan, und die Stadt Kermanschahan damals noch Karmsin geheißen. Die Sage von dem Beile, welches als Granate wurzelte, lebt noch in dem Munde des Volkes und der Dichter fort *). In der Begräbnißstätte, welche am Fuße des Berges Bisutun, sollen nach Keppels Angabe (II 73) sich viele syrische und kufische Inschriften befinden. Er gibt die Zeichnung eines dort gefundenen Säulenkapitäls, auf dessen Stirn das Bildniß eines alten Königs in vollem Reichsschmucke. Der nächste, von Bisutun sechzehn englische Meilen entlegene Ort ist Senna oder

*) Ferhaden greift die Klaue der Verzweiflung wieder,
Er stürzet sich ins Beil, dann in den Abgrund nieder,
Das schöne Thal trinkt seines Blutes viel; —
Das blut'ge Beil bleibt stecken mit dem Stiel,
Er wurzelte und trug die Frucht der Schmerzen,
Ganz gleich Ferhadens blut'gem Herzen;
So sproß zuerst in diesem Wunderraum
Der blutige Granatenbaum.

Schirin. Leipzig 1809.

richtiger Ssahana, dessen Häuser, wie die der meisten persischen Städte, in üblem Zustande. Das Dorf Saadabad (Ssalih abad?) liegt an dem Fuße der Hügel, welche den westlichen Saum des Elwend (Orontes) bilden. In derselben Entfernung, als Ssahana von Bisutun, liegt von jenem der Ort Gendschawer, welchen Sir Robert Kandaver und Keppel ganz nach dem Namen der griechischen Geographen Konkovar nennt; hier sind Ruinen eines Tempels dorischer Architektur, welche 250 Schritte im Gevierten füllen. Gendschawer oder Konkovar ist die Gränzstadt des persischen Irak. Die Hauptstadt des östlichen Kurdistan, welche Ardelan genannt wird, ist Senna, das in gerader Linie nördlich von Kermanschahan gelegen, an Aserbeidschan gränzt. Eine der Lieblingsunterhaltungen zu Senna ist der Tanz der Lesmuni, einer besonderen Menschenklasse, deren Männer und Weiber bloß zum Tanze herumstrollen [1]). Sir Robert zog auf der von europäischen Reisenden noch wenig betretenen Straße von Suleimanije, der Hauptstadt des türkischen Kurdistan's, gegen Norden nach dem See von Meragha. Die Straße führt über den hohen Berg Deru, dessen Name in der Landessprache Eiche heißt, und daher an die Druiden des Westens erinnert [2]). Mehr noch erinnern an die Druiden die Ruinen der angeblichen großen Stadt bey Karnidsch, welche Porter'n seine Führer beschrieben, und welche nach dieser Beschreibung durchaus einem Druidenheerde oder der Tafelrunde von Stonehenge gleichen: ein Hügel, dicht mit senkrechten, vier bis fünf Fuß hohen Steinen bepflanzt. In Heude's Reisebeschreibung findet sich eine Abbildung solcher Denkmale, die er für Gräber ansah, welche aber auf auffallende Weise den erwähnten druidischen Denkmalen ähneln, er sah dieselben auf dem Wege von Suleimanije nach Kifri. Die Tiefe des Schnees und die Härte des Frostes verhinderten Porter'n, den Ort selbst zu besuchen. Das Dorf Karindsch liegt links von Ssaukbulagh, welches Sir Robert Soakbulak schreibt [3]); dasselbe kömmt im osmanischen Reichshistoriographen Ssubhi (B 35) als der Hauptort des Sandschaks an der südlichen Küste des Sees von Meragha vor, und Porter beschreibt diese Hauptstadt als eine offene Stadt von 700 Häusern, wovon 300 von Nestorianern bewohnt sind [4]). Porter fand

---

[1]) Porter II. 568. [2]) Eben da, II. 478.

[3]) Bey Mai Sebulag, welches im VII. Bande dieser Jahrbücher S. 249 irrig zu den östlichen Distrikten Aserbeidschan's gerechnet wird, während es das südwestlichste ist.

[4]) Porter II. 486.

die Nestorianer auch zu Moßul und Wan, wo sie unter besonderen Bischöfen stehen. Die Kurden sind Sunniten, die vorzüglichsten Stämme, welche den Persern unterworfen, nennt Drouville (II. 174), nämlich die Hekiari, Belban, Meherwan und Beilan. Die Kurden leben mäßig, meistens von Reis, der in Kugeln geballt oder von Mehlspeisen in Wasser gekocht; sie essen viel Schöpsen- und Ziegenfleisch ohne weitere Zubereitung, selbst ohne Salz; sie halten strenge das Weinverbot des Islams, die Uebertreter werden oft zwölf Stunden lang bey den Füßen an einen Baum aufgehängt. Der reichste und tapferste Stamm, der der Beilan, stellt zu Kriegszeiten bis 15,000 Mann; sie haben die schönsten Pferde, indem sie die Gebirgsstuten von arabischen oder turkmanischen Hengsten belegen lassen; sie haben selten mehr als ein Weib; die Kleidung der Kurdinnen ist eleganter und anständiger, als die der Perserinnen; ihre Beinkleider und ihre Turbane sind leichter gebunden und zierlicher gewunden. Wenn sie ausgehen, sind sie in den gewöhnlichen weißen Ueberwurf (Tschadir) gewickelt, aber statt dem Schleyer (Rubend) tragen sie ein schwarzes Vordach wie Augenkranke, welches mit einem Zeug aus Roßhaar umgeben ist. Die Blumensprache ist unter ihnen sehr im Schwunge [1]). Außer den Kurden, die in Städten wohnen, gibt es noch zweyerley nomadische Kurden, wovon die einen nur den Sommer, die anderen das ganze Jahr hindurch in Zelten wohnen. Jedes Zelt hat vier Abtheilungen, die erste wird von der Familie bewohnt, und dient zugleich als Gesellschafts-, Speise- und Schlafzimmer. Die Kurden schlafen wie die Perser und Georgier ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes durch einander. Die zweyte Abtheilung des Zeltes ist für die Pferde und Stallleute bestimmt. Die dritte, welche die größte, füllen die Heerden, Kühe, Schafe, Lämmer und Füllen. In der vierten Abtheilung ist die Küche, die Bäckerey, das Bad, kurz alles, was zur Wirthschaft gehört. Die Kurdinnen sind groß, stark, sehr hübsch, wiewohl ein wenig braun, weil beständig der Sonne ausgesetzt Die Tracht der Nomadinnen ist von der der Städterinnen verschieden; sie tragen lange, offene Kleider mit weißen Gürteln, dessen Ende vorne niederhängen. Der Kopf mit einem weißen Schleyer bedeckt, der auf der Seite und über den Rücken niederhängt. Diese Schleyer werden von braunen Bändern zusammengehalten, die sie vorne an der Stirne knüpfen. Herr Drouville hat Unrecht, sie ihrer beduinischen Sitten willen für Abkömmlinge der Araber, ersten Eroberer Persiens, zu halten [2]). Ihre Sprache weiset

[1]) Drouville II. 174 — 184. [2]) Eben da, II. 172.

auf persische, oder, wenn Heude's Angabe richtig ist, auf indische Abstammung hin. Die Kurdinnen haben (sagt Porter) [1]), gewöhnlich eine blasse Mahagony-Farbe mit sehr feinen Umrissen, Adlernasen und glänzende Gaselenaugen, mit freyen und liebenswürdigen Gesichtsausdruck; sie gehen unverschleyert, da die Männer nicht eifersüchtig. Diese tragen statt der persischen Lammfellmützen eine aus weißem Filz, gegen oben gespitzt; im Winter tragen sie eine kurze Jacke von weißem Filz, die Katak heißt, und gehen selten ohne einen schwarzen, mit tüchtigem Knopfe versehenen Stocke aus [2]).

II. Arran, d. i. das persische Armenien.

Gehört mit Eriwan, der ehemaligen Haupt:stadt desselben, heute größtentheils Rußland an. Der Ararat ist der große Gränzpfahl, an welchem die russische, türkische und persische Gränze zusammenstoßen. Eine höchst müßige und überflüssige Frage hat Sir Robert (II. 636) über die Stelle, wo sich denn eigentlich die Arche auf demselben niedergelassen habe, aufgeworfen; er meint, sie könne auf keinem der beyden Gipfel des Ararat sitzen geblieben seyn, sondern müsse sich in der Niederung zwischen beyden Gipfeln niedergelassen haben, weil, als Noe das Fenster geöffnet, er die Gipfel der Berge gesehen. Um diese Meinung zu begründen, nimmt Sir Robert zwey Dinge als ganz ausgemacht an, erstens daß in der Schrift unter den Gipfeln der Berge keine anderen als die des Ararat gemeint seyn können, zweytens daß das einzige Fenster der Arche oben auf dem Gipfel derselben angebracht gewesen sey; diese letzte seltsame Idee hat ihm wohl zunächst das Himmelslicht (skylight) der englischen Schiffe, d. i. das in der Kajüte des Kapitäns im Verdecke oben angebrachte Fenster, eingegeben. In dem Texte der Schrift ist nichts, was die Nothwendigkeit, daß Noe nur die Gipfel des Ararat aus dem geöffneten Fenster gesehen haben könne, und daß dieses Fenster nothwendig auf dem Verdecke der Arche angebracht seyn mußte, darthäte. Eben so müßig und überflüssig, als diese Frage Sir Roberts, ist die Mühe, welche sich J. H. Stocqueler Esquire [3]) gibt, denselben mehrere Blätter hindurch zu widerlegen. Interessanter als dieses ist die Ansicht, welche Sir Robert von der Festung Eriwan, dem Berge Ararat und dem rein basaltischen Thale gibt, welches den Titel: Tachti Tirdad, d. i. der Thron des Tiridates, führt [4]). Neun englische Meilen südlich von Eriwan, halben Weges nach

[1]) Porter II. 197. [2]) Eben da, II. 196 — 198. [3]) II. 203. [4]) II. 84stes und 85stes Kupferblatt.

der ersten Station Dewelü sind zu Ardischir die Ruinen des alten Artaxarta, welches Sir Robert zweymal im Hin- und Herwege *) besuchte; er gibt den Umriß der Ruinen, die den Boden bedecken, wo sich ehemals der Pallast des Königs Artaxes und der Tempel der Anaitis und Artamatea erhoben (Artamatea scheint hier nur eine verschiedene Lesart des Anadrates zu seyn, welcher mit Omanes bey Strabo als eine mit der Anaitis zugleich verehrte Gottheit vorkömmt). Sir Robert bestätigt durch eigene Erfahrung als wohlverdient den schmutzigen Spitznamen der Kothfreisser, welchen die Türken den Armeniern wegen ihrer Unreinlichkeit beylegen; er gibt die Namen der zehn Distrikte, in welche die hundert englische Meilen breite und noch einmal so lange Landschaft von Eriwan eingetheilt wird, nämlich: Gökschah, Sewen, Gerni, Aberan, Kerbei, Sirsadil, Schuragil, Scherrur, Meku und Saud. Im Jahre 1814 zählte das Land 18,000 waffenfähige Männer, und trug dem Schatze 150,000 Toman ein (den Toman rechnet S. R. zu einer halben Guinee, also der persische Dukate fast gleichen Werths wie der unsrige).

Nachdschiwan, zu den Zeiten Chardin's noch eine beträchtliche Stadt, hat nur die Ruinen zweyer glänzenden Moscheen aufzuweisen, die eine Sawje, d i. die Zelle genannt, ist mit grünen, blauen, goldenen Ziegeln gedeckt. Eine dieser beyden Moscheen wird wohl das Grabmal seyn, welches Morier für das eines Wesirs Usun Hasan's, Dupré für das eines Wesirs Kisir Arslan's angibt, und dessen Inschrift noch ungelesen. Das alte Dschulfa, von Schah Abbas entvölkert, um den größten Theil der Bewohner desselben in eine Vorstadt von Ispahan zu verpflanzen, liegt in Ruinen, und hier scheidet der Araxes Armenien von Persien, oder Arran von Aserbeidschan, nach dessen Hauptstadt Tebris wir von hier aus den Weg fortsetzen.

III. Aserbeidschan.

Marande ist noch heute eine blühende Stadt und eine der neugebauten Festungen des Reichs; seinen Namen leiten die Armenier und Perser von der Gattin Noe's her, welche Mariaune geheißen haben soll, wornach denn das Marunde des Ptolemeus und das heutige Marande eines und dasselbe mit unserer Mariandel wären. Die Felsenschlucht des reißend strömenden Turian öffnet sich in die als Schlachtfeld so berühmte Ebene von Tschaldiran, welche Sir Robert unrichtig Kaldiran schreibt. Hier ward Schah Ismail von Selim I. (24. August

*) I. 203—206 und II. 619—622.

1514) und Hamsa Mirsa, der Sohn Schahs Abbas von Dschighalasade (Cicala), am 21. September 1585 geschlagen, und beydesmal war die Einnahme von Tebris die Folge der Schlacht.

Tebris, der Sitz des persischen Thronnachfolgers Abbas Mirsa, von demselben neu befestigt mit Thürmen und Bastionen, dickem Walle und trockenen Graben versehen, welcher einen Umfang von 6000 Klafter einschließt. Außer dieser Umfangslinie nördlich und westlich erheben sich die Vorstädte auf den Ruinen der alten Stadt. Von zweyhundert funfzig Moscheen, deren Chardin erwähnt, sind nur drey sichtbar, darunter die merkwürdigste die des Wesirs Chodscha Alischah, welchen S. R. Ali Koja nennt. Das ganze Gebäude war von außen und innen mit Porzellänziegeln bekleidet. Die Farben dieser Verzierungen sind grün, dunkel- und lichtblau, mit arabischen Sprüchen mit goldenen Buchstaben untermischt; und ein breites Band solcher Legenden, weiß auf vielfarbigem Grunde, mit grünen und goldenen Blumen durchwoben, windet sich um die ganze äußere Ausdehnung des Gebäudes. Diese schöne Ruine steht innerhalb der neuen Befestigungen der Stadt, wo auch die Reste des alten Ark (Arx), des alten Schlosses der Stadt [1]).

Tebris (die warmgießende) ist die wahre Aussprache des Namens der Hauptstadt Aserbeidschan's, welche von Fremden Tauris geschrieben oder gesprochen wird [2]). Nur Unverstand deutscher Uebersetzer behält im Deutschen die Aussprache des englischen A als A bey, während es als E auszusprechen ist, daher auch der Name von Tasuch, der unverändert im Deutschen Tasuch lauten würde, als Tesudsch geschrieben werden muß. Das herrliche Grabmal des mongolischen Chans Ghasan (nicht Kazan, wie S. R schreibt) [3]), erscheint heute als ein ungeheurer Hügel von Lehm, Staub, Mauern und Dachziegeln. Außer dem östlichen Thore der Stadt erstrecken sich die Ruinen der vorigen Größe von Tebris über Hügel und Thal; von dem höchsten dieser Hügel übersieht man die Ruinen der alten Festung so weit von dem Umfange der heutigen neuen entfernt. S. R.'s Versicherung, daß die Periode des Baues der Festung sowohl, als der Gründung der Stadt selbst in tiefem Dunkel begraben liege [4]), ist nicht richtig; der persische Geograph Hamdullah

---

[1]) Porter I. 222.

[2]) Foreigners call this town *Tauris*, but the natives of Persia, who are surely the best authorities, invariably term it *Tabreez*. Stocqueler I. p. 153.

[3]) I. p. 223. Dschihannuma S. 380 heißt es ausdrücklich, daß Tewris die verderbte Volksaussprache von Tebris sey. [4]) I. p. 224

und nach demselben das Dschihannuma [1]) schreiben einstimmig mit den persischen Geschichtschreibern die Gründung dieser Stadt der Frau Sobeide, der berühmten Gemahlin des Chalifen Harun Raschids zu, welche dieselbe i J. d. H. 175 (791) erbaute. Am 4. Ssafer d. J. 434 (3. October 1042) wurde die Stadt durch ein Erdbeben verwüstet, vom Chalifen Mutewwekkil wieder erbaut. Der Astronom Abu Tahir von Schiraf wählte als günstigen Augenblick der Erbauung der Stadt den Aufgang des Scorpions, wodurch dieselbe für die Zukunft wider das Erdbeben, doch nicht wider die Ueberschwemmungen gesichert worden. Der Umfang der alten Mauern betrug 6000 Faden, die größte Erweiterung erhielt sie aber zur Zeit der Mongolen, die hier ihren Herrscherſitz in Persien aufschlugen; der Umfang der Mauern maß damals 25,000 Faden, sechs Thore öffneten sich in denselben; auf der Westseite erhob sich der Graßdom Ghasan unter dem Namen Schenb Ghasan als eine kleine Stadt für sich; auf der Ostseite legte der Wesir Chodscha Reschid an dem Orte Welianku innerhalb des ghasanischen Walles eine besondere kleine Stadt an, welche nach seinem Namen den Namen Reschidi führte, und von seinem Sohne Ghajaßeddin mit Stiftungsgebäuden aller Art vergrößert ward. Der dritte Wesir Chodscha Tadscheddin Alischah baute in dem südwestlich gelegenen Viertel der Stadt die große, noch heute nach seinem Namen genannte Moschee, deren Feld (Vorhof) 250 Ellen im Gevierten mißt. Die meisten dieser Gebäude wurden bey der zweyten türkischen Eroberung von Tebris i. J. 1045 (1635) unter Sultan Murad IV. verwüstet. Hadschi Chalfa, welcher selbst den persischen Feldzug mitgemacht, sagt im Dschihannuma [2]), daß die Dome Schenb Chasan's (das er Scham Ghasan schreibt) zwischen grünenden Gärten von ferne wie die Thürme Galata's erscheinen, daß die Ebene, welche sich von der West-, Süd- und Nordseite aus mit Gärten und Köschken geschmückt, mit so üppigem Baumwuchse wuchern, daß, wiewohl das osmanische Heer drey Tage lang nichts als Bäume umhieb, sie doch nicht den zehnten Theil umhauen konnten. Der persische Geograph Hamdullah setzt die Schönheit des Thales der Ebene von Tebris den berühmtesten schönen Gegenden des Ostens zur Seite, dem Thale von Damaskus, der Ebene Soghd von Samarkand, dem Thale Schaab bewan in Fars, dem von Mamschanrud zu Hamadan. Die zwey schönsten Moscheen der Stadt waren die von den zwey Herrschern des weißen Hammels, Sultan Hasan (dem langen) und Sultan

[1]) Dschihannuma, S. 380. [2]) Eben da, S. 381.

Dschihanschah erbauten. Ober dem Thore der ersten waren die Namen der vier Chalifen in schöner, großer Schrift (Dschelli) zu lesen, wovon aber die Perser die der drey ersten Chalifen zerstörten, bloß den Ali's stehen ließen. Von vier und zwanzig Dörfern, welche ehemals zum Bezirke der Stadt gehörten, liegen vier auf der Westseite derselben. Die Ebene, welche sich zwischen der Stadt und dem See von Meragha in der Länge von dreyßig Parasangen und in der Breite von fünf hinzieht, ist die ergiebigste an Getreide; die meisten Dörfer derselben sind große Flecken, wie Schebister, der Geburtsort Scheich Mahmuds, des Verfassers des Güldscheni Raf, d. i. des Rosenbeetes der Geheimnisse [1]), Köfek künan, Sofian u. s. w. Diese Angaben genügen, um S. Robert's Behauptung von dem Stillschweigen der Geographen und Geschichtschreiber über die Gründung und Schicksale der Stadt zu widerlegen.

Die westlichste Stadt von Aserbeidschan an der türkischen Gränze ist Choi, das keineswegs an der Stelle des alten Artaxarte steht, wie es auf Mac Kinneir's Charte angegeben [2]); es liegt siebzig englische Meilen nordwestlich von Tebris an dem Flusse Atur, in welchem noch, so wie in dem Namen Aserbeidschan der alte griechische Name der Landschaft (Atropatene) erkenntlich. Das Alterthum der Stadt bezeugen ihre Gebäude, die Bevölkerung wird auf 30,000 Seelen geschätzt [3]). Im Winter und Frühling haben häufige Erderschütterungen Statt von unterirdischem Donnergerolle begleitet; während der Pausen der Erdstöße und der unterirdischen Donner ertönt die Stadt von dem durchdringenden Geschrey der Männer und Weiber, dem Gewinsel der Kinder und dem Geheule der Hunde. Diese häufigen Erdstöße veranlassen zu Choi eine besondere Zimmermannsarbeit der Häuser, welche den Stößen nachgibt, so daß man die leichten gar nicht bemerkt. Diese Art von Sprengwerk heißt auf persisch Tachtpusch, d. i. Bretergedecke. Ueber eine englische Meile außer den Mauern der dermaligen Stadt ist der Boden mit umgestürzten Häusern, Moscheen und anderen, zwischen den zerstreuten Felsen halb begrabenen Gebäuden bedeckt. Der Kronprinz Abbas Mirsa bringt hier einen Theil des Jahres mit Besorgung militärischer Geschäfte zu [4]).

An dem See von Urmia fand Sir Robert Zigeuner, welche in Persien Karaschi (Kara Schii, die schwarzen Abtrünnigen?) genannt werden. Die Gesichtsfarbe beyder Geschlechter ist weit dunkler, als die der Perser; der Zuschnitt ihres Gesichtes und

---

[1]) S. 382. [2]) Porter II. 245. [3]) Eben da, II. 501. [4]) Eben da, II. 502 und I. 244.

ihrer Physiognomie ist ganz der ihrer Brüder und Schwestern in Europa; ihr Lager, welches S. R. traf, theilte sich in Sunni und Schii, die sich nie unter einander vermischen, es sey denn, um eine Blutschuld zu vernarben; die Männer machen Siebe, Haarstricke u. s. w, wovon sie die jährliche Abgabe von zwey Tomanen für's Zelt, d. i. für die Familie, erschwingen; der Weiber Thun, wenn nicht mit ihrem kleinen Haushalte beschäftigt, ist Betteln und Wahrsagen; sie wahrsagen aus den zerrissenen Blättern eines europäischen Buches, oder aus dem schwarzen Beine eines Schafes und aus dem Lebensfaden, welcher mehr oder weniger gedrillt und krumm gewunden ist, je nachdem die Schicksale des Lebens mehr oder weniger verworren und mit Schwierigkeiten verflochten sind. S. R., welcher nichts von ihrer indischen Abstammung weiß, leitet sie durchaus von Aegypten, und zwar von den jüdischen Stämmen ab, welche nach der Eroberung des heiligen Landes durch Nebuchadnezzar nach Aegypten auswanderten *) (Jeremias). Nebst den Zigeunern zogen die turkmanischen Pferde die Aufmerksamkeit Sir Robert's auf sich. Ein Hengst von reinem turkmanischen Blut ist zwey- bis dreyhundert Tomanen werth; die Mischlingsrasse aus einer arabischen Stute und einem persischen Hengste ist ganz Eleganz und Elasticität, stärker geformt, als die edlen Pferde aus Nedschd. Die persischen Pferde haben nie mehr als vierzehn oder vierzehnthalb Fäuste, sind aber im Ganzen größer, als die arabischen; ihr gewöhnliches Futter ist Gerste und Stroh, welches, wenn sie auf dem Piquet stehen, ihnen in einem Sacke unter die Nase gehängt, wenn sie im Stalle stehen, in ein rautenförmiges, in der Dicke des Erdwalles des Stalles offen gelassenes Loch geworfen wird, das aber weit höher, als die gewöhnlichen Krippen unserer Ställe. Heu ist hier als Pferdfutter ganz unbekannt. Die Streu besteht aus dem eigenen Miste des Pferdes, welcher bey Tag sorgfältig getrocknet, Nachts in Staub zerrieben, demselben unterbreitet wird; doch berührt diese Unterlage nur wenig den Leib des Pferdes, welcher mit einer großen, von den Ohren bis zum Schweife reichenden Filzkotze Nemed (so ist das nummud der englischen Reisebeschreiber auszusprechen) bedeckt, um den Bauch mit einer langen Gurte gebunden ist; doch dieß nur im Winter, denn im Sommer sind sie weit leichter bedeckt, des Tages über unter Schatten, des Nachts in dem Hofe angebunden, den Kopf mit doppelter Halfter gesichert, die Füße mit härenen Stricken mittels eisernen Ringe an hölzernen Pflöcken befestigt, wie schon zu Xenophons Zeit. In der Gegend

*) Porter II. 532.

von Siankala an den Ufern des Flusses Dschighati fand S. R. schwarze Zelte der Tschurdoghli, eines Stammes, welchen der letzte Schah Aga Mohammed Chan aus dem Süden von Persien nach Kaswin, der letzte noch höher gegen Norden, hieher verpflanzt hatte. Das Flüßchen Sarok, welches in den Dschighati fällt, macht die Gränze zwischen Aserbeidschan und Kurdistan, drey Viertelstunden davon sind die merkwürdigen Grotten des Berges Kerefto, wovon Sir Robert den Grundriß und eine griechische Inschrift mittheilt; von dieser ist das erste Wort *HPAKAH* lesbar, welches: den Herakles, heißt, von S. R. aber für den Namen des Kaisers Heraklius gehalten wird. S. R. erinnert bey den Grotten von Kerefto an die von Flavius Josephus beschriebenen, und glaubt, daß sie wie diese in Kriegszeiten als Zufluchtsstätte dienten, aber »der »Styl dieser Höhlen, ihr weiter Umfang, ihre meisterhafte »Vollendung sind das Werk der Kunst, ihre regelmäßigen und »zahllosen Lampenblenden und die Wirkung ihrer Lichter brachten »eine Rinde von Ruß hervor, welche die ausschweifendsten Nacht»wachen von Banditen nicht in Menschenalter hervorgebracht »haben konnten; alles dieß bezeugt ihre ursprüngliche Bestim»mung zu höherem und feyerlichem Zwecke, nämlich, wie ich zu »glauben nicht anstehe, zu tief mysteriösen und abergläubischen »Gebräuchen« *). S. R. will diese Grotten nicht dem Soroaster zuschreiben, weil, sagt er, der Ort, wo sie gefunden werden, nicht zu Medien, sondern zu Armenien gehörte; aber die spätere Ausdehnung des armenischen Reiches umfaßte einen Theil von Medien; Kerefto liegt an der Gränze Aserbeidschan's (Atropatene's), des Urlandes des Feuerdienstes, des Geburtslandes Soroasters, welcher aus den Grotten am See Meragha als Religionslehrer hervorging; dergleichen Grotten finden sich auch in den Bergen am See von Siwan (Sevan) und nahe an den Ruinen Artarate's, der Hauptstadt des alten Armeniens. Von Kerefto setzte S. R. seinen Weg nach Tachti Suleiman (Salomon's Thron) fort. Dieses sind die an dem Fuße des Gebirges, welches die Gränzscheide zwischen Aserbeidschan und dem persischen Irak gelegenen Ruinen einer alten Stadt; die Thürme alle von gehauenen Steinen in einem viel älteren Style, als der der ältesten heutigen persischen Städte; keine Inschrift gibt Kunde von dem Alter des Baues. Hier ist ein versteinernder See, 60 Klafter lang und 30 breit, dessen versteinernde Kraft durch Ueberschwemmungen die Gegend umher mit Steinrinde überzieht, und die Kanäle seines Abflusses weit

*) II. 151.

hinaus in die Ebene, zwey bis drey Fuß über den Boden erhöht. Unter den Ruinen des Hügels entdeckte S. R. Bruchstücke von Inschrifttafeln mit Sprüchen aus dem Koran. Diese beweisen, daß der Bau dieser Ruinen von Arabern herrühre, und in die Zeit des Chalifats gehört, höchst wahrscheinlich in die des siebenten Chalifen, der Beni Ommeije Suleiman's, des Sohnes Abdul Meleks, gest. i. J. d. H. 99 (717), von welchem sich der heutige Name der Ruinen der Stadt Tachti Suleiman, d. i. Salomon's Thron, am besten erklären läßt.

Südöstlich vom See Urumia oder Urmia liegt die neu aufblühende Stadt Topkalaa, d. i. Kanonenschloß, das persische Woolwich, mit einem kleinen Distrikte umgeben, welcher nach dem obersten Befehlshaber des Geschützes, Rahmet Ali Chan, Rahmet-abad (nicht Rhamed-abad) genannt wird; die Festung, welche eben, als S. R. durchzog, angelegt ward, sollte 2000 Mann fassen, und das Ganze nach europäischer Disciplin geführt seyn. Brittische Offiziere überwachen alle militärischen Einrichtungen, und S. R. schmeichelt sich, daß aus der genauen Beobachtung militärischer Disciplin für Persien größere politische Freyheit erwachsen werde *). Kanäle, vom Flusse Dschighati abgeleitet, durchkreuzen die Stadt; die Gegend drey englische Meilen um die Stadt ist so eben urbar gemacht, und gibt reichen Ertrag von Baumwolle, Melonen und Erdäpfeln, welche erst durch die brittischen Botschaften in Persien eingeführt worden. Von hier aus machte Sir Robert den Umgang des Sees von Urumia (Urmia) oder Schahi auf der östlichen Seite, eine vor ihm von keinem anderen europäischen Reisenden ihrer Schwierigkeiten halber unternommene Tour; er kam durch kurdische Niederlassungen des Stammes Mekri, welche hier das von dem Wasser des Salzsees erzeugte Salz an dem Gestade desselben aufgraben; sein Weg führte ihn über Schirwanschalli (vier Parasangen von Mamian), Dschelbar (Julbar), das romantisch zwischen zahlreichen Hügeln gelegen, und mit einem Schlosse befestigt ist, über die eine Stunde von einander entlegenen Dörfer Tidsche (T'édja) und Ballistan, Galwas, Schitunowa, Deschagel (Dashagul) und Reskem (Rasham); er übersetzte den Fluß Ballandos, welcher aus den Thälern von Bilbos dem See zuströmt, und machte nach dreyzehnthalbstündigem Marsche zu Depe Turkmen Halt. Der zweyte Fluß, den er mittelst einer schönen Brücke von sieben Jochen übersetzte, war der Schar, welcher vor den Mauern der Stadt Urumia fließt, deren alte

*) II. 572.

Thürme auf der Stelle des alten Thebarina, der Geburtsstadt Soroasters, sich erheben. Die Statthalterschaft von Urumia oder Urmia enthält siebenhundert Dörfer, und steht unter dem unmittelbaren Befehle von Abbas Mirsa. Die Namen der 15 Dörfer (Kisilaaschik, Girdabad, Sermos, Usarli, Askerabad, Destagird, Schimger Ali, Sahadlú, Hanauger, Karis, Güludschi, Dschaulen, Dschemalabad, Groschi und Magetelli), durch welche der Weg längs des Sees bis nach Gurtschinakalaa*) führt, fehlen auf der dem ersten Bande von S R's Reisebeschreibung beygegebenen Karte. Zu Gurtschinkalaa erhebt sich ein ungeheurer Fels steil vom Gestade, der im Winter, wenn der See voll, auf mehrere hundert Klafter von den Wassern desselben umgeben ist; er war ehemals von einer Festung gekrönt, welche die Schätze Holaku's enthielt: in späterer Zeit diente der feste Hort Räubern zur Zufluchtsstätte. Die vereinzelte, auf drey Seiten unzugängliche, auf der vierten durch einen vom Salzwasser des Sees gefüllten Graben vertheidigte Felsenmasse von Gurtschinkalaa erinnerte Porter'n an Königstein bey Dresden; ein reisender Steyermärker würde ihn das persische Riegersburg nennen. Wie der Zugang zu diesen beyden, ist auch der von Gurtschinkalaa in lebendigen Felsen gehauen.

»Auf dem Gipfel stellt sich eine seltsame Ansicht dar; ein besonderes Aussehen wilder Größe, entspringend aus dem Vereine der Arbeit von Menschenhänden mit den rohen Bollwerken der Natur, welche diese Zinnen aufgeführt; nur hie und da waren Stücke von Mauerwerk erforderlich, um die Felsenspalten auszufüllen, welche den hohen und senkrechten Naturwall von allen Seiten bilden. Von innen sind noch die Ruinen von Häusern, welche aus der allgemeinen Felsenmasse erbaut waren, sichtbare und weite, tiefe, in den Stein gehauene Vierecke, welche, wie der Führer sagte, ehemals zu Magazinen und Kornbehältern dienten; gegen den östlichen Absturz hin gähnt das weite Maul eines Brunnens auf, der sich in eine große Tiefe des Felsens zu senken scheint; er ist dermal reich mit Wasser gefüllt, und sein steinerner Rand zeigt durch tiefe Furchen die Wirkung der Stricke und Ketten verflossener Menschenalter. Von hier wandten wir uns nordwärts, und kletterten an der Felsenwand über zweyhundert Schuh an einer schauderhaften Felsenleiter, in der wir nur aus Instinct Hände und Füße einsetzten (denn Stufen waren keine vorhanden), nieder, bis wir zu der Oeffnung zweyer Hohlen gelangten. Ihre von Natur weiten Eingänge waren durch starke steinerne Mauern verengt, zu dem klar erscheinenden Zwecke, den Felsen zu unterstützen, welche eben das Mauerwerk der Festung trugen; aber von innen fanden wir, daß die Mauer einen anderen Zweck hatte, nämlich den, in den tiefen und kühlen Behältern dieser Felsen das klare, reine

*) II. 592, 593.

Wasser zu sammeln, das beständig von dem Felsen heruntertäuft. Wir sahen es hier in der Gestalt kleiner unterirdischer Teiche gesammelt; eine Art feenhafter Seen, welche nach einem sengenden Spaziergange köstlich erfrischten; auch unterließen wir nicht, davon zu kosten; das Wasser ist vollkommen frisch und klar wie Krystall, was seltsam, wenn man bedenkt, daß es aus einem Felsen springt, umgeben von dem salzigsten Wasser der Welt. Große Feigenbäume wachsen an dem schmalen Steige, der in diese kühlen Zufluchtsstätten führt, sie beschatten den felsichten Eingang, und mischen ihr breites Laub mit dem grauen, zerbröckelten Gesteine des Walls. Dieser einzelne Umriß der Scene war wild und romantisch, aber das Ganze erhaben durch die schauerliche, schwindelnde Höhe, von welcher ihre grünen Zweige wehen, und von der wir tief zu unseren Füßen die lazurnen Fluthen des Sees erblickten, während das hohle Gebrulle seiner Wasser, welches in die ausgewaschenen Höhlen am Fuße schlug, den nervosen Schwindel vermehrte, mit welchem wir von einem kaum sechs Fuß breiten Stege in einen achthundert Fuß tiefen Abgrund niedersahn, und zu der thürmenden Masse aufblickten, von der wir so eben so kühn niedergestiegen. Diese Höhlen waren lange der Aufenthalt von Derwischen, und man zeigt ein kleines Heiligthum halb ausgehöhlt, halb mit rohem Steinwerk vollendet, welches die Reste eines unbekannten Heiligen decken soll, welche der Gegenstand häufiger Gebete und Wallfahrten; nahe dabey wird Mohammeds Fußstapfen gezeigt, so wie in den Hohlen von Kerefto die Spuren von der Hand Ali's, wiewohl keiner von beyden je in diese Gegend kam. Nachdem ich von der Festung zum Gestade niedergestiegen, tauchte ich meine Hand in das Wasser des Sees, und nachdem ich sie wieder herausgezogen, blieb sie nach sehr kurzer Verdünstung mit glänzenden Salztheilchen bedeckt, vollkommen weiß *).

Von Gurtschinkalaa führt der Weg nordwest zwischen dem See zur rechten und unfruchtbaren Felsen zur linken Hand in den fruchtbaren Distrikt von Selmas (Salmos). Nach einem Ritte von fünfthalb Stunden kam S. R. durch einen zwanzig Minuten langen Felsenpaß in ein schönes, offenes Thal, wo in der Nähe des Dorfes Tamar Sculpturen in den Felsen zu sehen, in dem roheſten Style der sasanischen Zeit; vier Figuren, rechts ein geharnischter Held mit dem kugelförmigen Hauptschmucke und dem in die Lüfte strömenden Diademe, welcher von einem vor ihm zu Fuß stehenden Manne den Ring oder Kranz als Symbol der Herrschaft empfängt oder ihm denselben gibt; links dieselbe Vorstellung, nur mit dem Unterschiede, daß der Reiter des buschichten Haarschmuckes, welcher alle königlichen Figuren der Sculpturen aus der Zeit der Sasaniden auszeichnet, entbehrt: das Basrelief ist sehr flach, kaum vier Zoll sich über die Oberfläche des Felsens erhebend, und in einem sehr verstümmelten Zustande. Die Erklärung, welche S. R. davon aus der Geschichte der Sasaniden gibt, ist eine sehr befriedigende.

*) II. 595 und 596.

Nersi (Narses), der persische Schah, vom Kaiser Galerius besiegt, mußte demselben fünf Distrikte östlich vom Tigris, worunter Kurdistan begriffen, abtreten, und auch Aserbeidschan dem armenischen König Tiridates, zu dessen Vertheidigung der Krieg unternommen worden war, ausliefern. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Gruppe links, wo der reitende Held des sasanischen Haarschmuckes entbehrt, den Kaiser Galerius vorstellt, welcher den armenischen Fürsten mit den fünf östlichen Distrikten belehnt, die Gruppe zur rechten Hand aber den persischen Schah Nersi vorstellt, welcher dem Tirdad die Herrschaft von Aserbeidschan verleiht. Zwey englische Meilen östlich vom Dorfe Tamar erhebt sich vierhundert Fuß hoch eine vereinzelte pyramidalische Felsenmasse, welche von den Einwohnern Sindschirkalaa, d. i das Kettenschloß, genannt wird. Auf in den Felsen gehauenen Stufen gelangt man in der Höhe von dreyhundert Schuhen zu einer siebzig bis achtzig Schuh weiten Plattform, von wo wieder Felsenstufen zu einer Grotte leiten, welche ganz mit einer Rinde von Ruß überzogen, ohne daß Lampenblenden sichtbar, so daß ein einziges großes Feuer in der Mitte der Höhle gebrannt haben muß. Auf dem Gipfel des Felsens endlich ist ein Viereck in denselben gehauen, welches als Wasserbehälter gedient zu haben scheint; noch einige Stufen höher eine Art in den Felsen gehauener Blende, welche ehemals mit einem in Felsenangeln laufenden Thore versehen, gegen Osten hin die weiteste Aussicht beherrscht. Das Ganze scheint also als ein großer, vierhundert Schuh in die Wolken aufsteigender Feueraltar gedient zu haben, aus der Zeit her, wo die Perser die Gottheit auf den Bergen verehrten. Almeseri, fünfthalb Parasangen von Tamar, liegt an der nördlichen Spitze des Sees von Urmia *), dessen Umfang S. R. auf 240 englische Meilen schätzt, und in welchem die Halbinsel Schahi, welche dem See auch einen seiner Namen gibt, der einzig bewohnte Ort. Die Halbinsel Schahi liegt in derselben Höhe, wie Tebris; demselben gegenüber, beym Dorfe Schindere, trägt der vielfach ausgehöhlte Felsen, welcher fast wie ein verwüstetes Amphitheater aussieht, den Namen Giaurdepe, d. i. Hügel der Ungläubigen oder Giauren, denn das Wort Giaur ist nur eine Verstümmlung des altpersischen Gebr; vermuthlich war auch dieß in der Vorzeit eine der hohen, dem Dienste des Himmels, der Sonne oder des Mithras geweihten Stellen; alle Dörfer auf der östlichen Seite des Sees sind durch die Verfertigung einer Art von Wollenzeug berühmt, welcher Kedek

*) II. 603.

(Kudduck) heißt, und, blau oder grün gefärbt, dem Volke zur Sommerkleidung dient, wie die auf der Südostseite des Sees von den Kurden verfertigten Nemed (Nummud) oder Filze zur Bekleidung im Winter. Zu Tebris sah S. R. den Einzug des Prinzen Abbas Mirsa und den feyerlichen Bewillkomm desselben (Istikbal); eine Kuh wurde zu den Füßen des Prinzen geschlachtet, Gefäße von Zucker und Honig unter die Hufe seines Pferdes geworfen [1]). S. R. erkundigte sich vergebens um die Bedeutung des Kuhopfers, welches ganz gewiß ein Ueberbleibsel des Mithradienstes, so wie das Opfer der Kuh, welche noch heute in den armenischen Kirchen der persischen Gränze an den großen Festen geschlachtet wird, ein Opfer, welches nothwendig die Erinnerung an die Taurobolien und das Stieropfer des Mithras aufdringt. Den Sinn der unter die Hufe der Pferde geworfenen, mit Honig oder Zucker gefüllten Gefäße legt sich S. R. so aus, daß alles, was der Eigenthümer des Gefäßes besitze, dem Reiter des Pferdes dargebracht werde; indeß ist diese Auslegung keineswegs die nächste und richtigste; diese wird durch die Redeformel, welche die Perser beständig im Munde führen: ich sey dein Opfer [2])! ich will dein Schlachtopfer seyn [3])! und dann durch den gäng und gäben Wunsch: so mag der Kopf deines Kindes unter die Hufe deines Pferdes rollen! gegeben. Der Weg von Tebris nach Tehran, der im persischen Irak gelegenen Residenz des Schahs, führt in Aserbeidschan über die Ebene von Audschan, wo das Heer und auch der Schah im Sommer lagert, durch das Dorf Dikmetasch (Tickmadash), d. i. Steinpfeiler, über Ahmedabad (nicht Amadabad) nach Miane, welches die Gränzstadt zwischen Aserbeidschan und dem persischen Irak am Flusse Kisilusen (Kizzilouzan) liegt, welcher der Amardus des Ptolemäus und der Gozen der Schrift; dieselbe kömmt aus Ardelan, dem nördlichen Theile Kurdistans, macht die Gränze zwischen Aserbeidschan und dem persischen Irak, dann weiter hin zwischen Gilan und Masenderan, und fällt dann zwischen Resch t und Lenkeran in das caspische Meer. Das Thal, in welchem der Kisilusen oder Miane (Mianna) fließt, ist auf dem linken Ufer desselben von der Gebirgsreihe Koflankuh begränzt, in dem Zweige derselben, welcher Kolabos heißt, sind die königlichen Eisen-, Kupfer- und Bleyminen, eine keineswegs gehörig ausgebeutete reiche Ader des persischen Schatzes [4]).

---

[1]) I. 255. [2]) Fedajet baschem! [3]) Korbani tu schewem!
[4]) P. I. 266.

IV. Dilem und Gilan.

Diese beyden Landschaften sind noch immer seit Hanway von keinem europäischen Reisenden beschrieben worden; nur im Allgemeinen äußert sich Fraser über dieselben in Verbindung mit dem anstoßenden Masenderan, in soweit dieselben von dem übrigen felsigen, trockenen, hochgelegenen, wasserarmen Persien gänzlich verschiedener Ansicht und Beschaffenheit sind, und S. R. in soweit dieselben einen Theil des alten Parthien ausmachen.

Die Provinzen Masenderan und Gilan an dem Ufer des kaspischen Meeres, mit den Distrikten von Astrabad und Gurgan und einigen Theilen von Aserbeidschan und Arran sind Ausnahmen der obigen Beschreibung (der öden und unfruchtbaren Ansicht des übrigen Persiens). Die drey ersten Distrikte sind so schön, als Holz, Wasser, Berge mit ihren mannigfaltigsten Formen dieselben machen können; die Wälder sind herrlich, und während des größten Theils des Jahres wird das Auge von üppigem Grün entzückt; diese werden in der Folge umständlicher beschrieben werden, die letzten sind nicht so schön, aber in vielen Theilen reich und fruchtbar, und weder von Grün noch von Holz entblößt, aber die schönsten waldigen Theile Armeniens, die wenigstens, welche ich beobachtete, sind nun in den Händen der Russen« [1]).

Sir Robert irrt sich, wenn er sagt, daß der Name Parthiens morgenländischen Schriftstellern unbekannt [2]), indem Parthien nur das verderbte Faraschwad, welches das niedere, gegen das Meer gelegene Land bezeichnete, im Gegensatze von Kuhistan, dem gebirgigen Theile oder dem Hochlande [3]), und die Landschaften Dilem, Gilan, Masenderan, Dahistan und Gurgan, aber nicht Kurdistan umfaßte, dessen Bewohner von mehreren klassischen Schriftstellern als Parther aufgeführt werden [4]). Eben so wenig als Kurdistan gehörte das persische Irak zu dem eigentlichen Parthien oder persischen Niederlande (Faraschwad), wohin es Drouville rechnet [5]).

»Die waldige und morastige Landschaft Gilan,« sagt er, »dehnt sich gegen das westliche Gestade des kaspischen Meeres aus; sie ist sehr ungesund, besonders während der großen Hitze, auch ist dieselbe nur vier oder fünf Monate von Volkerschaften bewohnt, welche den Rest des Jahres in den Thälern der benachbarten Provinzen herumirren, welche ihnen gute Weide bieten. Diese Landschaft ist jedoch sehr fruchtbar, Früchte und vorzüglich Trauben wachsen dort in Ueberfluß, und sind von auserlesenem Geschmacke; sie bringt auch vielen Reis hervor, und versieht damit einen großen Theil Persiens und Georgiens, ihre Einwohner sind jedoch die am wenigsten gebildeten und unwissendsten des Landes« [6]).

---

[1]) Fraser, p. 165. [2]) Porter II. 135. [3]) Beyträge zur Geschichte und Geographie Parthiens. Fundgruben des Orients, III. Bd., S. 319. [4]) Porter II. 457. [5]) Drouville I. B. IV. [6]) Eben da III.

V. Masenderan und Dahistan.

»Masenderan,« sagt derselbe Verfasser, »ist eine an dem »südlichen Ende des kaspischen Meeres gelegene Landschaft, wohin »sich eine handvoll Türken flüchtete, welcher man den Namen »Katschar, d. i. Flüchtlinge, beylegte.« Dieses ist die alte, durch europäische Reisebeschreiber bisher verbreitete Fabel, welche durch die in diesen Jahrbüchern angezeigte Geschichte der Familie Feth Alischah's von Ibn Nedscheffkuli widerlegt wird [1]). — »Aga Mohammedchan« (der Vorfahrer und Oheim des regierenden Schahs) »ist aus dem Stamme der Katscharen, und »ward zu Astrabad geboren, der Hauptstadt der Provinz und dem »einzigen Seehafen, welchen die Perser am kaspischen Meere »besitzen, wiewohl man dort weder Schiffswerften, noch Schiffe, »noch Matrosen antrifft, indem die Nation einen unüberwindli»chen Abscheu wider das Meer hat« [2]). Masenderan trägt die größte Last des Kriegsdienstes, und erhält, Astrabad mit eingeschlossen, 12,000 Musketire (Tufenkdschi) und 4000 Reiter, welche den Listen nach zum Dienste bereit; sie sind die besten ganz Persiens [3]). Die große Reihe von Bergen, welche die Landschaften Aserbeidschan und Irak von Masenderan und Gilan trennt, ist unter dem Namen Kuhi Kaukasan, und noch mehr unter dem Namen El-Burs bekannt, und ist mit den armenischen Gebirgen, und folglich mit dem Kaukasus verbunden; sie läuft östlich durch das nördliche Chorasan, Zweige nach Süden sendend, geht nördlich bey Meschhed vorbey, und verzweigt sich in dem Hochlande von Hesara und Balai. Murghab, dehnt sich südlich von Balch nach Bedachschan aus, und verliert sich in dem Gebirgszuge nördlich von Kabul, welcher sich an die Gebirgsreihen des Hindukusch und Himalaja anschließt. Das Land südlich dieser ausgedehnten Gebirgsreihe, wenigstens in Persien und Chorasan, ist ein flaches, weit höher als das nördliche gelegenes Land. Oestlich von Masenderan, dem kleinen aber reichen Distrikte von Astrabad und Gurgan, dehnt sich eine größtentheils ebene, und wenig über den Höhen des kaspischen Meeres erhabene Sandwüste nördlich von dem Fuße dieser Berge in unermeßlicher Strecke hin, die Steppen von Chuaresm einschließend, und einen Theil der mächtigen Ebene bildend, welche die Eingebornen Deschti Kipdschak, d. i. die Wüste des hohlen Baumes, nennen [4]). Der südlichste Pik des Elburs in der Nachbarschaft von Tehran, an

[1]) Jahrbücher der Literatur LIII. Band, Anzeigeblatt, S. 59 und 65. [2]) Drouville IV. B. IV. [3]) Fraser, S. 288. [4]) Eben da, S. 244.

der Gränze des persischen Irak, ist der Demawend, berühmt in der persischen Heldensage als der Kerker des hier durch Dämonen gefolterten Tyrannen Sohak; hier ist Ueberfluß an Schwefel, und schwefelichte Dämpfe bedecken den Gipfel, wiewohl man weder Feuer noch Rauch sieht; kein Grashalm, keine Spur von Vegetation, keine Quelle ist auf der Oberfläche des ganzen Berges zu finden; der Schnee wird wie er fällt von der Atmosphäre des Berges aufgesogen, und bildet nicht das kleinste Bächlein; der Weg zu dem Gipfel ist mühsam und steil; es kann wenig Zweifel obwalten, daß dieser merkwürdige Bergkegel vulkanischer Natur [1]).

VI. Thaberistan und Kumis.

Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß keine der vorliegenden Reisebeschreibungen dieser beyden an einander stoßenden, zwischen Masenderan (nördlich), Chorasan (östlich und südlich) und dem persischen Irak (westlich) eingeklammerten zwey Landschaften besonders erwähnt, wiewohl Thaberistan und Kumis sowohl im Tschihannuma als in der Eintheilung der großen türkischen Karte des Kriegsarchivs [2]) als besondere Provinzen erwähnt sind, und in der letzten Thaberistan sogar als Masenderan und Kumis in sich begreifend aufgeführt wird. Drouville übergeht in seiner Eintheilung Thaberistan ganz und gar mit Stillschweigen, und Fraser, der einzige der obigen Reisebeschreiber, welcher diese Gegend bereiset hat, führt die Districte derselben als zu dem nördlichen Chorasan gehörige auf; diese sind die von Demghan, Semnan, Schahrud, Bostam.

Semnan (von den Landesbewohnern Semnun ausgesprochen, wie Iß fahun statt Iß fahan) ist der westlichste dieser Distrikte, welcher von Dih Nemek (so ist Deh Nimmuck auszusprechen), d. i. Salzdorf, welches noch in Irak liegt, durch einen schmalen, aber tiefen Bergstrom getrennt wird, welcher aus den Bergen hervorströmt, und nicht weit davon sich in der Salzwüste verliert [3]). Das erste Schloß in Thaberistan ist Lasgerd, in dessen Nähe zwey Thürme die besondere Aufmerksamkeit des Reisenden ansprechen, der eine Günbesi Düsd (Goombuz e Doozd), d. i. der Diebsdom, welcher einer Räuberbande als Schlupfwinkel gedient; der zweyte des Schatir's Grab, von dem sich in dem Munde des Volkes eine Sage erhalten, welche der vom Taucher Schiller's ähnelt. Schah Abbas der Große, auf einem seiner Züge hier durch eine tiefe

[1]) Fraser, S. 154. [2]) VIII. Bd. der Gesch. d. osm. Reichs, S. 599
[3]) Fraser, S. 247.

und sehr enge Felsenschlucht, über welche die Brücke abgeworfen war, aufgehalten, befahl einem seiner kühnsten Schatire, d. i. Läufer, hinüber und dann wieder herüber zu springen; nachdem dieser zweymal den Salto mortale glücklich vollbracht, besann sich der Tyrann des persischen Sprichworts: Gold im Gürtel macht leicht springen, und befahl, den Gürtel des Läufers zu durchsuchen, um zu sehen, wie viel er Geld bey sich haben möge, und als derselbe reich mit Gold gefüllt gefunden ward, befahl er ihm, ohne die Last seines Goldes zurückzuspringen; der arme Teufel sprang, und stürzte in den Abgrund. Von dem Golde, das er im Gürtel trug, wurde Thurm und Brücke gebaut, welche noch heute die Brücke und der Thurm des Schatirs heißen [1]):

Dieses ist des Läufers Brücke,
(In der Nähe von Lasgerd),
Dessen Ruhm mit gutem Glücke
Ohne Namen immer währt.

Das arme Dorf von Lasgerd ist in einem schönen und fruchtbaren Kessel gelegen, mit einem aus Lehm erbauten Schlosse, welches sechzig oder siebzig Fuß als eine ungeheure Walze in die Höhe thürmet, und dessen untere Hälfte fester Lehm; die obere Hälfte ist in zwey Stockwerke getheilt, deren Fenster und hölzerne Balkone in den Wall gesteckt, gleichsam die Reife dieses großen Fasses bilden. Die Ansicht dieser runden, festen Masse von einiger Entfernung in der Ebene ist höchst seltsam und sonderbar. Zehn englische Meilen weiter ist Surchkalaa (Soorkh Kallah), d. i. das rothe Schloß, ebenfalls aus Lehm erbaut, mit verschiedenen dazu gehörigen Dörfern; von hier senkt sich der Weg durch zehn andere englische Meilen über steinigen und öden Grund zur Stadt Semnan, welche mit zahlreichen Gärten und Hürden in der Tiefe halb in Ruinen liegt [2]).

»In dieser alten Stadt herrscht eine wunderbare Verschiedenheit der Gebäude, verschiedene große und luftige Häuser zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich, indem sie nur von sonnengetrockneten Ziegeln und Lehm, aber in der Form eines Schlosses erbaut, mit Schießlöchern, Basteyen und Thürmen versehen sind; diese sind unstreitig von hohem Alterthum. — Viele tiefe Klüfte inner der Stadtmauern sehen aus, als ob sie ihren Ursprung der Wirkung von Gewässern dankten, bilden Höhlen, welche den Einwohnern und ihren Herden zum Aufenthalte dienen, und von ihnen den zahlreichen verfallenen Gebäuden ob der Erde vorgezogen werden« [3]).

Die Inschrift einer Moschee soll melden, daß sie von Schahroch, dem Sohne Timurs, i. J. d. H. 880 (1475) erbauet

[1]) Fraser, S. 298. [2]) Eben da, S. 300. [3]) Eben da, S. 302.

worden [1]); dieß ist ein offener Irrthum Hrn. Frasers, denn Schahroch starb 25 Jahre früher i. J. d. H. 850; das Bad daran ward schon i. J. d. H. 566 (1170) von Abdul Kasim Baber Chan gebaut. Eine in der Moschee eingemauerte Steintafel enthält einen Ferman v. J. d. H. 1031 (1621), wodurch Schahbabas (Abbas I.) den Einwohnern einen Theil ihrer Taxen erläßt, aber die von Surchkalaa als Sunni ausdrücklich ausnimmt. Eine andere Steintafel enthält einen Ferman Schah Huseins v. J 1106 (1695), wodurch aller Handel mit Wein und Opiat verboten wird. In den Hügeln von Semnan ist ein Dorf, Schamisade (nicht Shammeerzadeh) genannt, weil die Einwohner eine Colonie aus Syrien (Scham), ein schöner Menschenschlag, die Wangen der Weiber roth, wie die Aepfel der Umgegend [2]). Dewletabad (Dowlutabad) ist der erste bewohnte Ort nach Semnan, in einer Entfernung von einigen und dreyßig englischen Meilen, mit zwey Karawanserai und mehreren Dörfern, wovon jedes mit einem viereckigen Fort von Lehm versehen, um die Streifzüge der Turkmanen abzuwehren. Fraser erwähnt der bey persischen Schriftstellern mehrmalen vorkommenden Quelle, welche, verunreinigt, Sturm hervorbringt [3]). Demghan liegt heute in Ruinen, und zählt nicht mehr als ein paar tausend Einwohner. Zwey Moscheen sind noch in erträglichem Zustande. Fraser fand in ganz Demghan Niemanden, welcher ihm den auf einer Steintafel eingeschriebenen Ferman gelesen, Niemanden, der ihm über den Ursprung des Grabmales der vierzig Töchter (Tschehel Dochteran) oder der vierzig Köpfe (Tschehel Seran) Auskunft gegeben hätte. Ein öffentlicher Gebetort, Moßella, trägt die Inschrift: Ahmed Ben Ali Ben Abul Tahir, König der Araber und Perser. Hr. Fraser fragt in der Note, ob dieses ein Fürst der Familie Tahir gewesen seyn könne, welche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts der Hidschret in Chorasan herrschte, indem der Titel eines Königs der Araber und Perser dagegen spräche. Wirklich kömmt in der Liste dieser Fürsten kein Ahmed, Sohn Ali's, vor, und der darin vorkommende Ali war der Sohn Talha's, des Sohnes Tahir's, des Stifters der Dynastie.

Außer der Windquelle bey Demagan erwähnt die persische Uebersetzung des Adschaibol-Machlukat zu Demagan

---

[1]) Fraser, S. 302. [2]) Eben da, S. 304. [3]) Eben da, S. 312 u. 313. Dieses ist die von Abul Fasel und Kaswini erwähnte Quelle Belasan beym Dorfe Kohen (s. VII. Bd. dieser Jahrbücher, S. 258).

noch der Blutquelle (Tschefschmei Chun), dann einer abführenden Quelle und des Flusses Chosrewi, welcher in der französischen Uebersetzung Bacui's (richtiger Bakewis) als Cosrui erscheint, eine Höhle, aus welcher, nach dessen Angabe, ein in hundert und zwanzig Arme getheilter Fluß bricht [1]). Es ist zu bedauern, daß Hr. Fraser über dieses merkwürdige Quellenhaupt und diesen Fluß keinen näheren Bericht gegeben.

Der Distrikt von Schabrud ist südöstlich von einem funfzehn oder zwanzig englische Meilen breiten Thale begränzt, welches in nordöstlicher Richtung zwischen den Hügeln von Schahrud und einer Reihe von Felsen hinläuft, welche nach dem Hauptdorfe derselben die von Meiomid genannt wird; dieses scheint der Distrikt zu seyn, welcher auf Lapie's Karte als Muminabad angegeben ist, und es ist möglich, daß Meyomeid nur eine Verstümmlung, sey es von Muminabad, sey es von Meimend. Die Kette dieser Gebirge macht eine Art von Halbinsel, deren Hals an der Gebirgskette Dschaghatai (Jugghutai) aufsitzt. Auf der Nordseite dieser Halbinsel liegt Miumid und zwey schlechte Dörfer, auf der Südseite Biodschen (Bearjun), auf der Ostseite das elende Fort von Abbasabad, das letzte wird durch ein anderes solches Oasisthal der Salzwüste von dem Distrikte von Mesinun (Muzeenoon) getrennt, welcher mit einer Anzahl großer, volkreicher Dörfer die Westseite der großen Ebene von Sebsewar (Subzawaar) begränzt [2]), von welcher unten bey Chorasan die Rede seyn wird.

Vierthalb englische Meilen nordöstlich von Schahrud liegt in einem Kessel von Hügeln die Stadt Bostam von einem Bergstrome des Elburs bewässert, welcher mit einigen Kanälen die weitläufigen Gärten befruchtet.

Bostam ist von einer mit vielen Thürmen versehenen Mauer umgeben; diese umfaßt aber fast nichts als Ruinen und Felder. Die Stadt enthält kaum mehr, als drey- bis vierhundert Einwohner, und steht in dieser Hinsicht hinter den meisten der dazu gehörigen Dörfer zurück. Die auf Hörensagen wiederholte Angabe, daß die Stadt kein hohes Alter habe, widerlegt Hr. F. selbst durch die aus persischen Geschichten nach Price angeführte Stelle, daß die Stadt schon i. J. d. H. 243 durch Erdbeben verwüstet worden; eben so unrichtig, als die Angabe von dem nicht hohen Alter der Stadt, ist die, daß sie ihren Namen einem Prinzen, Namens Bostam Mirsa, danke, dessen Grab noch hier besucht wird. Dieser angebliche Prinz ist der große mystische Scheich Abu Jesid oder Bajesid Bostami, welcher

[1]) VII. Band dieser Jahrbücher, S 258. [2]) Fraser, S. 248.

der Stadt nicht den Namen gegeben, ſondern den ſeinigen von derſelben erhalten hat, und welcher i. J. d. H. 261 (874) geſtorben [1]); er iſt der Stifter des nach ſeinem Namen genannten Derwiſchordens Boſtami oder Beſtami [2]). Nebſt dieſem in ſeinem Geburtsorte begrabenen myſtiſchen Scheiche Ordensſtifter verherrlichten dieſe Stadt noch zwey andere große Geſetzgelehrte, beyde Boſtami beygenannt; der eine, Abderrahman Ben Mohammed, geſt. i. J. d. H. 858 (1454), Verfaſſer von vierzig Werken; der andere, der in der osmaniſchen Literaturgeſchichte unter dem Namen Moßannifek, d. i. des kleinen Verfaſſers, berühmte Scheich, Ali Ben Medſchdeddin Boſtami, geſt. i. J. d. H. 875 (1470), welcher den letzten König von Bosnien ſelbſt als Henker köpfte [3]). Noch heute erheben ſich zu Boſtam zwey vom Herrſcher der Mongolen in Perſien, Sultan Mohammed Chodabende (Khodabundeh), erbaute Moscheen i. J. d H. 699 (1299), und im folgenden 1300 vollendet; die erſte hat einen Dom, deſſen Inneres reich mit Stuccatur und Sprüchen aus dem Koran verziert iſt, und deren Thore zierlich geſchnitzt. Der Dom iſt an mehreren Stellen geſpalten, und dennoch erhalten ſich die Verzierungen; die an demſelben herumlaufende und ober dem Thore angebrachte Inſchrift beſagt, daß die Moſchee von Sanghorbeg Abdol-Rumi auf Befehl des zweyten Alexander, des Schahs von Iran und Turan, Mohammed Chotabende (der Χαρμπαντας der Byzantiner), erbaut worden ſey. Hart an der Moſchee ſteht eine vierzig bis funfzig Schuh hohe Minaret, die Bajeſid's beygenannt, welche nach dem Volksaberglauben ſich ſchüttelt, ſo oft hiezu im Namen Bajeſid's Befehl ergeht; die Wahrheit aber iſt, daß der Thurm mit einer kleinen Neigung nach einer Seite ſo leicht und trefflich gebaut iſt, daß, wenn der auf dem Gipfel ſtehende ſich in heftige Bewegung ſetzt, der Thurm erzittert, ob der darauf ſtehende Bajeſid rufe oder nicht. Das Grab Bajeſid Boſtami's, welchen Hr. F. für einen Prinzen hält, weil demſelben der Titel Mirſa, ſo wie anderen Scheichen der von Sultan und Paſcha beygelegt wird, iſt in dem Style der gewöhnlichen Gräber der Imamſade, d. i. der nächſten Abkömm-

---

1) Dſchami's Nefhatol-ins, d. i. die Lebensbeſchreibungen von 607 myſtiſchen Scheichen, die 42ſte.

2) Mouradjea d'Ohsson, tableau général de l'empire ottoman. Octav-Ausgabe IV. S. 622, wo der Geburtsort des Stifters ganz irrig nach Syrien ſtatt nach Thaberiſtan verlegt iſt.

3) Geſch. des osm. Reichs II. Bd., S. 76 und S. 351, wo zwanzig ſeiner Werke mit ihren Titeln aufgeführt ſind.

linge Ali's, deren es in Persien so viele gibt. Zunächst an der Moschee ist ein anderes Grabmal, welches als das Musa Kasim's, des Sohnes von Dschaafer Ssadik (Jaffer Sauduck), des siebenten Imams, angegeben wird; dasselbe gleicht von außen dem Grabmale Bajesids, wird aber von innen in guter Ordnung gehalten, und ist mit Teppichen versehen. Das Grab ist von einem hölzernen, mit Tuch überspannten Rahmen bedeckt, an deren Enden Silberkugeln herabhangen. Hr. F. schließt aus einer von ihm erzählten Volkslegende, vermög welcher der Imam auf dem Wege zwischen Bostam und Schahrud, wohin ihn Scheich Bajesid zu gehen veranlaßt, von den Schahrudern todt geschlagen worden sey, daß beyde Zeitgenossen gewesen seyn müßten [1]), was nicht der Fall, indem Musa Kasim schon i. J. d. H. 183, Scheich Bajesid 78 Jahre später gestorben; aber selbst die Angabe, daß hier der Sohn des sechsten Imam begraben sey, hat nicht den geringsten historischen Gehalt, indem es aus allen Quellen arabischer, persischer und türkischer Geschichte bekannt, daß Musa Kasim, der siebente Imam, zu Bagdad begraben liegt [2]), wo Niebuhr dessen als Wallfahrtsstätte viel besuchtes Grabmal als das von Musa el Kadem beschreibt [3]), so daß alle diese heutigen Legenden von Bostam reine Fabel.

VII. Das persische Irak.

Drey Städte können als Hauptstädte des persischen Irak betrachtet werden: Hamadan, auf der Stelle des alten Ekbatana, wo die alten persischen Könige residirten; Isfahan, die Residenz der Schahe aus dem Hause Ssafi; und Tehran, die heutige Residenz; das erste im Westen, das zweyte im Süden, das dritte im Norden dieser weitschichtigen Landschaft. Sir Robert geht, indem er von der ersten dieser drey Residenzen spricht, in historische Untersuchungen ein, nach welchen Arbaces, der König von Medien und Assyrien, als der Feridun der persischen Geschichte erscheint [4]), was in so weit richtig, als Herodot's Phraortes eine und dieselbe Person mit dem Arbaces des Ktesias [5]); der Dejoces Herodot's ist aber keineswegs der Keikobad, sondern der Dschemschid der alten persischen Sage. Die Zahl der Häuser des heutigen Hamadan ist neuntausend, wovon aber dreytausend keine Steuern zahlen, weil sie von Leuten, die zur Regierung gehören, be-

[1]) Fraser, S. 338. [2]) Dschihannuma, S. 459. [3]) Voyage en Arabie par Niebuhr II. S. 247. Amsterdam 1780. [4]) Porter II. p. 95. [5]) IX. Bd. dieser Jahrb., S. 15.

wohnt ſind. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 40- bis 45,000, worunter 600 jüdiſche Familien und eben ſo viele armeniſche [1]). Für die Juden iſt Hamadan eine heilige Wallfahrtsſtätte wegen des Grabmals Eſther's und Mordochai's, deſſen hebräiſche Inſchriften Sir Robert mittheilt [2]). Sir Robert beſuchte in der Nähe von Hamadan den in Inſchriftentafeln ausgehauenen Felſen, deſſen perſiſche Geographen unter dem Namen Gendſchname, d. i. des Schatzbuches, erwähnen, welchen Namen S. R. in Gunj Namhal verſtümmelt [3]). Funfzig Fuß ober einem Felſenquell erhebt ſich ein ungeheurer Block von rothem Granit von dem feſteſten Korn und von mehreren tauſend Tonnen im Gewichte. In der Höhe von zehn Schuh ober der Erde ſind in dem Granite zwey Vierecke ausgehöhlt, etwa fünf Schuh im Gevierten und ein Schuh tief; jede dieſer beyden Tafeln enthält drey Columnen von Keilſchrift, auf das vollkommenſte erhalten [4]).

Wir begeben uns nun auf die Straße, welche von der Gränze Iraks gegen Aſerbeidſchan, von der Gränzſtadt Miana über die Städte Sengan, Sultania, Kaſwin nach Tehran führt. Dieſe Straße läuft parallel mit der Gebirgskette des Elburs, welche Irak von Gilan und Maſenderan trennt. Miana iſt durch ſeine Giftwanzen berühmt, deren Biß noch nach acht bis neun Monaten tödtlich für Fremde, doch weniger gefährlich für die Eingebornen [5]). Die Stadt liegt in einem Thale, welches ſüdöſtlich von dem Gebirge Koflankuh (Riegelberg) geſchloſſen wird. Miana iſt die Niederlage der ſchönſten Teppiche der turkmaniſchen Stämme.

Sengan oder Sendſchan, welches S. R. Zangoon oder Zanjahoon ſchreibt, iſt eine Stadt von beträchtlicher Ausdehnung, deren Erdwall von hohen und ſtarken Thürmen vertheidigt wird; ſie iſt die Hauptſtadt des Diſtriktes Kemisi? (Kumesey) [6]); drey Paraſangen weiter ſtrahlen die Dome und Minarete Sultania's in aller Majeſtät alter, öſtlicher Architektur; in der Nähe dieſer vormals ſo glänzenden Stadt erhebt ſich ein jüngſt erbauter Sommerpallaſt des regierenden Schahs inmitten aus kaſtellartigen Mauern, welche zur Citadelle der neuen Stadt Sultanabad beſtimmt ſind, welche mit dem alten Sultania wetteifern ſoll [7]). Der Erbauer der alten Feſtung der Stadt iſt nicht Sultan Oldſchaitu Chodabende, wie S. R. angibt, ſondern (nach dem Dſchihannuma) [8]) ſein Vater

---

[1]) Porter II. 104. [2]) Eben da, p. 109, 110. [3]) Eben da, p. 121. [4]) Eben da, p. 120. [5]) Eben da, p. 264 [6]) Eben da, I. p. 275. [7]) Eben da, p. 275. [8]) Dſchihannuma, S. 293.

Arghun, dessen Name S. R. in Urghan, so wie den des Sohnes in Aldjiaptou Khodabund verstümmelt. Das Grabmal des letzten wurde i. J. d. H. 700 (1301) vollendet. Der Holzschnitt und die Beschreibung, welche S. R. von dem verfallenden Grabdome gibt [1]), vervollständigt die Morier's. Der Dom ist über 130 Fuß hoch, der Durchschnittmesser der Kuppel 33 Schritte; auf der Südseite desselben ist ein abgesondertes Gemach, worunter drey ungeheure Gewölbe, in deren einem der Sarg Chodabende's. In dem Inneren der Kuppel und an den Wänden soll der ganze Koran geschrieben seyn. Vormals war das Ganze von einem Vierecke von dreyhundert Klafter im Gevierten umgeben, von welcher Einfriedigung noch der Graben sichtbar; auf der nordwestlichen Ecke steht noch ein Thurm und eine Mauer, vierzig Fuß hoch, mit arabischen Inschriften, von denen S. R. aber weiter nichts zu berichten weiß, da er Niemanden gefunden, der sie ihm gelesen oder übersetzt hätte. Alle Verzierungen dieses herrlichen Denkmales sind in dem glänzendsten asiatischen Geschmacke, aber die grünen, blauen und goldenen Ziegeln, womit es ausgelegt war, verschwinden allmälich. Auch sind die Ruinen anderer herrlicher Moscheen zu sehen; die Mauern der alten Häuser bedecken den Grund auf eine weite Strecke. Von Kaswin führt die Straße über Siankalaa, Keremdere (Kurumdara) nach Ebher (Abhar), welches für eine der alten jüdischen Pflanzstädte am Gozzen gilt, von diesem Flusse (dem heutigem Ulen) aber durch die Gebirgskette des Elburs getrennt ist. Diese Felsenschluchten waren der Hauptsitz der Assassinen, und die Residenz ihres Großmeisters Alamut ist auf der Straße im Gebirgspasse Rudbar noch heute sichtbar. S. R. ist seit Marco Polo der erste Reisende, welcher über dieses merkwürdige Felsennest einige Auskunft gibt; wahrlich schade, daß er die Ruinen nicht selbst besucht, sondern nur von der Ferne gesehen hat. Der Name des Gründers der Dynastie ist Hasan Ssabbah, d. i. Hasan der Morgendliche, und nicht Hasan Ssahib, d. i. Hasan der Gesellschafter oder Freund, wie S. R. irrig berichtet [2]); so ist auch der wahre Name des Felsenschlosses Alamut, d. i. das Adlernest, und nicht Almut [3]).

Siahdan (auf der Karte falsch Siahdhar), ein blühender Platz, der sich auf einer, die Einförmigkeit der Ebene von Kaswin unterbrechenden Fläche erhebt. Der frostige Nordwind, der vom Gebirge her weht, heißt hier Badi Kaukausan, d. i. der kaukasische Wind [4]).

---

[1]) Porter I. p. 278. [2]) Eben da, p. 286. [3]) Eben da, p. 289. [4]) Eben da, p. 191.

Ueber Kaswin, die Residenz des Prinzen Ali Naki Mirsa, sagt S. R., durchaus nichts, was nicht schon von seinen Vorgängern gesagt worden wäre [1]). Zwischen Kaswin und Tehran liegen Seferi Kadschar (Suffer-Kajar) und Sleymenia (Suleimanije?), in dessen Pallaste zwey große Familiengemälde des regierenden Schahs mit seinen Söhnen, und seines Vorfahrers Aga Mohammedchan mit seinen sieben Brüdern, deren einer der Vater des regierenden Schah, wie dieser Feth Ali (nicht Futy-Ali) genannt [2]).

Tehran, die heutige Residenz des Schahs im Winter, ist mit tiefem Graben, Thürmen und einem Lehmwall umgeben, welcher einen Umfang von 8000 Klaftern einschließt, mit vier Thoren, deren eines nach Tebris, das andere nach Jßfahan, die beyden anderen nach dem Gebirge führen Zweyhundert Klafter von jedem Thore erhebt sich ein großer, runder, von einem Graben umgebener Thurm mit glacisartiger Abdachung der Erde rund herum. Kein Pallast, keine Moschee unterbricht die einförmige Linie der Gebäude der Stadt, die Citadelle (Ark, Arx) ausgenommen, die, zwölfhundert Klafter im Umfange, ein besonderes Quartier für sich ausmacht, worin sich der Pallast des Schahs erhebt Die Straßen Tehran's sind meistens voll Koth oder voll Staub [3]), wie einst die von Wien. Die Bevölkerung mag 60- bis 70,000 Seelen betragen. Außer dem Pallaste im Schlosse sind noch zwey Palläste außer der Stadt, der eine drey englische Meilen außer derselben nordöstlich am Fuße des Gebirges Tachti Kadschar (Tack-i-kajer), d. i. der Thron der Kadscharen genannt, worin ein Theil des Harems. Inmitten stufenförmiger Terrassen, auf denen Parpeln, Weiden, Frucht- und Rosenbäume wuchern, steht eine Art von Grotte oder Tempel, welcher durch die Art seines Baues und die Vertheilung seiner Wasser im Sommer köstlichen Aufenthalt gewähren muß [4]); der zweyte Pallast in derselben Richtung, nur eine halbe englische Meile von der Stadt entfernt, ist der von Nigaristan, d i. die Bildergallerie, Tehran's Belvedere, in welchem ein Lusthaus Kulahi Frengi [5]) (Kooleh Frangy), d. i. die fränkische Mütze, die Aussicht beherrscht. S. R. glaubte sich, als er diesen Garten betrat, in den verzauberten de la belle et de la bête versetzt; zwey Rosenbäume, volle vierzehn Schuh hoch, waren mit tausend Rosen bedeckt.

---

[1]) S. VII. Band dieser Jahrbücher, S. 270 und 271.

[2]) Porter I. p. 304. [3]) Eben da, p. 310. [4]) Eben da, p. 335.

[5]) Vielleicht richtiger Kullei Frengi, d. i. der fränkische Thurm. Eben da, S. 337.

»In der That, ich glaube, daß in keiner Gegend der Welt die Rose zu solcher Vollkommenheit gedeiht, wie in Persien; in keinem Lande wird dieselbe so gepflegt, und ist von den Eingebornen so hoch geschätzt. Ihre Gärten und Höfe sind mit Rosen überfüllt, ihre Säle mit Geschirren geziert, in denen Rosenbüsche eingekuhlt, jedes Bad mit voll ausgeblühten Rosen bestreut, von den immer sich wieder füllenden Rosenstöcken gepflückt. Der Niedrigste und Aermste, welcher einen Kupferpfennig zahlt, um aus einem Kaliun (der persischen Rauchtabakflasche) einige Züge Rauchs zu thun, genießt desselben doppelt, wenn er die Flasche mit einer Knospe der lieben einheimischen tausendblätterigen Rose geschmückt findet« [1]).

An dem oberen Ende des Gartens von Nigaristan ist ein kleiner, phantastisch gebauter Pallast, in einem kleinen Paradiese süß duftender Gesträuche eingeschlossen, wohin sich der Schah oft Anfangs Sommers zurückzieht, bevor er sich in entfernteren und gemäßigteren Himmelsstrich begibt.

»Der Pallast, fast rund, voll zierlicher Säle, glänzend geschmückt, mit Vergoldungen, Arabesken, Spiegeln, natürlichen und künstlichen Blumen, einige der größeren Säle mit Gemälden des Schahs, seiner Söhne und europäischer Gesandten geziert. Der Badesaal ist rund, mit einem großen, weiten Becken von weißem Marmor, sechzig oder siebzig Schuh im Durchmesser — Der königliche Herr dieser edenischen Gärten genießt oft seiner Mittagsruhe in einem der oberen Gemächer, welche den kreisförmigen Badesaal umgeben, und er darf nur seine Augen nach unten wenden, um die lieblichsten Gegenstände seiner Zärtlichkeit zu erblicken, wie Najaden in krystallenen Strömen spielend, und im vollen Flore und Glanze asiatischer Jugend blühend. In einem solchen Badehof ward vermuthlich Bethsabe von dem verliebten König Israels erblickt. Als er Abends auf der Terrasse seines Pallastes spazierte, mochte er absichtslos das Enderun (innere Gemach) seiner Frauen überblickt, und die schöne Gemahlin des Urias gesehen haben, welche die seinigen im Bade besuchte, wie dieses noch heute die Gewohnheit in diesen Bädern« [2]).

In der Nähe Tehran's sind die Ruinen des alten Rei, das alte Rhages, wovon S. R. den Plan aufgenommen, der größte der noch stehenden Thürme hat dreyzehn Klafter im Durchmesser, um denselben läuft eine von keinem europäischen Reisenden noch gelesene kufische Inschrift [3]).

Wie auf der Straße von Miana nach Tehran die Städte Sengan, Sultania, Ebher und Kaswin merkwürdige Ruhepunkte, so auf der Straße von Tehran die beyden Städte Kum und Kaschan. Unmittelbar vor Kum führt der Weg über die Flüsse Rud Konßar und Hakah firak mittels der Brücken Puli Dulak und eine von zehn Joch über den letzten. Acht Parasangen nordwestlich hebt der Berg Giden gelmes

[1]) Porter I. p. 338. [2]) Eben da, p. 340. [3]) Eben da, p. 361.

(Gaitan Guelmas) sein rundes Haupt empor [1]). Es ist derselbe, welchen Chardin Kuhi tilism, d. i. den Talismanenberg, nennt.

Isfahan am Sendrud, d. i. dem lebendigen Flusse, soll nach der von S. R. getheilten Meinung der meisten Reisenden aus den Ruinen des alten Hekatompylos entstanden seyn; dieses ist aber, nach den Angaben des Bundehesch, wohl nicht hier, sondern in der Nähe von Demaghan zu suchen [2]). Seit der Verheerung der Afghanen ist Isfahan seines alten Glanzes beraubt, wiewohl es sich zur Zeit S. R.'s der weisen Regierung Hadschi Mohammed Husein Chan's des Emin ed-dewlet, d. i. des dritten Ministers des Reichs erfreute, welcher, in seiner Abwesenheit am Hofe, die Sorge der Verwaltung seinem Sohne als Nisam-ed-dewlet übertrug. Dieser Titel, welcher von S. R. als deputy-governor [3]) übersetzt wird, und wörtlich Reichsordnung heißt, ist der bekannte der Wesire der Großmongolen in Indien, welche (als Nisamschahe) die Regierung unmittelbar an sich gerissen. Nisameddewlet, d. i. Reichsordnung, entspricht dem Ssadri aasem (Großwesir) der Türken und Perser; bey den letzten stehen zunächst dem Großwesir der Itimated-dewlet, d. i. reichsstützendes Vertrauen, als der Minister des Aeußeren, und der Emin-ed-dewlet, d. i. der Reichsintendent, als Minister des Inneren. Der große viereckige Gartenraum, welcher die königlichen Palläste umschließt, in denen der Schah je nach Verschiedenheit der Jahreszeit seinen Aufenthalt wechselt, trägt den schon seit Chardin so berühmten Namen von Tscheharbagh, d. i. der vier Gärten, in welchem sich vier Alleen der höchsten Platanen durchkreuzen. Isfahan's Unter den Platanen ist das Vierfache von Berlins Unter den Linden, die darin befindlichen Palläste tragen den Gesammtnamen Hescht bihischt, d. i. der acht Paradiese, deren größter, worin der Schah der Ssefi-Dynastie residirten Tschihil sutun, d. i. der von vierzig Pfeilern heißt, und dessen Säulen jede eilf persische Ellen (die persische Elle mißt 44 Zoll), d. i. vierzig Schuh hoch.

»Jede Säule erhebt sich auf dem Rücken von vier Löwen, und die Schafte derselben sind mit Arabesken, Blätterwerk, Spiegeln, Vergoldung und Malerey auf das mannigfaltigste verziert; einige in Spirallinien sich aufschlängelnd, andere sich in goldenen Kränzen windend, in Rauten, Sterne, verschlungene Kreise, und ich weiß nicht in was noch für phantastische und künstliche Verflechtungen auslaufend. Das Täfelwerk

[1]) Porter I. p. 374. [2]) VII. Bd. d. Jahrb., S. 258. [3]) Porter I. p. 410.

von den Farben des Regenbogens strahlend, mit Blumen, Früchten, Vögeln, Schmetterlingen, liegenden Tigern in Gold, Silber und Schmelz zwischen hundert sich gegenseitig zurückstrahlenden Abtheilungen von Spiegeln. In einiger Entfernung von diesem offenen Saale erheben sich zwey Säulen gleichen Geschmacks, aus deren Gesimsen ein weiter Bogen springt, welcher den Eingang zu dem inneren Saale bildet, in welchem alle Launen, Mühen und Kosten östlicher Herrlichkeit in unglaublicher Fülle verschwendet sind. Die Pfeiler, die Wände und der Plafond könnten Zeichner in diesen labyrinthischen Verzierungen für Menschenalter beschäftigen. Der Estrich beyder dieser Säle ist mit Teppichen aus der Zeit, wo der Pallast gebaut ward (aus dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts), bedeckt, deren Farben noch so frisch, als ob sie gestern erst aufgelegt worden wären, was genügender Beweis der Reinheit des Klima. Von einer Ecke des inneren Saales führen zwey Flügelthüren in eine große und geräumige Halle, deren Wände mit Gemälden behangen, deren meiste Scenen von Gelagen vorstellen; die Thüren und das Täfelwerk nächst denselben, mit denselben frohlichen Gegenständen ausgeschmückt, zeigen zur Genüge die Bestimmung des Ortes. Eine sonderbare Zuthat zu diesen Verzierungen des Saales sind die in dem unteren Theile desselben befindlichen kleinen Vertiefungen an den Wänden in der Gestalt von Flaschen, Bechern, Schalen und Trinkgefäßen aller Art, welche in jenen Tagen bey einem persischen Gelage unerläßlich waren. Sechs große Gemälde, welche vom Plafond bis acht oder zehn Schuh über dem Boden herunterreichen, decken die Wände dieses Trinksaales, vier derselben stellen Festgelage vor, welche von den Schahen Abbas I. und II. und Tahmasp verschiedenen Gesandten gegeben wurden; die anderen zwey sind Schlachtgemälde. Alle diese Gegenstände nach dem Leben mit der größten, fast flamändischen Genauigkeit gemalt. Wein erscheint überall als der große Hebel dieser Gelage, und die Gäste werden von Tänzerinnen unterhalten, deren Stellungen und Trachten zur Genüge das zweyte Laster jenes verderbten Hofes darthun. Von den Schlachtstücken stellt das eine die Schlacht Tahmasp's des I. mit dem Heere Suleiman's, das zweyte aus neuerer Zeit den Sieg Nadirschahs über den Großmogol vor, alle kleineren Gemälde porträtiren Scenen der größten Ausgelassenheit.«

In einer beträchtlichen Entfernung von dem Pallaste der vierzig Säulen links von den Gärten steht der Winterpallast, worin das Harem, das Arsenal und die Ställe, und worin Eschref die ganze königliche Familie der Esaffi morden ließ; nahe dem Winterpallaste ein neues, vom Emin-ed-dewlet zum Empfange des regierenden Schahes aufgeführtes Gebäude, dessen Architektur in demselben Style, wie die des vorigen, indem die Wandverzierung wie dort aus Gold, Blumen und Spiegelstücken besteht; aber alles dieses leichter, einfacher, in besserem Geschmacke und mit größerer Anmuth geordnet. Der Audienzsaal ist mit Gemälden überfüllt, welche den König und seine Söhne, Audienzen und Jagden vorstellen, alles ohne Licht und Schatten, eine Eigenthümlichkeit östlicher Maler, die um so schwerer zu erklären, als die in diesem Himmelsstriche selten

von Wolken verdunkelte Sonne die Schatten um ſo ſtärker und ſichtbarer wirft, und ſtets den Augen aufdringt [1])

Kum, einſt ſo berühmt durch die Heiligkeit ſeiner Lebenden und Todten, iſt heute nur ein Haufen von Ruinen; man zeigt dort heute noch zweyhundert verfallene Grabſtätten von Imamſade, d. i. vorgeblichen Söhnen der Imame, welche S. R. als Kirchenväter überſetzen zu können glaubt. Hier ſind aber nicht die Imame Glaubenslehrer, welche in dieſer Hinſicht allenfalls Kirchenväter genannt werden könnten, ſondern die Verwandten der zwölf Imame, unmittelbaren Abkömmlinge Ali's, gemeint. Unter vierzig verfallenen Moſcheen macht nur die Fatima's, der Tochter Mohammeds, durch ihre gute Erhaltung eine Ausnahme, ſie wurde auf Befehl des regierenden Schah erneuert, und kraft eines vor ſeiner Thronbeſteigung gemachten Gelübdes mit dünnen Goldplatten bedeckt. In dieſer goldenen Moſchee ruhen Schah Ssaffi und ſein Sohn Schah Abbas II. bacchanaliſchen Angedenkens. Die Bevölkerung von Kum ſoll aus 2000 Häuſern oder 10,000 Seelen beſtehen, welches jedoch zu viel ſcheint; die Einwohner ſind äußerſt intolerant [2]). Der Boden von Kum iſt als Grabſtätte heiliger Grund, ein wahres Campo santo für alle Schii, welche nicht reich genug ſind, ſich nach Kerbela (der Martyrſtätte Huſeins) oder Meſchhed (der Grabſtätte Ali's) begraben zu laſſen. Kum wird hinſichtlich der Heiligkeit ſeines Bodens als die dritte Stadt des Reiches betrachtet [3]) (die beyden anderen Ardebil in Aſerbeidſchan und Meſchhed in Chorasan). Alle Seidenfabriken, durch welche Kum vormals berühmt war, haben aufgehört; die Einwohner bauen nur ein wenig Korn und Reis, und die vormals ſo weitläufigen und gedrängt vollen Baſare ſind auf vierzig Buden heruntergeſunken. Heute lebt der Ruhm der Seidenfabriken Kum's nur noch in dem Namen der reichen Stoffe fort, welche auf perſiſch und türkiſch Kumaſch heißen. Drey Stunden von Kum ſind die ſonderbaren Ruinen der Stadt Lenker-rud:

»Sie beſtehen in großen, von einander getrennten Gebäuden, jedes aus mehreren kreisförmigen Bögen beſtehend, welche einen geſpitzten Dom tragen, während ſchmalere, in Zellen untergetheilte Geſchoße von dem Hauptgebäude auslaufen; alles mit großer Sorgfalt und Nettigkeit vollendet, vermuthlich auch Grabmale oder Medreſeen. Mehr als hundert dieſer vereinzelten Gebäude mit alten Mauern und Thürmen, welche in maleriſchem Ruin zerfallen, vermiſcht, umgeben die niedrigen Wohnungen, welche das heutige Dorf von Lenker-rud bilden. Gärten voll von verſtörter Schönheit und Ueppigkeit bereichern noch dieſen, in Vergleichung mit anderen, verlaſſenen Ort, aus deſſen dichtem, mannigfal-

[1]) Porter I. 418. [2]) Fraſer, S. 142. [3]) Porter I. 376.

rigen Schatten eine Art von großer Cypreſſe mit wilden Pinien, Maulbeerbäumen hoch hervorragen. Ein reißender, voller und klarer Strom ſtürzt vom Gebirge durch dieſe romantiſche Scene, auf einer Seite den Fuß der melancholiſchen Gebüſche und grabähnlichen Gebäude waſchend, und auf der anderen Seite dem emſigen Bauer Hülfe zur Befeuchtung ſeiner Pflanzungen gewährend [1]).

Von der beträchtlichen Stadt Kasamabad, durch welche Chardin i. J. 1686 kam, ſieht man heute nur eine ſchwarze Linie von Ruinen, dieſelben bleiben links der heutigen Straße, deren Ruhepunkte die Karawanſeraien von Parsangan (auf der Karte Pasanger), von Schurab, d. i. Sauerwaſſer, von Sinsin und von Naßirabad; die beygefügte Kupfertafel [2]) ſtellt das Innere des letzten vor.

Kaſchan blüht noch heute wie vormals durch die Fabriken ſeiner ſeidenen Stoffe, und treibt auch mit ſeinen Kupfergeſchirren activen Handel. Die Einwohner ſtehen in dem Rufe überliſtender Kaufleute. Die Scorpionen Kaſchan's ſind nicht minder berühmt, als die Giftwanzen Miane's; überhaupt ſchwärmt es zu Kaſchan von Inſecten und Gewürmen aller Art, Schildkröten und Eidechſen kriechen längs den Straßen, und die letzten ſind immer regelmäßig von der Farbe des Bodens, auf dem ſie leben [3]). Nach der Königsmühle (Asiabi Schahi), nach den Ruinen des Dorfes Gebrabad (Gebern-Anbau) und nach einer herrlichen Karawanſerai aus der Zeit Schah Abbas des Großen beginnt das romantiſche Thal von Korud, deſſen Waſſer durch einen Damm (Bend) geſammelt werden Hier wuchern alle Fruchtbäume Perſiens; Kaſtanien, Mandeln, Birnen, Aepfel, Pflaumen, Kirſchen; die Abhänge des Gebirges ſind mit reichen Saaten von Korn und Gerſte bedeckt; das Thal iſt fünf engliſche Meilen lang und zwey breit; zweyhundert Häuſer bilden die beyden Dörfer Ober- und Unter-Korud. Die Stadt Sau (Sow) liegt gänzlich in Ruinen. Zwey Karawanſeraien Aga Kiamil's heißen das eine das obere (Bala) und das andere das untere (Pajin), wie die beyden obgenannten Korudbala Oberkorud und Korudpajin Unterkorud. Der Erbauer der beyden obigen Karawanſeraien Aga Kiamil war der oberſte Verſchnittene Schah Abbas des Großen, auch der Erbauer des großen Karawanſerai im folgenden Dorfe Geſ (Guz); dieſes Karawanſerai bildet ein Viereck von hundert Klaftern mit Thürmen an den vier Ecken. Hinter dem in Manneshöhe über dem Grunde der Mauern angebrachten offenen Zimmer iſt überall ein zweytes, funfzehn Schuh tiefes, worin nebſt einem Herde

[1]) Porter I. S. 380. [2]) Eben da, S. 384. [3]) Eben da, S. 390.

die in allen persischen Gemächern zur Bequemlichkeit als unerläßlich erachteten Nischen oder Blenden (Topdsche) [1]) angebracht sind. Hinter dieser Doppelreihe von Zimmern zunächst dem Umfange der Mauer des Karawanserai läuft ein in Zellen abgetheilter Bogengang für die Bedienten, Mauleseltreiber und andere, welche sich in der Nähe der Lastthiere zu halten wünschen; diese sind in der Regel zwischen diesem letzten Bogengange und dem der Umfangsmauer untergebracht; wenn das Karawanserai aber überfüllt ist, sind die Lastthiere im großen Hofe angebunden, während ihre Treiber auf der hohen, inmitten des Hofes sich viereckig erhebenden Plattforme schlafen, und das Gepäcke der Reisenden rund herum aufgehäuft ist. Den Eingang bildet ein einziges großes Thor, das immer mit Sonnenuntergang geschlossen, und unter dessen weitem Gewölbe der Portier und seine Leute wohnen, und die Buden, wo Tabak, Reis, Butter, Eyer, Brot, Korn und Maß, d. i. ein Getränk von saurer Milch, verkauft wird; diese ist noch das Lieblingsgetränke der heutigen Perser, wie der alten, deren Könige bey ihrer Thronbesteigung einen Becher saurer Milch tranken [2]), als Symbol, sagt S. R., des Süßen und Sauren, womit der Becher des Königthums gefüllt [3]).

Die Einwohnerzahl der vormals so bevölkerten armenischen Vorstadt Dschulfa ist von zehntausend auf dreyhundert elende Familien eingeschmolzen, und von ihren dreyzehn herrlichen Kirchen sind nur zwey übrig, die klein und finster. Abbas der Große hatte i. J. 1603 zehntausend Familien aus der blühenden Stadt Dschulfa an die Ufer des Araxes verpflanzt [4]). Der große Platz (Meidan) von Ispahan erregt noch Bewunderung des Reisenden durch die vier großen Denkmale der Baukunst in der Mitte der vier Seiten des Platzes, nordwestlich der große Eingang zum Basar, südöstlich die Moschee Mehdi's, nordöstlich die Moschee Lutfallah's und südwestlich das Thor Ali's; der Platz hat 2600 Schuh in der Länge und 700 in der Breite, auf jeder Seite eine doppelte Reihe von Hallen, auf der langen Seite 86, auf der kurzen 30; wenige Schritte von den Hallen fließt beständig Wasser in einem Kanale von schwarzem Marmor unter dem Schatten hoher Platanen. Das Thor Ali's ist das vollkommenste Werk neupersischer Baukunst; die Stufen der Stiegen, die zu den verschiedenen Stockwerken führen, sind von dem schönsten Porzellän. Die erste Stiege führt zu einem herrlichen Saale unmittelbar ober dem Thore, von wo nach allen

---

[1]) Porter I. S. 401. [2]) Plutarchus in Artaxerxe III. [3]) Porter I. S. 400. [4]) Eben da, S 422.

Seiten die schönste Aussicht; in der Mitte Wasserbecken und Springquellen. Von hier pflegte Schah Abbas der Große den Truppenübungen und ihrem Schießen nach dem Ziele zuzusehen. Von drey Seiten ist der Saal ganz Fenster, an der vierten stößt ein Zimmer an, dessen Wändeschmuck mit dem der schönsten Gemächer in Hescht bihischt wetteifert. Nebst Gruppen von Tänzerinnen in allen Stellungen sind hier die Porträte S. R.'s und Lady Shirley's zu sehen, welche zur Zeit Jakobs I. eine so große Rolle am persischen Hofe spielten. Das zweyte Stockwerk ist in eine unendliche Zahl kleiner Zimmer getheilt, worin die königlichen Trinkgelage Statt hatten, wie dieses die Vertiefungen an den Wänden in der Form aller möglichen Trinkgefäße zeigen, welche in denselben aufbewahrt worden zu seyn scheinen, so daß goldene, silberne und porzellänene Flaschen und Gläser, Schalen und Becher incrustirt erschienen in der Wand, welche, die Vorderseite ausgenommen, das Etui desselben bildete. Von dem dritten Stockwerke ist die volle Aussicht über die Stadt, unter deren zerfallenen Gebäuden sich ein künstlicher konischer Hügel erhebt, welcher Atesch kuh, d. i. der Feuerberg, heißt [1]), und worauf die Ruinen eines Feuertempels. Von den acht und vierzig Medreseen, welche Ißfahan zur Zeit Chardin's zählte, besuchte S. R. die neue (Dschedide, nicht Jeddah), deren Hof mit Rosenbeeten gefüllt, mit luftigen Bäumen überschattet, und deren Hallen mit farbigen Ziegeln ausgelegt, und einer Menge von Inschriften geschmückt ist, welche S. R. eben so wenig, als andere Reisende, seine Vorfahren, gelesen. Price [2]) erwähnt der Medrese der Mutter des Schahs (Maderi Schah), und nebst den oben beschriebenen Pallästen der acht Paradiese und der vierzig Säulen, noch des Pallastes von Hesar Dscherib, d. i. der tausend Ruthen, des von Heftdest, d. i. der sieben Hände, des Gartens von Seadedabad, d. i. Glückseligkeitsbau, des Belvedere von Dschihannuma (nicht Joon-numah), d. i Weltenschau, und Nemekdan, d. i. des Salzfasses, des Grabes des Schatirs, d. i des Läufers, von wo eine nördliche Aussicht der Stadt, der Moschee von Baba suchte, d. i. des verbrannten Vaters, der Brücke des Chodscha (Khajoo), der Mühle von Tachti pulend, d. i. des Stahlthrones, der Ruinen des Pallastes von Farabad, der Stadtthore von Derdescht und Huseinabad, der Ruinen von Tachti Rustem, auf dem Gipfel eines benachbarten Berges, der Thürme Chodscha Alem's und Ali's u. s. w. Von der Südseite der Stadt, deren Zugang weit stattlicher als von der Nordseite, springen

[1]) Porter I. 437. [2]) S. 19 und 20.

dem Reisenden zahlreiche Brücken ins Auge, deren einige verfallen, andere noch in gutem Zustande, auf beyden Seiten mit einer langen Reihe von Buden besetzt [1]). Zwischen Jßfahan, der Hauptstadt des persischen Irak, und der Stadt Jesdichast, deren Fluß die Gränze zwischen Irak und Fars bildet, liegen die Oerter Jßfhanek (Klein-Jßfahan), Majar, Kumischah und Makßudbegi

Majar ist ein beträchtliches Dorf, in einem drey bis vier englische Meilen weiten, wohlbebauten Thale. Die Berge von beyden Seiten sind so wild und steil, als ob man sich in den wildesten Gegenden des Kaukasus befände, die Schichten der Felsen laufen so unregelmäßig und gebrochen, als ob sie von den himmelstürmenden Titanen so über einander geworfen wären [2]). Fünf Parasangen oder neunzehn englische Meilen, welche man in sechsthalb Stunden zurücklegt, sind die Entfernung von Majar nach Kumischah, ein weitschichtiger, aber verlassener Ort mit leeren Basaren. Der Kanal, welcher ehemals die wilden Bergströme zügelte, und sie Feld und Thal zu überschwemmen hinderte, zerfällt heute in Ruinen [3]). Die Umgegend wird durch die Streifereyen des Stammes Bachtijari unsicher gemacht [4]). Das Dorf Makßudbegi (Porter schreibt es irrig Mexiobeggy) [5]) liegt vier Parasangen oder funfzehn englische Meilen von Kumischah. Die Gegend um Jesdichast [6]) ist von der Pflanze bedeckt, welcher das Gummi ammonium entträuft, und welches die Einwohner sammeln. Unter den Gräbern dieser Stadt bemerkte S. R. mehrere, worauf ein Löwe und ein Säbel ausgehauen, zu Ehren Ali's, wenn der Verstorbene diesen Namen trug, oder ritterliche Eigenschaften besaß. Jesdichast liegt auf einem vereinzelten Felsen, dessen Fuß in Grotten ausgehöhlt, vom gleichnamigen Flusse bespült wird. Nach dem Tode Kernachan's der Schauplatz der Tyranney Seki Chan's, der hier i. J. 1779 zwanzig der vornehmsten Einwohner von den Felsen in die Schlucht hinunterstürzen ließ, und bald darauf hier erdolchet ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Porter II. p. 37. [2]) Derselbe I. p. 446. [3]) Derselbe I. p. 452. [4]) Derselbe II. 34. [5]) Derselbe II. 32 und I. 454.

[6]) Wie wenig sich auf die orientalische Schreibweise Price's zu verlassen sey, zeigt die Verstümmlung von Jesdichast يزدخاست woraus er (S. 18) يازده خواص, Jasdeh chawaß, d. i. die eilf Innigsten! macht.

Art. II. Phausdosi Buzantazwoi Padmuthiun Haiotz I tschores tpruthiunes. I Wenedig i Dparani serboin Lazaru. Hámi 1832. (Geschichte der Armenier, von Faustus dem Byzantiner. In vier Abtheilungen. Zu Venedig in der Druckerey des heiligen Lazar's, im Jahre 1832.)

Die armenische Sprache und Literatur sind in Europa weniger gekannt und bearbeitet, als irgend eine andere des Ostens. Man denke nicht, daß die Armuth dieses Idioms, oder die geringe Ausbeute, welche die schriftlichen Denkmale der armenischen Nation uns darbieten, die Schuld dieser Vernachlässigung trage. Die Sprache der Söhne Haik's ist im Gegentheile eine der reichsten des ganzen indo-germanischen Sprachstammes, und bietet nebenbey, vom höheren Standpunkte der Linguistik aus betrachtet, die merkwürdigsten Erscheinungen dar, welche von dem allumfassenden Geiste eines Wilh. Humboldt in einer eigenen Abhandlung aus einander gesetzt wurden. Nicht weniger wichtig ist die Sprache Armeniens in historischer Beziehung. Sie ist neben dem wenig bekannten, zu schriftlichen Denkmälern, so viel wir wissen, nie gebrauchten Idiome der Osseten oder Alanen, der einzige Zweig der medischen Sprachfamilie, der sich in lebendiger Rede am reinsten erhalten hat. Die Sprache Armeniens scheint übrigens dem Pehlwi näher zu stehen, als irgend einem andern altpersischen oder altmedischen Dialekte *). In Beziehung auf Reichthum, Wichtigkeit und ununterbrochene Folge der Schriftwerke kann sich aber keine Literatur der übrigen christlichen Völker Asiens der der Armenier an die Seite stellen. Sie beginnt mit den Geschichtschreibern Agathangelos und Faustus im vierten Jahrhundert u Z., ziehet sich

*) »Der nahe Zusammenhang, in dem die armenische Sprache mit dem Altpersischen, besonders dem Pehlwi, in so weit man dieses aus den so wenigen Monumenten, die uns in dieser Sprache erhalten sind, schließen kann, steht, die höchst merkwürdigen grammatischen Eigenthümlichkeiten, welche sie selbst besitzt, und die feinere und sorgfältigere Bearbeitung, die sie den Nachbildungen der Griechen verdankt, machen sie zu einem wichtigeren Gegenstande der philosophischen und historischen Forschung, als sich sonst im Sprachgebiete leicht darbieten kann.« Humboldt: Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen. Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der konigl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1829. Berlin 1832. S 25. Die vortrefflichsten Pehlwi-Handschriften befinden sich jetzt zu Kopenhagen; es ist sehr zu wünschen, daß ein Theil derselben lithographirt werde. Ein Verzeichniß dieser Manuscripte von Rask befindet sich in den Anniversaria in Memoriam Reipublicae sacrae et literariae instauratae. Hauniae 1832.

unausgesetzt durch alle Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit, und zählt mehr denn zweyhundert Autoren, größtentheils Historiker und Theologen. Auch könnte man nicht sagen, daß die Armenier in neuern Zeiten es vernachlässigt hätten, durch eigene wissenschaftliche Thätigkeit die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten auf sich und ihre Literatur hinzulenken. Wir kennen im Gegentheile kein in Asien einheimisches Volk, das im Verhältniß zu seiner geringen Anzahl — die Gesammtmasse der armenischen Nation mag sich wohl auf nicht mehr als drey Millionen belaufen — solch eine nach allen Seiten hin gerichtete literärische Thätigkeit entwickelt hätte, als die betriebsamen und vielgewandten Söhne Haik's. Wohin sie immer durch die Grausamkeit ihrer Zwingherren verschlagen werden, wohin sie immer ihre weit ausgedehnten Handelsreisen führen mögen, die Armenier werden allenthalben alsbald eine Druckerpresse aufschlagen, und, nachdem sie den nothwendigsten Bedarf an Schul- und Kirchenbüchern geliefert haben, Abdrücke ihrer Classiker und classischen Uebersetzungen besorgen. Keines Volkes Schriftsteller sind deßhalb an so verschiedenen Orten der Welt im Drucke erschienen, als die des armenischen. In armenischer Sprache ward gedruckt zu Calcutta, Madras, Bombay, Dschulpha, Tauris, Schiras, Etschmiadsyn, Nachitschewan in der Krimm, zu Constantinopel, Angora, Tiflis, St. Petersburg, Cairo, Malta Marseille, Paris, Rom, Amsterdam, Wien, in mehreren Orten Polens und wahrscheinlich auch in Siebenbürgen und der Bukowina. Nirgendwo erschienen aber so viele vortreffliche Ausgaben der armenischen Classiker und Uebersetzungen aus andern Sprachen in das Armenische, als in der Druckerey der Mechitaristen, so genannt nach Mechitar aus Siwas oder Sebastia, lebte von 1676 — 1749 zu St. Lazaro bey Venedig. Die neueste uns zugekommene Arbeit der gelehrten und fleißigen Mechitaristen ist die an der Spitze unseres Artikels stehende neue Ausgabe des armenischen Geschichtschreibers Faustus von Byzanz.

Aus der lehrreichen Vorrede, mit welcher die armenische Akademie auf San Lazaro diese neue, nach fünf Handschriften besorgte Ausgabe *) des Faustus von Byzanz begleitet hat, erhellt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, daß der Verfasser dieser armenischen Geschichte aus dem armenischen Geschlechte der Sahanhunier gewesen sey. Faustus berichtet (S. 29 der vorliegenden Ausgabe), daß sich bey König Diran II. (reg.

*) Die Editio princeps des Faustus erschien, nach einem einzigen uncorrecten Manuscript abgedruckt, zu Constantinopel im Jahre 1730, 4to.

von 353 — 363 u. Z.) eine große Versammlung armenischer Fürsten und Großen eingefunden hat, worunter auch զՏէրոյ տոհմի ազգի իշխանն Սահառունեաց, »der unseres Hauses und Stammes, der Fürst der Saharhunier.« Faustus müßte also auf irgend eine Weise mit dieser Familie verwandt gewesen seyn, wenn die Worte »unseres Hauses und Stammes« von dem Verfasser der Geschichte selbst herrühren, und keine Glosse eines Lesers oder Abschreibers sind. Dieß ist aber desto eher zu vermuthen, da Faustus auch an andern Theilen seines Werkes, vorzüglich was die Anzahl der Heere der Perser und Armenier betrifft, durch die Abschreiber mannigfach corrumpirt zu seyn scheint. Stammt aber Faustus auch aus dem armenischen Geschlechte der Saharhunier, so kann er nichts desto weniger nicht in der Heimat geboren worden seyn; er mußte einen Saharhunier, der sicht in Byzanz niedergelassen hat, zum Vater haben. Denn daß der Verfasser dieser armenischen Geschichte der Geburt nach ein Byzantiner gewesen ist, erhellt ganz sicher aus dem Zeugnisse des Lazar von Baeb und andern Auctoren, durch die in allen Handschriften gleichlautende Ueberschrift und durch manche andere innere Gründe des Werkes. Ob er aber sein Werk in der armenischen oder griechischen Sprache geschrieben habe, kann, da hierüber keine andern Angaben vorhanden sind, bloß durch die Schreibart entschieden werden. Die Mechitaristen erklären, daß der Styl der »armenischen Geschichte« nirgendwo eine Uebersetzung verriethe, daß er lauter und rein aus dem Gemüthe eines ächten Sohnes Haik geflossen sey. Ist dem auch so, so muß das Werk doch in jedem Falle auch in der griechischen Sprache vorhanden gewesen seyn; denn am Ende des ersten oder dritten Buches der »armenischen Geschichte« wird sie selbst Chronik der Griechen« genannt, und Procopius hat sicherlich, wie wir weiter unten sehen werden, das Werk des Faustus in griechischer Sprache gelesen, — er führt sie an in der Geschichte des persischen Krieges unter der Aufschrift: *Ἡ τῶν Ἀρμενίων ἱστορία.*

Die »armenische Geschichte« beginnt mit dem dritten Buche, weil der Verfasser bloß eine Fortsetzung der Geschichte des heiligen Gregorius und des ersten christlichen Königs Derdat (Tiridates) von dem Geheimschreiber dieses armenischen Fürsten Agathangelos beabsichtigte. Die Verkündung des heiligen Glaubens durch den Apostel Thaddäus und sein Martyrthum zu den Zeiten, wo Gregorius für ewige Zeiten das Licht des Christenthums im Lande aufsteckte, — die Geschichte dieser Begebenheit ward von andern beschrieben, so beginnt Faustus sein Werk, und erklärt dann geradezu, daß er die Schriften seiner Vorgänger bloß fortsetzen wolle. Aga-

thangelos war, wie er selbst in seiner noch ungedruckten Vorrede erklärt *), ein geborner Römer, und im Griechischen und Lateinischen wohl erfahren; er führt seine Geschichte, die im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen erfahren hat, herab bis zum Sterbejahre des Gregorius (332 u. Z) und Derdat's (341 u. Z.). Gregorius, der Erleuchter, ward von Bischof Leontius in Cäsarea zu seinem heiligen Berufe eingeweiht; Cäsarea war deßhalb lange Zeit für Armenien, was Rom für die abendländische Christenheit, — die geistliche Metropolis. Die Nachfolger des Erleuchters wurden bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts zu Cäsarea geweiht, — zu dieser Zeit erst entschlossen sich die armenischen Bischöfe, ihren Catholikus selbst zu salben. Gregorius stammte aus dem parthischen Königsgeschlechte der Arsaciden; er ward begraben zu Thortan in Hocharmenien. Dieser Ort ist noch heutigen Tags vorhanden, und liegt auf dem östlichen Ufer des Euphrat. Es befindet sich daselbst in einer Kirche das Grabdenkmal des Gregorius und das seines jüngsten Sohnes und Nachfolgers Aristakes (Erdbeschreibung der vier Welttheile, von Indschidschean, I. 104. Gedruckt zu San Lazaro im Jahre 1806 in armenischer Sprache). Aristakes I. regierte als Catholikus die armenische Kirche von 332 — 339, und war nicht der einzige, der seinem Vater in der geistlichen Würde folgte; es gestaltete sich in Armenien im Gegentheile auch bey der höchsten geistlichen Stelle eines Catholikus eine Art Erbrecht, wovon sich bey andern christlichen Völkern schwerlich Spuren finden werden. Faustus beschreibt in dem vorliegenden Werke eine Partey, die es vorgezogen hätte, die lasterhaften Nachkommen des heiligen Gregorius als Hirten der Kirche zu haben, um nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt zu seyn, der Familie des armenischen Apostels das Erbrecht auf die höchste geistliche Würde des Staates zu entziehen. Aristakes war von Seiten der armenischen Nation bey dem Concilium von Nicäa.

Mit dem Tode des ersten christlichen Königs von Armenien (341) beginnt Faustus seine Geschichte Derdat, d. i. den von Gott Gegebenen (Deodatus), folgt nach einer Zwischenregierung von dreyen Jahren sein Sohn Chosru oder Chosroes II. 344 u. Z. Faustus, der höchst wahrscheinlich selbst

*) Die Stelle befindet sich aus einer armenischen Handschrift zu Paris in meinem Mémoire sur la vie et les ouvrages de David, S. 7. Agathangelos ward ziemlich fehlerhaft gedruckt zu Constantinopel im Jahre 1709. Auf St. Lazaro wird nächstens eine verbesserte Ausgabe erscheinen.

ein Bischof war, erzählt, größtentheils vom kirchlichen Standpunkte aus, die Vorfälle und Ereignisse des armenischen Reiches und der mit ihm in enger Verbindung stehenden Länder unter den Königen Chosru II. von 344—353, unter Diran II. 353—363, Arschag II. 363—381, Pap 381—384, Varaztad 384 386, Arschag III. 386, Vacharschag II. 386—388 und Chosru III. 388—392. Faustus beschreibt also die Schicksale des armenischen Volkes unter acht Königen während eines Zeitraums von funfzig Jahren. In diesem ganzen Zeitraume glichen die armenischen Fürsten in manchen Beziehungen den doppeltzinspflichtigen Horden zwischen China und Rußland; sie erfreuten sich weder im Innern noch gegen Außen einer eigentlichen Unabhängigkeit. Um nur einigermaßen der Ruhe zu genießen, zahlten deßhalb die klügern Fürsten beyden, den Persern und Römern, Tribut. Armenien war überdieß, wie alle übrigen parthischen Reiche, eine Feudalmonarchie, und das Land unter eine Menge erblicher Barone getheilt, die nicht selten Aufstände erregten, und ihre Fürsten an die Ausländer verriethen. Im vierten Jahrhundert u. Z. sollen 170 Barone, die erbliche Herrschaften besaßen, im Lande gewesen seyn. Sie sind namentlich aufgeführt in Mesrop's in armenischer Sprache geschriebenen Geschichte des heiligen Catholikus Herses I. Madras 1775, Capitel I., S. 64. Die Namen dieser erblichen Aristokratie stehen auch am Ende der großen Geschichte des Vaters Tschamtschean.

Wir wollen jetzt einige der merkwürdigsten Begebenheiten aus der armenischen Geschichte des Faustus herausheben.

Chosru *) erhielt, nach dem Tode seines Vaters Derdat, ein von äußern Feinden und innern Parteykämpfen beunruhigtes Land. Es war leichter, vermittelst eines doppelten Tributes sich vor Persern und Römern sicher zu stellen, als den Fehden der eigenen Barone Einhalt zu thun. Chosru regierte bloß während eines Zeitraums von neun Jahren, und hatte mit den Massageten, Albaniern, Hunnen und andern, damals jenseits des Kur wohnenden barbarischen Völkerschaften viele Kämpfe zu bestehen. Verthanes, der ältere Sohn des Erleuchters, folgte seinem Bruder Aristakes als Catholikus von

*) Die Armenier sprechen jetzt den Namen Chosrow aus, indem sie ou nicht u, sondern ow lesen. Dieß ist aber sicherlich unrichtig. Ou ward, wie wir an mehreren Namen, deren Aussprache von anderer Seite her bekannt ist, ersehen, in alten Zeiten u gelesen. Die jetzige armenische Aussprache ist auch bey einigen andern Buchstaben von der der heiligen Uebersetzung verschieden.

339—356. Verthanes weihte seinen ältesten Sohn Gregorius zur Zeit, als dieser bloß funfzehn Jahre alt war, zum Bischof der Wirk oder Georgien und der Aluank oder Albanien. Faustus rechnet die Gegenden, welche diese Völker bewohnten, schon zu den Ländern der Massageten. Gregorius, der erste Bischof unter den Albaniern und den caucasischen Völkerschaften im Allgemeinen, begnügte sich nicht damit, die Bewohner seines Sprengels zu Christen umzubilden; er versuchte dieß auch mit den noch nördlicher wohnenden Hunnen, die von den armenischen Scribenten dreyßig Jahre eher, als bey den Byzantinern, erwähnt werden, und den Massageten. Die Einzelnheiten, die uns Faustus gelegenheitlich dieser Missionsreise berichtet (S. 13), sind nicht ohne Interesse. Der König der Massageten hieß Sanêsan, und war ein Arsacide, gleichwie der König der Armenier. Gregorius predigte im Lager dieses Königs die Lehre Christi; es wird nicht gesagt, in welcher Sprache diese Predigten abgefaßt waren. Als die Hunnen hörten, daß das Evangelium Raub und Plünderung verbiete, geriethen sie in großen Zorn. »Wie wäre es möglich,« riefen sie aus, »ohne Raubzüge solche große Heere zu ernähren!« Sie hielten die Botschaft des Gregorius für eine List des armenischen Königs, der wünschen mußte, daß sie sich zu dieser Lehre bekehrten, damit sie sein Land mit ihren Einfällen verschonten. Gregorius ward demnach wie ein Verbrecher behandelt. Man band den frommen Mann auf ein wildes Pferd, und jagte dieß längs des Ufers des großen nördlichen Meeres, wahrscheinlich der caspischen See, in eine Steppe, die Vadan genannt wird. Der Leichnam des Gregorius ward von seinen Begleitern nach Armenien zurückgebracht.

Diran II., der Sohn und Nachfolger Chosru II., ist vorzüglich durch seine Verbindung mit Julianus, dem Abtrünnigen, bekannt. Faustus, der bloß dasjenige, was mit der Kirchengeschichte des Landes in Zusammenhang steht, zu beachten scheint, erwähnt aber nirgendwo des Julianus und seines Zuges gegen die Perser. Zur Zeit, als Kaiser Julianus seinen Zug nach Persien unternahm, regierte, nach Moses von Chorene und andern spätern armenischen Chronisten, in Armenien Diran II. Julianus konnte also an keinen Arsakes oder Arschag schreiben. Schon dieser Grund wäre allein hinreichend, den zuerst von Muratori herausgegebenen Brief des Julianus »an Arschag, den Satrapen der Armenier« (Ἀρσάκῃ Ἀρμενίων Σατράπῃ), für unächt zu erklären. Fabricius, La Bletterie und auch der neueste Herausgeber der Briefe des Julian, Heyler, halten dieses Schreiben

für unterschoben; nur St. Martin, in seinen trefflichen Noten zu der Geschichte des byzantinischen Reiches von Lebeau, vertheidigte die Aechtheit dieses der Würde eines Kaisers und dem Geschmacke eines gebildeten Geistes widerstrebenden Schreibens *). St. Martin's Ansicht, so ausgebreitete Gelehrsamkeit dieser Mann auch besessen hat, ist aber in diesem besonderen Falle von geringem Gewichte. Der erste Kenner der armenischen Sprache in Frankreich befolgte ein ganz eigenthümliches, dem einstimmigen Zeugniß der armenischen gleichzeitigen Scribenten widersprechendes chronologisches System, dessen Gründe er zwar versprochen, aber niemals bekannt gemacht hat. Auch hatte der Mann im Allgemeinen die Neigung, die von frühern Gelehrten für unterschoben gehaltene Schriften zu Ehren zu bringen.

Diran II. befolgte, wie die meisten seiner schwachen Nachfolger, kein festes politisches System; er hielt es bald mit den Römern oder Griechen, bald auch mit den Persern, und zahlte beyden Tribut. Sapor II. ließ ihn endlich auf eine hinterlistige Weise gefangen nehmen und blenden. Nach langen Unterhandlungen zwischen dem persischen und griechischen Hofe ward Diran wiederum frey gegeben, und sein Sohn Arschag oder Arsaces II. 363 u. Z. von Sapor und Kaiser Valens als König von Armenien anerkannt. Von Diran II. gilt, was Ammianus von Arsaces berichtet. Jorian hat nämlich in dem schimpflichen Frieden mit Sapor II. diesem auch zugestanden, daß die Römer dem Könige Armeniens gegen die Perser fürder keine Hülfe mehr leisten sollten.« Eine Bedingung, die

*) Juliani imperatoris, quae feruntur epistolae. Rec. Lud. Henr. Heyler. Moguntiae 1828. 8. S. 135. In den Pariser Handschriften fehlt das Schreiben an Arschag. Heyler mußte sich deßhalb mit einem bloßen Abdruck des Textes bey Muratori begnügen. Der Cod. 490. Bl. 122 (Hardt Cat. Cod. Manusc. V. 85) der Münchner Bibliothek enthält dieses unterschobene Schreiben. Wir haben es mit dem gedruckten Texte verglichen, und folgende erhebliche Varianten gefunden:

Ἐπείχθητι πρὸς τὴν τῶν πολεμίων παράταξιν. Im gedruckten Texte fehlt τῶν πολεμίων.

Παρθυαίων ἐνορίας Der gedruckte Text hat εὐοδίας.

Καὶ φαιναχισμὸν ἀποδεμένος Der gedruckte Text hat φεναχισμόν.

Καὶ τ. μακαρίτην ἐκεῖνον. Der gedruckte Text hat μακαρίτην Κωνσαντῖνον.

In unserer Handschrift fehlen nach διαπραξαμένους die Worte καὶ τὰ δεινότατα διατιθεμένους. Wir wollen übrigens nicht verhehlen, daß auch Ammianus berichtet, Julianus hätte an einen Arschag oder Arsazes von Armenien geschrieben. Wir glaubten aber den einheimischen gleichzeitigen Geschichtschreibern den Vorzug geben zu müssen.

der ehrliche Soldat verbrecherisch und gottlos nennt; denn Arsaces sey den Römern immer treu geblieben, und Sapor habe bloß deßhalb diese Bedingung gesetzt, um Armenien, ohne Einsprache der Römer, unterjochen zu können. Arsaces, d h. Diran Arschagun, der Arsacide Diran sey auch wirklich später lebend in die Hände der Perser gefallen *). Faustus erzählt, daß die Perser eine große Schlacht gegen die Griechen verloren, daß ihr ganzes Gepäck und das Serail Sapor's in die Hände des griechischen Kaisers gefallen sey, und dieser die Frauen des persischen Königs nicht eher habe ausliefern wollen, als bis Diran wiederum auf dem Throne seiner Väter sitze. Diran ward deßhalb von Sapor herbeygerufen; verweigerte aber selbst, weil er geblendet war, den Thron seiner Väter wiederum zu besteigen, und schlug seinen Sohn Arschag vor, der auch von Sapor und Kaiser Valens als König von Armenien anerkannt, und mit Ehren überhäuft wurde.

Arschag oder Arsaces II. war nicht weniger wankelmüthiger Gesinnung, als sein Vater Diran. Schwach, grausam und wollüstig gibt dieser Fürst ein ächtes Bild eines orientalischen Despoten; die Nemesis ereilte ihn aber vor seinem Ende; sein Schicksal würde einen passenden Stoff liefern für ein tragisches Drama. Es blieb jetzt eine Zeitlang anhaltender Friede zwischen den Persern und Griechen. Arschag benützte diese dem armen armenischen Lande nur selten gegönnte Ruhe, um sein Reich in Ordnung zu bringen, und die alten Sitten und Gewohnheiten wiederum herzustellen. Mit diesen Anordnungen des Arschag beginnt Faustus das vierte (zweyte) Buch seiner Geschichte. Die vier Gränzen Armeniens wurden wie ehemals vier Marquis, Marzban oder Gränzfürsten anvertraut, und der Angesehenste aus der Familie der Mammigonier ward General-Feldzeugmeister, armenisch Sparaped genannt. Um die seit einigen Jahren in der armenischen Kirche eingerissene Unordnung zu heben, bediente sich Arschag eines Urenkels des Erleuchters, des Catholikus Narses I., der von den Armeniern als Heiliger verehrt wird, und der letzte war von den Catholici, welche in Cäsarea geweiht wurden. Narses ward im Jahre 366 von seinem Könige als Gesandter nach Constantinopel geschickt, um mit Kaiser Valens ein Bündniß zu machen,

*) Ammiani Marcellini Hist. XXV. 7. Vol. I. S. 391, ed. Wagner. Unde postea contigit ut vivus caperetur idem Arsaces, et Armeniae maximum latus Medis conterminatum et Artaxata (Artaschat) inter dissensiones et turbamenta raperent Parthi. Ammianus hätte richtiger Persae sagen sollen; die Verwechslung findet sich aber gar häufig.

wie Faustus sagt. Valens war zu diesen Zeiten ganz in den Händen der Arianer. Narses glaubte gegen diese Ketzerey des Kaisers sich scharf erklären zu müssen, verfiel deßhalb in Ungnade, ward gefangen genommen, und auf eine einsame Insel in Verbannung geschickt. So gering war der armenische König in Constantinopel geachtet, daß man seine Gesandten ungescheut wie Verbrecher behandelte. Faustus, der zu den Orthodoxen sich bekennt, ist sehr ausführlich über die Verfolgungen, welche seine Partey unter der Regierung des Valens zu erdulden hatte. Diese Nachrichten des Faustus bilden einen interessanten Beytrag zur Kirchengeschichte. Wir können uns hier aber desto kürzer fassen, da St. Martin in den schon erwähnten Anmerkungen zu Lebeau, die Geschichte des Arschag nach Faustus und Moses von Chorene ziemlich ausführlich behandelt hat.

Die andern armenischen Gesandten, deren Namen bey Faustus (S. 104) aufgezählt werden, kehrten nach Armenien zurück, und mit ihnen zwey seit langer Zeit in Constantinopel in Gefangenschaft sich befindliche armenische Prinzen, Gnel und Tirith. Gnel heiratete die größte Schönheit des damaligen Armeniens, die vielgerühmte Pharandsem, zu der Tirith ebenfalls eine Neigung faßte, und sich deßhalb zum Untergange Gnel's mit einigen Bösewichtern verschwor. Der glückliche und unschuldige Gemahl der schönen Pharandsem ward dem König Arschag verdächtiget, und auf dessen Geheiß ermordet. Auch den Tirith ereilte aber alsbald die Nemesis, und der König nahm selbst die Gattin des ermordeten Gnel's zum Weibe. Man sieht, daß die armenische Geschichte Scenen aufzuweisen hat, die denen Richard's III. in Shakespeare nicht nachstehen. Pharandsem ist die Mutter des von Ammianus mehrfach erwähnten Nachfolgers auf dem Throne, von Para, dem Sohne Arschag's. Ammianus und mit ihm alle spätern Historiker halten immer die zweyte Gemahlin Arschag's, Olympias, für die Mutter Para's. Dem ist aber keineswegs so. Die armenischen Geschichtschreiber nennen einstimmig Pharandsem die Mutter Para's, den sie übrigens Pap nennen. Para ist wahrscheinlich ein Schreibfehler bey Ammianus; alles, was demnach dieser Historiker von den Schicksalen der Mutter des Para erzählt, muß nicht, wie dieß bis jetzt geschehen ist, auf Olympias, sondern auf Pharandsem bezogen werden.

Während eines Zeitraums von 34 Jahren führten Perser und Armenier Krieg gegen einander. Die Großen Armeniens wurden endlich dieser Drangsale müde, und lieferten ihren König

und Herrn in die Hände seines Feindes Schapu oder Sapor II. Die traurige Geschichte dieses Krieges und das noch traurigere Ende Arschag's II. erzählt Procopius im ersten Buche seines persischen Krieges, gelegenheitlich einer Erwähnung des Castells oder Schlosses der Vergessenheit.

»Zwischen den Persern und Armeniern,« sagt Procopius, »war einstens ein unversöhnlicher Krieg, der 32 Jahre dauerte; Pakurios beherrschte damals die Perser, und der Arsacide Arsaces die Armenier«*). Nach Faustus (S. 159) dauerte der Krieg 34 Jahre. Παχούριος bey Procopius sich sicherlich ein Schreibfehler; es muß Σαπούριος heißen. Es ward endlich ein Friede zu Stande gebracht, und Arschag, der Sapor in Persien besuchte, von diesem mit großen Ehren entlassen. Später ward der König Armeniens dem Sapor verdächtig; dieser sandte deßhalb nach Armenien, und ließ Arschag bitten, wie Procopius in der Kürze sich ausdrückt, nach Persien zu kommen, »damit sie sich gegenseitig über alles berathen könnten.« Nach Faustus lautete die Botschaft des listigen Sapor ausführlich so: »Da wir, du und ich, so gut mit einander sind,« schrieb Sapor, »so komme, damit wir uns gegenseitig sehen, und wir dann wie Vater und Sohn zusammen leben. Wenn du mich aber nicht besuchst, so könnte dieß einen Krieg zwischen uns herbeyführen. Um den König Armeniens ganz sicher zu machen, siegelte Sapor sein Schreiben mit einem Siegel, worauf ein Eber eingegraben war. Solch ein Siegel soll, wie uns Faustus berichtet (S. 164), für den höchsten Schwur gelten bey den Königen Persiens. Arschag mußte nun, mochte er wollen oder nicht, nach Persien wandern, und nahm, neben einigen andern Edeln, auch den Feldzeugmeister Vasag, von Procopius Βαζίκιος genannt, mit an den Hof. Hier wurden beyde alsbald gefangen genommen und in Bande gelegt. Faustus erzählt eine lange, etwas abenteuerliche Geschichte, wie die Magier es angefangen hätten, um die verrätherische Gesinnung Arschag's herauszulocken, und dadurch Sapor seines Eides zu entbinden. Arschag soll, als man ihn vorsätzlich auf seine heimatliche armenische Erde brachte, die zu diesem Gebrauche eigens herbeygeholt wurde, zu Sapor sich gewendet und ausgerufen haben: »Weg von hinnen ruchloser Sclave, der du dir anmaßt, über deinen

*) Procopius, de bello persico I. 5. Procopius ex Recensione G. Dindorfii. Vol. I. p. 25. Die lateinische Uebersetzung dieser Ausgabe weicht hie und da ab von der im Texte befolgten Interpunktion. Die sacherklärenden Anmerkungen werden wohl später folgen.

Herrn zu herrschen. Ich werde aber nicht säumen, Rache zu nehmen an dir und deinen Kindern wegen meinen Vorfahren und wegen des Todes des Königs Ardewan«[1]). Arschag ward hierauf nach dem berühmten Castell der Vergessenheit (ἐν τῷ τῆς λήθης φρουρίῳ) abgeführt. Dieses Castell der Vergessenheit hieß, wie uns Faustus berichtet, Antmesch oder Endmesch[2]), wahrscheinlich ein altpersisches Wort, und bedeutet Anusch pert, Castell der Vergessenheit. Wer hier hingeschickt wurde, war, nach altpersischem Herkommen, politisch und bürgerlich todt; sein Name durfte niemals ausgesprochen werden. Dieser Ort lag übrigens in der von den Alten sogenannten Provinz Susiana. Später ward dem unglücklichen Arschag nochmals durch einen treuen Diener, dessen Namen Procopius verschweigt und Faustus Trasdamad nennt, der sich um Sapor große Verdienste erworben hatte, die Freude zu Theil, während eines einzigen Tages das Schattenbild eines Königs in sich verehrt zu sehen. Dieß war das einzige Mal, seit dem Bestehen des persischen Reiches, daß die Verordnung über das Castell der Vergessenheit gebrochen wurde. Arschag konnte den Schmerz der Trennung von solch einem Freunde nicht ertragen; er nahm, wie Faustus ausdrücklich berichtet, ein Messer von dem Tische, woran sie so eben ein königliches Essen verzehrt hatten, und erstach sich. Trasdamad, dieses sehend, zog das Messer aus der Wunde seines königlichen Herrn und Freundes, und stieß es in seine eigene Brust. Sie starben beyde zu derselben Stunde. Der Bericht des Procopius, der manchmal selbst in einzelnen Worten und in der Construction mit der »Geschichte der Armenier« übereinstimmt, ward sicherlich aus Faustus entnommen. Procopius Titel des Werkes, das er anführte, Ἡ τῶν Ἀρμενίων ἱστορία oder Ἡ τῶν Ἀρμενίων συγγραφή, ist eine wörtlich getreue Uebersetzung der Ueberschrift, die Faustus seinem Werke gegeben hat.

Nach der Gefangenschaft des Arsaces sandte Sapor große Heere nach Armenien, um es ganz zu unterjochen, und den christlichen Glauben daselbst auszurotten. Die Königin Pharandsem ward gefangen genommen, und nach Aderbidschan abgeführt. Viele Städte wurden zerstört, und die Einwohner, deren Anzahl, wie überhaupt alle Zahlen, bey Faustus sehr übertrieben zu seyn scheint, gefangen nach Persien abgeführt. Zu dieser Zeit mußten auch die Juden, die in

---

[1]) Ardewan war bekanntlich der letzte parthische König Persiens.

[2]) Auf solche doppelte Weise wird das Wort in der vorliegenden Ausgabe des Faustus geschrieben. Siehe S. 168, 169, 202, 205.

Armenien sehr zahlreich waren, von den Persern gezwungen, nach Persien auswandern. Eruantaschad, d. i. die von Eruan Erbaute (Stadt in der Provinz Airarad *) lieferte allein zwanzigtausend armenische und dreyßigtausend jüdische Familien als Gefangene, die zusammen von Indsidschean auf wenigstens hunderttausend Personen gerechnet werden. Die Stadt ward, wie viele andere des Landes, von Grund aus zerstört. Viele Armenier verließen die Lehre Christi, und bekannten sich zum Magismus. Dieß verursachte Zwist und unversöhnliche Feindschaft zwischen den Einwohnern des Landes; Vater und Sohn, Bruder und Bruder standen sich feindlich gegen einander über. Eine gräßliche Geschichte dieser Art erzählt Faustus am Ende seines vierten (zweyten) Buches mit wenigen Worten. Ein gewisser Samuel ermordete aus christlichem Eifer seine zur Lehre des Ormust übergetretene Familie, bestehend aus Vater und Mutter und einer Schwester, und floh dann in das Land der Griechen gegen das schwarze Meer hin, in eine Gegend, die unter dem Namen Chaldia bekannt ist. Die letzte Thatsache von Bedeutung, die uns Faustus berichtet, ist die Theilung Armeniens 387 u. Z. zwischen den Griechen und Persern. Von griechischer Seite ward Arschag III. über ihren Theil als König oder richtiger als Statthalter eingesetzt; von persischer, über den den Persern zugefallenen, bey weitem wichtigern und fruchtreichern Theil Armeniens Chosru III. Mit dieser Theilung beginnt gerade ein anderer berühmter armenischer Historiker, Lasar von Barb, der in dem zweyten Bande unserer in englischer Sprache erschienenen Geschichte der Religionskriege zwischen den Persern und Armeniern vollständig übersetzt erscheinen wird. Wir verbinden hiermit zugleich die Anzeige eines andern vor kurzem zu San Lazaro erschienenen Werkes medizinischen Inhalts:

Mechitaray pescheschgapedi Heradwoi tschermanz mechitarutiun. I Wenedig i dparani serboin Lazaru. H'ami 1832. Trost gegen Fieber, von dem Doktor Mechitar aus (der Stadt) Her. Zu Venedig in der Druckerey des heiligen Lazar's, im Jahre 1832.

Mechitar lebte in dem, in Betreff der armenischen Literatur so ausgezeichneten zwölften Jahrhundert, und war ein Zeitgenosse von Nerses Clajetsi, von Doktor Ignatius, Matthäus von Edessa, Nerses von Lampron und vielen andern ausgezeichneten Männern. Mit Nerses dem Clajenser

*) Indschidschean Alt-Armenien. Venedig 1822, S. 329 (in armenischer Sprache). Die Stadt ward, wie Moses von Chorene berichtet, von König Eruan II. erbaut, und deßhalb nach ihm genannt.

war Mechitar innig befreundet. Auf sein Ansuchen schrieb der berühmte Catholikus die Gedichte über Gott, den Himmel, die Geschöpfe und das Mysterium der heiligen Dreyeinigkeit. Es sind auch noch mehrere Briefe vorhanden, die der Clajenser an Mechitar richtete. Mechitar fühlte auch innige Freundschaft für den Catholikus Gregor IV., mit dem Zunamen Decha oder das Kind (regierte die armenische Kirche von 1173 — 1193), auf dessen Ersuchen er das vorliegende Werk gegen das Fieber zusammengetragen hat. Seine Vorrede zu dem Buche: »Ueber die dreyerley Gattungen von Fiebern« — so nennt er selbst sein Werk, lautet, nach ihrem wesentlichen Inhalte, folgendermaßen:

»Ich Mechitar aus Her, einer Stadt im Perf oder persischen Armenien, der geringste unter den Aerzten, der ich von Jugend auf Liebe zur Wissenschaft und besonders zur Arzneykunde hatte, und kundig bin der Literaturen der Araber, Perser und Hellenen, ersah aus dem Lesen der Schriften dieser Völker, daß sie in der Arzneykunde von den vorzüglichsten Meistern ausführliche und vortreffliche Werke besitzen. Unter den Armeniern findet man im Gegentheile nichts Vorzügliches dieser Art; ein bloßes Compendium ausgenommen, das noch dazu, unvollständig und ungeordnet, aus hie und da zusammengetragenen Excerpten besteht. Ich nahm mir deßhalb vor, nach meinen Kräften in diesem Werke auf eine kurze Weise die drey Gattungen der Fieber sorgfältig und nach den Erfahrungen früherer Aerzte zu beschreiben. Alles andere, die Arzneykunde betreffende, habe ich weggelassen, und bloß über die drey Gattungen der Fieber gesammelt, — das Gesammelte sodann ins Armenische übersetzt. Die Neigung und Liebe, die ich für den heiligen, von Gott verherrlichten Catholikus der Armenier, den Herrn Gregorius, Decha (Kind) genannt, fühle, ist die Ursache, daß ich dieses Werk unternommen habe. Er, welcher der erste war auf dem Stuhle des heiligen Gregorius des Erleuchters der Armenier, den ich sah allen Wissenschaften befreundet und in allen erfahren, er forderte mich auf, nach meinem Vermögen und nach der Kenntniß der Sprachen und Schriften, mit welchen mich Gott gesegnet hat, dieses Werk für ihn aus den Schriften der Römer (Griechen), der Araber und Perser zusammenzutragen.« Nachdem Mechitar noch Einiges über den Inhalt, den Titel und den Styl des Werkes, »welches er deßhalb in alltäglichen und gemeinen Worten abgefaßt habe, damit es von allen leicht verstanden werde,« hinzugefügt hat, schließt er seine Vorrede mit folgenden Worten: »Ich habe dieses Buch übersetzt und geschrieben im Jahre n. Chr. G. 1184, im Jahre der Armenier 633 unter dem

Patriarchat des heiligen Catholikus der Armenier, des Herrn Gregorius, des Sohnes des Basil, des verehrten Fürsten der Pahlawunier, der die Ursache ist dieser Schrift.« Die Pahlawunier, ein Wort, das wahrscheinlich gleichbedeutend ist mit Pahluan und Pehlwier, waren arsandischen Geblütes, und gehörten zu den edelsten Geschlechtern Armeniens; aus diesem Geschlechte waren Nerses der Clajenser und Basil oder Basilius sein Bruder. Gregorius IV, Decha genannt, war der Brudersſohn des Nerses Clajetsi.

Nach einer Vorerinnerung folgt die Definition des Wortes Fieber, eine Beschreibung der Kennzeichen desselben und wodurch es entstehe. In den folgenden Kapiteln wird erklärt, was täglich Fieber sey und woher es entstünde. Mechitar spricht dann über das Schleimfieber, welches auf griechisch Hektikon und arabisch Tèk heiße, über dessen verschiedene Gattungen, und die Mittel, sie zu heilen; über das Faulfieber, das viertägige, fünftägige und sechstägige Fieber. Am Ende des Werkes finden sich die Recepte für die im Buche aufgeführten verschiedenen Gattungen der Fieber. Mechitar führt gewöhnlich seine Quellen an, und sein Werk mag demnach wohl für die Geschichte der Heilkunde kein uninteressanter Beytrag seyn. Mechitar ist, so viel wir wissen, bis auf die neueste Zeit der einzige bekannte medizinische Schriftsteller Armeniens.

Carl Fried. Neumann.

Art. III. 1) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters, herausgegeben von G. H. Pertz. — Sechsten Bandes erstes bis viertes Heft. — Hannover, in der Hahnischen Hofbuchhandlung, 1831.

2) (Regesta) Die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Conrad I. bis Heinrich VII., 911—1313, — in kurzen Auszügen mit Nachweisung der Bücher, wo solche abgedruckt sind, — von Dr. Johann Friedrich Böhmer, Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Frankfurt a. M. 1831, bey Varrentrapp.

3) Monumenta Germaniae historica, inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum 1500, auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi, edidit Georgius Heinricus *Pertz*, serenissimi Britanniarum et Hannoverae regis tabularius. — Scriptorum tom. I. — Hannoverae impensis bibliopolii aulici Hahniani. 1826—1831.

Der kritischen Herausgabe der Quellen des Mittelalters, des Alters germanischer Weltherrschaft, der Herausgabe von

Urkunden und Scriptoren, der Auswahl, Ordnung und Sichtung umfassender Sammlungen solcher Art, weihten diese Jahrbücher der Literatur mehrmals eine umständliche Erörterung, gelegenheitlich der bis auf das Jahr 1300 herabgeführten Regesten oder Originalurkunden des Münchner Reichsarchives (XII. XIX. XXIV. LII), gelegenheitlich der auf König Ludwigs Geheiß regenerirten neuen Sammlung des lange gesunkenen Nationalwerkes der Monumenta boica und der neuerdings angefochtenen Aechtheit jenes großen friedericianischen Freyheitsbriefes von 1156 für das neue Herzogthum Oesterreich, ferners aus Anlaß des Westenriederschen Glossars, der Lilienfelder Annalen Chrysostomus Hanthalers und des Urtextes des Niebelungenliedes (VIII. IX. XII). — Das Archiv der Frankfurter Gesellschaft selbst wurde in den Bänden XIV, XV, XIX u. XXIX besprochen. — Der erste der genannten Bände hat über Zweck, Umfang und Anordnung, Gränzen und Richtschnur der Sammlung, über die Hauptzweige der Bearbeitung, über die Register und die Vertheilung unter die Mitarbeiter; über die Lücken in der Geographie des mittelalterlichen Deutschlands nicht unbeachtet gebliebene Wünsche auszusprechen sich erlaubt — Ganze Gesellschaften, wie die Magdeburgischen Centuriatoren, die Bollandisten, die Mauriner, thaten allerdings Wunder der Emsigkeit und sichtenden Genauigkeit. — Uns aber ist seit den vom Basler Buchhändler Herwaag bis auf die Monumenta Germaniae verflossenen drey Jahrhunderten kein Beyspiel bekannt, daß das Quellenstudium durch einen einzelnen Mann so riesengleiche Fortschritte gemacht hätte, als durch die (alle Bücherurkunden- und Handschriftenschätze mit eben so mächtiger Stetigkeit als scharfem Blicke und kaum glaublichem Fleiße durchdringenden) Forschungen des k. großbritannisch-hannöverischen Archivrathes, Dr. Georg Pertz.

Was Pertz in Oesterreich entdeckte, ist im XIV. und XV. Bande dieser Jahrbücher durch viele Details von Bedeutung gemehrt und erläutert. — Dem Schicksale der Handschrift des II. und III. Theiles des berühmten Chronicon Gottwicense hat Recensent, so wie früher in Göttweih selbst — (nicht umsonst einer Colonie von St. Blasien auf dem Schwarzwalde) und in Wien, so später in München unverdrossen nachgeforscht. Er glaubte nämlich unzweydeutige Spuren gefunden zu haben, daß die ganze Handschrift nach Tegernsee gekommen war. — Es bestand dort seit 1574 eine Druckerey, die eine Weile den ersten Ruf in Süddeutschland hatte, und der sich überhaupt die Benediktiner-Congregation als eines Gemeingutes bediente. — Wirklich wendete sich der Verfasser, der gelehrte und staatskluge

Abt, Gottfried Bessel (geb. 5. Sept. 1672 zu Buchheim in Franken, starb 22. Januar 1749), an den Abt Peter von Tegernsee 1724, des Vorsatzes, auch in Göttweih eine Druckerey zu errichten, und begehrte zu wissen, »was zu einer solchen nothwendig,« und zwar von dem Layenbruder, tamquam a viro religioso eine viel redlichere und bessere Information zu haben ist, als von den Wienerischen, gewinnsüchtigen Buchdruckern.

Von Tegernsee wurde ihm auch (unterm 14. Nov. 1724) die gewünschte Auskunft ertheilt, worauf er jedoch, »da sein vorhabendes Werk sich zu sehr verzögern würde, wenn er selbst eine Druckerey errichten wollte, obwohl ihm der Kaiser mündlich die Erlaubniß hiezu ertheilte,« dasselbe in Tegernsee drucken zu lassen beschloß.

Er wandte sich daher in einem zweyten Schreiben an den Abt von Tegernsee, und frug an (vom 2. Dez. 1724):

»Primo: Ob mein sogenanntes Chronicon Gottwicense (welches aber drei starkhe tomos in folio außmachen wird) umb eine paare bezahlung auf schönes, weisses Regal-Papier von den besten Sorten zu Tegernsee gedrukht und darmit diesen negst eingehenden Frühling alsogleich der anfang gemacht werden könne?«

Die ferneren Fragen betrafen den Preis des Satzes, die Zeit des Drucks eines Alphabets und den genugsamen Vorrath von Regalpapier für die auf 1700 von den anfänglichen 1500 bestimmte Auflage.

Abt Gottfried wünschte seine großartige Schöpfung ganz in dem Format und mit den Lettern, wie das Mabillon'sche »De re diplomatica« gedruckt, und ließ »pro litteris majoribus initialibus« ein ganzes Alphabet auf saubere Blättlein stechen, — sammt acht sogenannten Vignetten, welche in jeden tomum und die 8 partes eines jeden tomi außzieren, auch totum contentum cujuslibet partis in capite primae paginae repräsentiren werden.«

Die zwey gelehrtesten Benediktiner Tegernsees übernahmen die Correctur, die Revision der Abt Peter selbst. — Doch ging es mit dem Drucke, mitunter durch die Schuld des damit beauftragten Pater Ellinger, aber vorzüglich des Papiermachers Mayer in Harlaching, so langsam, daß, nachdem der erste Doppelbogen am 26. Okt. 1725 zur letzten Durchsicht nach Göttweih gekommen war, erst am 5. Nov. 1730 der letzte Bogen des I. tomus, bis auf den index generalis überschickt werden konnte. — Darüber liegen unzählige Klagebriefe des Abtes Bessel an den Bibliothekar und Druckerey-Inspektor Columban Hoch-

stetter vor, in denen er eine verläßlichere Fürsorge über die Beschleunigung des Druckes des zweyten Bandes begehrt, versichernd, daß von seiner Seite zu diesem II. tomus längst alles fertig, und der Druck mit der Composition nicht um eine Stundt gehemmet werden solle.

Abt Gottfried, über den Schneckengang der Papierlieferung und des Druckes und über die von dem Papiermacher alle Augenblicke geforderten beträchtlichen Vorschüsse zürnend, betrieb neuerdings die Gründung einer eigenen Druckerey in der aus der letzten Feuersbrunst (18. May 1718) weit herrlicher wieder emporgestiegenen Prälatur Göttweih. — Bey den übergroßen Mitteln und bey der eisernen Beharrlichkeit, womit der ungemeine Mann das Größte und das Geringste durchzusetzen gewohnt war, würde diese Göttweiher Offizin bey weitem die erste des südlichen Deutschlands geworden seyn. — Die Tegernseer fragten sich von Zeit zu Zeit an, wann wohl die eben so rühmliche als nutzbringende Arbeit ihren Fortgang nehmen würde? — Bessel entschuldigte sich in seinen Antworten mit den außerordentlichen Auslagen für den Wiederaufbau seines Stiftes und für die kostbare Wasserleitung auf die steile Höhe, die es krönt, — und späterhin »wegen des ohnversehens ausgebrochenen Krieges, durch welchen alles Commercium mit Frankreich verbotten, mit Italien aber sehr gehemmet und confus worden sey, Er auch mit Verschleussung des ersten tomi seines operis einen ziemlichen Durchfall gemacht habe, weßwegen er auch vor Jahr und Tag nit anfangen wolle, an dem zweyten tomo drucken zu lassen.«

Dabey blieb es nun aber über ein volles Jahrzehend. — Abt Gottfried war in Oesterreich selbst, in Ungern, in Mecklenburg, Braunschweig und Wolfenbüttel in wichtigen Sendungen festgehalten. — Auf den polnischen Wahlkrieg folgte schnell der noch unglücklichere Türkenkrieg, und unmittelbar darauf der österreichische Erbfolgekrieg. — Das französische Hülfskorps unter Segur war bis St. Pölten, seine Vedetten bis auf den Wienerberg ins Angesicht Wiens vorgedrungen, Maria Theresia nach Preßburg zu den für sie begeisterten Ungern geflohen. — Kaiser Carl VII. war in Prag und Linz als König von Böhmen und Erzherzog von Oesterreich ausgerufen, und der Abt Gottfried Bessel, trotz seiner Kränklichkeit und seines hohen Alters, als Geißel für die dem Lande und seinem Stifte auferlegte Brandschatzung mitgeschleppt. — Er erlebte noch den Aachner Frieden, und starb 76jährig am 22. Jan. 1749 an den Folgen eines unglücklichen Falles.

Aus den Tegernseer Papieren geht auf keinen Fall hervor, daß das Manuscript des II. und III. Bandes sich schon, wie man

wohl geglaubt, in Tegernsee befunden habe, wohl aber, daß wenigstens jenes des II. Bandes vollkommen ausgearbeitet und stündlich zum Drucke bereit gelegen sey. — Auch machten die Tegernseer von Zeit zu Zeit angelegentliche Erkundigungen und Anwürfe wegen der Fortsetzung. — Der letzte dieser Art findet sich an Gottfried Bessels Nachfolger, den Abt Odilo, vom März 1751, nebst der Bitte um Mittheilung der Kupferplatten zu den Abdrücken der drey Exemplare an P. Rupert, den Tegernseeischen Spuren über das Manuscript der unschätzbaren Fortsetzung des Chronici Gottwicensis am Ende.

Anderen unzweydeutigen Spuren zufolge scheint selbes unzweifelhaft Bessels Schüler, Magnus Klein (1. May 1717 zu Wasserhof in Kärnthen geboren, 1739 in Göttweih aufgenommen, Theilnehmer aller gelehrten Untersuchungen seines väterlichen Freundes Gottfried, und 14. April 1768 nach Odilos Tode gleichfalls Abt in Göttweih), bey der Abfassung seiner Notitia Austriae antiquae et mediae vor Augen gewesen, und noch etwas später den gelehrten Piaristen Adrian Rauch, Gregor und Leopold Gruber, bekannt gewesen, auch der Einwirkung des ständischen Verordneten, Freyherrn von Prandau, auf viele derley schätzbare Collectaneen nicht entgangen zu seyn. — Der XV. 223 geäußerte Wunsch der Herausgabe der für die ganze hohenstauffische Periode wichtigen Codices traditionum von Göttweih ist wenigstens theilweise erfüllt in der zweyten Hälfte des XXIX. Bandes der Mon. boic. S. 50 bis 66, des VI. Paßauer Codex mit den Urkunden der zu jenem uralten Lorcher, seit eilfhundert Jahren Paßauer Sprengel in den Landen ob und unter der Enns gehörigen Abtey. — Doch ist noch unerfüllt der inhaltschwere Wunsch nach einer korrekteren Herausgabe des Cod. traditionum von Monsee und des Chronicon lunaelacense — des Saalbuches von St. Paul im kärnthnerischen Lavantthale, dem Asyl der hochverdienten St. Blasier, endlich der bereits arg verkümmerten Ueberreste des tausendjährigen Ossiach und der Reimchronik Ottokar Hornecks — Möchte doch der in wenigen Tagen auf einander gefolgte Todesfall des Grafen Friedrich Mülinen, Altschultheissen Berns und der schweizerischen Eidgenossenschaft, und des Freyherrn von Cotta die Herausgabe von Trudpert Neugarts zur S. Blasischen Germania sacra gehörigen episcopatus constantiensis nicht verzögern, noch hindern.

Der neueste Band des Frankfurter Archives beginnt mit den Handschriften der durch die Augustäischen Manuscripte, so wie durch die Blankenburger und Helmstädter Handschriften, durch

die mit Recht berühmten Codices der uralten Elſaſſer Abtey Weiſſenburg, und durch des Flacius glückliche Freybeuterey mit Recht berühmten Wolfenbüttler Bibliothek: — hier drey merkwürdige Handſchriften Otto's von Freyſing und die Legende eines andern, nicht minder merkwürdigen bayeriſchen Kirchenfürſten Otto, des Apoſtels der Lauſitzer und der Pommern, Biſchofs von Bamberg. — Nürnberg und Salzburg ſind in allen norddeutſchen Sammlungen auffallend reichlich bedacht. — Häufiger als im nahen Südoſt findet ſich auch hier im Nordoſt Heinrichs von Müglen ungriſche Chronik: — hier Ulmanns, Strohmeyers Nürnberger Jahrbücher, Geſchlechtsregiſter und Ahnen, — eine andere bis 1444 reichende, dann eine dritte bis 1456 gehende Nürnberger Chronik, endlich Wolfgang Kuniger von Nürnbergs Erbauung bis 1558, ſeinen Geſchicken gewidmet, — des Regensburger Prieſter Andreas Genealogie, — der bayeriſchen Fürſten, — Thaten und Begegniſſe der Freyſinger Biſchöfe mit Bildniſſen von 708 von den Tagen Chilperichs und des mittleren Pipin bis 1452 in die großentheils noch barbariſcheren Tage Friedrichs IV. — Der im Bande IV, Anzeigeblatt S. 4, dann S. 25 und 26, aber auch ſchon III. 323, V. 17, 18 umſtändlich erörterte Herzogstitel von Meran gewinnt eine ſonderbare Bedeutung durch die von einem fabelhaften »Regierer und Hauptmann des Herzogthums zu Meran« 1507 proſaiſch, und wie es ſcheint, wenigſtens ohne abſichtliche Dichtung von 1468 bis ans Ende des funfzehnten Jahrhunderts fortgeführten: »Geſchichtene und Tatten des Teurn und lobwerden edeln Rytters hern Wilwolten von Schaunburg.«

Von Bayerns Herodot iſt hier J. Aventini annalium Bojorum liber primus. — *Auctoris autographum.* Chart. anni 1519 in fol. (19. 22. Ms. Aug. fol.). — Ejusd. bayeriſche Chronik. *Auctoris autographum.* Chart. anni 1531. in fol. (27. 4. Ms. Aug. fol.). Mehrfach findet ſich Sigm. Meiſterlins, Mönchs in S. Ulrichs-Kloſter, verdeutſchte Augsburger Chronik, — fernerhin des Salzburger Erzbiſchofs Piligrin Polizeyordnung von 1376 — Kaiſer Ludwigs des Bayern Geſetze und Stadtrecht, gegeben 1346 in mehreren Abſchriften, aus den Tagen Herzog Albrechts des Frommen, des unglücklichen Liebhabers der ſchönen Bernauerin, — mehrere Ordnungen des heimlichen Gerichts der Vehme in Weſtphalen, auf rother Erde, die urkundlich auch in Bayern, auch am Bodenſee ihre Macht geübt hat, und von welchem Wiener und Nürnberger Bürger oftmals in den gerechteſten Schuldforderungen die Loszählung von Kaiſern und Königen faſt auf gleiche Weiſe löſen mußten, wie weiland

unter Kaiser Wenzel die Judenschulden, — Zusammenstoßen des westphälischen Freygerichts auf der rothen Erde mit dem uralten kaiserlich freyen Landgerichte zu Rankweil in Rusinen, im heutigen Vorarlberg. — Noch 1466 ein förmlicher Spruch Hansens von Hulschede, ächten und rechten Freyschöffen des heiligen Reichs, gehuldigten Freygrafen der Freygrafschaft und des Schöppenstuhls zu Brakell bey der Stadt Dortmund in Westphalen für Ulrich Pappus, wider den Rath und die Stadt zu Feldkirch — und wie merkwürdig der Rechtsgang jenes früheren Götz von Berlichingen, Caspars des Törringers, wider seinen verschwenderischen, verderbten jungen Tyrannen, Heinrich von Landshut, selbst im Verluste des geliebten Jägermeisteramtes, selbst in Rauch und Schutt der Stammburg ungebeugt (Kindlinger, Münsterische Beyträge III. 198 und Max von Freyburg Sammlung von Schriften und Urkunden). — Das heimliche Gericht wird noch ein beschönigender Deckmantel für den verruchten Herzogjüngling. — Unbegreiflich genug, wahrscheinlich durch hinterlistige Gewalt abgehalten, versäumt der kühne Törringer die Ladung, — wird contumazirt und — verschwindet, nach unverbürgter Sage im Cölner Dom in verschwiegener Nacht betend, von einem sich an seine Fersen heftenden Freyschöffen durch einen Dolchstoß ins Genick getödtet, und in ungeweihte Erde hinweggeschafft.

Mit dem hier erwähnten Augsburger Stadtrecht sind zu vergleichen Freybergs deutsche Rechtsalterthümer und Hormayrs akademische Gedächtnißreden wegen jener vielbesprochenen Satzungen Heinrichs IV. von 1104, des Barbarossa von 1156, Rudolphs von Habsburg von 1276, Adolphs und Albrechts und mehrerer Nachfolger bis auf Wenzel und Rupert, aus deren Zeit hier ein Stadtrecht von 1403 vor uns liegt. — Ein Bürgerrecht zu Wien von 1320 (wohl der Anfang des sogenannten Eisenbuchs), ein Stadtrecht von 1341 und die Freyung der Jahrmärkte zu Wien 1396 (vergl. Hormayrs Geschichte Wiens. — Adrian Rauch scriptor. rer. Austriae). — Schon ein paar Jahre nach der 1156 erfolgten Erhebung Oesterreichs zum Herzogthum und Wiens zur Residenz Heinrichs Jasomirgott 1160 wird ein Streit zwischen dem Goldschmied Bruno und der Abtey Michaelbeuern nach Wiener Bürgerrecht entschieden, — 1198 gab Leopold der Glorreiche die zuerst von Lazius in etwas verdächtiger Gestalt edirte älteste Municipalsatzung, 1221 im Kreise seiner wieder mit ihm heimgekehrten Kampfgenossen vom Jordan und vom Nil die andere, erweiterte, XXXIX. 13—22 in diesen Jahrbüchern abgedruckte, quando populi cruce signatorum Damiatam expugnaverunt et plus, quam per duos annos

possederant — obsessi et ex inundatione Nili mirabiliter constricti eam Soldano restituerunt. — Darauf folgen die von Friedrich II. 1237 während der Aechtung Friedrichs des Streitbaren und 1247 nach dem Tode dieses letzten Babenbergers ausgestelltem Briefe der Erhebung zur Reichsstadt, sammt dem Judenbriefe von 1238, bekräftigt von Rudolph von Habsburg 1276 und 1278 vor dem Entscheidungssiege über Ottokar, nach Ottokars blutigem Ausgange aber wieder aufgehoben, als der Nachlaß der Babenberger in der Hand der Söhne Rudolphs lag, und Wien ihre Landstadt wurde. — Nebst dem Eisenbuche gemeiner Stadt Wien, nebst den Saal- und Urkundenbüchern des dortigen Schottenklosters hat auch der Prandauische und Coroninische Codex und mehrere der Universitäts-, der Windhagischen und der Serviten-Bibliothek köstliche Beyträge deutscher Communal-Satzungen aus den Tagen des, das große Zwischenreich beendigenden Königs Rudolph bis auf seinen gleichnamigen Urenkel, den Gründer der Wiener Hochschule und des Stephansdomes gegeben: Daz ist Ruedolfs kunig ze Rom hantfest, 1278. — Die beyden Handvesten Albrechts I. von 1281 als Reichsverweser und 1296 als Herzog, — 1320, 21. Januar, von Friedrich dem Schönen, der das Eisenbuch schreiben ließ, — 1338, 11. Juny, Albrechts des Lahmen und Otto's des Freudigen Judenbrief, gerade ein Jahrhundert nach jenem denkwürdigen, 1238 im Feldlager vor dem widerspenstigen Brescia für die Wiener Juden, als seine kaiserlichen Kammerknechte, durch den großen Kaiser Friedrich erflossen, — die beyden Fleischerbriefe eben dieser Herzoge vom 24. Aug. 1331 und 7. Dez. 1350. — Albrechts des Weisen oder Lahmen großes Stadtrecht vom 23. July 1340 und wenige Tage darauf sein Schneiderbrief, — 1351, 22. März, der Brief von der Heimsteuer und von der Morgengabe, — 1351, 17. May, der Brief der Krämer und der Kaufherrn, — 1352, 5. Febr., und 1353, 22. Febr., die Weingartenbriefe, — 1353, 11. April, der Brief von den Sonntagsknechten, — 18. Nov. 1356, daß kein Bürger keinen Diener bey der Stadt nicht vassen soll, — 25. April 1357 der Tuchmacherbrief, — 1360, 28. Juny, Erzherzogs Rudolph IV., Fürsten zu Schwaben und zu Elsaß, des heiligen römischen Reiches obersten Jägermeisters, Brief wegen Ablösung des Burgrechts und Wiederbau der öden Häuser, — 1361, 20 July, der Brief über Vermächtnisse an geistliche Körperschaften wegen Aufhebung der Steuerbefreyung und aller Gerichtsbarkeiten, — 1361, 6. Dez., und 1364, 16. Januar, die Sendbriefe von Kaufmannschaft und des Stapelrechts, —

1364, 30. März und 30. Sept., die Briefe von Weingärten, Zehent und Bergrecht, — 1364, 28. Aug., der Fleischhackerbrief, — 1364, 12. April, »die Genade Herzog Rudolfen die burgerskynder nit nöten ze heyraten, auch alle geschäfft und gesprochne urtel bey krefften beleiben zu lassen,« — der Turnauer Handelsvertrag mit Casimir dem Großen, 10. July 1362: »wir des chunigs lewt von krakaw und der Herzogen von Oesterreich und besunderlich die von krakaw und von Wienn zu einander gearibaitten mügen an Irrunge,« — 1366, 22. May und 27. Juny, Ludwigs des Großen von Anjou, Königs von Ungern, Satzung über Donauschiffahrt und Handel, — 1365, 12. und 16. März, die Stiftungsbriefe der Propstey Allerheiligen bey dem alten Münster St. Stephans in Wien und der Wiener Universität durch die herzoglichen Gebrüder Rudolph, Albrecht und Leopold, 13. Okt. 1366 Leopolds des Frommen und Albrechts mit dem Zopfe Goldschmidtbrief, — 1368, 12. März und 24. April, Briefe Herzog Albrechts über die Münze und über Gold und Silber, — 15. May der Laubenherren Freyheit, — 7. und 12. Aug. die Fütterer briefe, — 1369, 29 Sept. — 9. Oktob. 1370, dann 20. July 1372, die Briefe vom fremdem Weinmaß und Weinschank, — 18. Dez. 1373 von den Flemminger oder Färberrechten, — das sind die vorzüglichsten Municipal- und Gewerbesatzungen des damals durch den nordischen und Donauhandel reichen und mächtigen Wien, in dem ersten Jahrhundert nach der Wahl Rudolphs von Habsburgs (1273 — 1373).

Daß in so vielen Bibliotheken von Franken bis an die Nord- und Ostsee hinauf Briefe Carl's des IV. vorkommen, ist eine der unzähligen Spuren der Macht und der Einwirkung seines Böhmens. — Seine mehr mit List als Gewalt, aber mit der zähesten Beharrlichkeit verfolgten, meist auf den Zwist und die Erbärmlichkeit mehrerer aus den Söhnen des großen Kaisers Ludwig gestützten Plane hatten durch die bereits Neu-Böhmen genannte Oberpfalz, das zum zweyten Prag bestimmte Nürnberg und beynahe Regensburg und mit ihm die Donau erreicht, die er mit der Moldau und durch sie mit der Elbe zu verbinden beschlossen hatte. — Die Mark Brandenburg war sein, — in Groß-Polen hatte Carl seine Hand, in Pommern festen Fuß, Ober- und Niederschlesien, Ober- und Niederlausitz waren noch durch Jahrhunderte böhmisch, und es fehlte wenig mehr zur Vereinigung aller Westslaven unter dem Banner des böhmischen Löwen.

Mit Fleiß und Scharfsinn bearbeitet sind die Handschriften der k. bayerischen Bibliothek zu Bamberg. — Die beygefügten, durch Treue und Schönheit ausgezeichneten Schriftmuster erschei-

nen in den Monumentis Germaniae. — Ein wahrer Schatz iſt der wahrſcheinlich aus dem neunten Jahrhundert ſtammende Victor Uticensis de persecutione Vandalica, der Eutrop, Jornandes, Gregor von Cour und Paul Diacon. — Auch dem Eutropio, aliqua Paulus Diaconus addidit jubente Domna Athelberga christianissima Beneventi ductrice, conjuge Domini St..chis sapientissimi et catholici principis. Ista alia, quae sequuntur, idem Paulus Diaconus ex diversis auctoribus composuit. — Im domkapitliſchen Original vom Leben des Stifters Heinrich des Heiligen drey merkwürdige Raſuren oder Ausfratzungen cap. 17 in der Bulle P. Leo IX mit den Worten: Salva auctoritate Domnae *Metropolitanae* Moguntinae Ecclesiae, und in cap. 18 wiederum: Sed tamen idem Episcopus suo *Metropolitano* Episcopo Moguntino in Canonicis caussis tantummodo sit subjectus et obediens. — S. 56. 58 die Verdienſte der Aebte des Bamberger Michaelsberges. — S. 61 die Legenden des oben erwähnten Slavenapoſtels Biſchof Otto. — Unterſtützung Lothar Franzens von Schönborn, Churerzkanzlers von Mainz und Biſchofs von Bamberg, für die Annales babenbergenses Ludwigs und für ſeine Reliquiae manuscriptorum, denen Ludwig inſonderheit auch die Zwettler Urkunden und die vielen intereſſanten Fragmente von den ehemals bambergiſchen Beſitzungen in Reichenhall, im Attergau und Traungau, — an der Enns bey Haag und auf carantaniſchem Boden beygab. — Merkwürdig ſind in den Babenberger Handſchriften auch jene gegen die Huſſiten, — viele Nürnberger, Würzburger, Bamberger und Banzer Chroniken, — Hanns Ludwig Pfinzingers Reiſebuch, des Pfalzgrafen Rupert, Adminiſtrators von Regensburg, Diöceſan-Statuten, — ein Bericht von der Abtey Waldſaſſen, Henkergeld, — K. Sigmunds Dekret wegen der Pfalzburger Erzbiſchöfe bis zum Ausgange des ſechzehnten Jahrhunderts.

S. 80 in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, der Urſchrift des Sigebert von Gemblours und wichtige, bey der jetzigen Herausgabe altgermaniſcher Satzungen wohlbenutzte Capitularia regum Francorum ab Ansegiso collecta.

Ganz vorzügliche Akten des Coſtnitzer Conciliums und K. Sigmunds Leben (1386 — 1439) von Eberhart Windeck, nur durch die kurze Herrſchaft Albrechts II. und bis 1442 unter Friedrich IV. fortgeführt. — Zwar haben die päpſtlichen Legaten und Commiſſarien zur Erhebung der rückſtändigen Annaten und Peterspfenninge ausgeſendet, die empfindlichſten und unerſetzlichſten Plünderungen von Kloſterhandſchriften, vorzüglich an ſolchen verübt, die den immer weiter um ſich greifenden Anma-

fungen des allgemeinen Episcopats entgegen zu treten, und die Freyheit der germanischen Kirche unter ihren Metropoliten geltend zu machen, geeignet gewesen wären. — Als die erste unglückliche Epoche dieser Art sind die letzten Jahre des erbitterten Kampfes wider Friedrich II. und das auf seinen Tod gefolgte drey und zwanzigjährige große Zwischenreich zu betrachten, als die zweyte allgemeinere, noch weit schlimmere jene des Constanzer Conciliums, da inzwischen die Mißhandlungen Philipps des Schönen, die Streitigkeiten Ludwigs des Bayern und jene der Franziskaner, die Gefangenschaft der Päpste zu Avignon, das große Schisma und die tödtliche Beleidigung der hierarchischen Majestät durch Wikleff und Huß, das Augenmerk der Curie noch weit mehr geschärft hatten.

Der Reichthum der norddeutschen Sammlungen über Salzburg und Nürnberg findet sich hier nicht minder; doch auch ein Bamberger Stadtrecht, das Würzburger Brückenrecht und mehrere Würzburger Chroniken, mehrere Henneberger und eine der Stadt Hof-Regnitz, — die Augsburger Annalen des Achilles Pirminius Gasser, — ein Codex von An- und Herkunft der Pfalzgrafen von Scheyern-Dachau und Wittelsbach. Dann, wie das Kloster Scheyern gestiftet worden, — die Sempacher Schlacht, — viele Adels-Genealogieen, darunter alle Verzweigungen des einer römischen Abstammung zugeschriebenen Hauses Freyberg durch Sigm. Brechtel von Sichtendorf und Oberlindorf. — Die den Arbeiten des Domherrn Ladislaus Sundheim, Historiographen Kaiser Max I. (m. s. Hormayrs historisches Taschenbuch 1827 und dessen Archiv Nr. 64 des Jahrganges 1827), und den vom Melker Benediktiner Hieronymus Petz herausgegebenen Klosterneuburger Tafeln zum Grunde liegenden Compilationen Gregors Hagen. — Diese Klosterneuburger Tafeln gehören mit in den historisch-genealogisch-romantisch-pittoresken Cyklus der Arbeiten Max I. über sein Haus und über sein eigenes Leben, über seine Freuden und Leiden, Abenteuer, Kriegsgefahren und Staatshandlungen im Weißkhunig, Theuerdank und Freudal, im Triumphzug und der Ehrenpforte in dem erst lange nach seinem Tode zu klassischer Zierde seines Grabmals in Innsbruck ausgeführten Erzstatuen der zu den Merowingen und Carlowingen und zu den Helden der Tafelrunde hinaufgeführten Ahnherrn und Stammesheiligen, im großen, in Wien auf Steindruck und Porzellän trefflich nachgebildeten Ambraser Stammbaum und im habsburgischen Pfauen eine Reihe unvergleichlicher, der eben zufallenden Pforte des Mittelalters gleich dem schönsten und majestätischsten Abendgolde nachstrahlenden Schöpfungen. — Aber auch Böh-

mens schwierige Berathungen, seine alten Freyheiten und seine Unglückstage gehen hier nicht leer aus. — Es findet sich eine ziemlich reichhaltige Sammlung böhmischer Privilegien, — die Landtagsabschiede bis 1594 — Erklärung des böhmischen Rumors von 1547 aus der bösen Zeit des sogenannten blutigen Landtags nach den Unfällen des schmalkaldischen Bundes, nach der Mühlberger Schlacht, der Wittenberger Capitulation und der Uebertragung der Cour von der Ernestinischen auf die jüngere Albertinische Linie. — Eine Uebersetzung und kritische Beleuchtung der einschlägigen Schriften Sixt's von Ottersdorf ist ein längst gefühltes Bedürfniß. — Das Lied Michael Beheims von der Zwietracht Friedrichs IV. und seines Bruders Albrecht, vom Abfall der Wiener und von des Kaisers Belagerung in seiner eigenen Burg ist zum Theil schon herausgegeben in Hormayrs historischem Taschenbuche auf 1827.

In den Breslauer Bücher- und Handschriftenschätzen dürfen uns die Briefe Carls IV. nicht wundern, noch die verschiedentlichen hussitischen Geschichten, — die Streitigkeiten des Erzherzogs Sigmund von Tyrol mit dem Cardinalbischof von Brixen, Nikolaus von Cusa, noch die Berührungen zwischen Bayern und Holland durch Kaiser Ludwig gegründet, erschüttert durch den ewigen Zwiespalt seiner Söhne, endlich durch die List »des großen Herzogs des Abendlandes,« Philipps des Guten von Burgund, und durch die verliebten Thorheiten der Letzten des Zweiges von Straubing-Holland, der Prinzessin Jacobea, auf immer zerrissen, bis bey der Trennung Belgiens und Hollands die Nennung des inzwischen zur Wiedergeburt Griechenlands berufenen Prinzen Otto, dem Gedächtnisse wieder einen Nachklang der alten Verbindung gab.

Wie billig, ist dem reichhaltigen Handschriftenschatze des geheimen Staats-, Hof- und Hausarchives in der Wiener Burg ein starker Abschnitt gewidmet. — Freylich hat die Kürze der Zeit es dem grundgelehrten und unermüdeten Pertz zur reinen Unmöglichkeit gemacht, diese seinem nächsten Endzwecke zum Theile ferner liegenden Handschriften selbst zu durchgehen, oder etwas Anderes, als ein Verzeichniß aus Verzeichnissen zu liefern. — Dem Freyherrn von Hormayr wurde das seltene Glück, durch ein Jahrzehend (1803 — 1813) als Nachfolger Schmidts, des Geschichtschreibers der Deutschen, jenem Institute vorzustehen, und nach den sachkundigen und dem Geschichtstudium höchst günstigen Anordnungen der Minister, Grafen Stadion und Fürsten Metternich (in beständiger Wechselwirkung mit den Provinzialmuseen, mit den Abteyen und mit den großen Privatsammlungen), an seine Regeneration die letzte Hand zu legen, —

nach seinem Uebertritte nach Bayern aber 1828 als Referent des gesammten Archivswesens einen noch größern, ächt germanischen, nämlich bajuvarischen, alemannischen und fränkischen Urkundenschatz vor Augen zu haben. — So schilderte denn auch Hormayr die Entwicklung dieser merkwürdigen Institute. Vielmehr er gab einen Abriß der archivalisch-diplomatischen Literatur und Literatoren in beyden Landen, — über das Wiener Centralarchiv, dessen Gründer und Förderer, Fürsten des Landes und gelehrte Zierden desselben 1810 in seinem »Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst,« 1823 in seiner »Geschichte Wiens,« — 1832 über das bayerische Archivswesen in einer eigenen kleinen Abhandlung, seinen akademischen Gedächtnißreden und kleinen historischen Schriften angefügt. — Von Enenkels Fürstenbuch von Oesterreich und Steyer, zuerst theilweise durch Lazius, dann durch den Piaristen Adrian Rauch bekannt, gibt der eben unter der Presse befindliche XXIX. Band der neuen, regenerirten Monumenta boica aus den für Oesterreichs Geschichte unschätzbaren Saalbüchern der Apostelkirche von Lorch, nachmals Paßau (XXIX. S. 309 — 318), eine korrektere und reichhaltigere Abschrift. — Von Alberts von Bonstetten österreichischer Chronik haben bereits der Innsbrucker Archivar Gaßler und Hormayr Bruchstücke herausgegeben, insonderheit jene mit dem Abbilde des Aeneas Sylvius wetteifernde Schilderung des üppigen Wien und seiner lebensfreudigen Bürger und Bürgerinnen. — Was von Paßau, diesem tausendjährigen Diöcesan Oesterreichs, in verschiedenen Fascikeln österreichischer Freyheiten vorkömmt, was der durch die Herausgabe der Quellenschriftsteller Ungerns rühmlich bekannte Schwandtner in seiner Notitia diplomatum passaviensium darbringt, erscheint erst in seiner vollen Unzulänglichkeit, seitdem diese Jahrbücher in der stehenden Rubrik: Forschungen aus den Geschichten Oesterreichs und Bayerns, und in jener des Anzeigeblattes: Perlen zur Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern, erprobt haben, daß aus den Paßauer Quellen eine großentheils neue Geschichte Oesterreichs von der merowingisch-agilolfingischen Epoche bis zur Beendigung des großen Zwischenreiches durch Rudolph von Habsburg hervorgehe. — Auch für Bayern sind die einzelnen Diplomatarien, besonders jenes von 1322 — 1422 — die Regesten Ludwigs des Brandenburgers, seines Sohnes Meinhard und Margarethens der Maultasche überaus wichtig, — die Pfandbriefe, die Raitbriefe, die Lehen, Beutel- und Zinslehen, Frohnbücher, eine reiche Fundgrube für die Handels- und Kulturgeschichte. — Das reichhaltigste und vollständigste Archiv ist überhaupt gerade jenes der kleinsten Provinz, des auf der Scheide zwischen Italien,

Deutschland und der schweizerischen Eidgenossenschaft sich einflußreich erhebenden Tyrol. Die Codices von Trient und Briren verdienen eine baldige vollständige Herausgabe. — Resch kam damit bis auf die Tage Heinrichs des Heiligen, Sinnacher hat diese Saalbücher bis gegen das Ende der Hohenstauffen gegeben. — Die trefflichen Sammlungen Roßbüchlers, Paprians und des unvergleichlichen Genealogen, Canonikus Stephan von Mayerhofer, blieben unedirt, obwohl allen vaterländischen Geschichtsfreunden zugänglich. — Die wichtigste Grundlage der damals noch gar keiner gedruckten Quellensammlung sich erfreuenden Tyrolergeschichten gab vor mehr als dreyßig Jahren Hormayrs kritisch-diplomatische Beyträge (1802), mit den nachgefolgten Stemmatographien der mächtigsten Geschlechter dieses Hochgebirges, des welfischen Nebenzweiges der Eppaner und des in Burgund, Ostfranken, Carentanien und Altbayern gewaltigen, mit dem Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran prangenden andechsischen Hauses. — Wenige Provinzen werden spezielle so vollständige Quellensammlungen aufzuweisen haben, wie Tyrol an der, jedem gemeinnützigen Gebrauche mit zuvorkommender Bereitwilligkeit offen stehenden Bibliotheca tyrolensis des Appellationspräsidenten Dipauli-Treuheim in Innsbruck.

Die genau mit dem Eintritte des funfzehnten Jahrhunderts, mit dem wider den verrückten Tyrannen Wenzeslaw von Böhmen-Luxenburg erhobenen Gegenkönig Rupert von der Pfalz beginnende Reichsregistratur verdient, gleich so vielen andern, hier nur summarisch angegebenen Schätzen eine eigene Reise Böhmers, des unvergleichlichen Herausgebers der Kaiserregesten nach Wien. — Der obengedachte, selbst in den norddeutschen und ungrischen Bibliotheken existirende Vorrath von Urkunden, Chroniken und Traditionen der älischen Colonie Juvavia, dieser erst zugleich mit dem römischen Westreiche untergegangenen Hadriansstadt, des nach mehr als zwey Jahrhunderten durch St. Rupert als Wiege des Christenthums wieder erhobenen Salzburgs durfte freylich nirgend reichhaltiger erwartet werden, als eben in Wien. — So bewährt er sich hier auch. — Des edlen Hofrathes und Hofbibliothek-Kustos Kollar zwischen der reichen Kaiserstadt und zwischen seiner ungrischen Heimat mehrfach zersplitterte Handschriften haben allerdings Wichtigkeit, selbst für die deutschen Geschichten in den verwirrungsreichen Tagen der Brüder Wenzel und Sigismund, die (unglaublich genug!) unmittelbar darauf durch die noch verächtlichere Anarchie unter Friedrich IV. überboten wurden, für die hussitischen Händel und für jenes bejammernswerthe Zerwürfniß

aller europäischen Kräfte, durch welches die Türken in Ungerns Nebenreichen sich festsetzten, das schmälich verlassene Konstantinopel endlich bewältigten, Apulien und Innerösterreich zugleich bedrohten, durch welches, trotz genugsamer Mittel, gleichwohl die schnelle Wiedereroberung unterblieb, deren Möglichkeit nichts augenscheinlicher erwies, als die schimpfliche Niederlage des Eroberers Muhammed vor dem Schutthaufen von Belgrad durch eine Handvoll tapferer Ungern durch den großen Gubernator Johann Hunniady Corvin und durch zusammengelaufenes Kreuzfahrergesindel unter dem gottbegeisterten Prediger am Stephansfreythof, dem ausgetrockneten, schwarzgallichten Mönchlein Johann Capistran. — Dankenswerth ist der in diesem Archiv gelieferte Auszug eines, dem Streben der Frankfurter Gesellschaft würdig zur Seite stehenden Unternehmen Ungerns, die von 1810 — 1816 auf Veranlassung des Erzherzogs Palatin Joseph und der Banderial-Regnicolardeputation von 1808 erfolgte Reise des ehrwürdigen Martin Georg Kovachich von Schenkwitz und seines Sohnes, Julius Niklas, durch ganz Ungern, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien, deren Entdeckungen für die ungrische Verfassungs-, Gesetzgebungs- und Geschichtskunde von den wichtigsten Folgen gewesen sind. — Ueber die zwischen dem römischen und griechischen Kaiserthume, zwischen Venedig, Ungern und dem deutschen Küstenlande hin und her schwankenden Verhältnisse Fiume's ist eine urkundliche Ausführung in Hormayrs Archiv für Süddeutschland II. — Auch hier möchte man wieder mit einer Breslauer Handschrift fragen: Quis verius ducator et imperator, Graecorum aut Romanorum. — Hervorzuheben ist das Botengesetz der Zipserstadt Leutschau. — Die Jesuitengeschichte Wallensteins wird den durch Försters Briefwechsel festgestellten Ansichten schwerlich eine andere Richtung geben. — Conrads Beck Reise nach Jerusalem und das Pilgerbuch des Bruder Felix Fabri eben auch nach der heiligen Stadt und ins heilige Land. — Conrads von Würzburg Abenteuer oder Gedichte, zuerst 1811 vollständig entdeckt in der Bibliothek zu Colocsa.

Das Museum Niklas Jankovich in Pesth erhielt zuerst eine ausführliche Beschreibung in Hormayrs historischem Taschenbuche auf 1821 durch den Freyherrn von Mednyanszky nach seiner Abtheilung in redende Denkmale (Handschriften und Codices, Urkunden, Authographa sowohl als Apographa, fremde, Ungern betreffende und ungrische Zeitbücher und Chroniken, — alte Bücher in ungrischer Sprache, aber in Ungern gedruckt, zwischen den Jahren 1473 und 1599) und stumme Denkmale der Plastik, der Malerey, Münzen, Waffen und alterthümlicher

Männerschmuck, Frauenschmuck und Zierden, Siegelstöcke, Siegel- und Fingerringe, Ordensabzeichen, alterthümliches Haus- und Kirchengeräthe, Gefäße und sonstige Werkzeuge.

Von den Handschriften zur deutschen Geschichte, ein Orosius zum Theil aus dem zehnten, ein Paul Diakon aus dem zwölften Jahrhundert, — wieder der öfters bemerkte Reichthum von Salzburg, noch weit mehr aber von Nürnberg, beynahe ein halbes Hundert von Chroniken, Kriegs- und Urtheilsbüchlein, Genealogien der Familien (Imhof, Tucher, Haller, Schreyer, Muffel), die Registratur des Stadtarchives, viele Originalurkunden, darunter die Stiftung des Almosens der zwölf armen Männer bey den Kartheusern in Nürnberg, — schätzbare Regensburger Chroniken, — die besondern Rechte der Stadt zu München, — bayerisches Landrecht von Ludwig dem Brandenburger, Ludwig dem Römer und Stephan mit der Hafte, Kaiser Ludwigs Söhnen. — Der Vandalism der großen Secularisation und Mediatisirung hat kaum irgend eine geistliche oder weltliche Körperschaft so verheerend betroffen, wie jene Handelshauptstadt des mittleren Deutschlands, das durch alterthümliche, reich verherrlichte, durch die Veredlung jedes Handwerkes zur Kunst in den Pallästen der europäischen Residenzen, wie in den Cabanen der Wilden einheimische Nürnberg. — Um so erfreulicher war es, daß König Ludwig von Bayern beschloß, nach dem schönen Vorbilde von Gemeiner's Regensburger Chronik, im k. Archive zu Nürnberg, unter der Leitung des großen Kritikers Ritter von Lang, Nürnberger Jahrbücher verfassen, und hiebey die weitläufigen und vielbesprochenen Annalen des 1634 verstorbenen Nürnberger Rathschreibers Johannes Müllner zum Grunde legen zu lassen. — Das an Langischen Belehrungen hie und da reiche erste Heft reicht von der ältesten wahrhaft geschichtlichen Erwähnung Nürnbergs 1050 bis zu dem für das gesammte deutsche Municipalwesen höchst wichtigen Nürnberger Freyheitsbriefe Friedrichs II. vom 8. Nov. 1219.

Die Sammlung Jankovich hat einen Schwabenspiegel vom Ende des zwölften, einen Sachsenspiegel aus den letzten Jahren des dreyzehnten Jahrhunderts, — eine Handfeste Wiens von Ottokar bis auf Friedrich IV. — Nicht gleichgültig für deutsche Geschichte sind die Gesta quorundam romanorum principum, a Carolo M. ad 1308 ad honorem et mandatum seren. Principis dni Sigismundi, Rom. et Ungariae Regis, in dessen Kanzley geschrieben, — ferner die in fünf Foliobänden von K. Sigmund bis auf Karl VI. von 1420 bis 1720 reichenden acta publica. — Wie von den deutschen Kaisern vor Max I. keine eigenhändigen Unterschriften gewöhnlich vorkom-

men, und in Ungern und Böhmen bisher keine älteren als 1455 von Ladislaw Poſthumus, iſt eine ſolche von 1403 von Sigmunds Gegenkönig Ladislav von Durazzo um ſo ſeltener. Er verſpricht darin, im Weichbilde von Trau und Sebenigo in Dalmatien keine Feſtung zu bauen. — Doch die auch für deutſche Geſchichten in den Tagen Rudolphs von Habsburg, Carls IV., Sigmunds und der Ferdinande wichtigen ungriſchen Sammlungen ſind noch viel reicher. — Eben das Muſeum Jankovich hat die Diplomatarien des durch ſeine Genealogien und durch ſeine Zipſer Analekten bekannten Jeſuiten Carl Wagner und des Hauptmanns Szekuly. — Das Peſther National-Muſeum beſitzt die handſchriftlichen Sammlungen dreyer berühmten jeſuitiſchen Hiſtoriographen, des ſattſam bekannten Georg Pray, Kaprinais und Heveneſſys, dann des 1806 verſtorbenen ſcharfſinnigen Forſchers Abbé Carl Eder aus Siebenbürgen. — Ein ſchlimmes Schickſal waltete über die Sammlungen des ungriſchen Cröſus Marczibany und über jene Bardoſſys in Leutſchau. — Dagegen erfreut ſich das evangeliſche Lyceum zu Cſetnek im Gömörer Comitat eines anſehnlichen Schatzes. — Die höchſt ausgezeichnete diplomatiſche Sammlung des Freyherrn Aloys Mednyanſzky zu Veſzele in der Neutraer Geſpannſchaft, nun Statthaltereyrathes in Ofen, beſteht theils aus eigenen köſtlichen Sammlungen, theils aus jenen des Jeſuiten Wagner, theils aus dem überreichen Vorrathe des Archivars Adam Raitſanyi. — Hätte Baron Mednyanſzky durch ſo geſegnetes Entdecken und Sammeln, nüchternes Sichten und ächt vaterländiſches Streben, durch ſeine köſtlichen Monographien des Waagthales, durch jene ſo vieler Familien und Burgen, durch jene der Templer in Ungern, des Stibor Wajda, der Pazmaniſchen Geſandtſchaft nach Rom ꝛc. ꝛc., auch gar kein anderes Verdienſt, als jenes, in Wort und That gezeigt zu haben, wie man ungriſche Urkunden ohne alle Gefahr für ſeinen Beſitz und für die Privatrechte durch den Druck zum Gemeingute machen kann? ſo wäre dieſes Verdienſt allein ſchon hinreichend, ihm die vollgültigſten Anſprüche zu geben auf den Dank der geſammten literariſchen Welt. — Von Großwardein hat Kereſzthury alles emſig geſammelt und verſtändig zuſammengeſtellt. — Der Obernotar und Reichstagsdeputirte von Zolyom, Ludwig Benitzky von Mitſchenye, ein wahrhaft ausgezeichneter Paläograph und Polyhiſtor, umfaßt mit ſeinen ungemein reichhaltigen Sammlungen und Aufzeichnungen nicht nur die geſammte magyariſche Urkundenwelt, ſondern auch die Denkmale der Römerzeit und die ganze Geognoſie, Oryktognoſie und Ethnographie Ungerns. — Des gelehrten Benczur Manuſcripte finden ſich in der Bibliothek des Freyherrn von Jeſzenak

zu Preßburg, jene des Archivars Keler (sammt jenen des im May 1795 mit dem Abte Martinovits enthaupteten Hofkammersekretärs Hainoczy) — sind nun im Pesther Museum, jene des Domherrn Koller in der bischöflichen Bibliothek zu Fünfkirchen. — In der gräflich Rhadayschen Bibliothek zu Petzel bey Pesth sind vorzüglich viele Akten und Correspondenzen aus dem Jahrzehend des letzten und drohendsten Rakoczyschen Krieges. — Nicht minder bemerkenswerth sind dem Alterthumsforscher und dem Münzkundigen die Bibliotheken des Baron Pronay zu Almas und des Grafen Viczay zu Hederwar. — Des Grafen Ilyeshazy Büchersaal zu Dubnitz enthält mit vielen andern schätzbaren Codices und Akten auch alle Diätalia, alle Regales, alle Artikel vom Palatin Stephan Illyeshazy und von der unglückseligen Rudolphinischen Zeit an. — Einreißende Urkundenverfälschung bestimmte den König Carl Robert, Thomas Bebeck durch das ganze Land zu schicken, die Urkunden untersuchen und erneuern zu lassen. Hievon gab Engel in den Monumentis ungricis das Regestum der Thurocz heraus. Es existirt nur noch jenes von Zolyom und von der Liptau, letzteres in Dubnitz. — Die Sammlung des Herrn von Geczy zu Poltar im Honther Comitat ist vorzüglich genealogisch wichtig. — Die von Preßburg nach Gran übertragene, und dort einstweilen bey den Franziskanern in einem, für ihre Erhaltung sehr ungünstigen Zustand aufbewahrte Primatialbibliothek enthält außer sehr vielen andern Schätzen auch die Handschriften des berühmten Belius, die bischöfliche zu Erlau, jetzt in des großen Dichters Ladislav Pyrker Händen (einst Cisterzienserabten zu Lilienfeld, Bischof in der Zips, dann Patriarchen zu Venedig, des unvergeßlichen Sängers der Rudolphias, der Tunisias und der Perlen der heiligen Vorzeit). Diese Bibliothek enthält unter Andern viel Interessantes über des Bischofs Verantius Mission nach Constantinopel. Viele seiner Berichte liegen noch unentziffert im Nationalmuseum zu Pesth. — Cornides Manuscripte stehen in dem reichen Büchersaale des Grafen Joseph Teleky. — Das klassische Siebenbürgen hat in Hermannstadt die stattlichsten Museen, das Bruckenthalische und jenes des Propsten Hennet, — in Carlsburg den Schatz des gelehrten Bischofs Ignaz Batthyany, in Maros Wasarhely den vom Hofkanzler Grafen Samuel Teleky gegründeten Bücher- und Handschriftenschatz. Die Batthyanische Bibliothek in Körmend, die Festetitssche in Keszthely, die Esterhazysche in Eisenstadt umfassen reiche, ungeschürfte Fundgruben — Die Manuscripte Benkö's sind in der trefflichen Sammlung des Grafen Nepomuk Esterhazy zu Wien. Zu Agram in der Bibliothek der Akademie und des edeln Bischofs Verhovacz ist der Nachlaß von

Valvasor und Schönleben über Krain, von Kercselich über das Küstenland, dann des Pfarrers Barichevich. — Der Domherr Radvany von Csanad hat die Temeswarer Umgegend ausgebeutet, der Nachlaß der kroatischen Forscher Katanchich und Jakussich ist bey den Franziskanern der Wasserstadt zu Ofen. — Der uralte Adel der Thurocz, der Liptau, jener von Honth und Neograd bewahrt eifersüchtig unter der Erde und in Felsen überraschende diplomatische Schätze — Preßburg war in der Zeit seiner Blüthe unter Maria Theresia, als die Lieblingstochter Christina mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen als Statthalter dort residirten, und die Blüthe des ungrischen Adels dahinzogen, bevor ihnen Joseph den unglücklichen Ruf nach den Niederlanden gab, auch ein schöner Mittelpunkt ungrischer Literatur, die freylich noch nicht ihrem wahren Lebensäther, der Regeneration ihrer herrlichen Sprache und einer nationellen Geschichte aus den Urquellen zugewendet war. — Uebrigens hatte Preßburg auch schon früher ausgezeichnete Sammler und Forscher in seiner Magistratur, den großen Rechtsgelehrten Augustin Wagner (1599), den Syndikus Jakob Szeleczky, Johann und Martin Schödl, beyde Stadtrichter unter den Ferdinanden, Gabriel Scaricza, Bürgermeister während des berühmten Landtags Carls VI. (1722—1723), den bereits oben erwähnten Magistratsrath und Publicisten Joseph Benczur, Vater eines um das österreichische Geniewesen hochverdienten Generals, dem kunstliebenden Bürgermeister und Stadtrichter Johann Christoph Burgstaller (1734—58), endlich den unvergeßlichen Carl Gottlieb Windisch, Stadthauptmann und Bürgermeister (1768—1793). — Die Bemühungen dieser hochverdienten Männer vereinigt gegenwärtig der Magistratsrath Georg von Gyurikovits, dessen noch allzuwenig bekannte Sammlung, deren unten näher erwähnt wird *), in jeder Beschreibung Preßburgs die vorzüg-

*) Auch des fürstlich Palffyschen Kassiers, Kaspar Anton Goling, in Preßburg ausgezeichnete Sammlung für Kunst, Alterthum und vaterländische Naturhistorie verdient die höchste Aufmerksamkeit. — Die Gyurikovitsische Quellensammlung enthält 33 Foliobände wichtiger Urkunden, und zwar: a) Edelmanns- oder Comitats-, b) städtische, c) Reichs- oder Staats-Urkunden, aus denen der Propst und Pesther Bibliothekspräfekt Georg von Fejer zu seinem Codex diplomat. Hung. Eccl. et Civil. großen Vortheil gezogen hat. — Staatsrecht und Verfassung, einzelne geschichtliche Ereignisse, Erwerbs- und Behauptungsrechte, des Landes alte Geographie, die Abstammung, Verzweigung und ältere Hausgeschichte der Adelsgeschlechter Ungerns, ganz vorzüglich aber das ungrische Municipal- oder Städtewesen, die Geschichte des dritten Standes und des Handels haben hier einen

lichſte Stelle verdient. — Wie viel aus ungriſchen Familienurkunden für die wichtigſten Perioden noch zu erwarten ſey, zeigte

unerſchöpflichen Born von Entdeckungen und Berichtigungen. — Die archivaliſchen Auszüge der Privaturkunden zählen 425 Faścikel. — Vollſtändig iſt die Sammlung der Reichstagsdiarien und Akten von den ſtürmiſchen Tagen Rudolphs und Mathias (1608 — 1830), dann höchſt wichtige Concurſual-Akten von der vollendeten Befreyung vom Türkenjoche 1698 bis zum vorletzten, durch den ſchmälichen Belgrader Frieden geendigten Türkenkrieg (1737—1739). Gehaltvoll iſt auch die Sammlung der ſiebenbürgiſchen Municipalgeſetze von 1540 bis 1653, bekräftigt durch die beyden großen Fürſten Gabriel Bethlen und Georg Rakoczy den ältern, durchgehends in ungriſcher Sprache. — Höchſt lobenswerth iſt Gyurikovits Anlage einer, auch in die ältern Epochen zurückgreifenden Landcharten- und Plan-Kammer aus den Geſpannſchaften dieß- und jenſeits der Donau. — Aus den Handſchriften ſind zu bemerken: a) Joann. Rezik Gymnasiologia Evang. Hungarica, sive Historica Scholarum et earundem Rectorum celebriorum. — b) Analecta historica: Syllogen operum manuscr. Actorum publicorum, Diplomatum, Mandat, Resolut. Regiar., variorum Documentorum litterar. Historiam Hungariae civilem et eccles. Evang. in Hungaria utriusque Confessionis illustrantium; duo Tomi. Fol. Collegit G. Gyurikovits. — c) Collectio memorabilium Actorum publicorum Historiam Regni Hungariae Stirpis Austr. illustrantium a Georgio Gyurikovits adornata Ann. 1802 — 1808. — d) Descriptio infelicis Status civitatis Tyrnaviens. sub. motibus Tökölyanis Ann. 1683 ex protoc. ejus deducta. — Manifestum Rakoczyanum Ann. 1704. — Mandatum exhortatorium ad Rakoczyanos 1704. — Vexatio dat intellectum. sub diaeta Ann. 1764. Fol. e) Rubus ardens inconsumptibilis, sive Animadversiones in Lampe Hist. eccles. Reform. in Hung. Libri II. Annales ab Anno 1518. usq. 1590. concinnatae per Theodorum Fulgentium. Fol. f) Liber legalium Constitutionum A. Ch. 1489. feliciter consummatus, Nicolai Ebendorfer. Fol. Autographum. Ein Denkmal der ungriſchen Jurisprudenz vor den Zeiten des Stephan Verbőczy. g) Jacobi Szeleczky Formulae Styli juridici Initio Saec. XVII. collectae. Autographum. Fol. h) Alte lateiniſche Reichsrechnung über Einnahmen und Ausgaben des königlichen Schatzes vom Jahre 1667, von dem Kameral-Rechnungsamte verfaßt. Fol. Original. Die Einnahme betrug dazumal 70,000 fl. k) Bericht und Akten der Reichskommiſſion über die (1717) Reviſion der Reichsgränze zwiſchen Ungern, namentlich dem Wieſelburger und Oedenburger Komitat und dem Erzherzogthume Oeſterreich. l) Tabella geographico-statistica, exhibens universas Caes. Reg. Stationes tricesimales in R. Hung. Officialium Numerum et Summarium Provent. 1723. m) Diarium Negotiorum apud exc. Suae Seren. Princ. et Ducalis D. Francisci Rákóczy Aulam quotidie publice continuatorum succincte exposuit Casp. Beniczky Secret. ab A.

inſonderheit das Hormayrſche Archiv 1826 — 1827 an den Kriegen zwiſchen Ottokar und Bela und an jener weltgeſchichtlichen

---

1707. die 24. Maji usq. 1710. diem ult. Februarii. Autographum. Fol. hungarice. n) Descriptio Historiae arcanae infausti Belli Rákóczyani per Paulum de Rádа Consil. Anno 1712. Comiti a Sailern transmissa. Eine ſehr gute pragmatiſche Ueberſicht der in Ungern im Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts herrſchenden Bewegungen — Foedus inter Petrum Moscoviae Czarum, et Franc. Rákóczy Transylv. Principem, Ann. 1707 die 4. Septbris super Electione Francisci Rákóczy in Regem Poloniae. — Puncta Conventionis Szathmárien. — Articuli SS. et OO. pro Libertate Patriae Confoederatorum in Conventu Onodiensi A. 1707 conclusi. Fol. o) Manifestum Emerici Tököly Anno 1684 editum. p) Regestrum de Thurócz A. 1391. Exemplar authentice vidimatum ex Transsumto ejusdem Comitatus. Fol. q) Georgii Schreiber Descriptio L. R. Urbis Modor A. 1719. Fol. r) Bardossy duae Dissertationes diplomatico-historicae de Limitibus Regni Hungariae ex parte Comitatuum Scepus et Sáros versus Poloniam, et de Juribus limitaneis Hungarorum. Fol. t) Limitatio mechanicorum Laborum in quinq. S. R. Civitatibus in Comit. Posoniensi sitis, commorantium, per domesticos Magistratus earum Civitatum An. 1668 instituta. Dieſe Limitirung der Gewerbe, in ungriſcher Sprache verfaßt, iſt ein wichtiges Aktenſtück zur Gewerbskunde Ungerns im ſiebzehnten Jahrhundert. u) Acta publica Bethleniana An. 1620 et Rákóczyana A. 1711. nempe 1° 34. Articuli in Diaeta Posoniensi 1619. — 2do Articuli 52 in Diaeta Novisoliensi 1620 conclusi per Gabrielem Bethlen confirmati. 3°. Exoperatio Pacificationis seu Conversionis Szathmáriensis per Comitem Joannem Pálffy 1711. inter Rákóczyanae Factionis adhaerentes facta. 4°. Conventio Szathmáriensis per Eleonoram Reginam Anno 1711. et Carolum VI. Anno 1712 confirmata. Fol. x) Collectio Intimatorum Regiorum sub Carolo VI. Maria Theresia, Josepho II. et Francisco I. emanatorum; item Repraesentationum per nonnullas Jurisdictiones instar Responsi submissarum, adornata; a. G. Gy. Fol. Tomi duo. y) Scriptores Rerum hungaricarum minores, per Georgium Gyurikovits collecti Posonii 1813. Fol. juxta Seriem chronologicam 21. z) Acta memorabilia Protestantium Augustanae Confessionis addictorum in Regno Hungariae collecta per Georgium Gyurikovits. Fol. aa) Acta Processus Fisci Regii contra Familiam Zichy respectu Dominiorum Budensis et Visegradiensis An. 1759 — 1767. bb) Genealogiae nobilium Familiarum Regni Hungariae collectae per Georgium Gyurikovits. Fol. Tomi duo vastissimi. cc) Adami Rajcsány Consiliarii Regii, celebris olim Genealogiarum Collectoris Opus genealogicum de Nobilibus Familiis inclyti Regni Hungariae. dd) And. Schmal Adversaria ad illustrandam Historiam ecclesiasticam evangelico-hungaricam 4. Sectionibus definita. A. 1765. Fol.

Marchfeldsſchlacht, in welcher Ottokar an Rudolph von Habsburg den durch ein Vierteljahrhundert glorreich behaupteten Nach-

---

ee) Die Geographie und Geſchichte neun einzelner Komitate von Mathias Bel. 1) Des Raaber, 2) Baranyer, 3) Weßprimer, 4) Graner, 5) Wieſelburger, 6) Trentſchiner, 7) Arwaer, 8) Oedenburger, 9) des Jazyger, Kumaner und Kömärer Bezirks. 9 Bände. nn) Analecta ad Notitiam Hung. historicam geogr. statist. et stemmatograph. illustrandam facientia, 12 Tom. oo) Diarium Zavodszkyanum ab Anno 1586. usque 1621. deductum, ex Autographo in Biblioth. Univers. Pesthini conservato per G. Gy. descriptum. Fol. pp) Zeitung vom Jahre 1598, dann vom J. 1608 bis 1618, zwey ſehr ſtarke Bände in Folio geſchrieben von Jeremias Piſtorius in Wien. rr) Ant. Baytay Historia statistica Hungariae Regnorumque ei adnexorum, Principi Coronae Josepho II. praelecta. 4°. ss) Dissertationes in Diaeta Ann. 1764 vulgatae: 1°. Vexatio dat Intellectum, seu Discursus dans Lumen in Negotiis diaetalibus. 2°. Discursus politicus, quo ostenditur in Hungaria Formam monarchico-aristocratici Gubernii vigere. 3°. Opinio circa Regnum Hungariae. 4°. Discursus de Regulatione Insurrectionis nobilitatis in 4°. tt) Thom. Thuránszky Encomium Posonii in Hungaria Inf. Metropoleos. 1670. 4°. uu) Isaaci Abrahamides Hrochotii Oratio exequialis J. U. C. ac Dno Georgio Thurzóni de Betl. Regni Hungariae Palatino etc. in publico Luctu die 19. Februarii 1617, dum mortales suae Celsitudinis Exuviae Monumento Majorum in Templo Bitsensi conderentur, dicta et recitata. vv) Mart. Schwartner de Gente croviaca Hungariae Regum Stirpis Arpadianae, haereditario Successionis Juri non adversa. 4°. (Originalhandſchrift). xx) Nicolai Jankovits Moldavia et Valachia legitimis Juribus Aug. Domus Austriacae obnoxiae et S. Regni Hungariae Coronae adsertae. 4°. yy) Tentamen Combinationis Legum ac Diplomatum de Censu regali disponentium. 4°. zz) Franc. Pr. Rákóczy Responsum ad Supplicationem sex Comitatuum contra Relegationem P. P. Societatis Jesu e Regno Hungariae 1706. 4°. aaa) Mich. Schätzl: »Kann das Weinprivilegium der Stadt Oedenburg am Landtage geſetzmäßig aufgehoben werden? und iſt es nach ſtatiſtiſch-politiſchen Grundſätzen rathſam, ſolches aufzuheben? 4°. ccc) Memorabilia circa Revolutionem Rákóczianam ex Archivo Dominii Arva praenotata ab Anno 1702 usque Annum 1709. ddd) Apologia Fr. Kollár pro Libello suo de Potestate Regum Hungariae legislativa circa Sacra, adversus Censuram Deputat. Regnicol. in id opus factam 1764. 4°. eee) Georgi Penker L. R. Civitas St. Georgii 1679 fff) Historia L. R. Civitatis St. Georgiensis. Fol. ggg) Series Supremorum Comitum Comitatus Posoniensis diplomatice eruderata, a G. Gy. Fol. hhh) Acta Sacrae Synodi Nationalis Regni Hungariae sub Auspiciis Alexandri Rudnay Primatis etc. Posonii 1822 servatae. iii) Fata Aug. Confess. Ecclesiarum in Comitatu

laß der Babenberger, den Sieg und das Leben verlor, aus den Diplomen der erlauchten Häuſer Vermes, Zrinyi, Soos, Radvanszky, Berczeviczy und Sztarray.

Nur durch Sammlungen dieſes Umfanges und dieſer Präciſion war ein Werk möglich, wie des Propſten Fejer großer Codex diplom. Hungariae eccles. et civil., des Ritters von Lang in dieſen Jahrbüchern häufig erwähnten Regestis sive rerum boicarum autographis, zur Seite ſtehend. — Kein erfreulicheres Zeichen der wohlthätigen und hülfreichen Wechſel-

---

Posoniensi. Fol. kkk) Adversaria ad Historiam Scholarum Evangelicarum in Comitatu Posoniensi. Fol. G. Gy. lll) Historia Scholae evangelicae Modrensis et ejus Rectorum. G. Gy. mmm) Conscriptio Portarum Comitatus Posoniensis in Annis 1570—72, 76—82, 83, peracta. Fol. nnn) Regestrum et Conscriptio Bonorum Capituli Posoniensis et A. Abbatiae S. Mart. S. Montis Pannoniae per Gabrielem Bethlen Civitati Posoniensi inscriptorum, A. 1620, confectum. ooo) Collectanea genealogica Exc. Familiae Pálffy ab Erdöd a G. Gy. Fol. ppp) Josephi Albrecht Monographia historico-diplomatica celeberrimae Gentis Pálffyanae 1826. Fol. qqq) Analecta ad Notitiam Comitatus Posoniensis historicam, geographicam, stemmatographicam illustrandam facientia studio Georgii Gyurikovits collecta. Mehrere Fascikel in Folio. vvv) Analecta ad Notitiam Urbis Posoniensis hist. topogr. statist. illustrandam facientia, studio Georgii Gyurikovits collecta. sss) Eug. Kósa Historia Conventus Poson. Monialium S. Clarae Ord. Minor S. Francisci Poson. — Malaczken. S. Catharinae. ttt) Historia Oppidi Posony-Várallya germanis: Schloßberg und Zuckermantl, dicti, ex fide dignis Documentis per G. Gy. 1826. deducta. Fol. uuu) Miscellanea literaria per Georgium Gyurikovits collecta. 8. 10 Bände. vvv) A'közönséges Keszthelyi gazdaságbéli Instructió. 1809. 8. xxx) Jura Sacrae Regni Hungariae Coronae in Bonis et Dominiis Coronalibus, ex Occasione ad fiscalem Actionem deducti Dominii Munkáts vindicata. Fol. yyy) Combinatio Legum de Coronalitate Arcis Zólyom. zzz) Extractus Summarii super Proventibus et Expensis Aerarii Regii, sub Regimine M. Theresiae. — Series Portarum Regni Hungariae ab A. 1647 usq. 1764 Fol. aaaa) Valedictio morituri Petri de Réva Coronae Conservatoris A. 1622. Fol. bbbb) Scriptores Rerum hungaricarum, Historemata, Bullae pontif. Literae et Acta publica ex manuscriptis Codicibus Caes. Biblioth. Vindob. collecti, per G. Gyur. cccc) Planum politicum Felicitatem internam Regno Hungariae juxta Principia statistica procurandi, elaboratum A. 1764. Fol. dddd) Die Monographien der Comitate Arva, Trentſin, Wieſelburg, Simegh, Baranya. (Wo Buchſtaben fehlen, da gilt es bloß modernen Sammlungen, die nicht Autographen nach Original-Memoires enthalten.)

wirkung großer Urkundenwerke und der Lichtblitze des Synchronism und der Chronologie, als in Fejers Codex diese häufigen Hinweisungen auf die bayerischen Regesten sowohl, als noch mehr auf die neue regenerirte Sammlung der Monumenta boica, nicht minder auf die in diesen Jahrbüchern enthaltenen Perlen zur Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern aus den urkundlichen und Handschriftenschätzen Münchens. — Es wurde oben der zwischen dem deutschen und griechischen Kaiserthume zwischen Ungern und Venedig schwankenden Lage Fiumes und der südlicheren adriatischen Küstenlande erwähnt. Hier erscheint 838 der älteste kroatische Herzog Tirpinius, Croatarum dux, Regnante in Italia, piissimo Lothario Francorum rege, actum in loco Byaci, wornach wenigstens eine Weile die Heimat der Croaten zur eisernen Krone gehört hätte.

Mit Recht bemerkte Pertz in seiner vaticanischen Ausbeute, von wie großer Wichtigkeit die Berichte der mit eben so scharfsinniger Benutzung der Umstände, als heldenmüthigen Beharrlichkeit, mitten unter den wildesten Heidenvölkern, mitten unter der sieghaften Ausbreitung des Islam vollbrachten Missionen seyen? — In diesen Jahrbüchern hat der unvergleichliche J. G. Meinert aus dem Prager und Nikolsburger Bücherschatze, des Marco Polo Aufzeichnungen über den Orient, des 1330 von neunjähriger Bekehrungsreise nach Indien und China heimgekommenen Franziskaners Ulrich von Portenau Büchlein erwähnt, das »Chunradt der Stekkel von Tegernsee in slechtew, vngereimtew vnd vngeziertew Deutsch pracht cze Wienn in der Statt,« — und eines andern Franziskaners Johannes von Marignola bewundernswerthe Reise (1338 — 1350) durch die Wüste Kobi nach China und über Indien, den persischen Meerbusen und Europa zurück. — Nicht minder merkwürdig sind die Kunden von dem durch den heiligen Ludwig unter die Tataren abgeschickten Franziskaner Wilhelm von Rubruquis. — Die Wahrnehmung war sehr merkwürdig, daß (1190) die Kreuzfahrer des großen Barbarossa in Armenien urplötzlich deutschen Klängen und einer der bayerischen verwandten Mundart begegneten. — Doch sagte schon das alte Annolied, daß das Geschlecht der Bayern —

— — — kam weiland ehern
Von Armenia, der hehren
Da Noah aus der Arche gieng,
Da er den Oelzweig von der Taube empfieng.
Ihre Zeichen noch die Arche hat,
Auf den Bergen Ararat.

Man sagt, daß da innerhalb noch sind
Die diutisch sprechen
Gegen India sehr fern.

Der Tegernseer Mönch Froumund wußte aber schon im zehnten Jahrhundert in der Geschichte der Stiftung seines Klosters, Cap. V. Noricum, ut dixi, in ultimo oriente circa *Armeniam vel Indiam* usque hodie manet origo, quod pene omnibus notum a probatissimis etiam nuper accepimus, qui *peregrinati* illuc *Bawarizantes* audierant etc (Pezii Thes. Anecd. Tom. III. P. III. col. 493. cfr. Arnpekih lib. I. c. 5 — ibi col. 25).

Das Annolied führt nach der scharfsinnigen Bemerkung des Ritters Carl Heinrich von Lang zu interessanten Fragen durch die Vergleichung mit der vatikanischen Heidelberger Handschrift einer alten Kaiserchronik in deutschen Reimen, welche bey Kaiser Conrads III. Kreuzzuge (im Jahre 1147) abbricht, und wovon viele Stellen genau mit dem Lobgesange übereinstimmen, und zwar dergestalt, daß man beynahe auf die Vermuthung gerathen möchte, sie seyen im Lied aus der Kirchenchronik entlehnt? Doch des Liedes Alter steht entgegen (Hormayrs akad. Rede über den Herzog Luitpold).

Für geschichtliches und Sprachstudium, besonders aber für Denkart und Sitten des Mittelalters, würde es sehr erwünscht seyn, wenn ein gründlicher Kenner dieß alte Geschichtsbuch in deutscher Sprache, trotz seiner apokryphen und dichterischen Beymischungen, kritisch edirte. — Man möchte wohl fragen: wie kam ein Mönch der salischen oder hohenstauffischen Zeit zu der Angabe, es walte tief in Asien hinein gegen Indien zu ein deutsch redendes Volk? — Regt sich hier bloß mündliche Ueberlieferung durch den ersten Kreuzzug und durch die ihm vorangegangenen großen Pilgerfahrten veranlaßt, — stießen die Deutschen Conrads (1147) etwa auf Rede der Gothen in der taurischen Halbinsel? — Andere Wurzel hat der Roman von Alexander dem Großen, der Abkunft der Sachsen von Alexanders Gefährten, der Franken von den Trojanern, — ein Schärflein des Clerus, des Lehrstandes, für den Waffenruhm ihres Volkes. — Noch sonderbarere Gestalt gewinnen diese Dinge mit dem oberwähnten Rubruquis zusammengehalten. Der kannte wohl eben dort viele deutsch sprechende Gothen. — Nördlich über diesen fünf Tagereisen waren die Ebenen, wo vor Ankunft der Tataren die Cumanen hauseten (*Cumani*, quos Theotonici Valben appellant, wie durchgehends in Ottokar Horneck, s. Fejer ad annum 1241, Tom. II. 283). Wo die Cumanen geweidet (die unter den letzten arpadischen Königen in Ungern eine

so drohende, der Sicherheit des Reichs und dem Leben der Monarchen gefahrdrohende Rolle gespielt, zumal im großen Einfall der Mongolen 1241), da liege, was die Deutschen Valani, Alania nannten. Dieses Land erstrecke sich von der Donau bis zum Don, zwey Monate Tagereisen weit, und sey dieser Fluß die Gränze zwischen Asien und Europa. Zwischen Tanais und Etilia, Don und Wolga seyen zehn starke Tagereisen. — Russen, Polen und Böhmen seyen eigentlich einerley, und auch einerley mit Wenden oder Vandalen. — In den kaukasischen Gebirgen hätte er eine Stadt getroffen, Namens Tholas, von Deutschen bewohnt, servi Burii, diese hätte der Chan der Tataren weiter versetzt zum Eisengraben und Waffenschmieden. — Bey den Juguren sey die Wurzel der cumanischen und der türkischen Sprache.

In einer Schenkung des Gutes Viehbach durch Heinrich von Schönbruck auf den Altar St. Georgs und St. Peters in Bamberg erscheinen merkwürdige Zeugen, wohl auch der ungrischen Heerfahrt Heinrichs V. insgesammt nicht fremd: Dux Guelfo, Dux Fridericus, Marchio Leopoldus, Marchio Diepoldus, Marchio Engelbertus, Wicbertus de Thuringin, Comes Adalbertus de Pogen, Comes Hermannus de Ratilinberg, Comes Egebertus de Butine, Comes Otto de Hauichsberg, Comes Friderich de Tengelingen, Fridericus, Advocatus de Ratispona, Hartwich de Chregeling etc. — Heinrich V. trat jene ungrische Heerfahrt in dem Thronzwiste zwischen den beyden Königsbrüdern Colomann und Almus an im July 1108. — Da setzte Bischof Herrmann von Augsburg, dum iret cum cesare Heinrico in communi expeditione in Ungariam, praesente marchione Luipoldo. einige Leibeigene seines Hochstifts, die er unerwartet in der Ostmark gefunden, auf den Altar der heiligen Jungfrau zu Neuburg (Kloster-Neuburg, Herzogen-Neuburg, späterhin im Gegensatze des durch den wechselnden Lauf der Donau entstandenen Korn-Neuburg oder Neuburg markthalben). — Am 6. Sept. 1108 (so lange währte Sammlung und Rüstung in der Ostmark zu dem ungrischen Zuge) schenkte Heinrich V in der nach Melk ältesten Babenberger Burg Tuln der Abtey Göttweih auf die Bitte Udalrici pataviensis episcopi ac sororis nostrae Agnetis et mariti ejus Liupoldi marchionis et ducis Welfonis, die Insel Mutheimerwerd (Chron. Gottw. I. 307 Fasc., Hormayrs Archiv 1828). Die oberwähnte Schenkung des kärnthnerischen Gutes Viehbach an Otto, den großen und heiligen Bamberger Kirchenfürsten, bezeugte der Kaiser am 29. Sept. zu Preßburg. Am 4. Nov. bekräftigte der heimkehrende Kaiser im Lager vor Paßau, cum de Ungaria rediret, die Schenkung Eppos von Windberg nach

St. Florian mit Gütern zwischen der Donau und der Landmark Böhmens (Hormayrs Geschichte Wiens, Urkundenbuch).

Adels- und Wappen-Briefe scheinen in Ungern älter als in Deutschland, z. B. 1225: »Budunem et fratres suos ab obligatoria servitute castri Zagrabiensis *eximimus*, ita ut liberati ab *inferioris* officii vinculo gaudeant honesta societate *Servientium* regis et *libertatis nobilitas* in totam eorum *successionem* transfundatur et introducantur in participium *regalis domus* (Ministerialität?). 1263 erhalten die Brüder Szkalych in Kroatien einen Wappenbrief, über einen quadrirten Schild mit Sonne und Mond und Hirschgeweihen, und auf dem Schilde die Königskrone. — Auch war schon eine Art von Adels-Matrikel, goldenem Buche, Adels- und Wappenamt. 1266: *in regesto nostro* jamdudum confecto convenimus, Martinum cum fratre suo esse *veros Nobiles* filios Jobbagionum de Thurocz. — Als jedoch 1266 der König einen Bischof, weil er nicht von Adel war, nicht zulassen wollte, stellte der Papst sehr dringend vor: Alle Menschen hätten denselben Ursprung, lebten unter demselben Himmel, schöpften dieselbe Luft, kämen einer wie der andere nackend an und gingen nackend davon, der ungeheure Abstand zwischen Mensch und Gott lasse den kleinen Unterschied zwischen König und Knecht nicht erkennen, die wahre Herrschaft sey jene der Geisterwelt, jene der Tugend über das Laster; ein äußerlicher Adel und Unterschied der Geburt sey bloß zugelassen als ein Gebrauch. — Lediglich aus der Meinung der Menschen hervorgegangen, schließe er die Wege der Vorsehung und was ihr eine bessere Wahl bedünke nicht aus. — Gott habe nicht verzichtet, die Gaben seines Geistes zu verleihen wem er wolle, und ein König müsse sich so hoch zu stellen wissen, daß gegen ihn der Adelige wie der Unadelige als Unterthanen in gleichem Dienste stehen. — Nach deutschen Staatsrechts-Ideen sich einen klaren Begriff von Jobbagionen und Udvarnicis zu machen, ist schwer. — Fast scheinen erstere adelige Burgmänner Castrenses. — 1244 erhebt Bela IV. eine Anzahl Jobbagionen zu Nobiles und Fideles Regni, so daß weder sie, noch ihre Kinder jemals mehr Udworniks genannt werden sollen. — Udworniks scheinen überhaupt die zum Hofdienst angestellten nichtadeligen Diener, — »inter Regni nostri Nobiles computentur et nobiscum et non cum aliquo alio *exercituare* teneantur. — (1265) de Jobbagionatu castri Barscensis eximendos ducimus et quod de caetero, de *domo Regis* in numerum *Servientium Regalium* computabiles habeantur.« — Wegen der Menge der Jobbagionen wollte 1267 der Abt von Tihany nur ihrer zwölf in Jobbagionatu et officio

equestri behalten, alle übrigen aber inter *conditionarios populos* zurück versetzen. Die Ausgeschlossenen baten aber flehentlich, daß man sie doch nicht auf eine so nachtheilige Weise ad conditionaria servitia degradire, und wollten lieber, um Jobbagiones abbatis et exercituales ipsius Domini Regis zu bleiben, von ihren Mansionen insgesammt dem Abt jährlich 6 Pfund oder eine halbe Viertels-Mark Silber bezahlen. So wie Heinrich IV. und Rudolph I. die heidnischen österreichischen Hausprivilegien bestätigten, von Julius Cäsar und Nero Cäsar tyrannus gegeben, was schon für Petrarch und Aeneas Sylvius der Gegenstand gutmüthigen Spottes war, ließ sich 1225 Matthias Estoras (Esterhazy) vom K. Andreas bezeugen, daß er nach ächten vorgelegten Urkunden nachgewiesen, wie er in gerader Linie nicht allein vom Attila, sondern sogar von dem primo mundi Monarcha Nimrodo abstamme. — Der große Gründer der Christianisirung europäischen Kultur und des nomadischen Ungern, Stephan, bildete sein neues Reich der Verfassung des römisch-deutschen nach. — Die Krönung in Stuhlweissenburg, der Bischof von Gran, Reichskanzler, der Comes palatinus, die Septemviri, die Barones Regni und Reichswürdenträger sind wohl der deutschen Inaugural-Ceremonie, dem Erzkanzler von Mainz, dem Pfalzgrafen, den sieben Churfürsten und Erzämtern paralleliſirt? Der Reichstag, die Generalversammlung der status et ordines, heißt 1299 generale parlamentum. — Stephan hatte seine radikale Reform durch fremde, nicht durch deutsche Ritter ausgeführt. Sie machten ihn zum Sieger gegen innere und auswärtige Feinde. — Darum blieb es wohl Erbpolitik der arpadischen Könige, unter den stattlichsten Bedingnissen fremde Colonien ins Land zu ziehen. Die Libertas Varasdinensium (1209) gewährt diesen Hospitibus Theutonicis Freyheit von aller ungrischen Grafen Gerichtsbarkeit, unter einem eigenen selbstgewählten Richter, den sie Richardum zu nennen pflegen (Richter, Richtarcz), deßgleichen von allen inländischen Mauthen und Geleiten, als bloß beym Ausgang ihrer Waaren nach Deutschland. — Die Privilegien für die Hospites Theutonicos ultra Sylvanos, welche K. Geysa nach Siebenbürgen berufen, besagen, so wie sie K. Andreas II. bestätigt hat: Es soll Alles Ein Volk seyn, unter einem einzigen Richter und Grafen (zu Hermannstadt). In Szathmar in der Zips, in Siebenbürgen, siedelte Geysa auch Niederdeutsche und Flandrenser an. — Schlözer in seiner »Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen« hat viel Licht auf diese merkwürdigen Colonisationsversuche geworfen. — Der fürstlich Palffysche Fiskal Albrecht in Preßburg gab hiezu die schätzbarsten Beyträge durch

seine Darstellung des ungrischen Municipalwesens. — Graf Alexis Bethlen zeigt uns eine der Königsmacht unschätzbare Gränzmiliz in den Ritterorden, — jenen vom Hospital in Jerusalem schon unter demselben Geysa, lange vor der päpstlichen Bestätigung. — Andreas der Hierosolymitaner trug auf seiner Kreuzfahrt ihr Ordenskleid. — Sie setzten mit den Frangipanis nach der großen mongolischen Fluth Bela IV. wieder in sein Reich ein, und hatten damals schon über 40 Ordenshäuser und Commenden (in Stuhlweissenburg, Pesth, Oedenburg, Belgrad und in Siebenbürgen ꝛc). — Die Tempelritter berief 1198 König Emerich, und gab dieser unermüdeten militiae templi Hierosolymitani durch die Hand ihres Meisters Cone großes Besitzthum. — Die Templer saßen in Wrana, Komorn, Tyrnau, Glogonza, Telegd, Alt-Ofen, Gran, Illava, Schemnitz, St. Martin, Blattnitz, Pöstjén. — Wie die Jesuiten in Rußland, überlebten auch die Templer in Ungern den Fall ihrer Brüder. Namentlich ist in Glogonza ihre Spur noch unter Matthias Corvin nachzuweisen. Die bleibendsten Spuren, zumal für Siebenbürgen, ließ der deutsche Ritterorden zurück. — Andreas II. gab ihm 1211 das Burzenland mit Kronstadt. — Noch in der endlichen Befreyung Ungerns vom anderthalbhundertjährigen Türkenjoche durch Max Emanuel von Bayern, Carl von Lothringen, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen sollte der deutsche Orden die Gränzhut gegen die Türken in Ungern wahren, wie die Malteser, ehehin Rhodiser, zur See und an den Küsten (1687). — Nach der gräßlichen mongolischen Verwüstung suchte man in Ungern und im anstoßenden Polen, homines de cunctis mundi partibus, vorzüglich Landleute und Handwerker, welche häufig auch jure teutonico, nach Magdeburger Rechten lebten, so wie diese Hospites schon ursprünglich licentiam et facultatem hatten, vivendi, emendi, locandi, districtus jure *teutonico*, *gallico* seu quocunque alio. — Ein der Aechtung Heinrichs des Löwen gleichzeitiger status Regni Hungariae weiset des Königs Einkünfte auf 60,000 Mark aus der Münze und dem sogenannten lucrum camerae, 30,000 aus Zöllen, Weggeldern und Marktrechten, 16,000 von Salz, 15,000 aus Siebenbürgen, 10,000 aus Slavonien, 25,000 Königsantheil, aus den in den 72 Gespannschaften oder Comitaten von den Grafen oder Obergespänen erhobenen Bezügen, 10,000 an baaren Geschenken wenn der König die Grafschaften bereiset, ungeachtet der Verpflegung, der Geschenke für den König, die Königin, die königlichen Kinder an Gold und Silber, Kleinodien, werthvollen Gefäßen, köstlichen Pferden ꝛc., zusammen 166,000 Mark, wobey jedoch das Geleitgeld und die

tricesima nicht begriffen ist. — Dieser Ausweis der königlich ungrischen Einkünfte wurde von dem Grafen von Waldstein auf der Pariser Bibliothek wieder gefunden, lithographirt und 1825 in Hormayrs historischem Taschenbuche in deutscher Uebertragung herausgegeben. — Was Simonchich und Schwartner durch Aufhellung der ungrischen Münzkunde, durch Berechnung der Sorten und Währungen, Marken und Pfunde, des Maßes und Gewichtes in diesem Reiche gethan, ist zur befriedigenden Erklärung der Urkunden bey weitem nicht hinreichend.

Um die Wiener zu begünstigen, und ihnen den Landverkehr nach Ungern und jenen damals äußerst wichtigen in die Levante und in das von Lateinern beherrschte Constantinopel in die Hände zu spielen, verordnete Leopold der Glorreiche 1222: »Nulli civium de *Suevia* vel de *Ratispona*, vel de *Patavia* liceat intrare cum mercibus suis in Ungariam.« — trotz jener übergroßen (in diesen Jahrbüchern verschiedentlich erwähnten) Freyheiten der Regensburger Kaufleute und ihres Hansgrafen auf den Märkten von Enns und von Wien und auf den Wasserstraßen der Donau, der Enns und Traun. — Die Wiener hatten in Ungern stets einen ihrer mächtigsten Bürger als Hansgrafen oder ambulanten Consul, rector mercatorum de Vienna, die großen Handels-Caravanen begleitend, oder nach den Hauptstationen vorauseilend, meist auch dem Hoflager der Könige folgend, von denen sie wichtige Briefe erhielten, wie Otto vom Hohenmarkte, des Haymo Sohn, Seyfried Leubul, Conrad der Polle, Paltram Vatzo, Conrad von der Hochstraße (Herrengasse), 1260 durch Bela IV., 1270 durch Stephan V., 1277 und 1279 durch den in der Marchfeldschlacht wider Ottokar mit entscheidenden, den geschichtlichen Beynamen von seinen Mördern führenden Ladislav, den Cumaner, endlich 1247 und 1299 durch den letzten Arpaden, Andreas den Venetianer, denen noch größere Begünstigung durch Ludwig den Großen von Anjou-Neapel folgte, derselbe als zugleich König von Polen, so gut, wie der um Böhmens und Schlesiens Flor eifrig besorgte Carl IV. auch auf Wiens Handel mit dem Nordost Deutschland ausdehnte, der an Wichtigkeit den levantinischen und Donauhandel damals noch übertraf, nicht ohne Zusammenfluß mit der Herrschaft der Hanse im deutschen und baltischen Meere und in Rußland. — Bald erscheinen aber an der großen Mauth in Pesth neben den mercatores Viennenses auch die Ratisponenses, Boemi, Bavari, Saxones, Poloni de Venetiis venientes, die mercatores ultra Rhenum et de Francia. — Der Dreyßigste wurde eigentlich als Geleitgeld entrichtet, donabatur conditione, quod

latrociniis in strata debeat provideri et spoliatis mercatoribus satisfieri.

Dieſe Jahrbücher enthalten wichtige Beyträge zur Geſchichte der Juden und ihrer Wichtigkeit im Handelsverkehr, Wechſel- und Münzweſen. — Wie in Deutſchland mit den Kowertſchen (Cahorſinern), mit den Sineſern und Florentinern, rivaliſirten in Ungern mit den moſaiſchen Glaubensgenoſſen die Sarazenen und Ismaeliten, trotz aller päpſtlichen Abmahnungen und Drohungen, zumal in der endloſen, der Ertheilung der Magna Charta 1222 vorangehenden Verwirrung unter Andreas II. — Ein eigenes Geſetz mußte verbieten, daß die Juden wenigſtens nicht Oberſtkammergrafen, oberſte Salzmeyer und Münzmeiſter wurden. — Jener im Mittelalter wahrhaft einzig daſtehende Vater des Vaterlandes, Leopold der Glorreiche, begünſtigte, ſeltſam genug, in der damaligen Kindheit des Handels und Wandels die israelitiſchen Glaubensgenoſſen. Der Jude Takan beſaß Güter und Schlöſſer an der Gränze bey Oedenburg und Preßburg, 1225 wurde er Bürge für die Geldzahlungen des zwiſchen dem König Andreas einerſeits und andererſeits eben jenem Herzog Leopold, dem Königsſohne und Mitregenten Bela, ferners dem Herzog Ludwig von Bayern und dem, nach Philipps Ermordung durch Otto von Wittelsbach geächteten Markgrafen von Iſtrien, Heinrich von Andechs. Dieſer war mit ſeinen beyden Brüdern Eckbert, Biſchof von Bamberg, und Berthold, Erzbiſchof von Colocza, nachmals Patriarchen von Aquileja, auch tief verwickelt in das kraftvolle Thun ſeiner von Bankban ermordeten Schweſter, Königin Gertrud, Tochter des Kreuzfahrthelden Berthold von Meran. — Item promisit rex; — quod daret operam reformationi pacis inter D. Austriae et *Marchionem Histriae* ex una parte et *Ducem Boariae* cum receptione treugarum usque ad festum S. Mich. — Perseverantem in injusta causa non adjuvabit, — apud Gratz VIII. Id. Jun.

Schon unter den Carolingen ſind jüdiſche Kaufleute in Oeſterreich und Bayern. — Nach der Zollordnung Ludwigs des Kindes auf der Donau, Traun und Enns — Mercatores *judaei* undecunque sint, solvant justum teloneum de rebus et de mancipiis. — Der große Friedericianiſche Freyheitsbrief von 1156 vergönnte dem neuen Herzog von Oeſterreich in terris suis omnibus tenere *judaeos* et usurarios publicos, quos vulgus vocat Gawertschin, sine imperii molestia et offensa. Friedrich der Streitbare gebrauchte ſich vielfältig der Juden, zumal bey der Halsſtarrigkeit und bey den öftern Aufſtänden der Wiener. — Es war dieſes mit unter den gegen ihn erhobenen Klagen. — Doch gab der Kaiſer ſelbſt im Auguſt 1238 im Heer-

lager von Brescia den Wiener Juden den merkwürdigen, durch Hormayr edirten Brief. — Nach seiner Wiedereinsetzung gab Herzog Friedrich auf seiner Burg Starkenberg (1. July 1244) ein ergänzendes Judengesetz. Doch versprach er seiner allezeit getreuen Neustadt (5. Juny 1239) in der sie belohnenden Handfeste: *Judaeos* de caetero praedictae civitati in nullo officio praeficiemus.

Ueber den Verfall der Kirchenzucht sind die Klagen in diesen Diplomen häufig, zumal über Ausartung der einst so verdienten Benediktiner. Sie wurden eben so in der Hälfte des dreyzehnten, wie des zwölften, und schon gegen das Ende des eilften Jahrhunderts an vielen Orten ausgemerzt, und durch Cisterzienser, Prämonstratenser und regulirte Chorherrn ersetzt. — Der oben erwähnte meranische Prinz und Bruder der Königin Gertrud, Berthold, mit den höchsten Kirchenwürden Ungerns und eine Zeit lang sogar mit der Reichsverweſung bekleidet, nahm erst eine Weile darnach Unterricht in den ersten Anfangsgründen, verlor alles Ansehen und alle Achtung unter Clerus und Volk, so daß der Papst an seinen königlichen Schwager schrieb: »piget me, fecisse hominem.« — Der Bischof von Fünfkirchen hatte einen ihm verhaßten Abt aus der Sümegher Gespannschaft fangen, an einen Karren spannen, und zu Schanden traben lassen. Gegen eben diesen Bischof verordnete der Papst 1263 eine Untersuchung, deren Commissarium nicht erbaulicher lautet, als die Aussprüche des Costnitzer Conciliums über Johann XXIII., ehemaligen Cardinal Balthasar Cossa. — Auf den großen Reichthum der ungrischen Handschriften, bezüglich auf Deutschland, folgen jene der Zuflucht mehr als einer ungrischen Königstochter der Benediktinerabtey Admont, von dem gelehrten Professor Albert von Muchar. — Darunter mehrere sehr alte Legenden des nordischen Apostels Severin, — hier auch die Reimchronik Ottokar Hornecks, wie Lazius ihn nennt; denn gewiß ist nur, daß der Verfasser Ottokar hieß, daß er ein Steyermarker, daß er ein Dienstmann Ottos von Lichtenstein, jenes »den Reichen und Armen beliebten Landeshauptmanns,« daß er König Rudolphs und Albrechts I. Zeitgenosse gewesen. — Kumars Angabe, Ottokar sey ein Admonter Mönch gewesen, ward bereits 1816 in Hormayrs Archiv widerlegt. — Der Admonter Coder ward im Jahre 1425 vollendet. — Er kam vom Hause Auersberg nach Admont. In dem 1380 verfaßten Catalog Admontischer Manuscripte durch den Mönch Peter von Arbon ist er noch nicht zu finden. — Schachts gediegene Arbeit über diese köstlichste Quelle der Geschichten des österreichischen Interregnums verstärkt nur den Wunsch einer neuen, viel correcteren und mit kritischen (anderen

zeitgenossen Quellen verglichenen) Noten versehenen Ausgabe, als jene erste, den Minnegesängen Bodmers gleichzeitige, in der Sammlung der österreichischen Scriptoren des Melker Benediktiners, Hieronymus Pez, erschienen war, von welcher ihre 830 Kapitel, und mehr als 80,000 kurze Reime den dritten Band ausmachen. — Es finden sich ferners die Legenden der Alemannischen Apostel St. Gall und Columban, der bayerischen, St. Rupert, Emmeran, Corbinian, des fränkischen Kilian, des ungrisch-polnischen St. Adalbert, des Böhmenherzogs Wenzel, St. Colomanns und Othmars, und jener berühmten Salzburger Erzbischöfe, Stützen Roms im großen Investitur-Streit, Stifter, Mehrer und Mitglieder Admonts, Gebhards und Thiemos, dieses ersten plastischen Künstlers seiner Tage in Süddeutschland, der auf der großen Kreuzfahrt Herzog Welfs als Blutzeuge endete (1101). Hormayrs akad. Rede: »die Bayern im Morgenlande,« Jahrb. LX, 49. — Die Legende vom heiligen Remedius vir nobilis ex bawaria ortus, *taurense castrum* in valle *Aeni* fluminis cum multis aliis divitiis possidens ringt mit solchen Anachronismen, daß der Heilige unmöglich in der angegebenen Zeit gelebt haben, aber eben so wenig in irgend eine andere Epoche versetzt werden kann? — Bemerkenswerth sind noch das Alphabetum Sclavorum seu Vinidorum, und ein altes, bayerisches Landrecht von 1356.

In den, um die geschichtliche Critik und Quellenforschung in rühmlichem Wetteifer mit den Provinzial-Museen hoch verdienten österreichischen Abteyen war die in solcher Jugend doppelt achtungswerthe Gelehrsamkeit und ruhige Sicherheit des 1820—1821 dahin reisenden Dr. Pertz eine willkommene, und manchem Schönen und Guten Anstoß gebende Erscheinung gewesen. Sie blieb den gediegensten Geschichtsfreunden, einem Franz Kurz, Friedrich Blumberger, Johann Frast, Maximilian Fischer, Theodor Mayer und Ignaz Kaiblinger, wie dem trefflichen Seitenstetter Abte Columban Zehntner in geehrtem Andenken. — Pertzens Verbindung mit dem Freyherrn von Hormayr (den die Frankfurter Gesellschaft bey ihren Untersuchungen in Oesterreich vorzüglich in Anschlag gebracht hatte) mit dem allzufrüh (25. July 1827) verewigten Custos der Ambraser Sammlung, Aloys Primisser, der gerade in die gedachten Abteyen mit Pertz lehrreiche Ausflüge machte, mit den beyden großen Slavisten, dem Abbé Dobrowsky und dem Bibliothek-Custos Kopitar, die ihm das Verständniß der slavischen Quellen und der in den Slavenlanden vorhandenen Fundgruben für deutsche Geschichte des Mittelalters eröffneten, hat wahrlich reiche Früchte getragen.

Den Bemerkungen dieſes VI. Bandes über die Handſchriften jener Abteyen gingen ſchon im III. Bande des Frankfurter Archives 72, 73, 75, 311, 519, 566 wichtige Mittheilungen voraus. Ihnen iſt mit Vortheil beſtändig zu vergleichen Primiſſers: Kunſt und Alterthum in den öſterreichiſchen Abteyen, in Hormayrs Archiv 1) Kloſterneuburg (Jahrgang 1821, Nr. 97, 100, 106), 2) Heiligenkreuz mit Mödling (Nr. 109), 3) Herzogenburg (Nr. 118), 4) Lilienfeld (Nr. 121—134), 5) Göttweih (Nr. 134, 136, 139), 6) Zwettel (Nr. 139, 142), 7) und 8) Melk und Seitenſtetten (Jahrgang 1822, Nr 20 und 26), 9) St. Florian (Nr. 29), 10) Kremsmünſter (Nr. 41), 11) Lambach (Nr. 68), 12) Villach (Nr. 89), 13) Oſſiach und Maria-Gail (Nr. 92), 14) Petronell, Altenburg und Haimburg, der klaſſiſche Boden des alten Carnuntum (Nr. 102), 15) der berühmte ſteyermärkiſche Wahlfahrtsort Maria-Zell (Nr. 107, nicht die ehemalige Benediktinerabtey Maria-Zell in Oeſterreich unter der Enns).

Die Hälfte des Heiligenkreuzer Kataloges ward als verloren angegeben. — Im dortigen Kapitelgewölbe ruht neben Leopold, dem Helden von Ptolomais, dem Feinde Richards Löwenherz, Friedrich der Streitbare unter dem von ſtreifenden Tataren mißhandelten Grabſtein, wie der heilige Leopold in dem von ihm (gleich Heiligenkreuz und Maria-Zell) geſtifteten Kloſter-Neuburg, Leopold der Glorreiche mit der unglücklichen Margaretha in Lilienfeld. — Kloſterneuburgs Nachrichten aus den Kreuzzügen. — Das Haus der Tunkel, Herrn zu Hausbrunn, Hohenſtadt und Zaworžiz lebt noch in der nordmähriſchen Sage vom Pfluge des Teufels. — Hier iſt eine von Hanſen Tunkel, Kapellan zu Sirning, 1429 unter Albrecht V., und den huſſitiſchen Unruhen geſchriebene, bis 1398 reichende Chronik von Oeſterreich, — in Göttweih ein von 1315 datirender Inquiſitions-Prozeß gegen einige frühere Pöſchlianer in Krems. — In Mölk, Kaiſer Ludwigs bayeriſches Landrecht und »das Statpuech. Man ſol recht richten. Das iſt das Statpuech wie der klager ſeine gelter ereklagen ſol u. ſ. w.« — In Kremsmünſter die Akten der Uebertragung der Gebeine des auf der Jagd durch einen wilden Eber getödteten Günther, Sohn des letzten Agilolfingers Taſſilo, von welchem noch in Kremsmünſter der ſilberne und vergoldete Pokal mit Heiligenbildern und von getriebener Arbeit im vorbyzantiniſchen Styl vorhanden iſt, mit der Umſchrift: Tassilo dux fortis † Luitpirc virgo regalis. — Die Akten der Uebertragung ſind von 1232, 1364 und 1509 aus den Tagen Friedrichs des Streitbaren, Rudolphs des Weiſen und des letzten Ritters Kaiſer Max. —

Bemerkenswerth Allen, welche große, urkundliche Massen durch chronologische Direktorien zu leichterer Uebersicht und Benützung bringen wollen oder sollen, sind unter Andern in Hormayrs Archiv (1816, Nr. 116 und 1819, Nr. 102 bis 135), das Repertorium der habsburgischen Urkunden (einschlüssig des noch in England als Lords Fielding von Habsburg, Denbigh und Desmond, fortlebenden Seitenzweiges von Lauffenburg) von Rudolphs Thronbesteigung und der Beendigung des großen Zwischenreiches 1273—1415 zum Verluste der meisten Stammgüter in Argau und Thurgau, durch die am Kostnitzer Kirchenrath auf Friedrichen mit der leeren Tasche gefallene Reichsacht und Bannfluch, im Archive des jüngst verewigten Schultheissen von Bern und Landammanns der schweizerischen Eidgenossenschaft, Grafen Friedrich Mülinen, — dann das in gedachtem Archiv vom Jahrgang 1819, Nr. 136 bis Nr. 77 des Jahrgangs 1822 fortgesetzte Diplomatar des alten, großen Karentanien durch Ambros Eichhorn, Benediktiner der berühmten Congregation St. Blasien auf dem Schwarzwald, und mit ihr 1806 nach Oesterreich übersiedelt, zuerst nach Spital am Pyrhn, sohin nach St. Paul im kärnthnerischen Lavantthale. Hier starb Eichhorn 1820, unvergeßlich durch seinen: episcopatus curiensis in der St. Blasischen: germania sacra, so wie sein greiser Mitbruder Trudbert Neugart, durch sein für Alemannien und Burgundien gleich wichtige Bisthum Constanz und Aemilian Assermann durch den vielseitig lehrreichen Prodromus, und durch die fränkischen Kathedralen Bambergs und Würzburgs. — Ueber die von Hormayr selbst herausgegebenen, an Zahl, wie an Inhalt, reichen Urkunden enthält sein Archiv 1826, 1827 und 1828 ein vollständiges, zeither vielfach benütztes Direktorium. — Es gab 1828 auch eine ziemlich vollständige Uebersicht der von seinem vieljährigen Freunde, dem Florianer Chorherrn Kurz edirten Schätze. — Für die salische und Hohenstauffenzeit sind sie meist den oberennsischen Abteyen, Garsten, Gleink, Schlägel, Wilhering, — Baumgartenberg, Lambach ꝛc. ꝛc. entnommen dem böhmischen Hohenfurt, dem schwarzenbergischen Hauptarchiv in Wittingau und des Wiener geheimen Staats-, Hof- und Haus-Archives. —

Unter den Handschriften der Leipziger Rathsbibliothek ist eine gleichzeitige Aventins von Ursprung und erster Erbauung Regensburgs, — auf der Universitätsbibliothek Briefe Carls IV. und böhmische Chroniken, Aktenstücke zu den Tagen Wenzels und Sigmunds und des Ausbruchs der Hussitenfehde, eine seltene Ulmer Chronik. — Auf der Hamburger Stadtbibliothek die bekannte Hagen'sche Chronik von Oesterreich bis 1398 mit den al-

ten jüdischen Fabeleyen beginnend, im Jahr 810 nach der Sündfluth, als dem Geburtsjahre des rittermäßigen Mannes Abraham von Theomarina unter dem Grafen Sathan von Alligenorum. — Die vermeintlich uralten jüdischen Grabsteine Prags und Wiens sind von Hormayr und Dobrowsky, im Archive des Ersteren besprochen, und kaum glaublich enthält noch ein unter Joseph II. gedrucktes Geschichtsbüchlein die vollständige Reihe der jüdischen Erbauer Wiens und der in Wien, in Tuln, Korneuburg und Stockerau residirenden, jüdischen Herzoge, Tetrarchen und Markgrafen! — In Hamburg finden sich ferners von süd- und mitteldeutschen Chroniken neben den österreichischen Hagens und Albrechts von Bonstetten, Dechants zu Einsiedeln (lateinisch zugeeignet Carln dem VIII. von Frankreich als Verlobten der Erzherzogin Margarethe 1491 und 1492 in deutscher Uebersetzung dem altersschwachen Erzherzog Sigmund von Tyrol) mehrere salzburgische, die Augsburger, Nürnberger, Regensburger, Würzburger, Schweinfurter und eine von Weingarten, dem Saint Denis der älteren Welfen.

Nach solchen Vorarbeiten mochte der I. Band der monum. Germaniae im Frühjahr 1826 mit voller Zuversicht ans Licht treten. Da die merowingischen Quellen, besonders Gregor von Tours, im Ganzen mit größerer Sorgfalt bereits bearbeitet, in den alten Ausgaben ziemlich verbreitet, und einige Vorarbeiten zu der neuen dennoch erforderlichen noch unvollendet waren, so schien es das Beste, mit vorläufiger Zurücksetzung derselben (für einen tomus Podromus) zuerst die ältesten eigentlich deutschen Geschichtschreiber, die des achten und neunten Jahrhunderts herauszugeben. Von diesem lieferte der I. Band zuerst die kleinen, dann die größeren Annalisten, der zweyte die Lebensbeschreibungen und kurzen Chroniken.

I—XXVIII. Annales Germanorum antiquissimi.— Die kleinen Annalen entstanden, wie die Einleitung S. 258 sagt, indem hie und da ein Geistlicher an den Rand der den größeren Kirchen unentbehrlichen Zeittafeln über die christlichen Feste, kurze Bemerkungen über die ihm denkwürdigsten Vorfälle seiner Zeit neben das Jahr, in welchem sie sich zugetragen hatten, aufzeichnete. — Diese wurden nach des Urhebers Tode von seinen Nachfolgern bisweilen einige Jahrhunderte hindurch fortgesetzt, bisweilen auch mit den Zeittafeln selbst abgeschrieben, auf diesem Wege in andere Kirchen und Klöster übertragen, und dort theils mit Zusätzen versehen, theils im Sinne dieser Kirche fortgeführt. — Die Frage, in welcher Kirche die Tafeln des Dionysius und Beda zuerst zu diesem Zweck benutzt wurden, kann noch nicht bestimmt entschieden werden, weil zu ver-

muthen, daß manche derselben verloren, andere noch verborgen sind, wie denn mehrere hier zum ersten Mal bekannt gemacht werden. — Bis jetzt scheint die Sache von den Niederlanden ausgegangen, und von da allmählich über die andern deutschen Landschaften verbreitet zu seyn. Dabey ist es merkwürdig, daß von solcher wissenschaftlichen Thätigkeit im achten und neunten Jahrhundert nur sehr schwache Spuren in Frankreich und Italien vorkommen. Dadurch tritt es vollends außer Zweifel, daß das deutsche Vaterland zwar seine Schrift aus benachbarten Ländern erhalten, aber die Geschichtschreibung bey sich selbstständig und ohne lebendiges Vorbild, aus den ersten Bedürfnissen frey entwickelt, und im Laufe eines Jahrhunderts mit überraschender Schnelligkeit bis zu Einhards lange unübertroffenen Werken fortgebildet hat. — Eine schwache Spur, der Anfang der *Annales Juvavenses majores* könnte zwar nach Britannien hinüber zu leiten scheinen. Aber es ist eben so möglich, daß diese fünf Bemerkungen, wie die acht ersten der Annales salisburgenses und ähnliche mehr, nicht gleichzeitig, sondern später und zu Salzburg aus einer andern Quelle in die Zeittafeln eingetragen sind, und da wir in Britannien keine gleichzeitige Annalen kennen, so muß man nach den bisherigen Erfahrungen den Anfang dieser Art Geschichtschreibung in das Ende des siebenten Jahrhunderts und in die Niederlande setzen. Diese waren damals der Sitz des Hausmeiers Pipin und der Mittelpunkt des fränkischen Reichs. — Auch wird der Tod seines Sohnes Drogo von ihnen erwähnt. — Zu diesem Schluß konnte man erst gelangen, nachdem die Annalen, so viel deren übrig geblieben, und das Vaterland einer jeden bestimmt war, worüber sehr selten ein äußeres Zeugniß, sondern innere Merkmale entscheiden mußten.

Der Herausgeber hat sie nach den Hauptlandschaften zusammengestellt. — I—IV. die Belgischen Annalen. Drey davon waren schon bekannt, die Annales Lanbacenses ungedruckt, alle aber haben durch Vergleichung unendlich gewonnen. — Diese merkwürdigen Jahrbücher folgen so auf einander: 1) die Annales S. Amandi. — 2) Tiliani. — 3) Laubacenses. — 4) Petaviani. — 5) Laureshamenses, Alamannici, Guelferbytani et Nazariani. — 6) Laureshamenses. — 7) Alamanici. — 8) Guelferbytani. — 9) Nazariani. — 10) Sangallenses, Augienses et Weingartenses. — 11) Sangallenses Baluzii. — 12) Sangallenses breves. — 13) Weingartenses. — 14) Augienses. — 15) Brevissimi Sangallenses 768—889. — 16) Iterum brevissimi a. 814—961. — 17) Notae historicae codicibus Sangallensibus adjectae. — 18) Annales Sangallen-

ses majores 709—1056. — 19) Annales Juvavenses majores. — 20) Minores. — 21) Annales Salisburgenses. — 22) et 23) Annales S. Emmerani Ratisbonae majores et minores. — 24) Annales antiqui Fuldenses. — 25) Annales Coloniensis brevissimi. — 26) Annales Colonienses a. 776—1028. — 27) Annal. Brunwilarenses. — 28) Annal. F. Columbere Geonensis. — 29) Ann. Lugdunenses. — 30) Annal. Weissemburgenses. — 31) Annal. Laurissenses minores. — 31) Annal. Laurissenses a. 741—788. — 32) Ginhardi Annales a. 741—829. — 33) Poetae saxonis annales de gestis Caroli magni imperatoris a. 771—814. — 34) Chronicon Moissacense a sæculo quarto usque ad a. 818. et 840. — 35) Annales Mettenses 687—930. — 36) Annal. Fuldenses. — 37) Petri bibliothecarii historia Francorum abbreviata 680—898. — 38) Annal. Bertiniani. — 39) Annal. Vedastini a. 877—900. — 40) Chronicon de Normannorum gestis in Francia. — 41) Reginonis chronicon a. 1—906. — 42) Continuator Reginonis Trevirensis a. 907—968.

Die Bemerkungen des Archives hierüber ſind von unzuberechnender Wichtigkeit. — Das Regiſter iſt muſterhaft. — Hessia ſtatt Dersia (Cod. Tilian.) ſey ein einziges Beyſpiel der Wichtigkeit vieler Varianten oder (Annal. Nazarian) die Verwechslung, daß Taſſilo zu Borſch Mönch geworden, ſtatt zu St. Goar. Die Vergleichung und die vergleichende Beurtheilung der verſchiedenen Codices bleibt ein unvergängliches Denkmal deutſchen Fleißes und Scharfſinnes. — Schon in den älteſten Codicibus eben ſowohl Bawaria, wie Bagoaria, Bauguaria, Bajovaria, Bajowaria und Bajowarii (nirgend *Bojoaria, Bojoarii,* alſogleich ſogar: Beivaria, Begoaria, Bejora).

Zwiſchen dem Erſcheinen des I. und II Bandes (1826—1830) reiſete der Archivrath Pertz über ein volles Jahr in den Niederlanden, in Frankreich und auf den brittiſchen Inſeln, die Bücher- und Handſchriftenſchätze von Köln, Bonn, Lüttich, Löwen, Gent und Brüſſel beſuchend, von deſſen Staatsarchiv ein wichtiger und glänzender Theil, ſeit Oeſterreich Belgien verlor, lange in Wien das Archiv der niederländiſchen Hofkanzley, ſeit 1811 aber eine Sektion des Wiener Centralarchives bildet. In Brüſſel fand Pertz die einzige, verloren geglaubte Handſchrift der Annales Bertiniani und Vedastini, ſtellte den ganz verdorbenen Text des Luitprand her, und entdeckte das eheſtens von ſeinem Freunde Mr. Petrie in London herauszugebende Epos Lanfranks über die Heerfahrt Wilhelms des Eroberers nach England. — Die in Paris aufgehäuften Manuſkripte und Kapitularien gaben überraſchende Ergänzungen und Entdeckungen.

Daneben wurden alle Urkunden des Kronarchivs vom sechsten bis ins dreyzehnte Jahrhundert verglichen, und die ungedruckten abgeschrieben. In Laon traten die seit Duchesne verschollenen Briefe Einhards wieder hervor, in England ein halbes Hundert unbekannter Briefe Dungals und Alkums, — unbekannte Jahrbücher des neunten Jahrhunderts und die Elegien des Ermoldus. — Ueber Paris, Metz, Bonn und die Burg des unvergeßlichen Gründers der Frankfurter Gesellschaft und der Monumenta des Freyherrn von Stein kehrte Pertz nach Hannover zurück, und nun säumte die Herausgabe des II. Bandes nicht länger, dessen kleinere Hälfte die Geschichtschreiber von St. Gallen, die andere die Fortsetzung der übrigen Quellen des achten und neunten Jahrhunderts liefert.

Dem verdienstvollen Geschichtschreiber der nordöstlichen Schweiz, dem letzten, jetzt achtzigjährigen und erblindeten Mitgliede des beynahe durch anderthalb Jahrtausende um Glauben, Sitten und Wissenschaft hochverdienten, wahrhaft fürstlichen St. Gallen, Ildefons von Arx, bleibt das Verdienst, sie theils noch ganz unbekannte Schriften herausgegeben, theils die aus schlechten Abschriften gedruckten, das innerste Leben dieser merkwürdigsten, oft auch in die großen Welthändel, namentlich in dem Streit zwischen Rom, den salischen Heinrichen und den hohenstauffischen Friedrichen aus der besten Urschrift wieder hergestellt zu haben.

In der zweyten Hälfte sind viele merkwürdige, neue Entdeckungen des unermüdeten und gelehrten Herausgebers Pertz die kurzen Annalen von St. Amand, jene von St. Baro zu Gent, die Annalen von Xanten mit ihrem Nachtrag im brittischen Museum aufgefunden, — die von dem berühmten Bibliothekar Jakob Grimm in Cassel, nun in Göttingen, entdeckten kurzen Fuldaer Annalen, die in Verbindung mit den Annal. Juvavenses auf einen brittischen Ursprung, wohl durch den großen Bonifazius, oder noch eher durch seinen Gegner Virgil, Carentaniens Apostel, hindeuten, — viele wichtige Aufschlüsse z. B., daß Ludwigs des Frommen Witwe, Judith, von ihrem Sohne beraubt, in der Verbannung starb, — daß ihre Schwester Ludwigs des Deutschen Gemahlin wurde, — daß also nicht allein die französischen, sondern auch die deutschen Carolinger weiblicher Seits aus den alten Welfen stammen.

Das Leben St. Sturmios von Fulda, das Leben Ludgers und Willepards, des ersten Bischofs von Bremen, sind die wichtigsten Quellen über Sachsens Christianisirung, hier aus der Abdinghofer, jetzt dem Domherrn Meyer in Paderborn gehörigen Handschrift des zwölften Jahrhunderts hergestellt, wodurch na-

mentlich die bisherigen geographischen Dunkelheiten erhellt werden, — »der Homer Carls, des Großen,« Angilbert, — Eginhards Leben Carls aus den ältesten Handschriften. — Die musterhafteste Vergleichung hat alle die Stellen aufgeklärt, die bisher nach dem Ausspruche Muratoris, einen neuen Oedipus erwarteten. — Gelegenheitlich fanden sich auch noch zwey ganz unbekannte Elegien des Ermold an den Aquitanischen König Pipin, treue Bilder jener Zeit, in dem einen eine lange Schilderung des Elsasses und der Stadt Straßburg:

» Terra antiqua, potens Franco possessa colono,
Cui nomen Helisaz Francus habere dedit. «

Der Handel mit den Erzeugnissen des Elsasses nach Franken, Sachsen, Schwaben, Friesland und den Ländern am oder über dem Meer, welche buntfarbiges Tuch für den Wein und und helles Edelgestein für das Holz bringen, wird den Geschichtsforscher nicht mehr überraschen, als der Sachse Bernold, der den bösen Straßburgern die Bibel ins Deutsche vorübersetzt (trangit). « — Das Leben Kaiser Ludwigs, Eginhards Jahrbüchern und vita Caroli folgend, höchst schätzbar für das letzte Jahrzehend Ludwigs des Frommen (830—840) Nidhard aus einer Pariser Handschrift hergestellt und Grimms einschlägige Mittheilungen über die berühmte deutsche Eidformel. — Das Buch de gestis Caroli imperatoris, dem heiligen Notker aus innern und äußern Gründen abgesprochen, gewürdigt und die Sagen von Carl dem Großen nach ihren Hauptumrissen entworfen. — Ja wohl! »der Priester, der bey dem Sturme der Normänner auf Paris allein auf der Mauer stand, und aus Rauch und Flamme das Kreuz erhebend, seine Landsleute zur Vertheidigung anfeuerte, verdiente wohl, daß sein Gedicht, oder, wie er selbst sagt, die Geschichte dieser Belagerung und König Odo's bis zum Jahr 896, besser, als bisher herausgegeben würde.« — Diese verloren geglaubte Hoffnung verwirklichte Pertz aus dem Original, das unter den Handschriften der Bibliothek von St. Germain, wohin es Pithou geschenkt hatte, dritthalbhundert Jahre ungesucht und unbenutzt geblieben war. — Würdig ist damit die Reihe der Carolingischen Geschichtschreiber geendiget. — Möchte doch Kopitar in Wien den durch Dobrowskys, Hormayrs, Richters, Blumbergers, Eichhorns, Muchars Untersuchungen vielfach beleuchteten Anonymus de conversione Carantanorum et Bajoariorum bald zu kritischer Herausgabe fördern.

Die Sammlung der Geschichtschreiber soll keine Unterbrechung erleiden. Eben wird für den dritten Band an den Capitularien und Gesetzbüchern gedruckt. — Aus den durch

vergleichende Abschrift und vielseitige Benützung zur Ausgabe bereiteten Werken sind im Archive I, nicht weniger, als 95 Geschichtschreiber verzeichnet, aus denen für Süddeutschland von höchstem Belange die Legende St. Severins durch Eugippius, Jordanes de rebus Geticis, durch Dobrowsky und Meinert vorbereitet, der oben erwähnte anonyme Salzburger Mönch über die Christianisirung der Bayern und der Carentaner, Otto von Freysing und Cosmas von Prag, Ottokar Horneck und die Altaicher Chronik, mit der sich der um Bayerns Geschichte übrigens vielfach verdiente Malteser, Graf du Buat, allerley poetische Freyheiten genommen zu haben scheint.

Mit außerordentlichen Hülfsmitteln und mit einem wundergleichen Wettstreit gewissenhafter Genauigkeit und siegreichen Scharfsinnes sind II. die Gesetze bearbeitet, aus denen uns vorzüglich die leges Bajuvariorum cum additamentis interessiren, nach der (wie es scheint) ältesten aus St. Blasien stammenden, nun zu St. Paul in Kärnthen befindlichen Handschrift, in welcher der durch Mederer, Mannert, Westenrieder, Gemeiner und Hormayr viel besprochene Prolog fehlt: Theodoricus rex dum esset Catalaunis. — III. Von den Urkunden, Regesten oder Direktorien, insonderheit Böhmers verdienstreicher, zumal nach ihren neuesten Zusätzen unüberbotener Arbeit, ist weiter unten ausführlich die Rede. — IV. Klösterliche Briefe aus Vatikaner, Venetianer, Pariser und Oxforter, Wiener, Melker, Kremsmünsterer, Zwettler, Florianer, Wilheringer, Seitenstetter, Wolfenbüttler Handschriften, vorzüglich für die hohenstauffische Periode, aber auch noch für jene Rudolphs von Habsburg und Adolphs von Nassau. — V. Unter den Alterthümern weiset auch Salzburg Runen auf, und eine edle Gabe sind König Alfreds Übertragung des Orosius (Hormayrs Luitpold), sein Itinerar, — Geographi Ravennatis pars ea, quae Germaniam attinet, aus der Pariser Handschrift, — die versus inediti de provinciis partium mundi, aus zwey Pariser Handschriften des zehnten und eilften Jahrhunderts, Carls des Großen Breviarium imperii aus der Wolfenbüttler Urschrift, — die Carmina de Carolo M., Erico duce, de bello Fontanetico, planctus in obitum Caroli M., — die Carmina theotisca et latina de Ottone I., Ottone II., Ottone III., Heinrico II., Conrado II., Henrico III. aus den Cambridger, Brüsseler und Münchner Handschriften, — merkwürdige Nekrologe und Urbarien. — Nicht zu übersehen sind in Hormayrs sämmtlichen Werken, II. Theil die uralten Saalbücher von Chur und St. Gallen; dort freylich nur speziellen Zwecken dienend, der geographisch publicistischen Landes-

kenntniß über die Marken des eigentlichen hohen Rhätien, des Engadeins und Vintschgaues, des Veltlins und Chiavennas, der Sprengelscheide von Chur und Como, der Zugehörung dieses oder jenes Landstriches zu Deutschland oder Italien, Bayern oder Alemannien.

Der Ritter von Lang bemerkt über eine Primar-Ausgabe des Otto von Freysing und des Raderik, durch Cuspinian aus einem Coder der Schotten zu Wien, bey der berüchtigten Stelle: L. VI. c. 20 terra ejus in fiscum redacta, partim a Rege inter ecclesias divisa, partim haeredibus ipso cum castro Scirensi relicta, aeterno anathemati ab episcopis addicata fuisse traditur. — Ex hujus origine, cum multi adhuc Tyranni successerint Otto Palatinus etc. etc. setze der Glossator bey, daß im Coder Weihenstephan die Invektive gegen die Wittelsbacher gänzlich fehle, vielmehr es nach dem Wort relicta heiße: Veruntamen modo coenobium inibi Monachorum institutum fore conspicitur. Rex igitur cito inde digrediens etc.« der Codex Chiemseensis habe die Invektive, aber höchst wahrscheinlich als Corruption. Pithoeus (?) habe es nach dem Text des cod. Tegernseensis, und so auch ein Pollinger Coder, welcher Copie das Freising. Weihenst. sey. Ein Chronicon auf der Freysinger bischöflichen Bibliothek zwar nicht aus der Zeit Bischofs Otto, und neuere Handschriften enthielten beynahe dieselben Angriffe. — Allerdings conveniren selbe auch dem doppelten, babenbergischen und hochstiftischen Unwillen und Neid gegen das Haus Wittelsbach.

Musterhaft sind die kritischen Auseinandersetzungen über die Chronik Alberts, Abten des Marienklosters zu Stade — über die Annalen von der Elbe, über die Historia gentis Danorum, über die Chronik des Grafen Gerhard von Holstein, — über die Repgow'sche und die sogenannte Lüneburger, über die Braunschweiger Rheinchronik, über die slavische Chronik des Pfarrers zu Susel, im holsteinschen Amt Ahrensbeck, über die westslavischen Chronisten Arnold von Lübeck und Helmold, insgesammt vom Archivar, Dr. Lappenberg in Hamburg; über die Kärnthner Chronik des Abtes Johann von Viktring bey Klagenfurt, und die ihm correspondirende Chronik des anonymen Dominikaners von Leoben (s. m. XXXIX 22—36 Anz. Bl. dieser Jahrbücher, Christ. Aretins Beytr. zur Geschichte und Lit. 1804. IV. 89 n. 6. und Docen in der Münchner allg. Literat. Zeit. 1820. Juny Nr. 55, S. 440). — Engelhard in Straßburg disserirt über die dortige Handschrift des Albertus Argentinensis, über das Fragmentum authoris historici incerti, über die Thaten Bertholds von Buchegk, die Episcopi ar-

gentin. Die Hist. Novientensis, die Gesta Treverorum. — Höchst bemerkenswerth sind die Vorreden zum venetianischen Liber blancus, und über die alten Salzburger Kammerbücher, dann über den für Bayerns Kirchengeschichte wichtigen, angeblich mit longobardischer Schrift geschriebenen Freysinger Codex mehrerer Homilien St Augustins.

Der Anfang des Cod. tradit. von Weingarten (Schwäbisch Altdorf) ist für die Welfische Genealogie bedeutend; Ata mater S. Conradi episcopi Constanciensis et alter filius ejus Rudolphus, comes (von Botzen) et uxor ejus Ita et eorum filii Heinricus et Welf, comes et uxor ejus Imiza et filius eorum Welf, dux Carinthiorum und ein anderer Gwelfo dux (der ältere, von Bayern) Hejilo augustensis advocatus — und Gisila, nobilis matrona de *Heciliscella*, — ein unächter, welfischer Nebensproß, wie auch von Ethiko nur vielleicht auch weniger geringem Ehebande die auf dem welfischen Eigen im oberen Innthal am ewigen Eise des Etschthales, in den Thälern des Nons und der Sulz, und von der Wasserscheide des Inns und der Etsch, längs der letzteren hinunter bis fast gegen Trident hausenden Grafen von Eppan (Piano), Greifenstein, Altenburg und Ulten, Erben der norischen Dynasten von Mareith, am Fuße des Brenner, Gesippte der bayerischen Grafen von Mögling, Teispach und Frontenhausen, durch mütterliches Erbe, Markgrafen von Yrsee und Romsberg an der Günz und Iller auf alemannischer Erde. Die von Ejezelscell wurden Ahnherrn der Mülinen, wie die von Ulster der Bonstetten nach den ältesten Geschlechtsregistern und nach der berühmten Stelle des ungenannten Mönchs von Weingarten: Iticho sine legitimi matrimonii copula, de hac vita decessit et Constantiae sepultus est. Genuit tamen ex quadam de ministerialibus suis, filiam, quam frater ejus Rudolphus libertate donatam, pro amore fratris, cuidam nobili de Retia Curiensi cum largis praediis copulavit. Ex qua illi de *Heciliscella*, de *Ustera*, de *Raprechteswillare* et eorum cognatio descenderunt.

Dahls Monographien des alten, großen Mayngaues (den in Ostfranken oder Franconien, der Sinngau, der Weringgau, der Waldsassengau, der Taubergau und der Weingarteiba, im rheinischen Francien, die Wetterau, der Kinziggau, Niedgau, Oberrheingau und Lobdengau umgränzten), so wie jene des in den Fuldaer Urkunden häufig wiederkehrenden Sinngaues, sind ein schätzbarer Beytrag zu dem, was über die Gauenverfassung Frankens in der neuesten Zeit durch den Ritter von Lang, durch Oesterreicher und Spruner

(Jahrb. LVII. 200. LVIII. 81. und LX. 79) geleistet worden ist.

Professor Strahl in Bonn hat zu den Nachrichten in Hormayrs Plutarch und Archiv über die ältesten Wechselgesandtschaften zwischen Rußland und Deutschland und den ersten Freundschaftsbund zwischen den Höfen von Wien und Moskau wichtige Nachträge geliefert. Die Flucht des unglücklichen Großfürsten Isaslav zum unglücklichen Kaiser Heinrich IV. lebt fort in dem, vor der Catastrophe am Prager weißen Berge viele regierende, deutsche Fürstengeschlechter überbietenden mährisch-schlesischen Hauses Zierotin. — Merkwürdig bleibt (war sie auch vergeblich) die Reise des russischen Metropoliten Isidor aus Moskau über das baltische Meer, Lübeck, Erfurt, Nürnberg, Innsbruck, Trient und Verona, zum großen Kirchenrathe nach Florenz. — Auch die frühe Anerkennung des russischen Kaisertitels findet sich in den, eine eigene reichhaltige Rubrik in Hormayrs Werken ausmachenden, quellengemäßen Nachrichten über Max I., nebst den diplomatischen Aufträgen der innerösterreichischen Edelleute Schnitzenbaumer und Purgstall.

Von den Hauptabtheilungen der Monumenta Germaniae historica medii aevi der am 20. Jän. 1819 zu Frankfurt am Mayn durch den verewigten Staatsminister, Freyherrn von Stein gestifteten Gesellschaft, — scriptores, — leges, — diplomata, — epistolae, — antiquitates, — ist die dritte der Urkunden oder Diplome dem Frankfurter Archivar und Bibliothekar Dr. Johann Friedrich Böhmer übertragen, einem durch rastlosen Sammlerfleiß, durchdringenden Scharfsinn und bereits gesammelte, große Erfahrungen für dieses Unternehmen eben so unschätzbaren Individuum, wie der vielgereiste Hauptredakteur des Ganzen, der Archivs- und Oberschulrath, auch Bibliothekar, Dr. Georg Pertz in Hannover.

Die in Frage stehende Urkundensammlung der fränkischen Könige und der römischen Kaiser theilt sich in die Regesta und in das Registrum imperii.

Die von Pipin 750 bis zum Tode des »letzten Ritters« — Kaiser Max I. reichenden, von dem Bibliothekar Dr. Böhmer, und von Joseph Chmel, Chorherrn aus dem allen Freunden der Wissenschaft und Kunst unvergeßlich theuern Stifte St. Florian, das mit längst verdienter, nachhaltiger Unterstützung der Regierung ehestens ein deutsches St. Maure und St. Blasien seyn wird, diese Regesta imperii, nämlich ein möglichst vollständiges Verzeichniß sämmtlicher, besonders aber der in den Geschichtswerken Deutschlands, der Schweiz, Italiens, Frankreichs, Belgiens, Hollands, Englands ꝛc. ꝛc. abgedruckten Kaiserurkun-

den, bildet die unerläßliche Vorarbeit, welche einen Ueberblick des gesammten Stoffes und einen Anhaltspunkt für die nöthigen, chronologischen Untersuchungen gewähren wird.

Bereits im Juny 1831 erschienen in einem Quartbande von 284 S. die vom Dr. Böhmer bearbeiteten Kaiserregesten der Jahre 911—1313 vom fränkischen Conrad bis zu des Luxenburgers, Heinrichs VII. Tod, und zur zwiespältigen Kaiserwahl Friedrichs des Schönen von Oesterreich und Ludwigs des Bayern, Auszüge aus 5420 Kaiserurkunden, streng nach der Zeitfolge und mit Nachweisung der Bücher, worin sie abgedruckt sind. — Auch die Regesten der Carolinger sind in diesem Augenblick ausgedruckt, — von Pipin dem Kurzen bis zu Ludwigs des Frommen Tod, kein volles Jahrhundert (752—840), von den lothringischen Carlowingen 190, von den italienischen 170, von den deutschen über 500 Stück. — Die französischen Carolinger-, die merowingischen, die burgundischen und die longobardischen Königsurkunden, läßt Dr. Böhmer später nachfolgen. — Sein Ausflug in die preußischen Archive im Spätsommer 1832 gab ihm nebst den zahlreichen Zusendungen gelehrter Freunde einen Zuwachs von nicht viel weniger, als 1000 Stücken. — Die in Gotha von dem trefflichen Friedrich Perthes aus Hamburg unternommene Herausgabe einer »Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte« durch den geheimen Staatsarchivar L. S. Höfer in Berlin, und durch die Archivare zu Münster und Stettin, Baron Medem und Dr. Erhart, dürfte der hie und da auftauchenden Geheimnißkrämerey mit jener edlen Liberalität in den Weg treten, die so sehr in den Intentionen des preußischen Staates, als sie, zumal für das vorliegende, großartige Unternehmen von Seite des österreichischen Staatskanzlers, Fürsten Metternich erprobt worden ist. Den Zeitraum von 1400 an, hat der obgedachte Florianer Chorherr Chmel für die Regesten aus dem Wiener Centralarchive rastlos bearbeitet. — Der Zeitraum von 1440—1493, die zum Unglück Oesterreichs und Deutschlands 53jährige Regierung Friedrichs IV. gegen 4000 Stücke zählend, erscheint zur Ostermesse 1833. — Dasselbe Zeitalter Friedrichs hatte an demselben Centralinstitut, Chmels Chorbruder und Freund der ehrwürdige Franz Kurz, und mit ihr hatte es den Cyklus seiner verdienstreichen Arbeiten vom Erlöschen der Babenberger bis auf Mar I. gleichsam von rückwärts begonnen (1810—1822). — Friedrich dem IV. folgte bald Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht, — unter Friedrich dem Schönen, Albrecht dem Lahmen, Rudolph IV. (ergänzend und bereichernd traten dazwischen die Geschichte des Handels und der älteren Militärverfassung), Oesterreich un-

ter Albrecht dem III. und Albrecht dem IV., wornach nur mehr der bereits längst druckfertig liegende Albrecht V. mit dem größten Verlangen erwartet wird. — Diese wichtige und grandiose Vorarbeit des Regestenwerkes durch die acht Jahrhunderte von 750 bis 1519 dürfte am Jahresschluß 1833 vollendet seyn?

Das *Registrum imperii* (so genannt von den, einst alle Ausfertigungen der Regenten chronologisch liefernden Reichsregistraturbüchern) gibt, ein Seitenstück zu Rymers foedera, die in den Regesten bloß extrahirten Kaiserurkunden in vollständigem Abdruck — 8000 Urkunden dürften acht Foliobände füllen. — Den ersten, bis 918 reichenden, die Deutschland betreffenden Urkunden der Merowinger und Carolinger umfassenden Band bearbeitet Pertz, — den Rest des ganzen großen Werkes mit 1313 Dr. Böhmer. — Für den Mann vom Fache war die anleitende Bemerkung Böhmers erfreulich: — »beym Copiren von Urkunden für die bevorstehenden Zwecke ist vor Allem dahin zu sehen, daß Treue der Abschrift und Ausführbarkeit derselben im Druck vereiniget werden. — Künstliche Zeichnungen, Nachbildung der Abkürzungen oder andere Behandlungsweisen, welche theils schwerer anzuwenden, theils zeitraubend und unwesentlich sind, kommt für gewöhnlich nicht in Betracht. Es werden daher sämmtliche Abkürzungen aufgelöset und ausgeschrieben, und für die Buchstaben der Urkunden die jetzt gebräuchlichen angewendet, doch mit Beybehaltung von c, ŏ, ŭ, u, v, wo diese vorkommen. Das Ende der drey ersten Zeilen wird bey Abschriften aus dem Original jedes Mal durch einen | bezeichnet. — Bey den Unterschriften ist der Ort des Monogramms, Siegels und Recognitionszeichen durch die eingeklammerten (M) (S) (R) anzugeben. Gleichzeitige oder alte Aufschriften der Kehrseite werden, so wie der Zustand des Siegels schwierige Abkürzungen, Form des Monogramms, und was sonst noch Auffallendes oder zur Kritik des Textes dienliches sich vorfinden mag, allenfalls unter der Abschrift bemerkt. Eben so bedarf es einer Anzeige, welcher Zeit die der Abschrift zum Grunde liegende Urschrift angehöre, wenn nicht schon die Striche hinter den drey ersten Zeilen ergeben, daß die Abschrift aus der Originalausfertigung entnommen werden. Daß in den Copialbüchern und Diplomatarien gewöhnlich mehr Urkunden zu finden sind, als sich an Originalien erhalten haben, und daß daher ein ganz vorzügliches Augenmerk auf jene zu richten ist, bedarf keiner Bemerkung. Jede Urkunde ist besonders auf ein Blatt oder einen Bogen in Folioformat abzuschreiben, von dessen erster Seite das obere Viertel frey bleibt,

während zugleich überall an einer der Seiten ein Rand gelassen wird, der etliche Finger breit ist.« —

Dr. Böhmers 1831 erschienene Kaiserregesten fördern des wenig Bekannten, des bereits wieder Vergessenen ungemein viel zu Tag. — Die neue, regenerirte Sammlung der Monumenta boica und diese Jahrbücher erscheinen häufig benützt, — weniger die doch so viele einschlägige Urkunden liefernden achtzehn Quartbände des Hormayrischen Archives für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.« Mehrere in Eichhorns episcopatus Curiensis enthaltenen Kaiserurkunden jenes Hoch- und Domstiftes finden sich im II. Bande von Hormayrs sämmtlichen Werken vollständig aus den Churer Originalen, ihm vom Fürstbischofe Carl, des Geschlechtes Buol-Schauenstein zugesendet.

Manche dieser Urkunden enthalten auffallende Daten z. B. in regia aula non longe a moenibus Ravennae, quam ipse imperator claris aedificiis fundare praecepit, 971 Otto — oder 998 Otto III. quando Crescentius decollatus suspensus fuit, — wie später von den Hohenstauffen post destructionem Mediolani in unzähligen obsidionibus et depopulationibus lombardischer Städte — 961 und 973 Erwähnung der Frau Judith von Bayern durch den großen Otto, der Witwe seines Bruders Heinrich und Tochter Arnulphs, des Bösen — 996 zählt Otto III. bey seiner Kaiserkrönung zu Rom die um ihn versammelten Völker: Romanos, Francos, *Bajoarios*, Suevos, Alsacienses, Lotharingos. — Das in der alemannisch-thüringisch-heruliſchen Fluth untergegangene Augsburg, die Augustusburg (Hormayrs Luitpold Not. 25, in dem vielleicht allerältesten Denkmal hochdeutscher Mundart, dann seine Rede über die Monum. boic. Not. 12. S. 50—54) taucht wieder namentlich auf, im August 787 auf Carls Heerfahrt wider Thassilo, dann in diesen Regesten sehr häufig 102 — in Heinrichs des Heiligen Briefe für Worms in *civitate Vindelicorum augusta*; — 102 in Schenkbriefen für Bamberg, für Obermünster, für St. Pontian bey Lucca, 1026 in Briefen Conrads II. für das bayerische Kloster Seon und für Worms, — später mit Gunzenberg und Gunzenlech den alten Welfenarten unter Heinrich IV.—), 1003 im Herbst, Heinrich der Heilige zu St. Pölten, wahrscheinlich die Ungern beobachtend, — 1004 auf der Heerfahrt gen Slavonien, nämlich Slavenland, allem Anscheine nach wider die Lausitz. — Das in den Urkunden der Heinriche nicht selten vorkommende Polite, Pholide ist, wie so mancher andere Ort, ja selbst Königshof oder Pfalz noch zu erörtern. — Viele bedeutsame, hier als von Pertz gleichsam handschriftlich mitgetheilte Urkunden, sind seit einem Vierteljahrhun-

dert abgedruckt in Hormayrs Archiv für Süddeutschland, in seinem Journal: Archiv für Geschichte, Literatur und Kunst, und in seinen Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann von Oesterreich.

Heinrichs III. fünf ungrische Feldzüge 1042, im Sommer 1043, im Juny und July 1044, im Spätsommer 1051 und zuletzt 1052 sind in Hormayrs historischem Taschenbuch 1830 von dem Raaber Senator Czech vortrefflich mit Urkunden und Landcharten erläutert: — interessant auch die Diplome des Knaben Heinrichs IV. auf dem Zuge durch die Ostmark gen Ungern, eine darunter das älteste Hausprivilegium von Oesterreich, Cäsars und Neros Briefe bekräftigend, dem nach ihm in der Sachsenschlacht an der Unstrut gefallenen Markgrafen Ernst, dem Tapfern, Sohn des Ungerhelden, Adalbert und Großvater des heiligen Leopold 1058 und 1063, wo Heinrich von Augsburg nach Trübensee, Ips, Dürrenbuch und Prinzendorf kömmt, dann wieder bey Wien an der Mündung der Fischa erscheint. Höchst merkwürdig 1029 Conrads II. Verleihung der bayerischen Herzogsfahne an seinen unruhigen Schwiegersohn Ernst, von dem er dagegen unter wichtigen Bedingungen für seine Dienstmannen, Weissenburg erhält, eben so merkwürdig für die Geschichte des deutschen Municipalwesens Heinrichs IV. Privilegium für Worms 1074, und jene des Barbarossa und Friedrichs II. 1164 für Hagenau, 1219 für Goßlar.

Die im Juny 1080 zu Briren, am Fuße des Brenner in den norischen Alpen, dem Erzstift Ravenna gegebene Bestätigung thut dar, daß Heinrich IV. auf jenem Kirchenrathe wider Gregor VII. persönlich anwesend war, von Regensburg dahin gekommen, und von dort nach Nürnberg zurückgegangen sey? — Heinrichs IV., 1090 zu Speyer gegebener Rechts- und Freyheitsbrief für die Hebräer, Judas, Moses, David und deren Genossen — 1139 der erste Hohenstauffe Conrad zu Hersfeld in expeditione contra *Saxones*, und im November 1140 in der Belagerung von Weinsberg, wo die Frauen ihn überlisteten. — S. 119, Clemona ist nicht Emona, Laybach, sondern der durch die julischen Alpen führende Paß Clamaun, durch welchen im May 1149, Conrad vom unglücklichen Kreuzzuge heimzog, und der auch 1184, S. 143 in einem Schiedsspruche des Barbarossa vorkömmt, zwischen Aquilejas Patriarchen und dem Grafen Heinrich von Tyrol. — S. 124, Jahr 1156, dann 1166 und 1188 der Barbarossa auf seinem Reichsschlosse Boyneburg, zugleich der Wiege uralt freyer, ritterlicher Mannen, eines an Kriegern, Staatsmännern und Gelehrten reichen Geschlechtes. — Vom Römerzuge heimkehrend, begnadigt

der Rothbart das nahe Wessobrunn auf der altwelfischen, dann stauffischen, endlich als Conradinisches Vermächtniß an Bayern gediehenen Burg Bittengau, das einst gewerbfleißige und handelsreiche Lechstädtlein Schongau, mit den nahen Römertrümmern und seinem Tempelhofe beherrschend, — seit der Schwedenzeit in kaum mehr kennbaren Ruinen und in seinen Umrissen noch erhalten auf einem, Schongaus Erlösung von den Schweden darstellenden Votivgemälde. — S. 128, Druckfehler, Hartmann, nicht Hermann Bischof zu Brixen. — 1165 im Juny fehlt Friedrichs I. Aufenthalt zu Wien bey der Verlobung des Ungerkönigs Stephan III. mit Agnesen, der Tochter Herzog Heinrichs Jasomirgott, — Monum. boic. III. 458, die Canonie Reichersberg erhielt einen Rechtstag wider den Bischof von Bamberg zu Paßau und Wien: unde cum praedictus Henricus querimoniam contra eum coram imperatore *Patavie* movisset — — et privilegium ab episcopo babenbergensi datum eodem tenore, adjudicatum est privilegium raepraesentari et secundum illius continentiam litem terminari, locusque ad id denominatus *Wien, quo tunc descendebat imperator.* Ubi dum supervenisset Episcopus Babenbergensis et privilegium a se datum legi audisset etc — (Hormayrs Geschichte Wiens, Lory, chronologischer Auszug der Geschichte von Bayern (alles annal. Austriae, — Hansitz germ sacra I. — Hoffmann und Ludwig annal. bamberg). — S. 136, — 1177 im August Venetiis in rivo alto, und nicht bloß ad S. Marcum, in palatio ducis, in palatio Gradensis patriarchae gab Kaiser Friedrich zur Feyer der hehren Sühnungsstunde fast jedem deutschen Hochstift, beynahe jeder deutschen Abtey einen Gnadenbrief, — fast eben so ging es mit den vom Jänner bis Ende Aprils 1237 zu Wien gegebenen Urkunden Friedrichs II. in der Freude über die Königswahl des jungen Conrad und der wider Friedrich den Streitbaren vollzogenen Acht, welche der hohenstauffischen Hausmacht durch die erledigten Herzogthümer Oesterreich und Steyermark einen neuen, festen Boden zu unterlegen, trügerisch versprach. — Ein höchst merkwürdiger Brief des Kaisers auf der Reise von Wien nach Regensburg, Ende Aprils zu Ens gegeben, gleichzeitig mit der Lockung an die Landherrn der Steyermark unter goldener Bulle ist der zu Efferting dem Wülfing von Stubenberg gegebene Brief. — *Fridericus* Dei gratia Romanorum Imperator semper augustus *Jerusalem* et *Siciliae* Rex. Tenore praesentium notum esse volumus universis imperii fidelibus tam praesentibus, quam futuris, quod *Woluingus de Stubenberc, fidelis noster*, nostrae celsitudini supplicavit, ut sibi concedere dignaremur, *quod li-*

ceat sibi super rebus proprietariis uxori, quam duxerit, Dotem qualem et quantam voluerit deputare: Nos igitur supplicationes ipsius favorabiliter admittentes concessimus ei, ut sit ei *de cetero* licitum, *quando uxorem duxerit*, ascribere et deputare sibi quam cunque voluerit dotem super proprietariis rebus suis. Ad cujus rei memoriam, praesentem paginam sibi conscribi fecimus Majestatis nostrae sigillo munitam. Datum apud *Everdyngen*. Anno dominicae Incarnationis millesimo, ducentesimo tricesimo septimo, mense Aprilis decimae Indictionis. — Von Efferding zog Friedrich weiter nach Paßau und Regensburg über Geislingen und Würzburg nach Speyer, von dort über Augsburg, wo er auf dem Lechfeld die große Reichsfahne zum Aufbruch nach Italien flattern ließ, über Windach und Weilheim (überall »in castris«) nach Clauſen unter Seben und Trient, auf Verona. — Merkwürdig wäre auch, irgend ein Original einzuſehen von den in Salis Fragmenten IV. 59 erwähnten Urkunden Friedrichs I. vom 2. Febr. 1165, und von ſeinem unähnlichen Sohne Heinrich VI., vom 15. Februar 1192 aus Hagenau, wodurch Chiavenna (Cläven) dem Herzogthum Alemannien oder Schwaben reſtituirt (!!) und der Grafen-Ambacht den Rectoren in Chiavenna übertragen ward.

Ueberſehen iſt auch eine, vom Regensburger Reichstag, — 10. Jänner 1192 gegebene Beſtätigung des Tauſchvertrags um das Gut Gnas und um die Burg Feldsberg, zwiſchem dem Paßauer Biſchof Wolfker und zwiſchen Weichhard von Seefeld, dem älteren, Mundſchenken des Herzogs von Oeſterreich: — Henricus sextus divina favente clementia Romanorum imperator semper Augustus Noverint universi fideles, quod dominus *Wolfkerus pataviensis episcopus Wichardo de Sevelde*, majori *dapifero ducis Austriae* castrum in *Veldesperch* cum XII. mansis adjacentibus pro quodam praedio, quod situm est in loco, qui dicitur *Gnas* (sic) in presentia et per manum nostri examinis in concambio contradidit praesentibus testibus subscriptis videlicet Ottone Babenbergensi episcopo, Conrado Ratisponensis episcopo *Luipoldo duce austrie*, *Bertoldo duce Meranie*, *Ulrico duce Karinthie*. Ludovico, duce Bavarie, Conrado comite de *Peilstein*, Rapotone comite de Ortenburch et fratre suo Heinrico, Alberto comite de *Pogen*, Ulrico comite de *perig*, Friderico comite de *Hohenburch*, Ottone comite de Velburch Minhardo comite de *Gorz*, Heinrico comite de Altenburch, — Hertwico de *Rechperch*, Ruperto de durne, Alberto lupo de Pengenwalde, Hadelcho de chirichperch, Wernhero de

Grizbach, Alberto Liozmann, Walshuno de *chambo* et fratribus suis Alberto et Alarmo Ditmaro mordarlo hadebrand de *Harddekke*. Rapot de *Walshenberch*, *Hedemaro* de *Chunring*, *Wichardo* de *Zebing*, *Herando* de *Wildon*, Ulrico de *Stubenberch*, Erchengo de *Landescre*, *Gundacharo* de *Styre*, Pilgimo de Steuzze et fratre suo Ottone, Rapot de Soltarn, *Dietmaro* de *Liechtenstein* et fratre suo *Rapotone*, Heinrico de Streitwiesen, Ottone de Chiowe et fratre suo Adiloldo, Ditmaro dapifero. Datum Ratispon. IV. Idus Januarij. —

Böhmers Rückreise von dem mit großem Erfolge, zumal für die Epoche der Sachsenkaiser, der Ottonen und Heinrichs des Heiligen, durchsuchten preußischen Archive nach Frankfurt, wo er bald darauf die erfreulichsten Zusagen, hinsichtlich der Benützung des allgemeinen Reichsarchives zu München und der Filialen in Nürnberg, Bamberg und Würzburg, durch den erhabensten Geschichtsfreund König Ludwig erhielt, führte Ende October in Hannover zu mehrtägiger Besprechung die drey Männer zusammen, die unter den jetzt lebenden, wohl nicht nur in Deutschland, sondern in Europa, die meisten Urkunden und mittelalterlichen Denkmale erforscht und herausgegeben, den dortigen königlich bayerischen Gesandten Freyherrn von Hormayr, den Bibliothekar Böhmer und den Archivrath Pertz. — Hormayr legte den beyden großen Kennern seine, sowohl einzeln, als in seinen kleinen historischen Schriften und Gedächtnißreden enthaltene Vertheidigung des großen Fridericianums von 1156 zu strenger Prüfung vor. — Beyde erklärten sich damit vollkommen einverstanden. — Der gelehrte Pertz berief sich auf seine, über den Augenschein des Originals im Wiener Archive bereits V. 328, in der Zeitschrift der Frankfurter Gesellschaft gemachte, unumwundene Aeußerung. — Der vielerfahrene Böhmer äußerte sich über die Verkehrtheit, die alten Urkunden mit dem Senf unserer heutigen Erudition berichtigen zu wollen: — gerade die Klippe, an welcher viele ältere Gelehrte gescheitert, und weßhalb sie so wenig geleistet hätten. — Auch an der Aechtheit des *Privilegium minus* zweifelte Böhmer nicht, als einer kürzeren Fassung, worin bloß das Persönliche berücksichtigt ist, die Erhaltung des Heerschildes, ne ducis nomen et dignitatem perderet und die *terrae* austriae verliehenen Rechte wegblieben, wovon Böhmers Kaiserregesten noch manche Beyspiele enthielten.

Daß man an dem Ausdruck *electores principes* so vielen Anstoß genommen (Jahrb. XXXVII. und LIX) rühre bloß von absoluten, unrichtigen Vorstellungen her, die zum Theile schon im

letzterwähnten Bande der Jahrbücher gelegenheitlich der *praetaxationes* ihre Berichtigung gefunden hätten. — Die eigentliche Wahl ſey immer durch Acclamation des Volkes, nach der Prätaxation, nach dem Vorſchlage der Chur- oder Wahlfürſten. — Ueber den ſeltſamen Ausdruck cor et clipeus imperii habe freylich ſchon Hoffmann in ſeinen vermiſchten Abhandlungen große Verwunderung erhoben. — Die Oſtmark als eine halbſlaviſche Gränzprovinz konnte freylich kaum cor imperii heißen. Das cor war vielmehr Francien, nämlich die Rheinlande, wo der König gewählt und gekrönt wurde, der damals freylich rex Romanorum hieß, in der That aber nur rex in orientali Francia war, wie Heinrich I. ſich ausdrücklich nannte. — Dennoch beweiſet vielleicht, abgeſehen, was von dem italieniſch-byzantiniſchen Kanzleyſtyl dieſer jedenfalls höchſt merkwürdigen Urkunde, bereits in Hormayrs oft gedachter Abhandlung geſagt worden iſt, nur um ſo mehr ihre (wohlverſtanden ſubjektive Aechtheit) in dem Fürſten, welcher: — »non solum in terra, sed etiam in mari gloriam imperii omnibus modis dilatare et eo, quod omnibus in proprii imperii finibus ad ejus voluntatem compositis, virtutem animi, *quam intus gerebat, etiam extra ferre, Ungaris bellum inducere*, eosque ad monarchiae apicem reducere volebat.«

Der in Wahrheit keiner gediegenen Quellenforſchung mit ſeiner ſcharfen Kritik und ungemeinen Kenntniſſen je ermangelnde Ritter von Lang, ließ (1833, Nürnberg bey Riegel und Wießner) Beyträge und Ergänzungen zu dieſen Kaiſerregeſten in der Einkleidung eines freundſchaftlichen Sendſchreibens an Dr. Böhmer an's Licht treten. — Das Vorwort hat viele ſcharfſinnige Bemerkungen über den Werth der alten Deduktionen als einer beachtenswerthen Quelle der Kaiſerurkunden, — über die Behandlung der Indiktionen, — über die verhältnißmäßige Geringfügigkeit von nicht mehr, als 5420 Kaiſerurkunden auf einen Zeitraum von 400 Jahren, — über die Verſchiedenheit der Jahresanfänge; — a) von Weihnachten, die anni nativitatis, anni domini, ſeit Carl dem Großen das Gewöhnlichere in der italieniſchen und in der pyrenäiſchen Halbinſel bis zum dreyzehnten Jahrhundert, auch auf den britanniſchen Eilanden, b) der mos gallicanus von Oſtern in Frankreich, Holland, Kölln, Lüttich, — c) von Mariä Verkündigung, 25. März die anni incarnationis, was dann mit der Oſterrechnung bis auf den kurzen Zwiſchenraum vom 25. März bis Oſtern zuſammentrifft: in Ungern, im Südoſt von Frankreich, in Trier ꝛc. ꝛc. üblich, in Florenz und Piſa, doch fingen die Florentiner mit dem 25. März unſern annus na-

tivitatis erst an, die Pisaner aber, und die ihnen folgten, schlossen es damit, worauf besonders bey Muratori's Chroniken und scriptoribus zu achten ist, — d) vom 1. März an, nach altrömischer Weise bis zu den Carlowingen, am spätesten noch in Venedig üblich.

Sogar in dem einzigen Kölln gab es dreyerley Jahresrechnungen, — nach Weihnachten, der stylus ecclesiasticus, — nach Ostern, stylus curiae und von Mariä Verkündigung, 25. März, stylus universitatis. Selbst ein und der nämliche Kaiser datirte oft auf ganz verschiedene Arten, bald nach annis domini, bald incarnationis z. B. Friedrich II. in Italien und in Wien und Rudolph von Habsburg in demselben Wien. — Die Ursache war, weil Friedrich II. in Wälschland verschiedene Protonotarien hatte, italienische, burgundische, deutsche, Sicilianer, auch wohl Byzantiner, deren jeder nach seinem gewohnten Styl fortschrieb. — Rudolph nahm in Wien auch die Pfarrer von St. Stephan und andere Pröpste zur Aushülfe, z. B. die von Zolyom und Preßburg, Gottfried und Werner, beyde nachmals Pfarrer in Wien, beyde nachmals Bischöfe zu Paßau. Sie datirten ungrisch, während die andern Kanzleyen die annos domini beybehielten. —

Je öfter und aufrichtiger dem Verdienste Langs in diesen Jahrbüchern Anerkennung ward, je unumwundner mögen sie auch das Wort nehmen gegen seinen, manchmal offenbar zu weit getriebenen Scepticism. — So z. B. scheint es doch zu weit ausgeholt, eine Urkunde Heinrichs I. für das Kloster Brogne bey Namur vom April 932 aus keinem andern Grunde verdächtig zu schelten, als weil sie Aquisgrani palatio datirt ist, dieses aber 882 von den Normannen zerstört, und erst durch Otto den Großen wieder hergestellt worden sey?! — Wie viele urkundliche Thathandlungen sind nicht auf solchen lange zum Theil im Schutte liegenden, zum Theil überbauten, erst spät neu aufgebauten, der großen Erinnerungen willen aber immerfort besuchten Trümmern hervor gegangen? — Eben so wenig möchten wir einen Kaiserbrief, dessen Datum weder nach dem Pisaner, noch nach dem Florentiner Styl ganz herzustellen ist, lieber für apokryph erklären, als eine Unkunde oder Ungeschicklichkeit des ausfertigenden Geheimschreibers voraussetzen. — 950 Beheim in suburbio Niuumburg wird hier, wie schon einmal auch in den Jahrbüchern, als Auslassung für: in expeditione contra Beheim angenommen. — Suburbium dürfte aber weniger eine Vorstadt bezeichnen, als das Weichbild, continium, territorium, und so dürfte Beheim wahrscheinlicher eine am Südufer der Saale gelegene, jetzt eingegangene Ortschaft seyn? —

Auch in der Bode- oder Saalgegend wird ein Beheim erwähnt, zur ersten Stiftung von Gernrode gehörig, vorausgesetzt, daß Nienburg, der Ausstellungsort der fraglichen Ottonischen Urkunde, Naumburg sey, nicht Nienburg an der Saale, noch an der Weser. — Wenige Tage darauf, am 28. July saß Otto in seiner alten Thüringerpfalz Wallhausen (Schultes obersächsisches Directorium). — 960 im Februar zu Regensburg vermehrte Otto der Große die Schenkung von 954 an den Cleriker Dieprecht im Gaue Krauwat bey Leoben, in ministerio Hartwici, comitis. — 965, 3. April zu Ingelheim schenkt Otto den freysingischen Vasallen Negomir ein Eigenthum in Carentanien, in comitatu Hartwici, eines Stammgenossen der nachmals steyerischen Aribonen und Ottokare, Stifter von Traunkirchen, Göß und Seon zu Pörtschach in Lurn, nicht zu Vierschach im Innichner Bezirke. (Hormayrs Beyträge. Resch aetas millenaria Agunt. — Sinnacher, Huber und Paprian über Innichen.) — Die in Hormayrs Archiv für Süddeutschland II. enthaltene, reiche Lese von Kaiserurkunden der Carolingen, der Sachsen und der Salier wird auch durch den Ritter von Lang angeregt, und ist in Böhmers Nachträgen bereits benützt, — 978, 20. Sept. im Heerlager vor Paßau verleiht Otto der II. dem Kloster Michaelbeuern auf die Bitte seines Bruders, des Herzogs Otto, den Ort Beuern im Gaue des Pfalzgrafen Hartwig. (Hormayrs Archiv 1826.) — Erschiene doch bald die für Oesterreich und Bayern gleichwichtige Geschichte Michaelbeuerns, von dem würdigen, durch seine Beleuchtung der eben so folgenreichen, als streitigen Chronologie des heiligen Rupert bewährten Professors Michael Filz in Salzburg, und die Stemmatographie des Hauses Sulzbach durch Professor Moritz in München. — Mit Ottos II. Aufenthalt im Sept. 980 zu Wallhausen, collidirt die in Hormayrs Archiv für Südd. gedruckte, am 23. Sept. 980 zu Constanz geschehene Verleihung reichen Besitzthumes an der Gurk und Saan neben den Grafen Marquart und Richwin. — 1018 Heinrichs II. Bestätigung für das carentanische, tyrolisch-pusterthalische Nonnenkloster Sonnenburg (bey Hormayer und Sinnacher) ist durch seine ganze Fassung, wie durch die Zeugen verdächtig. — Die Conradinischen Urkunden von 1028 über die welfische, dann sehr kurz an die Görzischen Engelberte, sohin an Brixen gediehene Grafschaft des mittleren Norithales und ihre Hauptburg Seeben (schon eine Römerstation und Isistempel) mit den Clausen unter Seeben an Eisack, ist in Hormayrs Abhandlung über die ganze Gauenverfassung und alte Geographie Tyrols, wie sonst nirgend erläutert, nicht minder in diesen Jahrbüchern IV. Anzgbl. — 1042, 9. Nov. zu Klosterneuburg auf

der Heerfahrt nach Ungern, Schenkung an den carentanischen Markgrafen Gottfried von Lambach, Pütten und Wels mit Gütern zu Gößting bey Grätz in seiner eigenen Mark und in seiner Grafschaft Hengest (deren Hauptsitz die schon unter König Arnulf und dem Markgrafen und Herzog Luitpold genannte Hengesburg in ihrem Namen noch fortdauert bis auf den heutigen Tag). — 1044. Vergabung von Gütern bey Ragendorf an der Leitha an den Reichsvasallen Ritzimann. — 1051 Heinrichs Urkunden für seine neue Probstey im alten Carnunt, in dem Preßburg gegenüber gelegenen Heimburg ein Denkmal des letzten großen Sieges über die Ungern bey Menfew, ohnferne Raab, wie Melk des sieghaften Vordringens Leopolds des Erlauchten, über Geysa und der Erstürmung der magyarischen Eisenburg. — Aecht carolingisch gab Heinrich nach Bamberg den Zehent totius regionis in finibus Hungarorum gladio ab hostibus acquisitae in pago Osterriche etc. etc. — 1058, 26. Oktober ist Weissenburg weder in Siebenbürgen, noch Belgrad, Griechisch-Weissenburg, sondern Stuhlweissenburg, der Ort der ungrischen Königsweihe und ihre Gräber. — Diese Jahrbücher bemerkten schon einmal, daß, seit die Bulgaren dem mährischen Land am Plattensee an der Donau und March so nahe gekommen, seit sie sich fast so häufig, als später die Cumanen oder Falben mit den Ungern, so sie mit Ungern und Marhanen sich vermischt, gar oft auch die Marhanen, Bulgaren genannt werden, wie denn auch Lambert von Aschaffenburg von Heinrichs Winterlager. — 1059 in der berühmten marhanischen Königsburg und Marchstadt Theben, der alten Gränze zwischen Marhanen und Magyaren sagt: rex natalem domini celebravit in civitate Marouva, in confinio Hungarorum et Bulgarorum. — Anderwärts heißt es auch terminus Bajovariorum in oriente contra Moravos. — 1062, Heinrichs IV. Urkunde für den Bischof Heinrich von Augsburg (Braun, Gesch. der dortigen Bischöfe I. 381) über Güter in Schwanenbach und Ilsinzburg im Hardengau, zu Widesleben. — Aber so wenig Ilsenburg der gleichnamige Ort der Stolbergischen Grafschaft seyn dürfte, bleibt doch der Zufall erheblich, daß in eben der Gegend auch das Schwanenbach und Widesleben sich finden, die vielleicht doch füglicher im bayerischen Hartinggau (Erdinggau) gesucht wurden, wenn dort die leben nicht fremd wären. — Merkwürdig ist auch Bambergs Besitz zu Langeln in der Grafschaft Stolberg, später am St. Jakob alldort, und von diesem an den deutschen Orden gediehen. — (Harenberg und Pistorius amoen. VII. 2223). — 1066 zu Würzburg, Schenkbrief für Gurk in Hormayrs Archiv für Süddeutschland — 1091 nicht eine,

sondern die Grafschaft Pusterthal an Brixen geschenkt. — 1097. Nußdorf ist wahrscheinlich das einst bedeutende tyrolische, bey dem einst mit dem dazu gehörigen Landgrafenamt Regensburgischen Kuefstein, dem Schlüssel des Inn, wo seine östliche Richtung plötzlich nordwärts zieht. — 1125, 20. Nov, zu Regensburg, Lothars Bestätigungsbrief für St. Florian, consensu Henrici, ducis Bawariae ejusque filii Henrici et Liupoldi, marchionis orientalis (Hormayrs Rede über die Mon. boic., auch in jener über Luitpold und die Bayern im Morgenlande). — 1137 Lothars Todesort in vilissima casa inter Oenum et Lycum, kann nicht bey Trient seyn, sondern Breduwan, Breduwane heißt noch Breitenwang, und ist nahe bey Füssen, zwischen Inn und Lech, ein aus welfischen Schenkungen nach Weingarten und Brixen bekannter Ort (Hormayrs Beyträge, Heß Monum. Guelfica). — 1147 ist nicht Andernach, sondern das Freysingische Ardacker an der Donau, wo Konrad auf der Kreuzfahrt anhielt. — 1197 Heinrichs VI. fabelhaftes Turnier in Nürnberg. — 1243 zu Barolo in Apulien die älteste deutsche Urkunde auf Linnenpapier, ein Auftrag Friedrichs II., Irrungen zwischen der Abtey Göß und den Kärnthner Herzog Bernard betreffend (Horm. Taschenb. 1812). — 1240, Nördlingen, eine ganze Reihe von Urkunden Konrads IV. für den letzten Eppaner, den unglücklichen Egno, Bischof zu Brixen, alsdann zu Trient (Horm. Archiv und Archiv f. Südd.).

Viel wird für die Rettung, Sammlung und Herausgabe der Urkunden durch die historischen Vereine geschehen. — Die mittelreiche Thätigkeit des Lausitzer währt beynahe ein halbes Jahrhundert. — Der Pommersche erhob sich beym Erinnerungsfeste der Christianisirung und Kultur durch den großen Bamberger Bischof Otto. — In Minden, Münster und Paderborn wird Wesentliches geleistet. — Den sächsischen, thüringisch-sächsischen und voigtländischen Vereinen sich zu nähern, ist so gut ein Interesse Bayerns, wie in Zoll- und Handelsverkehr. — Für Süddeutschland gaben die österreichischen Provinzialmuseen und Abteyen ein fruchtbringendes Beyspiel. — Die Erhaltung geschichtlicher Ueberreste und alterthümlicher Kunstwerke, — neue Geschichte aus neuen Quellen und die Begründung historischer und artistischer Vereine zu diesem Zwecke war eine Lieblingsangelegenheit des der vaterländischen Geschichte wie der Kunst mit gleichem Eifer zugewendeten Königs Ludwig. — Hieraus ging jenes durch die öffentlichen Blätter hinlänglich bekannte und vielfach nachgeahmte Circular d. d. villa Colombella bey Perugia,

29. May 1827 hervor, eben so der leider allzuweit gediehenen Zerstörungslust ihren Gränzpfahl setzend, als die stumpfe Gleichgültigkeit aufrüttelnd, viele ehrwürdige Reste, viele heilige Erinnerungen, manche Perlen alterthümlicher Kunst und ächtdeutschen Gewerbfleisses vor dem Loose bewahrend, durch welches vorzüglich bey der großen Säcularisation Deutschland in dieser Beziehung so arm, England so unerquicklich reich geworden ist, da manche Lords mit geschichtlichen und Kunstkleinodien süddeutscher Abteyen und Städte auf ihren Villen, mitunter dem über den gestohlenen Brief jubelnden Arlekin gleichen, der die Kleinigkeit vergessen hatte, daß er nicht lesen konnte! — In den einst römischen Gränzvesten und Brückenköpfen, nachmaligen Bischofssitzen und Grundpfeilern deutschen Municipalwesens Paßau, Regensburg, Augsburg, erstanden Antiquarien, aus denen das Augsburger selbst jenseits des Rheines Aufmerksamkeit erregt hat. — Es hat selbes dem in diesen Jahrbüchern schon oftmals zu verdientem Ruhme genannten Direktor von Raiser zu danken. — Der auf dem Boden des Staats- und Privatrechtes, wie auf jenem der Statistik und der parlamentarischen Beredsamkeit gleich einheimische Präsident von Rudhart gab in der topographisch-historischen Charte des Regenkreises einen erfreulichen Anstoß, so wie durch die Einladung zu Stadt-, Markt- und Gemeinde-Chroniken und zu Gedenkbüchern der Pfarreyen, um die mündliche Ueberlieferung in der Schrift festzuhalten, um von Mundarten und Sprichwörtern, von Sitten und Festen, von Volksmährchen und Volksliedern zu retten, was noch zu retten war. — Daß Hormayr, der unter den Ministerien Stadion, Cobenzel und Metternich an der Regeneration des Wiener Centralarchives, an der Gründung mehrerer Provinzialmuseen und an den Quellenforschungen der Abteyen wesentlichen Antheil gehabt (Nov. 1828 bis April 1832), das Referat des gesammten Archivwesens im Königreiche Bayern, jenes der historischen Vereine und jenes der Erhaltung alterthümlicher Kunstwerke und geschichtlicher Ueberreste führte, konnte für Quellenforschung und geschichtliche Kritik nicht wohl ein ganz müßiger und gleichgültiger Umstand seyn.

Im Rheinkreise wirkte der große Alterthumsforscher, Staatsrath und Präsident von Stichaner, inmitten der durch die revolutionären Stürme generalisirten Nivellirung Ungemeines. Es ist ein Schatz von Entdeckungen im dortigen Kreis-Intelligenzblatte niedergelegt. — Stichaner, der über »Bayern unter den Römern« zuerst den hellen Tag hereinbrechen ließ, ermunterte auch das schöne Talent des Domkapitularen Johann Geissel, dessen »Kirchsprengel des alten Bisthums Speyer« und

dessen Schrift über den Speyerer Dom mit seinen Kaisergräbern von großem Verdienste ist. — Die Vereine von München und Paßau (dem eigentlichsten Altbayern) gaben bis zur Stunde noch kein Lebenszeichen. — Eine Chronik von Augsburg, seinem Handel, seiner Kunst, seinem Communal- und Zunftwesen und der Rechtsalterthümer dieses schwäbischen Bodens, nach dem trefflichen Muster der Gemeiner'schen Regensburger Chronik, wie es jetzt in Nürnberg erwähntermaßen bereits zur Ausführung kam, wäre höchst wünschenswerth, und so viel Interessantes auch die Intelligenzblätter des Oberdonaukreises liefern, ist doch eben mit der römischen Wegmacherey und Straßenbeschotterung bey weitem noch nicht alles erschöpft, und ein historischer Verein im Oberdonaukreise nichts weniger als überflüssig. — Der Ritter von Lang hatte schon früh im Hermes auf das Beyspiel der österreichischen Provinzialmuseen aufmerksam gemacht. — Der historische Verein des Rezatkreises trat auch der Erste ins Leben. — Der damalige Regierungspräsident, jetzige Finanzminister von Mieg, hielt die Idee mit der ihm eigenen Sachkenntniß und Beharrlichkeit fest. — Die Jahresberichte aus Langs Feder sind reich an unmittelbaren Beziehungen eben sowohl, als an allgemein lehrreichen Wahrnehmungen. — Scharfsinnig, wie immer, sagte Grimm in den Göttinger Gelehrten-Anzeigen: »allen solchen Verbindungen sey eine provinzielle Beschränkung sehr zu wünschen, welche ihren Blick auf alle und jede Denkmäler ihrer Landschaft festhalte, und die Freude am Naheliegenden erhöhe. — Jedwede wissenschaftliche Gesellschaft, der man Wirksamkeit zuschreiben dürfe, schwäche diese nicht, sondern stärke sie dadurch, daß sie sich eine warme Enge schaffe, daß sie sich alles dessen enthalte, was den Eifer der zusammenwohnenden Theilnehmer erkalten müßte. — Gesellschaften à la Ferussac seyen nicht mehr an der Zeit, wenigstens für uns Deutsche nicht. — Die allgemeinen Verbindungen wurden durch Bücher, Bibliotheken und Buchhandel sattsam angefacht; alles andere werde vom vertraulichen Privatbriefwechsel an die rechte Stelle gemeldet.« — Nur darf das vermeintliche Bessere nicht der Feind des Guten werden. — Nur soll heilsame Beschränkung nicht in Beschränktheit entarten, nicht in jene Bayerns Flor und Ehre hartnäckig hinderliche Absonderung eines vermeintlichen Alt- und Neubayern, eine Absonderung, über deren Unhistorisches und Ungerechtes der Ritter von Lang in dem vielgelesenen Schriftchen: »Alte Liebe rostet nicht,« zwar mit allzuviel Aristophanischer Lauge, gleichwohl treffende Wahrheiten gesprochen hat. — Zersplitterung der Kräfte von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken (zumal wo man nicht mit so reichen Mitteln

experimentiren kann, dergleichen den gediegenen österreichischen Provinzialmuseen zur Seite stehen) wirkt zerbröckelnd und auflösend! — So kam schon in öffentlichen Blättern mehrmals ein Gegensatz zwischen Bamberg und Baireuth, Ansbach und Nürnberg zur Sprache, angeblich weniger von natürlicher Concurrenz und ersprießlichem Wetteifer, als von krähwinklichtem Separatism an sich tragend?? — Die »Vigilien« erwähnten der eigentlich albernen Idee von zum Glücke nur ein Paar sondernden Sonderlingen, die, um die leidige Provinzialkluft mit unseliger Geschäftigkeit immer noch mehr zu erweitern, statt der so vieles Gute bewirkenden Kreisvereine ein einziges Archiv und einem einzigen Verein für ganz Franken zu gründen vermeinten, in der allerdings durch Kunst und Alterthum vorzugsweise verherrlichten Handelshauptstadt des gesammten Mitteldeutschlands, in Nürnberg, in welchem jetzt, da jener Einfall von allen Sachkundigen mißbilligt wurde, angeblich zur Geltendmachung einiger divergenten Persönlichkeiten ein europäisches Museum von Alterthümern gestiftet werden solle (??) — Alle Kleinlichkeit ist ihrer Natur nach retrograd, und wo schon so viel geplündert, wo bereits viele Zeit verloren ist, führt Mückenstechen und Schneckenhaussammeln fast immer nur zu einem parturiunt montes. — Höchst nachahmungswerth ist das in den bisherigen Jahresberichten des historischen Vereins des Rezatkreises getragene Augenmerk auf die Rechtsalterthümer, Gesetzgebung, Verfassung, Domainen und Steuern — Schon das Auftreten dieses erſten historischen Vereines gewann des geschichtsliebenden Monarchen Wohlgefallen in der Art, daß den Kreisvereinen Zutritt und Benützung der Archive eingeräumt, und die Münchner Akademie aufgefordert wurde, ihnen in vorkommenden Fällen mit Rath und That an Handen zu gehen.

Auf den klassischen Boden von Bamberg wirkt unverdrossen der dortige Archivar Oesterreicher. — Ihm dankt man eine ganze Reihe der wichtigsten Urkunden, und geht gerne darüber hinweg, daß seine Monographien manchmal zu minutiös werden, zu künstlich und zu gesucht. — Die ehemalige Ausdehnung Bambergs macht Oesterreichers Leistungen auch für Südbayern, für das Land ob der Enns, besonders für Kärnthen ersprießlich. — Albewinistein überzeugt nicht. — Dann werden mehrere Theres künstlich unterstellt, das Wichtige muß spurlos schwinden, und ein neueres, durch gar keine Erinnerungen bezeichnetes Auftauchen, um nur nicht den Volksfeldgau auf das rechte Maynufer herüberzulassen? — Das Archiv für baireuthische Geschichte und Alterthumskunde vom Bai-

reuther Bürgermeister Haagen und vom Weidner Pfarrer Dorfmüller mit Liebe und Sachkenntniß ausgestattet, hat nur die Aufschrift verändert, den auf Baireuth beschränkten Horizont auf den gesammten Obermainkreis erweiternd (1828 bis 1832). — Höchst achtungswerth ist das Archiv des Untermainkreises, vom Legationsrathe Scharold in Würzburg redigirt, und vom dortigen historischen Verein ausgehend, welchen der ehemalige Generalcommissär Baron Zurhein, im Oct. 1832 als Justizminister in München verstorben, zweckmäßig gegründet, und durch eigene und seines auf dem juridischen, wie auf dem administrativen und ästhetischen Boden einheimischen Sohnes eifrige Mitwirkung belebt und gefördert hatte. — Der wilde Albert von Brandenburg und Gustav Adolph, wie Wächterswinkel als Stiftung der Henneberge und des Barbarossa werden uns im ersten Hefte vorgeführt, und der höchst umsichtige Bericht über die in der Gegend von Würzburg entdeckten heidnischen Gräber und Opferstätten tritt um so bedeutender hervor, werden sie demjenigen verglichen, was uns Leichtlen dießfalls aus Schwaben, der Eichstädter Domkapitular Popp aber, der dortige Pfarrer Meyer und gelegenheitlich auch Stichaner, Buchner, Klöckel und Schlett gemeldet haben. — Verhältnißmäßig die dürftigsten an Inhalt und Kritik waren bisher die Hefte des Regenkreises. — Legationsrath Gumpelzheimer, der Verfasser einer von Gemeiners Geist freylich noch weit entfernten Geschichte Regensburgs steht mit emsiger Widmung an der Spitze. — Der Catalog der Regensburger Bischöfe hätte noch viel wichtigeren kritischen Bemerkungen Raum gegeben. Es weht ein zu guter Geist in den Arbeiten des Regensburger Regierungsrathes Bösner. Werthvoll sind die Notizen über den geist- und gemüthvollen Aventin, seine Freunde und Zeitgenossen, nicht minder über das Feld der Böhmerschlacht vom 12. Sept. 1504 zwischen Schönberg und Bernardswald, wo diese Enkel der Taboriten als Bundesgenossen des Pfalzgrafen Rupert um die Landsgüter-Erbschaft Georgs des Reichen wider Albrecht den Weisen von Bayern-München, wider den ihm verbündeten Schwager und Kaiser Maximilian und Erich von Braunschweig stritten, der Illsung und Langenmantel von Augsburg, die Tucher, Stromer, Kreß, Führer, Haller von Nürnberg vom Kaiser selbst den Ritterschlag erhielten. — Castell und Ensdorf mit mehreren Wittelsbacher Gräbern, von den alten Pfalzgrafen bis auf Anna, Kaiser Ludwigs und der glogauischen Beatrix Töchterlein, und dem Grabe Seyfried Schweppermanns, neben welchem doch auch jenes seines Schwagers, Albrecht von Rindsmaul, des

Konrad von Bayerbrunn und des Schlüsselberg ergründet zu werden verdiente.

Uns Süddeutsche sollte man mit Druiden und Druidenbäumen und Druidengräbern billig verschonen, so wie mit dem Wiederkäuen des Fabelwerks des falschen Berosus oder Annius von Viterbo, womit schon Aventin und Lazius so böslich mystificirt worden sind. — Die bey der Colonie Feronia und bey der Göttin Epona eingelegten Postulate möchten wir uns nicht gerne aneignen, doch bleibt alles überaus schätzbar, was die vielseitigste und genaueste Terrainkenntniß fördert. Dankenswerth ist das beym romantischen Weltenburg gegebene, den Tagen Ludwigs des Frommen angehörige Klösterverzeichniß, so wie Carls des Großen Aufgebot zum Heerbann oder persönlichen Kriegsdienst an den Abt von Alteich.

Eichstädt, Nassenfeld, Essing und das Schulerloch, Prunn an der Altmühl bey Riedenburg, — die Donauquellen, die Sittenzüge der Vorwelt, — die drey elenden (d. i. fremden) Heiligen. — Erfreulich anzuschauen sind jene alterthümlichen Besitzer von Latifundien, die Herzogs- oder Kastenbauern, auch Amannbauern, beym Adel, bey den Klöstern und Pfarrern, die Meyer-, Sedel- und Widumbauern, das Mark des Landes, der Kern der Bevölkerung, die eigentliche Stärke der Landfahnen.

Was die Direktorien der obersächsischen und der Lausitzer Urkunden, Langs Regesten (jetzt durch die Freyherrn Joseph von Hormayr und Max von Freyberg, durch die Epoche Kaiser Ludwigs fortzusetzen), was des Coblenzer Archivars Günther Codex diplomaticus der Rhein- und Mosellande, der Nahe- und Ahrgegend und des Hundsrückens, des Meinfeldes und der Eifel, — was in weiterer Ausdehnung Adelungs Direktorium der südsächsischen Geschichte, — Raumers brandenburgischer Urkundencoder einzeln geleistet haben, erhält durch Pertz und Böhmer und durch die sämmtlichen Leistungen der Monumenta die erwünschte Vervollständigung, Berichtigung und Vollendung.

Art. IV. Abrégé de Géographie, rédigé sur un nouveau plan d'après les derniers traités de paix et les découvertes les plus récentes. Par *Adrien Balbi*. Paris, chez J. Renouard, 1833.

Das vorliegende Werk ist keineswegs eines von jenen leichtfüßigen Compendien, deren wir in der neueren Zeit so viele erhalten, wie etwa der Name Abrégé vermuthen lassen könnte, sondern es ist ein Werk von mehr als 1500 eng gedruckten Octavseiten in Lexiconformat, und, was mehr sagen will, als die

bloße äußere Corpulenz, es iſt das Reſultat vieljähriger Bemühungen des Verfaſſers, mit einem Fleiße geſammelt und mit einer Umſicht in Ordnung gebracht, die des beſten Lobes würdig erſcheint. Seit Büſching haben wir kein ſo umfaſſendes, ſo ſorgfältig geſchriebenes und in mehr als einer Beziehung ſo vollendetes Werk über Geographie erhalten, als eben dieſes. Für uns alle ohne Zweifel ein deſto willkommeneres Geſchenk, da eben dieſe Wiſſenſchaft durch die großen Ereigniſſe der letzten vier Jahrzehende mehrere und größere Veränderungen erfahren hat, als irgend eine andere, indem der Einfluß jener Ereigniſſe auf ſie ein unmittelbarer und ganz directer genannt werden kann. Auffallend mag es erſcheinen, daß ein Werk dieſer Art von der andern Seite des Rheines kömmt, wo bekanntlich die Geographie immer etwas ſtiefmütterlich behandelt worden, und daher weit hinter vielen anderen ſorgfältiger gepflegten Wiſſenſchaften zurückgeblieben iſt, und wo, wie wenigſtens die Sage geht, alles, was viel Mühe koſtet und einer gewiſſen Frivolität des Geiſtes wenig Nahrung darbietet, von der Hand gewieſen, und den treufleißigen Arbeitern auf der öſtlichen Seite des Fluſſes überlaſſen wird, die ſich nur mit mechaniſchen Geiſtesbeſchäftigungen, wie ſie ſcherz- oder ſpottweiſe genannt werden, mit einer Art von Prädilection abzugeben gewohnt ſeyn ſollen. Wie es auch mit dieſem Vorwurfe, der den Deutſchen ſchon ſo oft gemacht worden iſt, ſtehen mag: es iſt gewiß, daß wir dieſesmal zurückgeblieben, hinter uns ſelbſt zurückgeblieben ſind. Seit dem oben genannten großen Geographen iſt in Deutſchland, was auch ſeitdem daſelbſt geſchrieben wurde, kein Werk dieſer Art erſchienen, was um ſo mehr zu bedauern ſeyn mag, da durch das Zuvorkommen unſeres Verfaſſers manchem anderen der Muth genommen werden kann, eine vielleicht früher bereits vorgenommene Arbeit fortzuſetzen, und dadurch dem Bedürfniſſe zu begegnen, welches wir alle ſchon längſt gefühlt haben, und welchem, wir wollen es nur geſtehen, durch das gegenwärtige Werk doch nicht in allen ſeinen Theilen abgeholfen wird. Denn Beharrlichkeit und Ausdauer iſt zu Unternehmungen dieſer Art vor allem erforderlich, und dieſe Tugend gehört vorzüglich dem Deutſchen an, daher es auch ſeine Sache geweſen wäre, ein ſolches Werk zu unternehmen und glücklich zu Ende zu führen. Dafür hören wir, daß Balbi's Arbeit bereits in die Hände unſerer allzeitfertigen Ueberſetzer gerathen ſey, die ſie zugleich umarbeiten wollen, was allerdings einige Abtheilungen derſelben bedürfen mögen, wenn nur nicht die haſtige Eile, mit der dieſe Umarbeitung angekündiget wird, die ganze Unternehmung wieder in die Klaſſe jener gemeinen Speculationsſucht verweiſt, die

in unserer Zeit der Epidemien wie eine andere Seuche das ganze Land überzieht, und allem kräftigen Emporstreben des kränkelnden Geschlechts hinderlich ist.

In der That wäre es sehr wünschenswerth, daß dieses Werk so aufgenommen und behandelt werden möchte, wie es sein innerer Werth und wie es selbst der Name seines Verfassers verdient, der, nach der Meinung aller Kenner, wohl der erste lebende Geograph und Statistiker ist, und der bereits durch eine Reihe anderer trefflicher Werke nicht bloß seine Mündigkeit, sondern seine Meisterschaft unter den Zunftgenossen seiner Zeit bewiesen hat. Adrian Balbi war bekanntlich früher in Venedig, seiner Vaterstadt, Professor der Physik und Geographie, und begab sich i. J. 1820 nach Portugal, wo ihm die Bekanntschaft mit mehreren Staatsmännern und Gelehrten und der freye Zutritt zu den Archiven, Materialien zu seinem Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve lieferte, das i. J. 1822 in Paris herausgekommen ist. Dieses Werk wurde mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, aber bald darauf von seinem Atlas ethnographique, Paris 1826, überboten, in welchem besonders die Sprach- und Schreibekunde der verschiedenen alten und neuen Völker auf eine Weise behandelt wird, wie es bisher noch nicht, auch nicht von Adelung, Vater, Humboldt, Maltebrun u. a., geschehen ist. Noch besitzen wir von ihm statistische Tabellen über Rußland, Frankreich, die Niederlande u. s., und die Balance politique du Globe et du Monde comparé à la Grand'-Bretagne, durchaus Werke von anerkanntem Verdienste um die beyden Wissenschaften, denen der noch in der Kraft seines Lebens stehende unermüdliche Verfasser schon so viel genützt hat, und, wenn sein guter Genius noch ferner über ihm wacht, auch noch eine lange Folgezeit durch nützen wird.

Es ist erhebend, zu sehen, welche Forderungen er, im Beginne seines gegenwärtigen Werkes, an sich selbst stellt, und welchen er, wenn er sie auch nicht ganz erreichen kann, doch mit allen seinen Kräften zu genügen sich bestreben will. »Eine genaue Kenntniß alles dessen, was bisher in der Erdkunde entdeckt und geschrieben worden ist; jene präcise, mathematische Kürze in der Darstellung von Begebenheiten und Untersuchungen, die ihrem ersten Beobachter oder Bearbeiter Jahre, ja oft sein ganzes Leben gekostet haben; lichtvolle Verbindung der zahllosen Gegenstände unter allgemeinen Gesichtspuncten, um ihren Zusammenhang zu erläutern und ihre Uebersicht möglich zu machen; eine strenge Genauigkeit in der Anführung der Thatsachen, die nichts Unverbürgtes aufnimmt, überall auf die ersten Quellen zurückgeht, oder wenigstens immer seinen Gewährsmann anführt;

Mißachtung aller unnützen Ausschweifungen und leeren Zierathen; strenges Sichten der Nachrichten, die so oft durch ihre ersten Erzähler und noch öfter durch das sie begleitende Heer der Compilatoren entstellt worden sind« u. s. f. Wir werden bald sehen, in welchem Grade er diesen Forderungen nachgekommen ist, und bemerken hier nur noch, daß auch der Verleger des Werkes, der rühmlich bekannte Julius Renouard, sein Bestes gethan hat, um auch das Aeußere des Buchs dem inneren Werthe desselben entsprechend zu machen, und daß er keine Kosten scheute, ein so weitläufiges und viel Aufwand forderndes Werk seiner und seines Verfassers würdig zu machen. Da endlich die Erdkunde in unserer regen Zeit beynahe mit jedem Monate neue Zusätze, Berichtigungen und Bereicherungen erhält, so würde auch dieses Werk, wenn gleich vielleicht das vollkommenste seiner Art, sehr bald wieder zu den unvollkommenen und alten gehören, wenn nicht dafür gesorgt würde, jene Zusätze mit jedem Jahre nachzutragen, und mit dem Ganzen gleichsam zu verschmelzen, was durch ein eigenes Annuaire géographique geschehen soll, welches jährlich in wenig Blättern diese Zusätze liefern, und dadurch das Ganze als ein mit der Zeit fortgehendes Werk darstellen soll.

Dem Ganzen geht eine Einleitung von 111 enggedruckten großen Octavseiten voraus, die selbst wieder ein Buch genannt werden kann, die viel Gutes und Beachtenswerthes enthält, und von dem wir hier nur das Vorzüglichste kurz angeben wollen. Nach einigen Betrachtungen über die bisherigen Anleitungen zur Geographie, von welchen bey weitem die meisten schlecht wegkommen, geht er zu der Auseinandersetzung des Plans seines eigenen Werkes über, das im Allgemeinen aus zwey Theilen bestehen soll. Der erste enthält die allgemeinen Grundsätze, und zählt nur 76 Seiten, in welchen die sogenannte mathematische Geographie, die Lehre von den Land- und Seekarten, von den Zonen, Meeren, Flüssen und Gebirgen, von den verschiedenen Winden, und endlich die Statistik der einzelnen Länder im Großen, die Sitten, Gebräuche, Sprachen und Religionen ihrer Bewohner u. s. vorgetragen werden. Der zweyte und bey weitem größere Theil, von mehr als 1200 Seiten, enthält die eigentliche descriptive Abtheilung der Erdkunde, oder die spezielle Kenntniß der einzelnen Staaten und Länder der Erde. Jene erste Abtheilung hat 12, und diese hat 5 Unterabtheilungen, welche letztere nach den fünf großen Theilen der Erde (den sogenannten Welttheilen) geordnet sind. Jede dieser fünf Unterabtheilungen zerfällt wieder in zwey andere, von welchen die erste die allgemeine Geographie

des Welttheils, das heißt, die physische und politische Beschreibung desselben, und die zweyte die besondere Geographie, d h. die nähere Beschreibung des Landes, der Gebirge, Ströme, Städte derselben u. s. enthält. Nach dieser Auseinandersetzung eifert der Verf. gegen die in den neueren Zeiten so häufig gewordene Vermengung der Geographie mit der Statistik, die zwey getrennte Wissenschaften bilden, und von welchen daher auch jede für sich behandelt werden soll, um so mehr, da die Geographie schon an sich selbst weitläufig und, setzt er hinzu, verworren genug ist, um sie durch fremdartige Beymischungen nicht noch mehr zu verwirren, und, wie nur zu viele gethan haben, in ihr Gebiet auch noch einen Theil der Astronomie und Physik, die Geologie, Meteorologie, die politische Oeconomie, die Ethnographie u. s. w. mit aufzunehmen. Der eigentliche Geograph begnügt sich, heißt es weiter, zu wissen, daß z. B. Frankreich 154,000 fr. Meilen Oberfläche, 32 Millionen Einwohner, 988 Mill. Franken Einkünfte und 3900 Mill. Franken Schulden habe, ohne sich zu bekümmern, wie viel von jener Oberfläche für den Getreide- oder Weinbau, oder für Weiden bestimmt ist, oder wie viele verschiedene Sprachen, Sitten und religiöse Gebräuche unter jenen Einwohnern herrschen; welches das Verhältniß der beyden Geschlechter und welches die Sterblichkeit derselben ist u. s. w. Je mehr eine Wissenschaft an Umfang und Vollkommenheit zunimmt, desto schärfer soll sie begränzt, desto genauer soll sie von allen ihr verwandten Disciplinen getrennt werden, wenn sie nicht am Ende in ihrem eigenen Ueberflusse ersticken, und eben ihres immer anwachsenden Reichthumes wegen verarmen soll. Sieht man doch dieselbe Trennung selbst bey den gemeinsten Handwerken. Es war eine Zeit, wo jede Familie die meisten zur Nothdurft und zur Bequemlichkeit des Lebens gehörenden Stücke sich selbst verfertigen mußte, und wo jeder sein eigener Schneider, Schuster, Maurer u. s. seyn mußte, wenn er wie die anderen wohnen oder sich kleiden wollte. Als aber bey wachsendem Wohlstande auch die Bedürfnisse wuchsen und die Anforderungen der Menschen an Behaglichkeit größer und dringender wurden, da theilten sich jene Arbeiten von selbst in bestimmte Klassen, die eben dadurch auch desto vollkommener wurden, weil sie eigens dazu bestimmten Menschen überlassen waren; ja selbst diese Klassen spalteten sich immer mehr in eigene Unterabtheilungen, je mehr die Vollkommenheit ihrer Arbeiten und die Anforderungen der Käufer sich allmälich erhöhten. So lange dieß nicht auch in dem Reiche der Wissenschaften und besonders in dem weiten und bereits genug verworrenen Gebiete der Geographie nachgeahmt werden wird, so lange, sagt der

Verf., werden wir auch keine wahre Geographie, sondern nur ein meistens ganz unbrauchbares Chaos von unzuverlässigen oder auch ganz unrichtigen Notizen haben, die durchaus nicht geeignet sind, uns eine wahre Kenntniß von der Oberfläche der Erde, die wir bewohnen, zu gewähren. Was aber unsere Statistik betrifft, so liegt sie, wie er versichert, noch in der Wiege, und man erkennt bisher die besten Schriftsteller derselben nur an den kleinen Büchern und den kurzen Tabellen, die sie uns mittheilen, während die voluminösen Werke und Tafeln der andern beynahe durchaus ohne allen innern Werth sind. Die vorzüglichste Ursache dieser betrübenden Erscheinung ist, weil wir noch viel zu wenig spezielle Nachrichten von einzelnen Ländern und Provinzen haben, durch die allein in der Zukunft eine allgemeine Statistik erst möglich gemacht werden kann. Spezielle Beschreibungen, Monographien, diese sind nothwendig, wenn die Wissenschaft selbst einmal daraus erwachsen soll. Wie würde es mit unserer Physik, mit der Botanik und mit hundert andern Wissenschaften stehen, wenn jene Monographien nicht vorausgegangen wären? Wir würden ohne Zweifel noch an der Schwelle dieser Kenntnisse stehen, wie wir vor mehreren Jahrhunderten standen, und wie wir in der Statistik und verwandten Wissenschaften noch viele Jahrhunderte stehen werden, wenn jener einzig wahre Weg nicht eingeschlagen wird.

Eine andere Klippe, an der so viele Schriftsteller über die Erdkunde gescheitert haben, ist die leidige Systemsucht. Es ist ihnen nie genug, die Ansicht des Landes, die Berge und Thäler desselben, die Configuration der Inseln und Meeresufer gegeben zu haben, sie müssen auch noch die innern Ursachen dieser Bildungen auftischen, und da diese aus der Vorwelt genommen werden, so wird der Geograph zum Geologen, und Systeme, Hypothesen und Einfälle aller Art überfallen uns wie ein Gebirgsstrom, stürzen alles über und unter einander, und lassen in der allgemeinen Verwirrung keine klare Ansicht mehr aufkommen. Recht auffallend zeigte sich diese Krankheit der Geographen bey der Entdeckung von Neuholland. Man lernte natürlich zuerst nur die äußersten Küsten dieses Welttheils kennen, und fand dort so viel Sonderbares, so viel bisher noch nicht Gesehenes, daß man in einer neuen Welt, in einer Welt voll Wunder angekommen zu seyn glaubte. Thiere und Pflanzen, die man daselbst fand, der Boden selbst schien so verschieden von dem bisher Gewohnten, daß die Neugierde der Menschen auf das heftigste aufgeregt wurde, welcher man denn auch, wie es zu geschehen pflegt, mit Exagerationen und brillanten Erfindungen nachzuhelfen suchte, die, selbst bey den Gelehrten, allgemeinen Glauben

fanden. Die ersten Entdecker hatten an den Küsten Neuhollands keine Flüsse gefunden, und sogleich waren unsere allzeit fertigen Geologen hinter her und sagten, daß auch das Innere von Neuholland keine Flüsse habe, daß dieses Innere eine leere Wüste sey, daß die Bewohner der Küste ohne Schaden ihrer Gesundheit das gesalzene Meerwasser trinken, und was dergleichen Dinge mehr waren, von welchen allen sie zugleich sehr tief gedachte und scharfsinnige Gründe anzugeben wußten. Einige dieser berühmten Schriftsteller behaupteten, daß das Innere Neuhollands ein unübersehbarer Sumpf sey, andere wollten ungeheure Sandwüsten daselbst anlegen, und ihre Entdeckungen auf Kamehlen anstellen, ja einer von ihnen, sonst ein sehr ehrenwerther Mann, schlug sogar Luftballone vor, in denen man jene unbekannten Gegenden bereisen sollte. Aber nur zu bald zeigte sich der Ungrund und die Lächerlichkeit aller dieser Chimären. Spätere Reisende, die tiefer in das Land eindrangen, und weniger von Vorurtheilen befangen waren, fanden zwar, daß dort manches neue Thier, manche uns bisher noch unbekannte Pflanze hause, daß aber das Land selbst im Allgemeinen ein Land wie jedes andere ist, und daß alle jene fein ausgedachten und höchst scharfsinnig erklärten Wunder in die Klasse verwiesen werden müssen, in welche die früher nicht minder auffallenden Erzählungen von den Patagonen oder von dem Eldorado in Amerika schon längst verwiesen worden waren.

Mit Recht besteht der Verf. auf der Unterlage eines festen Planes bey einer Arbeit dieser Art, und mit nicht minderem Rechte, wie uns scheint, erklärt er sich auch gegen jenes schulgerechte Festhalten eines für alle Theile dieses Werkes gleichförmigen und unveränderlichen Planes, welche beyden Dinge sich nicht widersprechen, wie es manchem auf den ersten Blick erscheinen mag. Wie überall, so muß auch hier die Behandlung des Stoffes sich nach diesem Stoffe und den ihn begleitenden Umständen richten So wird Europa nicht eben so wie Amerika, und Asien nicht wie Neuholland behandelt werden können. Womit sollte man z. B. die verschiedenen Columnen einer Tafel, welche uns die Oberfläche Europas in allen ihren Eigenthümlichkeiten anstellt, womit sollte man sie füllen, wenn man sie unverändert auch für das Innere von Afrika, oder selbst für einen großen Theil von Arabien, Turkestan oder für die Inselgruppen des Südmeers aufstellen wollte. Diese Gegenden sind noch von keinem Europäer betreten worden, und es ist besser lieber nichts zu sagen, als leere Hypothesen und Romane über sie mitzutheilen.

Ein anderer Mißbrauch, der in der Geographie mit jedem Tage mehr überhand nimmt, ist die Sucht, den Ländern neue

Namen zu geben. Dadurch ist die Verwirrung in dieser Wissenschaft nahe eben so groß geworden, wie sie es z. B. in der Chemie ist, wo jedes Ding zehn verschiedene Namen trägt, wo der Anfänger gleich an der Schwelle zurückgeschreckt wird, und wo die Gelehrten, die im Innern ihr Wesen treiben, sich bald selbst nicht mehr unter einander verstehen werden. Wenn einmal die Benennung einer Sache festgestellt und von dem größern Theile angenommen worden ist, so soll sie beybehalten werden, selbst wenn es andere, passendere Namen dafür gibt, weil Verständlichkeit in allen Dingen die Hauptsache ist, und Verwirrung der Begriffe überall nichts taugt. Man muß es allerdings beklagen, daß so viele dieser Namen unzweckmäßig gewählt worden sind, und daß vorzüglich die Benennungen der europäischen Länder und Städte unverändert auf die der andern Welttheile übertragen worden sind, was schon zu mehr als einem sonderbaren Irrthume Veranlassung gegeben hat. In Nordamerika findet man ein Braunschweig, Portsmouth, Hannover, Plymouth, New-London, Cornwallis und Washingtons sogar dreyzehn, und neben Van-Diemens-Land liegt Jericho und Brighton, so wie in den neuen Nil von Nordamerika eine neue Themse und sogar ein moderner Styx sich zu ergießen beliebt. Andere haben den ganzen Kalender erschöpft, um alle Gegenden und Städte mit Heiligennamen zu belegen. Wieder andere haben ihre eigenen Namen oder die ihrer Regenten auf diese Weise unsterblich machen wollen u. s. w. Aber die meisten von diesen Benennungen, sie mögen nun so gut oder so schlecht seyn als sie immer wollen, sind einmal eingeführt, in so vielen Büchern und Karten aufgenommen, daß man doch nichts Besseres thun kann, als sie auch ferner, der allgemeinen Verständlichkeit wegen, beyzubehalten.

Nicht minder bemerkenswerthe Erinnerungen findet man hier über die Orthographie dieser Eigennamen, die besonders von den Engländern und Franzosen so sehr entstellt werden, wenn sie, was im Allgemeinen immer noch das Beste ist, die ursprünglichen Namen der neuen Orte, die sie von ihren Bewohnern erhalten haben, wieder geben oder beybehalten wollen. Da sich die Laute fremder Sprachen durch unsere Alphabete nicht leicht und oft gar nicht ausdrücken lassen, so entstehen dadurch oft die sonderbarsten Verwechslungen. Man sollte darüber allgemeine Regeln aufstellen, aber sie auch dann allgemein befolgen, was aber wohl immer ein frommer Wunsch bleiben wird. Klaproth hat in seiner Asia Polyglotta einen Versuch zu diesem Zwecke gemacht, aber die Ausführung desselben ist für die Nichtkenner der asiatischen Sprachen beynahe unmöglich, der

Sprachen der andern Welttheile gar nicht zu erwähnen. In welcher Verlegenheit ist der genaue und gelehrte Azara, wenn er uns die Namen der neunzehn Stämme der Machicuys wieder geben will. Ich will sie, sagt er, so herschreiben, wie mein Ohr diese Töne aufgenommen hat, aber ich zweifle nicht, daß dieselben Töne von zwanzig Personen, denen sie vorgesagt werden, auf zwanzig verschiedene Weisen werden geschrieben werden. Die k. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat die Regeln festgesetzt und bekannt gemacht, wie man die russischen Namen in der englischen, französischen und deutschen Sprache am besten ausdrücken soll. Es wäre zu wünschen, daß mehrere Länder diesem Beyspiele folgten, damit die Geographen sich doch in etwas helfen könnten, und nicht so ganz allein sich selbst überlassen blieben. Uebrigens ist es ein wahrer Jammer mit allen diesen Sprachen, durch die sich die armen Menschen ihr ohnehin nicht leichtes Loos nur noch schwerer machen. Der größte Theil unserer goldenen Jugend wird darauf verwendet, diese Mittel zur Bildung, denn mehr sind sie nicht, zu erlernen, und wenn wir endlich fertig sind, wissen wir so viel als gar nichts. Wie wenige von uns bringen es dahin, nur ihre Muttersprache so zu sprechen und zu schreiben, wie es wohl von jedem, auf wahrhafte Bildung Anspruch machenden Manne mit Recht gefordert werden sollte. Selbst unter den ersten Schriftstellern unserer Nation, wie viele sind, die so schreiben können, wie Lessing, Engel, Goethe und Klopstock geschrieben haben. Es mag den alten Griechen und Römern nicht minder schwer geworden seyn, denn die Plato und Xenophon, die Cicero und Tacitus waren auch unter ihnen selten. Und doch lernten sie, besonders die Griechen, nur diese ihre Muttersprache, ohne mit den andern fremden ihre Zeit zu verderben. Wie ganz anders ist dieß bey uns! Dieser einzige Umstand reicht schon hin, unsere ewige Minorität, den Alten gegenüber, zu erklären, wenn man auch auf alle die anderen Gebirge von Hindernissen keine Rücksicht nehmen wollte, die uns im Wege stehen, und von denen sie die meisten kaum dem Namen nach kannten.

Karten hat der Verfasser seinem Werke nicht beygefügt, weil er diesen Theil der beschreibenden Geographie, dem er seine großen Vorzüge keineswegs abspricht, als einen Gegenstand betrachtet, der einen Menschen, ja eine ganze Gesellschaft für sich erfordert, und daher von dem andern, der eigentlich sogenannten Erdbeschreibung durch Worte, mit Recht getrennt werden soll. Er hält es durchaus für nöthig, diese beyden Gegenstände zu trennen, wenn anders in jedem derselben etwas Bedeutendes geleistet werden soll. Dafür zeigt er in seinem Werke die vor-

züglichſten Atlaſſe und Karten, die bisher erſchienen ſind, umſtändlich an. Vorzüglich lobt er die von Bertuch und Froriep in Weimar, von Cotta in München, Schropp in Berlin, Schrämbl und Mollo in Wien. Unter den von den Regierungen ſelbſt errichteten Karten-Inſtituten gibt er als die beſten die von Paris, London, Wien, Berlin, Petersburg und Mailand an. Eben ſo hat er die alte Geographie, wie ſie vor der Zeit der Völkerwanderung beſtand, ganz unberückſichtiget gelaſſen, weil auch dieſe ihre eigenen Bearbeiter erfordert. Man findet darüber, ſo wie über mehrere andere weſentliche Gegenſtände, in dieſer Einleitung treffliche Winke und Bemerkungen, die von jedem, der ſich künftig mit der Erdkunde beſchäftigen will, eine genaue Berückſichtigung verdienen. Die Ueberſicht der reichen und mannigfaltigen Unterſuchungen, die hier zur Sprache gebracht werden, wird durch die typographiſche Einrichtung ſehr erleichtert, nach welcher die Ueberſchriften der einzelnen Gegenſtände mit einer Art von Lapidardruck, auf den erſten Blick kenntlich, hervorgehoben ſind.

In Beziehung auf die Quellen, die er benützt hat, geſteht er, daß er von den ſogenannten allgemeinen Werken über Geographie nur die drey folgenden aufgenommen hat. Ritters Erdkunde im Verhältniß zur Natur, Malte-Brun's Précis de la Géographie, und das von einer Geſellſchaft redigirte: Vollſtändige Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. Alle übrigen hat er zu unvollkommen und zu fehlerhaft gefunden, um ſie ſeiner Arbeit zu Grunde legen zu können. Die meiſten von ihnen ſind nur werthloſe Compilationen, welche die Fehler und Irrthümer, die ſich in die Wiſſenſchaft eingeſchlichen haben, fortzupflanzen beſtimmt ſcheinen. Für ſpezielle Nachrichten aber ſtanden ihm eine ganze Menge von periodiſchen Blättern zu Gebote, deren freyer Gebrauch ihm von der Bibliothèque du Bulletin des sciences und von Jul. Renouard, der eine ſehr reiche Sammlung geographiſcher Schriften beſitzt, gegönnt wurde. Die vorzüglichſten derſelben werden hier näher angeführt. Umſtändlich verbreitet ſich der Verf. S. 24 u. f. über den zweckmäßigen Gebrauch dieſer Quellen und über die Mittel, ſich vor Irrthümern zu bewahren, wenn man ihnen unbedingten Glauben beymißt. So gibt uns z. B. Moore in ſeiner ſchönen und ſelbſt ſehr genauen Beſchreibung des perſiſchen Meerbuſens ein bis in das kleinſte Detail ſehr getreues, aber doch durch ſeine eigene lebhafte Imagination ſo verſchönertes Gemälde, daß dadurch das Ganze mehr einem Romane, als einer wahren Erzählung ähnlich wird. Jeder Felſen, jede Perlenbank, jeder Palmwald,

selbst einzelne Pflanzen und Thiere werden mit einer Art von diplomatischer Genauigkeit beschrieben, und doch ist der Gesammteindruck, den man von jenen Gegenden durch Autopsie erhält, demjenigen beynahe diametral entgegengesetzt, den uns Moore in seinem Buche vor das Gesicht zu stellen sich bemüht. In diesem Buche ist alles frisch, munter, brillant, man sehnt sich, man fühlt sich hingezogen in dieses irdische Paradies — und in der Wirklichkeit — welch ein Abstand von allen jenen Herrlichkeiten! Jene schimmernden Perlenbänke sind schmutzige, mit ekelhaften Austern bedeckte Felsen; jene kühlenden Palmenwälder sind elende, häßliche Pflanzungen, deren erstorbenes, fahles Grün sich kaum von der Farbe der Felsen unterscheidet, auf welchen sie kümmerlich leben, größtentheils entblättert, mit dichtem Staub bedeckt, und dem verbrannten Boden, auf dem sie stehen, kaum einen Schatten gebend; die Zephyre, von denen Moore so lieblich spricht, sind erstickende Winde; seine spiegelreinen Krystallquellen sind ungesunde, übel riechende Sümpfe, und selbst der perlende Wein, den er dort getrunken haben will, dieser flüssige Rubin, wie er ihn nennt, ist nichts als ein schlechter Schiras-Wein, der wie Porto mit Bier gemischt schmeckt. Und wo ist das üppige, grüne Meer, wo sind diese bezaubernden Inseln mit ihren Wohlgerüchen, wo soll man sie suchen, an den ausgedorrten, unfruchtbaren Ufern, oder in dem vor Hitze lechzenden Sandboden des inneren Landes? — Nicht besser geht es unseren poetischen Reisenden selbst mit uns näher liegenden Gegenden, von denen sich durch eine Art von Mode seit Jahrhunderten Sagen fortpflanzen, die durchaus ungegründet sind. So wird seit langem das berühmte Thal Noto in Sicilien als einer der schönsten Orte der Erde, als ein Garten, als ein ewig blühendes Eden beschrieben, da es doch nur ein ganz gemeines Thal mit unansehnlichen Hügeln, mit weiten Steppen und Wüsten bedeckt ist. Und wie mag es erst mit denjenigen Nachrichten stehen, die aus Gegenden kommen, die bisher noch von keinem Europäer betreten worden sind, und wo daher der erste, der dahin kömmt, seiner Einbildungskraft ungehindert den Zügel schießen lassen kann. Was hat man uns nicht alles von der Größe und Bevölkerung der Städte Tombuktu, Haussa und Bornu im Inneren Afrika's vorgeschwätzt. Carey erzählte uns, daß zu dem berühmten Tempel in Djaggernât jährlich 1,200,000 Pilgrime wallfahrten, während wir jetzt, durch die Nachrichten so vieler Engländer, mit Gewißheit erfahren, daß die Zahl dieser Pilgrime nicht einmal 50,000 beträgt. Welche Mährchen haben uns die ersten sogenannten Conquistadores in Südamerika aufgetischt, als sie auf Befehl ihrer Regierung im Lande herumzogen, um es in allen

seinen Beziehungen kennen zu lernen. Kaum die Hälfte dieser Nachrichten sind später wahr gefunden worden. Ueberhaupt sollte man alle Berichte von Reisenden nur mit der größten Behutsamkeit aufnehmen, wenn sie von Orten sprechen, wo sie nur einige Tage verweilt haben, da oft selbst diejenigen, welche Jahre lang daselbst wohnten, kein getreues Bild davon zu geben im Stande waren, wie man leicht durch viele Beyspiele beweisen könnte. Das berühmte senkrechte Erdloch in Norwegen, Distrikt Racke, wird allgemein, selbst von den Einwohnern, ja von den Professoren des nahen Friedrichshall, als zu 11,000 Fuß tief angegeben, da es doch, nach Parrot's Berechnung, gegen 40,000 Pariser Fuß tief seyn muß, weil 90 Zeitsecunden vergehen von dem Augenblicke, wo man einen Stein hineinfallen läßt, bis zu dem, wo der Aufschlag desselben auf dem Boden der Höhle gehört wird.

Um nun den Plan oder vielmehr die Eintheilung näher zu bezeichnen, die der Verfasser in seinem Werke befolgt, dadurch die Uebersicht des Ganzen und das Aufsuchen der einzelnen Partien zu erleichtern, so gibt er von jedem zu beschreibenden Welttheile, so wie dann auch von jedem einzelnen Lande, zuerst die sogenannte astronomische Lage desselben, bloß in ganzen Graden der Länge und Breite ausgedrückt, während er bey den größern Städten, wo er kann, auch die Minuten und Secunden hinzufügt. Darauf folgt die Ausdehnung des Landes, nämlich seine größte Länge und Breite, durchaus in italienischen Meilen, deren sechzig auf einen Grad, also vier auf eine geographische Meile gehen. Er wählte diese Meile, weil sie genau gleich einer Minute des Aequators oder des Meridians ist. Diese ital. Meile ist zugleich genau dem dritten Theile der franz. und englischen Seemeile oder der legua horaria Spaniens. Dann werden die Gränzen des Landes, die Meerengen und Vorgebirge, die Flüsse, Kanäle und Eisenbahnen, die Inseln, Gebirge, die großen Ebenen und Thäler, die Vulkane, Wüsten und ausgebreitete Heiden angezeigt. Darauf folgen die vorzüglichsten Notizen aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreiche des Landes, womit gleichsam der niedere Theil desselben geschlossen ist. Indem er sich dann in dem folgenden Theile zu den eigentlichen Bewohnern des Landes, im engern Sinne des Wortes, erhebt, betrachtet er hier zuerst die eigentliche Ethnographie oder die Abstammung, Vermischung und die Anzahl der Einwohner nebst ihren vorzüglichsten Eigenheiten. Hierauf werden die in dem Lande herrschenden oder tolerirten Religionen angegeben, denen die Hauptzüge über die Industrie und den Handel jedes Volkes beygefügt werden. Der gesellschaftliche

Zustand des Volkes, als Staat betrachtet, mit seinen administrativen Unterabtheilungen in Beziehung auf die Einkünfte und Ausgaben, auf die Gerichtshöfe, das Militär, die Geistlichkeit und auf den öffentlichen Unterricht, macht den Beschluß dieser zweyten Abtheilung. In der dritten und letzten wird die eigentliche Topographie des Landes oder die Beschreibung der Städte und andern merkwürdigen Orte desselben vorgetragen.

Alle diese einzelnen Partien sind mit ihren eigenen Aufschriften, mit besondern Lettern gedruckt, versehen, ja selbst im Contexte werden diese typographischen Hülfsmittel häufig angewendet, so daß man z B. bey den administrativen Einrichtungen jedes Landes die Haupteintheilungen und die übrigen vorzüglichen Puncte, auf welche die Aufmerksamkeit des Lesers besonders gerichtet werden soll, durch eine eigene, auffallendere Schrift ausgezeichnet findet. Dadurch wird die Uebersicht und das Aufsuchen der einzelnen Gegenstände des Werkes sehr erleichtert, indem dasselbe gleichsam zu den Augen des Lesers spricht. Daß dabey der Verleger und Drucker des Werkes, durch die äußere Ausstattung desselben, ihr Bestes gethan haben, ist bereits oben erinnert worden, wie denn der erste von dem Verf. mit dankbarem Lobe erwähnt wird, weil er nicht bloß für das, was jeder brave Verleger thun soll, sondern auch noch mit seltener Liberalität für die Anschaffung aller, auch der kostbarsten Werke, gesorgt hat, wenn sie der Verf. zur Vollendung des Inneren seines Buches für nothwendig erachtete.

Uebrigens erscheint dieses Werk eben zur rechten Zeit. In keiner anderen, so weit unsere Geschichte zurückreicht, ist ein so reges Leben, eine so allgemeine Thätigkeit, unsere Kenntnisse der Erde zu erweitern und zu vervollkommnen, bemerkt worden, als in unseren Tagen. Zwar haben wir keine ganzen Welttheile mehr zu entdecken, so wenig, als die Astronomen seit Newton auf neue Weltsysteme hoffen dürfen. Aber in dem bereits Entdeckten, wie viel ist noch unbekannt, welche Gebirge von Schätzen liegen noch in diesen zahllosen Ländern begraben, von deren Daseyn wir nur eben wissen. Auch suchen sich die Regierungen und Privatgesellschaften, Fürsten, Particuliere und Missionäre aller christlichen Glaubensbekenntnisse einander gleichsam zu überbieten, uns jene so lange verborgenen Schätze aufzudecken. Welcher Reichthum von interessanten und nützlichen Nachrichten ist nur in den verschiedenen, der Erdkunde gewidmeten Zeitschriften enthalten, in den Annales, Edinburgh-Review, Quarterly-Review, in der Correspondance géographique, dem Journal Asiatique, der Hertha und in den trefflichen Werken von Graberg, Malte-Brun, Eyries, Klaproth, Jeff-

ries, Zach, Hammer, W. Schlegel, Bergmann und so vieler anderer. Welche Fundgruben eröffneten uns die eigentlichen geographischen Gesellschaften, die in Paris, Berlin und London errichtet worden sind, so wie die asiatischen Associationen in Madras, Bombay, Calcutta u. s. Was haben uns die vielen Reisenden geliefert, die in den letzten Zeiten von den Regierungen in die fernsten Gegenden gesendet worden sind, wie Pohl und Natterer von Oesterreich, Spix und Martius von Bayern und so viele andere, die keinen Anstand genommen haben, ihr Vermögen, ihre Gesundheit, ja ihr Leben selbst der Wissenschaft, der sie sich ganz hingeben wollten, zum Opfer zu bringen. Auch soll es als ein wesentlicher Vorzug des gegenwärtigen Werkes betrachtet werden, daß sein Verf., so oft sich nur Gelegenheit dazu anbot, der wissenschaftlichen Anstalten und der besseren Sammlungen jeder Art, besonders aber der sich auf die Erdkunde beziehenden, in den vorzüglichsten Städten Europas mit besonderer Sorgfalt aufzuzählen sich bemüht hat, und er beklagt es mehr als einmal, daß er aus Mangel an Raum nicht auch die oft sehr schätzbaren Privatcollectionen dieser Art aufnehmen konnte, so weit sie zu seiner Kenntniß gekommen sind, da aus ihnen vorzüglich auf die wissenschaftliche Tendenz des ganzen Volkes geschlossen werden kann, während die öffentlichen meistens nur den Geist oder den Geschmack derjenigen bezeichnen, die zu ihrer Zeit eben an der Spitze der Geschäfte zu stehen das Glück hatten. Der Verf. stellt in der Einleitung S. 71 diese ausgezeichneten Privatsammlungen zusammen, so weit sie nicht den einzelnen Gliedern der Familien regierender Häuser angehören, die er, da sie meistens über viel kräftigere Mittel gebieten können, in den jährlichen Nachträgen (Annuaires) dieses Werkes mitzutheilen gedenkt. Obschon er zu diesem Zwecke keine Mühe gespart hat, und von Freunden der Wissenschaft, wie Charles Didier, Van der Maelen, Orioli, Laumont, Feruſſac, Rienzi u. a. auf das thätigste unterstützt worden ist, so sind diese Nachrichten, wie er selbst gesteht, doch immer noch sehr mangelhaft. So nennt er z. B. von Wien die Privatgemäldesammlungen der Fürsten und Grafen Esterhazy, Liechtenstein, Paar, Czernin, Harrach, Schönborn und Lamberg; die Bibliotheken des Fürsten Metternich, Esterhazy, Schwarzenberg, Liechtenstein und Rasumowsky; das technologische Museum von Schönfeld; die Perlensammlung von Trost; die orientalischen Handschriften von Hammer; das geographische Comptoir von Mollo und Schrämbl(?) u. dgl. Allein erstens werden diese Gegenstände alle nur eben in der

angeführten Kürze, gleichsam nur als Nomenclaturen, mitgetheilt, woraus kein Leser auf den inneren oder auch nur auf den comparativen Werth derselben schließen kann, und dann sind auch viele ganz übergangen worden, die wohl einer Anführung in hohem Grade werth gewesen wären. Allerdings sind Nachrichten dieser Art einem eigentlichen geographischen Handbuche fremd, aber dann hätten sie besser ganz wegbleiben sollen, da bloße Namensanführungen keiner Klasse von Lesern genügen können. Was hätte sich nicht Gutes und Rühmliches sagen lassen von den Insectensammlungen der Herren Baum, Heger, Mühlfeld, Treitschke und Ziegler; von den Herbarien Endlichers, Dolliners, Zahlbruckners; von den botanischen Gärten Rasumowsky's, Rosenthals; von den Mineraliensammlungen des Grafen Eugen Czernin, Beroldingens, Fladungs, Gersdorfs, Reichetzers; von der genealogisch-heraldischen Collection des Baron Bretfeld und von der des B. Dietrich; von der Musikaliensammlung des Grafen Fuchs und des Hrn Al. Fuchs, und von so vielen anderen, alles Lobes würdigen Privatcollectionen, die hier alle gänzlich übergangen worden sind.

Wichtiger ist es, daß der Verf. S. 80 u. f. die Quellen, welche er benützt hat, umständlich, und in leicht zu übersehende Klassen getheilt, anzeigt, so wie er auch mit offenem Danke der zahlreichen Gelehrten erwähnt, die ihn bey seiner umfassenden Arbeit mit besonderer Liberalität unterstützt haben. Einzelne Partien des Werkes sind ganz von denjenigen Männern ausgearbeitet worden, die als die ersten Kenner derselben allgemein anerkannt sind, wie Gregoire über die verschiedenen Secten der christlichen Religion der alten und neueren Zeiten; Reinaud über den Islamismus, Klaproth über den Buddhismus und Burnouf über die Religionen Indiens.

Daß Frankreich mit einer besonderen Vorliebe und mit einer gewissen Redseligkeit behandelt wird, wird nicht weiter auffallend erscheinen, da wir unsere Brüder jenseits des Rheines bereits genug kennen, um sich nicht weiter darüber aufzuhalten. Auch wurde hier dem Verf. vorzüglich gut nachgeholfen, durch die Liberalität sowohl, mit welcher man ihm den Zutritt zu allen Sammlungen und Bibliotheken, selbst zu denen der seltensten Manuscripte, verstattete, als auch durch die sehr namhaften Vorarbeiten, durch welche ihm die französischen Geographen die zu betretende Bahn nicht nur geöffnet, sondern auch bereits geebnet hatten. Wir nennen hier nur die wahrhaft vortreffliche Statistik von Frankreich, die Bottin mit einem über alles Lob erhabenen Fleiß jährlich unter dem bescheidenen Titel eines

Almanach du Commerce herausgibt, und dann das in seiner Art classische Itinéraire descriptif de la France, von Vayssé de Villiers, einem pensionirten Postbeamten, der mit wahrem Ameisenfleiße alles zusammenträgt, was sich auf die Topographie seines Vaterlandes bezieht, und der in sein Werk durchaus nichts aufnimmt, als was er selbst gesehen und untersucht hat, so daß man sich auf jede seiner Nachrichten vollkommen verlassen kann, ein Verdienst, das nur wenige unserer geographischen Schriften mit diesem Itinéraire theilen werden.

Für den Literator und selbst für den Schriftsteller im geographischen Fache wird diese Abtheilung der Einleitung von S. 82 eben so interessant als lehrreich seyn, weil da der Verf. die vorzüglichsten Werke anzeigt, welche er zur Bearbeitung der einzelnen Länder benützt hat. Die lichtvolle Ordnung, der er sich überall befleißt, ließ ihm auch diese kostbaren Notizen in einer Art von lexicographischer Aufzählung zusammenstellen, so daß man, unter den mit besonderer Schrift gegebenen Titeln »Preußen, England, Persien« ꝛc. sofort die besten Schriftsteller über diese Länder gesammelt findet. So werden z. B. über die preußische Monarchie die Schriften von Hoffmann, Stein, Demian und Zedlitz als die besten und zugleich als diejenigen angegeben, aus welchen er selbst geschöpft hat. Meerheimb und Donndorf, zwey in Paris lebende Preußen, halfen ihm mit mündlichen Nachrichten bey der Benützung dieser Quellen, wobey mit Recht bemerkt wird, daß dieser Staat, so wichtig er auch in der heutigen europäischen Staatenfamilie ist, im Süden und Westen von Europa noch sehr wenig, selbst von den eigentlichen Geographen, gekannt ist, aus welcher Ursache er denn auch in den gewöhnlichen geographischen Handbüchern meistens nur mit wenigen Seiten, die noch dazu viel Unrichtiges enthalten, abgefertiget wird.

Um den Lesern das Verfahren des Verf's bey diesen Anzeigen durch ein Beyspiel zu versinnlichen, wollen wir hier kurz anführen, was er über die geogr. Literatur Italiens sagt. Dieses in so vielen Beziehungen äußerst interessante Land, über welches schon ganze Bibliotheken zusammengeschrieben worden sind, ist demungeachtet in geographischer und statistischer Rücksicht nichts weniger als gut bekannt. Bis auf die kleinsten Kleinigkeiten herab hat man uns seine Alterthümer, seine Monumente und Museen, und selbst die Sitten und Gebräuche, wenigstens derjenigen Theile desselben beschrieben, durch welche der gewöhnliche Weg der sogenannten Touristen, besonders der reisenden Engländer und Franzosen, führt. Aber was über jene Antiken und Sammlungen hinaus, oder was dieser Heerstraße rechts und

links zur Seite liegt, das alles ist, selbst für einen großen Theil der italienischen Geographen, einer wahren terra incognita gleich zu achten. Auch kann der Verf. kein einziges namhaftes, allgemeines Werk über die Geographie und Statistik dieses Landes anführen, aus dem einfachen, aber hinreichenden Grunde, weil es kein solches gibt. Spezielle Beschreibungen einzelner Theile aber hat man mehrere von vorzüglicher Güte, und sie müssen allerdings einer allgemeinen Darstellung des ganzen Landes vorausgehen, da diese erst durch jene möglich gemacht wird. Hieher gehört Quattromani's Itinerario delle due Sicilie; Mimaut's und De la Marmora Statistique de la Sardaigne, und die Almanache der verschiedenen kleinen Staaten, in welche dieses Land getheilt ist. Das Itinéraire de l'empire Français et de l'Italie von Vaysse de Villiers ist ein wahres Muster seiner Art, und des Verf.'s Compendio di geografia ist längst schon als eine treffliche Schrift anerkannt. Nebst diesen Werken erfreute sich der Verf. noch der persönlichen Hülfeleistung des Cardinals Zurla, dessen Commentarien der Karten des Fra Mauro und der Reisen des Marco-Polo und der Brüder Zeni ihm einen hohen Rang unter den Geographen unserer Zeit angewiesen haben; des Hrn. Berlinghieri, toskanischen Ministers in Paris, des Ritters Peruzzi, der eine äußerst schätzbare Collection statistischer Documente über Italien besitzt; des Frullani, Alfieri di Sostegno, Cibrario u. a., deren spezielle Unterstützung in ihren Fächern hier umständlich angeführt wird. Während der Bearbeitung des gegenwärtigen Werkes erschienen noch drey andere sehr schätzbare Schriften über Italien. Valery's Reisen, die sich durch seltene Gelehrsamkeit und Unpartheylichkeit auszeichnen, und besonders die Monumente und die alte und neue Literatur Italiens behandeln; des Grafen Tournon's Etudes statistiques sur Rome etc., der eine große Anzahl bisher ganz leer gebliebener Stellen über die Statistik Italiens sehr glücklich ausfüllt, und endlich Zuccagni Orlandini's Atlante di Toscana, der ohne allen Zweifel die beste Beschreibung ist, die man bisher über dieses Land erhalten hat. Dazu kommen nun noch die Schriften und Arbeiten der Herren Musi, Charles Didier, Litta Biumi, David Bertolletti, la Chair und anderer, deren Beyrath und selbstthätige Unterstützung der Verf. benützt hat. Mit solchen Männern, mit solchen Hülfsmitteln läßt sich, bey dem Eifer und der Umsicht des Verfassers, allerdings etwas Treffliches erwarten, und dasselbe kann man auch von jedem anderen Lande sagen, wenn dasselbe nur selbst ähnliche Hülfsmittel darbietet, da er weder Kosten noch Mühe ge-

scheut hat, sich dieselben zu verschaffen. Wie viele unserer Geographen, ja wie viele unserer Schriftsteller überhaupt mag es wohl geben, die ähnliche Anstrengungen nicht für zu schwierig halten, um ihren Werken den inneren Werth und die Vollendung zu geben, die sich nur auf diesem Wege erreichen läßt. Unsere geographischen Handbücher scheinen eine andere, allerdings viel bequemere Bahn eingeschlagen zu haben, indem sie nur einander selbst ausschreiben, die Compilationen anderer wieder compiliren, und so aus zehn alten, unnützen Büchern ein eilftes, noch unnützeres zusammenstoppeln. Den größten Theil seines Lebens brachte der Verf. mit dem Sammeln und Ordnen der zahlreichen Materialien zu, die ihm aus allen Theilen der Erde zuströmten; mehrere Jahre verwendete er bloß auf das Studium fremder Sprachen, um sich die in ihr geschriebenen Werke zugängig zu machen, und zehn volle Jahre endlich beschäftigte er sich beynahe ausschließend mit der Redaction und der Ausführung dieses Buches. Dafür fordert er aber auch, im gerechten Vertrauen auf sich selbst und auf die Leser, die letzteren auf, jeden einzelnen Theil seines Werkes mit allen bisher vorhandenen geographischen Hand- und Wörterbüchern zu vergleichen, und dann aus Autopsie zu entscheiden, ob sein Werk auch die Zeit und Mühe lohne, die er darauf verwendet hat. Beynahe alle einzelnen Partien desselben enthalten neue, noch in keinem andern Werke dieser Art vorgetragene interessante Nachrichten, und die allgemeineren Abhandlungen wurden von den Kennern für so wichtig gehalten, daß die meisten derselben schon früher in den vorzüglichsten Zeitschriften Frankreichs erschienen sind, nach der bekannten und nicht unzweckmäßigen Sitte, vor der Herausgabe größerer Werke einzelne, besonders ansprechende Artikel derselben auf dem Wege der Journale früher bekannt zu machen, eine Gewohnheit, die in den neueren Zeiten selbst die Mathematiker angenommen haben.

Nachdem der Verf. wiederholt und auf das Offenste alle die Werke und Männer genannt hat, deren Hülfe er sich bey seiner Arbeit erfreute, findet er sich gezwungen, gegen einige andere Klage zu führen, die auch *seiner* Hülfe sich erfreuten, die aber diese Freude heimlich genießen wollten, und nicht für gut gefunden haben, zu gestehen, daß sie ihn eigentlich ausgeplündert haben. Ein solcher scheint *Huot* gewesen zu seyn, dem der Verf. sein Manuscript durch längere Zeit übergeben hatte, um darin die etwa nöthig scheinenden Verbesserungen anzubringen, der es ihm aber unverändert zurückgab, und dafür in seiner bekannten Redaction der Geographie von *Malte-Brun* eine große Menge von Thatsachen anführt, die bisher nur in dem

Manuscripte des Verf.'s zu finden waren. Da Malte-Bruns Werk früher dem Drucke übergeben wurde, als das gegenwärtige, so könnten manche unseren Verf. für den Stehler halten, da er doch, jener Relation gemäß, eigentlich der Bestohlene ist. Dieser Nachricht folgt eine allgemeine Betrachtung über das immer mehr überhand nehmende Plagiat, für das wir in unserer Sprache keine eigentliche Benennung haben, obschon uns leider die Sache selbst gar nicht fehlt, und über die Koryphäen dieser Flibustier, über die Nachdrucker. Da wir diese beyden Gattungen von Schmarotzerpflanzen bey uns selbst alle Tage sehen können, wo dieses Ungeziefer an allen Orten wie in seinem eigentlichen Elemente züchtet und wuchert, und da eben deßwegen ebenfalls bey uns gegen sie, zwar noch sehr wenig gethan, aber dafür desto mehr geschrieben worden ist, so glauben wir uns der Mühe überheben zu dürfen, die übrigens nur zu gerechten Klagen des Verf.'s hier umständlich vorzuführen.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß der eigentlich descriptiven Darstellung der Länder und Städte unserer Erde eine sogenannte allgemeine Geographie vorhergeht, die in zwölf Abschnitte getheilt wird, von welchen wir nur die vorzüglichsten kurz anzeigen wollen. Die sechs ersten Abschnitte enthalten die sogenannte mathematische oder astronomische Geographie, die in den meisten unserer geographischen Handbücher sich kaum bis zur Mittelmäßigkeit erhebt, offenbar weil ihre Verfasser, so schätzbare Kenntnisse anderer Art sie auch haben mögen, mit der Astronomie gewöhnlich ganz unbekannt sind. Das gegenwärtige macht davon eine Ausnahme, wahrscheinlich weil der Verf., seiner vielen anderen Arbeiten ungeachtet, doch auch diesen Zweig der wissenschaftlichen Bildung, der von den meisten völlig vernachlässigt wird, nicht ganz hintansetzen wollte. Demungeachtet würde er besser gethan haben, auch hier seine erfahrnen Freunde zu Rathe zu ziehen, an denen es ihm in Paris nicht fehlen konnte; denn es ist weder mit der Präcision, noch mit der Richtigkeit des Ausdrucks geschrieben, die man von solchen kurzen Darstellungen einer ganzen Wissenschaft mit Recht erwartet, noch ist es ganz von, wenn auch meistens nur kleinen, Fehlern frey geblieben, die man bey einem in allen andern Beziehungen so sorgfältig gearbeiteten Werke gern weggewünscht hätte. Wenn z. B. nach seiner Annahme nur diejenigen Planeten telescopische heißen sollen, die man mit freyen Augen nicht mehr sehen kann, so kann Uranus nicht zu ihnen gezählt werden, da ihn scharfe, weitsichtige Augen schon ohne Gläser gesehen haben. In Beziehung auf die Neigung der Planetenbahnen gegen die Ecliptik sind wenigstens nicht alle neuern Planeten, wie er doch

behauptet, von den alten verschieden, da die Neigungen z. B. von Merkur und Vesta einander sehr nahe gleich sind. Daß S. 2 der Planet Mars in beyden Categorien aufgeführt wird, ist wohl, wie manches andere, nur die Folge einer Unachtsamkeit, interdum et bonus dormitat Homerus et opere longo fas est obrepere somnum. Die Bahnen der Satelliten des Uranus sind keineswegs très peu inclinées sur l'Orbite de la planète, sondern sie stehen vielmehr nahe senkrecht auf der Bahn dieses Planeten. Man kann nicht sagen, es scheint, il paraît, daß die Kometenbahnen Kegelschnitte seyen, da dieß eine bereits ausgemachte, und zwar durch Rechnung ausgemachte Sache sey. Wir können, wir sollen vielleicht alle unsere sogenannten Wahrheiten mit dem Wörtchen »es scheint« anfangen, aber für die mathematischen muß es heißen »es ist.« Nur das, was auf dem großen Probierstein der Rechentafel abgerieben worden und dort probehaltig gefunden worden ist, ist wahrer Besitz, und darf mit Sicherheit als solcher anerkannt werden. Bey den zwey Kometen von Halley und Encke hätte man doch auch der beyden andern, eben so wichtigen, von Olbers und Biela erwähnen sollen. Das Ptolemäische System ist nicht deutlich vorgetragen, und statt der vielen conzentrischen Sphären, auf die es hier im Grunde nicht ankömmt, hätte die Reihenfolge der Planeten, wie sie Ptolemäus aufstellte, und das Vorzüglichste von seinen Epicykeln gegeben werden sollen. Tycho's System sollte nun ferner nicht weiter erwähnt werden; Galilei's Verdienste um das Copernicanische System sind unrichtig ausgedrückt, und was in drey Zeilen von Kepler und Newton gesagt wird, ist diesen Männern nicht angemessen und dem Layen unverständlich. Manches andere, wie die Fortsetzung der Parallelkreise des Himmels auf die Oberfläche der Erde, und selbst die Erklärung der geographischen Länge und Breite, ist für den Anfänger zu unbestimmt und undeutlich ausgedrückt. Was soll er z. B. zur folgenden Erklärung des Wortes »Ost« denken: Le côté que les planètes, par l'effet de leur mouvement diurne présentent le premier au soleil, qui les éclaire, est l'*Orient*. Diese Stelle ist, wie so manche andere, aus irgend einem astronomischen Compendium abgeschrieben, dessen Verfasser, in seinem Anfalle von Gelehrsamkeit, eine allgemeine, für alle Planeten geltende Definition des Wortes geben wollte, und die nicht einmal richtig ist, da der eigentliche Osten, bey der Erde sowohl, als auch bey jedem anderen Planeten, nur ein Punct, nicht aber eine ganze Seite, côté, desselben ist. Der Begriff, den auch der gemeinste Mann mit dem ihm wohlbekannten Worte »Auf- und Untergang« verbindet, reicht in der Geographie aus,

und dieses Wort hätte daher besser gar nicht, als auf jene hochgelehrte Weise erklärt werden sollen. Die alten Benennungen der 32 Winde ist ein Ueberrest der Barbarey der vorigen Jahrhunderte, und sollte daher nicht einmal in nautischen, noch viel weniger aber in geographischen Büchern aufgeführt, sondern durch die viel bequemern Gradezahlen ersetzt werden. Der Horizont des Beobachters theilt wohl immer die Oberfläche der Erde in zwey Theile, aber diese beyden Theile sind nicht immer die beleuchtete und die dunkle Hälfte der Erde, da dieß nur im Augenblicke des Mittags und auch dann nur für denjenigen Beobachter Statt hat, der die Sonne in seinem Zenithe sieht. Wenn die Erde in den Polen abgeplattet ist, so folgt daraus noch nicht, daß sie auch renflée à l'équateur sey, da durch diesen Zusatz ein Nebenbegriff entsteht, der die wahre Gestalt der Erde unrichtig darstellt. Diese Abplattung nimmt der Verf. bloß aus französischen Schriftstellern, da doch andere auch bedeutend zur Kenntniß derselben beygetragen haben, und da die sorgfältigste Discussion aller vorhergehenden Gradmessungen, die hier besonders Berücksichtigung verdienen, von einem Deutschen (Eduard Schmidt in Göttingen) gegeben worden ist, nach welcher die halbe große Axe der Erde 3271872 und die halbe kleine 3260845 Pariser Toisen, also die Abplattung $\frac{1}{297,48}$ gefunden wurde. Der Verf. gibt uns fast alle ersten Meridiane, die von Ptolemäus, Ludwig XIII., Mercator u. s. w. angenommen wurden, aber er setzt nicht hinzu, von welchem ersten Meridian er selbst in seinem Werke alle Längen zählt. Man sieht aber im Folgenden, daß er den Pariser Meridian als den ersten annimmt, wodurch also wieder eine neue Art der Zählung eingeführt wird, indem man bisher, wenn man die Längen von Paris in Graden, nicht in Stunden, zählte, dem Pariser Meridian die Länge von 20 Graden zu geben pflegte.

Von den Schulkarten Frankreichs sagt der Verfasser, es sey zu wünschen, daß diese zum bloßen Unterricht der Jugend bestimmten Karten mit weniger Eleganz, und daher auch mit geringerem Aufwande ausgestattet werden möchten, eine Klage, die nicht in allen andern Ländern gut angebracht erscheinen wird, da man sich hier mit größerem Rechte über ganz entgegengesetzte Eigenschaften dieser Karten zu beschweren haben möchte.

Was er S 13 über die in demselben Parallelkreise von Europa gegen Osten hin immer steigende Kälte sagt, scheint nicht befriedigend zu seyn. Wenn man von Hamburg über Berlin, Moskau, Kasan, Tobolsk und Tomsk bis Ochotzk reist, so wird die mittlere Temperatur dieser Orte immer gerin-

ger, obschon ihre geographischen Breiten nur wenig verschieden sind. Der bloße Name Kamtschatka oder Awatscha-Bay erregt schon eine Art von Frost, und doch ist der letzte Ort noch näher am Aequator, als selbst Hamburg. Woher kömmt diese sonderbare Erscheinung? — Der Verfasser will sie bloß aus dem Mangel der südlichen Länder ableiten. Europa, sagt er, hat in seinem Süden das große Afrika mit seinen unübersehbaren Sandwüsten, die uns wie ein immer geheizter Ofen, selbst im Winter noch, eine wohlthätige Wärme zuführen. Asien aber hat keinen solchen Ofen, und die nordöstlichen Länder dieses Welttheils erstrecken sich kaum bis zum vierzigsten Grad der nördlichen Breite. Das ist allerdings wahr, und mag sonach die Kälte, welche in den östlichsten Gegenden Sibiriens herrscht, wenigstens größtentheils erklären. Aber jene Zunahme der Kälte äußert sich schon selbst in Europa, und wird in Warschau wie in Moskau, Kasan und Irkuzk bemerkt, und die letzten Orte haben Arabien, Persien und Indien in ihrem Süden, Länder, die doch auch schon die Stelle jenes Ofens, wenigstens zum Theil, ersetzen könnten. Diese Auflösung des Problems scheint also nicht die wahre zu seyn, und es wird vielleicht noch einige Zeit vergehen, bis es ganz enträthselt seyn wird. Man muß es bedauern, daß zur Zeit Katharina's II., wo so viele deutsche Geologen und Naturforscher, an deren Spitze Pallas und Gmelin, jene Gegenden nach allen Richtungen bereisten, auch nicht einer mit verläßlichen Barometern versehen war, um die Höhe dieser Länder über der Meeresfläche zu bestimmen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das ganze nördliche und selbst ein großer Theil des obern Mittelasiens, nur ein einziger hoher Bergrücken ist, ein weit über den Meeresspiegel erhobenes Plateau, und wenn sich dieß durch unmittelbare Beobachtungen bestätigen sollte, so würde die dort herrschende Kälte unmittelbar aus der großen Höhe dieser Orte selbst folgen

Richtiger scheint uns die Bemerkung, die schon der alte Polybius aufgestellt hat, daß die höchste Temperatur der Erdoberfläche keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt, unter dem Aequator, sondern vielmehr in der Nähe der beyden Wendekreise Statt habe. Die meisten ältern Schriftsteller hielten daher die Gegenden unter der Linie für ganz unbewohnbar, da doch im Grunde hier eine gemäßigte und selbst meistens angenehme Temperatur herrscht. Die Wolken, die vielen Regen, die immer frischen Nächte, die stets gleiche Länge des Tages und der Nacht und selbst mehrere locale Ursachen machen den Aufenthalt unter der Linie, an den meisten Orten derselben, sehr gesund und lieblich. Die Sonne erhebt sich senkrecht über den Gesichts-

kreis, und eilt, die dichten Wolken des Horizonts durchbrechend, dem Zenithe zu. Ihr Glanz verhält sich zu dem unserer Sonne, wie diese sich zu dem Monde verhält. Dieser Mond selbst kennt nicht die bleiche, ersterbende Farbe, in welcher er unsere Nächte so sparsam beleuchtet; Venus und Jupiter glänzen, kleinen Sonnen gleich, und werfen, wie diese, einen deutlichen Schatten; der nächtliche Himmel ist dicht besät von Sternen, und die Milchstraße, die wir hier oft nicht bemerken, zieht wie ein Feuerstreif durch das von Millionen Fixsternen beleuchtete Gewölbe. Mit dieser Pracht des Himmels über uns vereinigt sich die reinste, durchsichtigste Luft, eine weiche, liebliche, balsamische Luft, in welche eine wollüstig wuchernde Vegetation in gigantesken Formen ihre gewürzhaften Düfte verstreut, und das Innerste des Lebens zu erquicken scheint. Alle Geschöpfe dieser glücklichen Gegenden, Pflanzen, Thiere und Menschen, sind größer, in allen ihren Theilen entwickelter, in ihren körperlichen und geistigen Bewegungen munterer; ja die Natur selbst lebt ein anderes, höheres Leben, und kennt nicht mehr die kränkliche Unbeständigkeit und die immerwährenden Abwechslungen, unter denen sie bey uns und mit uns selbst so oft zu leiden scheint.

Wie ganz anders ist die Scene über den sechzigsten Grad der Breite. Hier kennt man nur mehr zwey Jahreszeiten, einen langen, starren Winter, und einen ihm oft plötzlich folgenden, kurzen, aber alles versengenden Sommer. Die langen Tage und die immerwährende Gegenwart der Sonne steigert die Hitze oft zu einem Grade, den man selbst in den Tropenländern nicht kennt. Im Winter aber friert das Wasser im geheizten Zimmer, das Queckſilber im Freyen, und selbst die Bettdecken sind mit Eiskrusten belegt. Die Erde friert bis auf hundert Fuß tief, und nahe bey den Polen thaut sie nie ganz auf. Dafür herrscht, zur Zeit der größten Kälte, eine Ruhe in der Atmosphäre, die an Todesstille gränzt, und sie allein ist es vielleicht, die alle Pflanzen und Thiere vor dem Untergange schützt. Das geringste Lüftchen, das zu der Zeit sich erhebt, wo das Thermometer unter — 30° gefallen ist, macht die früher noch erträgliche Kälte ganz unleidlich, und ein eigener, Schwindel erregender Schmerz an der Stirne ist der gewöhnliche Vorbote des schnellen Todes der Unglücklichen, die kein Obdach finden, sich vor dem alles durchschneidenden Winde zu schützen. Aber auch im Sommer trägt die Natur noch das Gepräge jener Ruhe, die den beyden Polen der Erde eigenthümlich zu seyn scheint. Heftige Winde sind in den Polarländern immer selten und Stürme sind ganz unbekannt. Eben so wenig kennt man aber auch den Genuß, der eigentlich nur in der Erwartung des erst folgenden Genusses besteht, und der

vielleicht zu den größten Freuden gezählt werden muß, die dem armen Menschengeschlechte hienieden bestimmt sind. Die schöne Hoffnung besserer Tage, die uns mit jedem kommenden Jahre erquickt, wenn wir am Ende unserer auch nicht kurzen Winter morgens die Fenster öffnen, und ein lauer Lufthauch, der erste Vorbote des wieder erwachenden Frühlings, die Wangen fächelt — diese Hoffnung, diese liebliche Aussicht auf eine fröhlichere Zukunft ist dort ganz unbekannt, und die Entbehrung desselben muß einen eigenen Schmerz mit sich führen, da ich alle, die aus wärmeren Ländern in jene Gegenden versetzt wurden, einstimmig darüber bittere Klagen führen hörte. Gestern noch herrschte der Winter mit aller seiner Strenge, und der Schnee bedeckte mehrere Klafter hoch das ringsum erstarrte Land, und heute urplötzlich scheint eine andere Sonne aufzugehen, der Schnee schmilzt, das Eis verschwindet, die Hitze ist schon lästig, und in drey Tagen ist die ganze Gegend, so weit das Auge reichen mag, mit Gras und Blumen bedeckt, und die Vegetation geht, wie in einem Treibhause, so schnell vor sich, daß zwey Monate nach der Saat schon die Ernte kömmt, und hinter ihr unmittelbar wieder der Winter mit seinen eisigen Flocken die Fluren bedeckt.

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen geht der Verf. im siebenten Capitel zu der Erklärung derjenigen Gegenstände über, deren in der eigentlich beschreibenden Geographie, als dem Haupttheile seines Werkes, öfter Erwähnung geschieht, und von denen daher dem Leser eine deutliche Idee gegeben werden soll. Nur kurz berührt er, was über Meere, Ströme, Gebirge, Häfen, Steppen, Llanos, schwimmende Inseln, Sandbänke u. dgl. zu sagen ist, und behandelt dann umständlicher, was den eigentlichen geselligen Zustand der Menschen näher angeht, als die verschiedenen Arten von Staaten und Regierungen, die absolute und relative Bevölkerung, die Einkünfte, Steuern und Schulden, die Militärkraft, die Marine, den Handel u. s. w. Wir wollen, als Beyspiel seiner Behandlung, den letzten der genannten Gegenstände hier kurz anzeigen, um dem Leser eine bestimmte Ansicht von dem durch das ganze Werk gehenden Verfahren des Verf.'s zu geben.

»Der Handel zieht seine erste Nahrung aus den folgenden sieben Quellen: Ackerbau, Fabriken, mechanische Künste, Fischerey, Schiffahrt, Colonien und Tauschwaaren. Der innere Handel bezieht sich nur auf die Individuen eines, der äußere aber auf die der andern Staaten. Der letzte ist activ, wenn das Land an andere mehr Waaren absetzt, als es von ihnen erhält, und im Gegentheile passiv, wenn er mehr kauft als

verkauft. Stapelstädte, deren es z. B in Schweden mehrere gibt, nennt man die Städte, welche fremde Waaren frey, und entweder ohne alle, oder doch ohne die schwerern Auflagen kaufen können, um sie dann an die andern Städte desselben Landes zu verkaufen. Der Zwischenhandel (Transitohandel) ist dreyerley Art. Der Speculationshandel nämlich läßt die fremden Waaren auf seine eigene Gefahr kommen, und sucht sie dann weiter abzusetzen. Durch ihn sind im Mittelalter die Städte Venedig, Genua, Pisa u. a. so reich geworden. Der Commissionshandel, der die Waaren nur auf Ordre eines fremden Kaufmanns zu sich kommen läßt, wie z. B. der meiste Kaffee aus England nach Hamburg zu kommen pflegt; und endlich der Speditionshandel, der sich bloß mit dem Weiterschaffen fremder Waaren von einem Orte zum anderen beschäftiget.

Der Colonialhandel war früher sehr wichtig. Vor der Unabhängigkeit Nordamerikas betrug er mehr als die Hälfte des ganzen europäischen Handels. Das Wechselgeschäft hat zu seinem Zwecke, Gold und Silber zu kaufen oder einzuwechseln, entweder gemünztes oder in Barren, oder auch in das Geld in seinem Werthe repräsentirenden Papieren. Der Cours dieser Papiere ist das Verhältniß ihres Werthes zu dem des Goldes, und dieses Verhältniß ändert sich nach dem Vertrauen, welches man zu der Regierung oder zu der Gesellschaft hegt, welche diese Papiere emittirt. Diejenigen Städte, welche auf den Wechselcours einen besondern Einfluß haben, und in welchen daher viele solche Geschäfte gemacht werden, heißen Wechselstädte (Places de change), wie Hamburg zwischen England und Deutschland. Diese Wechselplätze erleichtern alle Handlungsgeschäfte, so daß z. B. der Kaufmann in Paris oder Wien, wenn er eine Zahlung in Stockholm zu leisten hat, nur seinen Wechsel nach Hamburg befördern darf. — Handelscompagnien sind Gesellschaften, die sich eines gemeinschaftlichen Handels wegen vereinigen, und Gewinn oder Verlust unter sich theilen. Oefter bekommen sie von der Regierung die ausschließende Erlaubniß für einen bestimmten Handelszweig oder für ein bestimmtes Land, öfter auch nur besondere Verwilligungen. Die größte und wichtigste unter ihnen ist die ostindische Gesellschaft in London, die jetzt die präponderirende Macht im ganzen südlichen Asien ist, und von der, theil mittelbar, theils unmittelbar, ganz Ostindien dieß- und jenseits des Ganges und selbst mehrere Theile des chinesischen Indiens (Indo-Chine) abhängen. Eine Bank nennt man den Ort, wo das zur Circulation bestimmte Geld deponirt, oder als deponirt voraus-

geſetzt wird, und von wo aus man, ſtatt dieſem Gelde, die Billeten oder Bankverſicherungen circuliren läßt. England und die vereinigten Staaten haben die meiſten und größten Banken, und ſelbſt in Auſtralien gibt es ſchon drey derſelben, die ausgedehnte Geſchäfte machen. Unter den Jahrmärkten ſind die in Leipzig und Niſchnei-Nowgorod die größten jetzt beſtehenden, und der letzte wird von allen Nationen Aſiens, ſelbſt von den Chineſen, beſchickt. Börſen ſind die Orte, wo ſich Bankiers und Kaufleute zur Betreibung ihrer Handelsgeſchäfte verſammeln, von denen die größten in London, Paris, Amſterdam und Venedig ſind. In dem, dem Islamismus zugethanen Theil Afrikas und im weſtlichen und mittleren Aſien wird der Transport der Kaufmannswaaren durch Caravanen beſorgt, ſo wie auch der Verkehr der Ruſſen mit dem unabhängigen Turkeſtan und mit China dadurch unterhalten wird. Dieß iſt wohl die älteſte Art des Tranſitohandels, da nach den Büchern des alten Bundes ſchon Joſeph von ſeinen Brüdern an eine Caravane ägyptiſcher Kaufleute oder Sclavenhändler verkauft worden iſt. Echelles werden in der Levante die Häfen genannt, wo europäiſche Kaufleute Magazine und Comptoire haben, die gewöhnlich unter einem Conſul ſtehen, der von ihren Regierungen an jenen Orten unterhalten wird. Oft ſind dieſe Plätze mit einer kleinen Feſtung und dieſe mit europäiſcher Garniſon verſehen. In Indien und Perſien heißen ſolche Häfen Logen, in Aegypten Okellen und in Madagascar Paliſſaden« u. ſ. w.

Auf dieſelbe Weiſe werden auch die Artikel: Marine, Colonien, Miſſionen, Freyhafen, Leuchtthürme u. ſ. behandelt, von welchen mehrere eben ſo intereſſant als lehrreich ſind. Wir heben hier nur einige einzelne Bruchſtücke aus, die eine beſondere Rückſicht und zuweilen auch einige Berichtigung verdienen. Von den chriſtlichen Miſſionären ſind die katholiſchen die älteſten und zahlreichſten. Dieſe frommen Geiſtlichen haben der Geographie und Geſchichte unendlichen Nutzen gebracht, und dieſes gerechte Lob oft nur durch die härteſten Opfer erworben. Noch größer aber, wenn gleich unter uns weniger bekannt, ſind die Wohlthaten, welche ſie unter den wilden Völkern der anderen Welttheile verbreiteten, indem ſie dieſelben zur Cultur, zum Ackerbau, zur Geſittung zu erheben ſuchten. Die Saat, welche ſie dort im Großen ſäeten und oft genug mit ihrem Blute tränkten, wird die reichſten Früchte tragen, und die aus unſerer Mitte hervorgegangenen, bey uns ſelbſt vielleicht gemißachteten Männer werden einſt in den Annalen jener Völker als Abkömmlinge des Himmels angeſehen und von den ſpäteſten Enkeln dankbar verehrt

werden. Der berühmte Kardinal Zurla hat ihnen erst in unsern Tagen ein würdiges Denkmal gesetzt. Die wichtigste von diesen Missionen ist die, welche die Jesuiten in Paraguay gestiftet haben, deren Trümmer jetzt den größten Theil des Staates bilden, den der geheimnißvolle Doctor Francia regiert. Aber selbst jetzt noch wird der größte Theil von Californien und die unübersehbare Strecke an den Ufern des Amazonenflusses und des Oronoco beynahe nur von katholischen Emissären geleitet, und mit sicherm, wenn gleich langsamen Schritte der Cultur entgegen geführt. Für Spanien und Portugal besonders waren diese Männer die Vorläufer auf der rauhen Bahn, auf welcher die Wilden Amerikas unter die Botschaft der Europäer gebracht wurden. Aber nicht bloß die christliche, auch die buddhistische und die mahomedanische Religion hat von jeher zahlreiche Missionäre ausgeschickt, um die noch heidnischen Nationen Asiens zu bekehren, und sie von ihren oft entsetzlichen, die Menschheit entehrenden Sitten und Gewohnheiten abzubringen. Man muß gestehen, daß die, allerdings nur geringe, Civilisation, die man im Innern Afrikas trifft, größtentheils das Werk der islamitischen Missionäre ist, welche den Koran und seine Vorschriften mit nicht zu ermüdendem Eifer bis in die wildesten und entferntesten Gegenden getragen haben.

Die Wohnungen der Menschen, ihre Häuser sowohl als ihre Städte, sind in den verschiedenen Himmelsstrichen nach verschiedenen Grundsätzen, dem jedesmaligen Bedürfnisse gemäß, erbaut. Wir nennen eine Stadt schön, wenn sie schöne Häuser, lichte Gassen und große Plätze hat. In den Tropenländern aber sucht man vor allem Kühlung und Schatten, und findet daher weder breite Gassen, noch offene Plätze, aber dafür vor jedem Hause einen bedeckten Säulengang, und in Samarkand sind sogar die Gassen selbst übergewölbt, und nur an einzelnen Stellen mit Oeffnungen zum Durchgange des Lichtes versehen. In Südamerika sind alle Häuser der Spanier und Portugiesen nach einem und demselben Plane erbaut, und selbst ihre Städte bilden alle ein Kreuz, in dessen Mitte die Kirche und der öffentliche Platz ist. In den vereinigten Staaten Nordamerikas sind wieder alle Wohnungen im englischen oder holländischen Style erbaut. Der beynahe geometrisch genaue und äußerst reguläre Plan von Philadelphia ist gleichsam das stehende Muster aller andern Städte dieses Landes geworden. Auch in China und Japan herrscht dieselbe Einförmigkeit bey einem ganz andern Geschmacke. Denn hier sehen alle Häuser wie Würfel aus, ringsum von hohen Mauern umgeben, auf denen in gewissen Entfernungen kleine Thürme stehen, und oft geht um diese Außen-

mauer noch ein trockener oder auch mit Wasser gefüllter Graben. Die japanischen Städte haben alle in ihren Ringmauern ein großes Schloß oder eine Art von Festung mit einem viereckigen Thurme von mehreren Stockwerken, in welchem die vornehmsten Beamten der Stadt wohnen. Mehrere größere Städte Afrikas haben sehr große leere Plätze, auf denen nichts als Gras zu finden ist, und manche andere sind mit ihren Häusern so zerstreut, daß man eine Viertelstunde gehen kann, um zum ersten Nachbar zu kommen, und daß der Fremde sich oft schon mitten in der Stadt befindet, ohne es zu wissen. — Gewöhnlich ist die Hauptstadt des Reichs auch zugleich die Residenz des Regenten. In Frankreich aber war, vor 1789, die Residenz der Könige in Versailles, und nicht in der Hauptstadt Paris, so wie noch jetzt in dem Herzogthume Nassau die Hauptstadt Wiesbaden und die Residenz Biberich ist.

Nachdem der Verf. mit kritischem Blicke die verschiedenen Eintheilungen untersucht hatte, welche Malte-Brun, Gaspari, Fabri, Pinkerton, Graberg u. a. für die sogenannten Welttheile vorgeschlagen, glaubt er folgende Benennungen als die passendsten festsetzen zu können:

Alte Welt, oder Europa, Asia und Afrika.

Neue Welt, oder Amerika; und

See- oder Südwelt (Monde maritime oder continent austral).

Behält man, wie er räth, die vier bisher allgemein üblichen Benennungen von Europa, Asia, Afrika und Amerika bey, ohne den Unterschied zwischen Alt und Neu zu berücksichtigen, so schlägt er für den fünften Welttheil, oder die Seewelt, die Benennung Oceania vor, die er von allen bisher versuchten Namen (Polynesien, Australien, Südasien u. dgl.) für die passendste hält. Diese Oceania theilt er dann in folgende drey Theile: I. Westliches Oceania oder Malaisien (von dem Stammvolke der Malaien), wozu Sumatra, Java, Celebes, Borneo und die Philippinen gehören. II. Central-Oceania oder Australien, wozu Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Seeland, Van-Diemensland; und III. Oestliches Oceania oder Polynesien, wozu die Gesellschafts-, die Marquesas-Inseln, der georgische Archipel u. s. gehören.

Wenn in Beziehung auf diesen sogenannten fünften Welttheil die Meinungen der ersten Geographen noch so sehr verschieden sind, so mag dieß, bey der Neuheit des Gegenstandes und bey einer bloßen Inselwelt, noch immer hingehen. Daß sie sich aber bisher nicht einmal über die östliche Gränze ihres eigenen Welttheiles vereinigen konnten, ist wieder ein Beyspiel mehr für

den alten Satz, daß Friede und Einigkeit wohl überall selten, aber bey den Gelehrten am seltensten anzutreffen ist. Malte Brun regte im Anfange dieses Jahrhunderts den alten Streit wieder auf, und wollte durchaus den Ural und das kaspische Meer zur östlichen Gränze Europas angenommen wissen, da doch früher bey Büsching und allen ältern Geographen die Wolga diese Gränze bildete. Bekanntlich sind erst unter Alexander I. die Gouvernements diesseits des Urals zu den europäischen geschlagen worden, nicht sowohl weil sie bereits eine europäische Cultur hatten, sondern weil man sie ihnen in der Zukunft zu geben beabsichtigte, und weil die östlichste aller Universitäten, die von Kasan, noch zu Europa gezählt werden sollte. Wie dem auch sey, unser Verfasser stimmt Malte-Brun bey, und geht selbst im Süden des kaspischen Meeres noch etwas weiter, indem er einige Provinzen, die bisher allgemein zu Asien gezählt wurden, Europa einverleiben möchte. Auch mit den Inseln hat er sich mehrere ähnliche Vertheilungen erlaubt, indem er von dem Grundsatze ausgeht, daß man die Inseln zu demjenigen Welttheile zählen müsse, dem sie am nächsten liegen. So gehört demnach, unserem Verf. zu Folge, Island nicht zu Europa, sondern zu Amerika, und die Azoren nicht zu Afrika, sondern zu Europa.

Die Oberfläche der ganzen Erde nimmt der Verf. S. 7 und S. 41 zu 9208340 geogr. Q. M. an, deren 15 auf einen Grad des Aequators gehen. Davon gibt er 2335726 Q. M. für die Oberfläche des eigentlichen Landes (Festland und Inseln), also auch 6872614 Q. M. für die Oberfläche aller Meere der Erde. Das trockene Land verhält sich daher zum Meere nahe wie 1 zu 3 (und nicht wie 1 zu 4, wie der Verf. sagt). Aber das trockene Land verhält sich zu der ganzen Erdoberfläche wie 1 zu 4. Vergleichen wir damit die neueste Angabe in Schmidt's mathem. Geographie, Göttingen 1830, so heißt es in diesem Werke, daß

Europa	172000	Q. M. enthalte,
Asien	640000	
Afrika	530000	
Amerika	570000	
Neuholland	140000	
Inseln	1000000	
Summe	3052000	Flächeninhalt des trockenen Landes.

»Da nun,« heißt es a. a. O. Vol. II. p. 24 weiter, »die »ganze Oberfläche der Erde etwas über neun Millionen Quadrat»meilen enthält, so folgt, daß die Oberfläche des Landes sich zu

»der des Meeres nahe wie 1 zu 2, und die des Landes zur gan»zen Erdfläche wie 1 zu 3 verhält.« — Allein der Wahrheit näher würde es seyn, wenn der Schluß dieser Stelle so hieße: »Da über diesen Gegenstand noch die ersten Geographen uneins sind, so folgt, daß wir noch sehr wenig davon wissen« — Nicht minder ungewiß sind wir über die Größe der Oberfläche der meisten Länder, selbst in Europa. Der Verf. gibt selbst ein lehrreiches und zugleich betrübendes Verzeichniß der verschiedenen Angaben der ausgezeichnetsten Schriftsteller. So soll z. B. Portugal an Flächeninhalt haben:

2990	geogr.	Q.	M.	nach Gatterer,
1934	»	»	»	Krome,
1896	»	»	»	Soares de Barros,
1845	»	»	»	Büsching,
1654	»	»	»	Ebeling,
1722	»	»	»	Balbi,
1740	»	»	»	Mannert,

wo die Differenzen dieser verschiedenen Angaben auf 1268 Q. M., also weit über die Hälfte des ganzen Landes gehen, wenn dieses, im Mittel aus allen diesen Zahlen, zu 1969 Q. M. genommen wird. Selbst für Frankreich, das bisher bestgemessene Land, findet man noch sehr bedeutende Differenzen, da z. B. Vauban 10800 und Cannabich 9460, also der letzte volle 1340 Q. M. weniger angibt als der erste. Eine Fläche von 1340 Q. M. ist aber nahe so groß als ganz Sardinien, doppelt so groß als Hannover oder viermal größer als Toscana. So bedeutend sind also noch die Mängel unserer Kenntnisse von den Flächen der cultivirtesten Länder, und doch ist diese eine der ersten und wichtigsten Erfordernisse zur Kenntniß des ganzen Landes, da die relative Bevölkerung, die Erzeugnisse des Bodens u. dgl. nicht mit Sicherheit angegeben und mit andern Ländern verglichen werden können, so lange man die Oberfläche des Landes selbst nicht kennt. Wenn man einmal eine, auch nur in Beziehung auf die Gränzen, richtige Karte eines Landes hat, und diese sollte von jedem Gouvernement seines eigenen größten Vortheiles willen zuerst besorgt werden, da doch jeder Landmann vor allem andern auch die Gränzen seines Feldes oder seiner Wiese kennen lernen muß, um es dann zu seinem Zwecke gehörig zu benützen, so würde es nicht mehr schwer seyn, den Flächeninhalt des Landes nach einer solchen Karte anzugeben, besonders wenn man dazu die eben so einfache als sichere Methode wählte, die in dem ersten Bande von Zach's monatlicher Correspondenz zu diesem Zwecke mitgetheilt worden ist. Man verzeichnet nämlich diese Gränzen

des Landes auf einem dichten, in allen seinen Theilen gleich dicken Papiere, indem man die Karte, bloß in Beziehung auf ihren Umfang, auf dieses Papier überträgt, und wägt dann dieses, nach seinen Gränzen ausgeschnittene Papier auf einer sehr empfindlichen Wage ab. Thut man dasselbe mit einem andern Streifen desselben Papiers, der genau eine Quadratmeile in dem Maßstabe der Karte enthält, so läßt sich daraus die Oberfläche des ganzen Landes durch eine einfache Proportion mit einer Genauigkeit finden, die, wie ich aus Erfahrung weiß, größer ist, als durch das bekannte mühselige Berechnen des Flächeninhalts der einzelnen Dreyecke. Wiederholte Versuche für dieselbe Karte zeigten mir, daß man dabey immer wenigstens bis auf den hundertsten Theil des Ganzen sicher seyn kann, was in den meisten Fällen als eine genügende Annäherung angesehen werden wird. Es ist gewiß auffallend, daß man sich über so wichtige und zugleich so einfache Dinge nur schwer vereinigen kann. Was ist wohl, für den ganzen Staat sowohl, als auch für jedes einzelne Glied desselben, wichtiger und nothwendiger, als ein fest bestimmtes und allgemeines Maß, um doch nur mit Gewißheit sagen zu können, wie klein oder wie groß irgend eine Sache sey, und was man lang oder kurz nennen soll. Und doch, wie traurig steht es noch um diese Sache, die, wie man glauben sollte, selbst ein ganz wildes Volk gleich mit seinem ersten Schritte zur Civilisation in Ordnung bringen sollte? Der tausend verschiedenen Maße, Toisen, Klafter, Füße und Ellen nicht zu gedenken, die sich in jedem Lande Europas geltend gemacht haben, von denen Niemand ihre Länge ganz genau angeben kann, und mit denen sich das arme Volk hilft, so gut es kann und mag, so sollten doch die eigentlichen Gelehrten, die Männer vom Fache, wenigstens unter sich, über ein bestimmtes Maß übereingekommen seyn, damit sie sich doch nur in ihren eigenen gegenseitigen Mittheilungen verstehen können. Wie groß ist also der Wiener, der preußische, der rheinländische, der italienische Fuß? — Wir wissen es nicht, und alle Antwort auf diese Frage ist so gut als unmöglich, wenn dabey, nicht etwa Milliontheile, wie man wohl da und dort noch zu thun pflegt, um eine erträumte Genauigkeit in großen Zahlen zu affectiren, sondern wenn nur noch Tausendtheile eines Zolles verlangt werden. In der That, die zwey wichtigsten Längenmaße, mit denen unsere Geometer, Astronomen und Physiker seit mehr als einem Jahrhundert zu rechnen gewohnt, und mit denen alle ihre Schriften angefüllt sind, sind doch wohl der alte k. Pariser Fuß, oder was hier auf dasselbe führt, der neue französische Meter und der Londner Fuß. Und wie verhalten sich diese beyden Urmaße, auf die bey-

nahe alle unsere Rechnungen, gelehrt und ungelehrt, in letzter Instanz zurückgeführt werden? — Es würde kein kleines Verzeichniß geben, wenn man alle die Zahlen hersetzen wollte, welche man für dieses Verhältniß des französischen und englischen Maßes in den verschiedenen Werken von den größten Gelehrten aufgestellt findet. Der Verwirrung, die daraus entstand, machte endlich im Jahre 1806 der Astronom Delambre in Verbindung mit dem berühmten Borda ein Ende, indem er beyde Maße auf das sorgfältigste verglich, und endlich das so lang gewünschte Verhältniß beyder Hauptmaße dadurch festsetzte, daß er den Meter gleich $39\frac{1897}{10000}$ des englischen Zolles annahm. Seitdem wurde dieses Verhältniß, dessen Richtigkeit jene beyden Gelehrten mit allen Belegen in der Base du système métrique, Vol. III, bekannt gemacht hatten, als das einzig wahre angenommen, und in allen Ländern gebraucht. Allein zwölf Jahre später zeigte Captain Kater, einer der ersten und genauesten Meßkünstler Englands, daß jene beyden französischen Geometer nicht die gehörige Rücksicht auf die Verschiedenheit der Temperatur der Metalle genommen haben, da doch einer ihrer Maßstäbe von Messing und der andere von Platina war, und daß daher die wahre Größe des Meters gleich $39\frac{1708}{10000}$ engl. Zolle, d. h. also $\frac{14}{100}$ Linien oder $1\frac{7}{10}$ Puncte kleiner sey, als jene Herren bestimmt hatten (m. s. Philos. Transactions for the year 1818). Seitdem wird diese letzte Bestimmung als die einzig wahre angenommen; allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch sie noch in der Zukunft Veränderungen erleiden, und daß auch diese Veränderung noch nicht die letzte von allen seyn wird. Dieß sind aber unsere Hauptmaße, auf die sich alle anderen bey allen europäischen Völkern beziehen, und mit denen nicht nur die Kaufleute ihre Bänder und Tücher, sondern mit denen unsere größten Gelehrten Himmel und Erde ausgemessen haben. Tantum est nostris in rebus inane.

Nicht viel besser, als mit diesen Dingen, geht es mit einer andern Sache, deren genaue Kenntniß in vielen Beziehungen von der größten Wichtigkeit ist, und die demungeachtet noch beynahe ganz im Dunkeln liegt. Die Volkszahl und das, was man le mouvement de la population nennt, d. h. das Verhältniß der Geburten, der Sterbefälle und der Ehen zu der Anzahl der in einem Staate lebenden Personen, ist nur von sehr wenigen Ländern mit einiger, von keinem mit völliger Verläßlichkeit bekannt. Beynahe nirgends hat man dazu die gehörigen, allein zum Ziele führenden Mittel, genaue und umfassende Volkszählungen, angewendet, sondern was man weiß, verdankt man den sogenannten indirecten Methoden, nämlich den Zählungen,

die in Beziehung auf Steuern, Militärstellungen, Feuerstellen u. dgl. angewendet zu werden pflegen. Diese Art der Zählung findet man in den meisten Ländern Europas, die Türkey ausgenommen, in den nordamerikanischen Freystaaten und in China. Alles übrige ist noch eine wahre terra incognita, wie man auch aus den widersprechenden Nachrichten sieht, welche uns von unsern in jenen Gegenden nicht bloß reisenden, sondern selbst Jahre lang daselbst wohnenden Geographen gegeben werden. Aus zahlreichen Vergleichungen dieser Nachrichten hat man einige allgemeine Regeln für die Bevölkerung abstrahirt, die um so schätzbarer sind, je weniger wir von dem Detail dieser Angelegenheit wissen. So soll ein Land, das bloß von Jägern und Fischern bewohnt wird, das also noch auf der untersten Stufe der Kultur steht, 18 bis 20 Mal schlechter bevölkert seyn, als ein eben so großes und eben so gutes, aber von Hirtenvölkern bewohntes Land. Wo der Mensch bloß von der Milch und dem Fleische seiner Heerden lebt, wie bey den Kaffern, Beduinen, Kalmuken und Mongolen, ist die Bevölkerung 25 bis 30 Mal geringer, als bey einem ackerbauenden Volke, wenn man die übrigen Verhältnisse bey beyden gleich setzt. Die letzten sind überhaupt die bevölkertsten und der Natur gemäßesten Länder, und wenn sich in ihnen noch mehrere große, bedeutenden Handel treibende Städte finden, so steigt die Volkszahl auf die höchste Stufe, weil Ackerbau und Handel die zwey ersten Ernährungsquellen einer Nation sind. Die in den neueren Zeiten vorgeschlagenen Mittel, die Volkszahl von Ländern zu errathen, in welchen alle directen und indirecten Zählungen fehlen, findet der Verf. mit Recht als unverläßlich, und in den meisten Fällen illusorisch. Dahin gehört die Anzahl des Militärs, von dem man auf die Anzahl aller Menschen eines Landes schließen wollte; der jährliche Verbrauch gewisser Speisen oder Getränke; die Consumtion von Salz und Tabak in Europa, von Opium bey den Orientalen, oder von Steinöhl bey den Birmanen u. dgl. Verläßlicher sind diese Nachrichten, wenn sie sich, nicht auf ganze Länder, sondern nur auf einzelne, leichter zu übersehende Städte und nicht auf Luxusartikel, sondern auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse der Menschen beziehen. So fand der General Andreossi aus der täglichen Consumtion des Wassers in Constantinopel, daß diese Stadt, Scutari mit inbegriffen, gegen 630000 Einwohner habe, und als er den Verbrauch des Brotes zu demselben Zwecke in Rechnung nahm, fand er sehr nahe dieselbe Zahl. Sehr schöne Beyspiele einer geschickten Anwendung solcher Mittel, um daraus die Volkszahl eines Landes

abzuleiten, findet man in Jomard's Population d'Egypte ancienne et moderne.

Wenn es noch lange währen mag, bis wir die Bevölkerung auch nur der europäischen Länder mit Sicherheit angeben können, so sollten wir wenigstens die unserer größeren Städte vorerst genauer zu bestimmen suchen. Wir würden dadurch zu manchen interessanten Resultaten gelangen, die für Anthropologie und selbst für die höhere Statistik nicht ohne großen Nutzen seyn würden. So findet man z. B., daß die Sterblichkeit in unseren größten Städten nahe das Doppelte von der in gesunden Gegenden des flachen Landes beträgt. Das Verhältniß der Lebenden zu den jährlich Gestorbenen ist in

London wie 24 zu 1,
Wien » 27 » 1,
und für das freye Land » 40 » 1,

oder von 40 Landleuten stirbt jährlich einer, während in London schon von 24 Einwohnern jährlich einer stirbt. London hat nach den neuesten Angaben 1230000 Einwohner, also sterben in dieser Stadt jährlich 51250 Menschen, während von eben so viel Landleuten jährlich nur 30750, also 20500 weniger sterben, so daß in einem Zeitraume von fünf Jahren schon über 100000 Menschen in London mehr als auf dem Lande sterben, eine Differenz, die in einem Jahrhundert bereits zwey Millionen beträgt. Oesterreich hat nahe 30 Millionen Einwohner, also würden in diesem Reiche, wenn alle Bewohner desselben Landleute wären, in jedem Jahre von 40 Menschen einer, oder in allem jährlich 750000, oder endlich in 15 Monaten nahe eine Million sterben. Wenn sich aber im Gegentheile alle Bewohner Oesterreichs in solchen Städten, wie London, eingeschlossen befänden, so würde dieses Land jährlich 1250000 Todesfälle, oder 500000 mehr, als in dem vorhergehenden Falle, haben. Nach dem gewöhnlichen Verhältnisse der Städte und Dörfer beträgt das Uebermaß der Sterblichkeit in den Städten über das in den Dörfern bey den meisten Ländern in 25 Jahren nahe so viel, als sonst eine allgemeine Pest wegzuraffen pflegte, so daß also der Staat, durch das Zusammenpferchen der Menschen in Städten, an seiner Bevölkerung einen Schaden leidet, der einer alle 25 Jahre wieder kommenden Pest gleicht. Und wer mag den noch viel größern Schaden berechnen, welchen die moralische Pest der Städte über das ganze Land gleich einem stehenden Sumpfe, der die ganze Umgegend vergiftet, aushaucht? Wer in solchen Ländern gereist ist, in welchen sich erst einige größere Städte zur sogenannten Kultur erhoben haben, während das

übrige Land noch der Natur getreu lebt, wird diese Frage aus eigener Erfahrung beantworten können, besonders wenn er sich jenen verpesteten Lagern öfters zur Nachtzeit nähern mußte. In ganz Rußland z. B. reiset man bey Tag und Nacht, ohne die geringste Vorsorge wegen einem Ueberfalle, und fremde Reisende, die sich auch hier, wie sie es in cultivirten Ländern gewöhnt waren, mit Pistolen und Säbeln und Widerstandsmitteln aller Art versehen, werden von dem gemeinen Manne, der das Ueberflüssige dieser Vorsichtsmaßregeln kennt, gutmüthig belächelt. Wenn er aber selbst in die Lage kömmt, sich einer der beyden Hauptstädte bey Nacht zu nähern, so vergißt er nie, die oft nur zu nöthigen Waffen zurecht zu legen, oder doch zu warten, bis er in Gesellschaft mit andern den bedenklichen Weg zu dem Sitze der höheren Bildung einschlagen kann.

Wenn es uns unmöglich fällt, die Wahrheit ganz zu erreichen, ein Fall, der bekanntlich öfter eintritt, als es eben wünschenswerth seyn mag, so sollte man doch immer zusehen, in welchen Gränzen unsere bisherigen Kenntnisse über irgend einen Gegenstand eingeschlossen sind. Ein Buch, welches dieß für jede einzelne Wissenschaft leistet, würde zu den schätzbarsten gehören, die man in unsern Bibliotheken aufstellen könnte. Die erst in unsern Tagen mehr ausgebildete Probabilitätsrechnung würde bey Untersuchungen dieser Art die besten Dienste thun, und der Vorschlag ließe sich selbst auf die sogenannten exacten Wissenschaften, und zwar auf diese vorzugsweise, anwenden. Um mich durch ein Beyspiel deutlich zu machen, so könnte man den Astronomen fragen, wie groß denn eigentlich die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde sey? Die Antwort, welche er auf diese Frage nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft geben kann, ist die, daß nach Encke's vollständiger Berechnung der beyden letzten Venusdurchgänge von 1761 und 1769 die mittlere Aequatorial-Parallaxe der Sonne im Horizonte gleich 8.578 Secunden betragen soll. Allein daran werden vielleicht die nächstfolgenden Durchgänge dieser Planeten und die wahrscheinliche Vervollkommnung unserer Instrumente noch manche Aenderung anbringen, so daß wir die wahre Größe dieser Sonnenparallaxe vielleicht erst in mehreren Jahrhunderten bis auf $\frac{1}{100}$ einer Secunde genau erfahren werden. Da aber dieses Element eines der wichtigsten in der gesammten Astronomie, da es gleichsam die Elle ist, mit welcher unsere Sternkundigen alle Entfernungen der Planeten und Kometen und den ganzen Himmel nach allen seinen Richtungen ausmessen, so wäre es doch sehr interessant, zu erfahren, wie groß denn etwa der noch übrige Fehler seyn kann, den wir bey der letztangeführten Bestimmung dieser Pa-

rallaxe zu besorgen haben. Die Probabilitätsrechnung zeigt uns, daß die äußersten Gränzen dieser Größe $8\frac{3}{10}$ und $8\frac{8}{10}$ Secunden sind, und daß wir Millionen gegen Eins wetten können, daß die wahre Sonnenparallaxe nicht kleiner als $8\frac{3}{10}$ und nicht größer als $8\frac{8}{10}$ Secunden sey. Diese Ungewißheit von $\frac{5}{10}$ oder von einer halben Secunde scheint allerdings nicht eben sehr beträchtlich, da ein gewöhnliches Menschenhaar, in der Entfernung vom Auge gehalten, wo es am reinsten erscheint, schon 12 bis 15 Secunden am Himmel bedeckt. Allein wenn wir dieselbe Differenz aus einem anderen Gesichtspuncte betrachten, erscheint sie in der That viel weniger geringfügig. Eine einfache trigonometrische Rechnung zeigt, daß, wenn die Sonnenparallaxe $8\frac{3}{10}$ Secunden ist, die Entfernung der Sonne von der Erde 21404000 geogr. Meilen beträgt, und daß im Gegentheile eine Sonnenparallaxe von $8\frac{8}{10}$ Secunden diese Entfernung gleich 20180000 Meilen macht. Die Differenz dieser beyden Abstände ist daher 1224000 Meilen, und so viel beträgt also auch noch die Ungewißheit, in der wir über die wahre Entfernung der Sonne von der Erde sind. Also über $1\frac{1}{5}$ Million deutsche Meilen! Das ist allerdings viel, da es nahe den zwanzigsten Theil des Ganzen beträgt. Und wenn wir auch einigen Astronomen zu Liebe diese Gränzen auf ihren dritten Theil zusammenziehen wollten, so blieben erst noch 408000 Meilen oder der funfzigste Theil des Ganzen übrig, über welchen wir noch in Ungewißheit sind, und wahrscheinlich auch noch lange bleiben werden.

Auf eine ähnliche Weise sollten nun die Gränzen aller unserer Kenntnisse in dieser und in allen unseren Wissenschaften bestimmt werden, und wenn dieß etwa am Ende eines jeden Jahrhunderts geschähe, so würden wir dadurch eine Scale unserer wissenschaftlichen Cultur erhalten, die in gar mancher Beziehung die schätzbarsten Folgen für uns und für diese Wissenschaften selbst haben müßte. Wir würden unsern eigenen Wachsthum sehen und gleichsam abmessen können; wir würden uns selbst besser kennen lernen, als dieß bisher der Fall seyn konnte; wir würden wohl oft Gelegenheit haben, uns unserer Vervollkommnung zu erfreuen, gewiß noch viel öfter aber über die Langsamkeit der Fortschritte des menschlichen Geistes zu trauern, und mit geziemender Bescheidenheit dasjenige hinzunehmen, was uns die höhern Mächte nach tausendjährigen Bemühungen zu gönnen und zu genießen erlaubt haben. Uebrigens wird, wie ich erwarte, keiner meiner Leser aus dem vorhergehenden Beyspiele den Schluß ziehen, daß es um unsere astronomischen Kenntnisse noch sehr schlecht stehen müsse, wenn wir über eines der wichtigsten Elemente dieser Wissenschaft, über die Entfernung der Sonne

von der Erde noch in einer so großen Ungewißheit schweben. Viermalhunderttausend deutsche Meilen sind allerdings ein großer, langer Weg, und über siebzig Mal größer, als der Umfang unserer ganzen Erde. Allein es ist hier nicht von unserer Erde, sondern von der Sonne die Rede, und jene 400000 Meilen sagen doch nur, daß wir, über die Entfernung der Sonne von der Erde, nahe um den funfzigsten Theil derselben Entfernung noch ungewiß sind. Wem dieß noch ein so großer Fehler dünkt, der sage uns doch, ob er denn über die Entfernung Wiens von Constantinopel oder von Petersburg u. dgl. auch nur auf den funfzigsten Theil dieser Entfernung gewiß ist? Ich fürchte sehr, man wird wenig Hauptstädte Europas, und außer Europa durchaus keine finden, wo der Fehler unserer Kenntniß über die Distanz derselben verhältnißmäßig nicht viel größer wäre, als er es in unserm Beyspiele war, und so mögen denn nur immerhin die Geographen vor ihrer eigenen Thüre kehren, bis sie die fremden zu beklügeln übernehmen, und den Splitter in den Augen der Astronomen ungerügt lassen, bis sie den Balken aus dem eigenen gezogen haben werden.

Welche Resultate dürfen wir wohl erwarten, wenn wir denselben Probestein an so manche unserer anderen sogenannten Wissenschaften anlegen? Wie viel weiter sind wir wohl gekommen z. B. in der Medizin seit Hippocrates, in den bildenden Künsten seit Phidias, in den redenden seit Demosthenes, und nun gar in unserer Philosophie seit Plato und Aristoteles? Was haben insbesondere unsere Naturphilosophen zur Erweiterung unserer hyperphysischen Kenntnisse beygetragen? — Die Antworten auf diese und so manche anderen verwandten Fragen werden, fürchte ich, weder erfreulich, noch tröstlich für uns ausfallen. — Aber auch die Geographie selbst, um wieder zu unserem Gegenstande zurückzukehren, wird uns, selbst in ihren Hauptfragen, mehr als eine Gelegenheit geben, unsere Bescheidenheit zu üben, eine Tugend, deren wir überall, vorzüglich aber in dem Reiche der Wissenschaften, oft und sehr bedürfen. So gibt uns der Verf. S. 46 ein sogenanntes tableau comparatif der verschiedenen Angaben der geographischen Schriftsteller über die Anzahl der Menschen, welche den ganzen Erdball bewohnen. Es versteht sich wohl von selbst, daß Dinge dieser Art nur in sogenannten runden Zahlen gegeben werden können, da es in der That auf einige Tausende mehr oder minder nicht ankömmt. Auch finden wir in jenem Tableau nur einen einzigen Schriftsteller, Julius Bergius, der jene Anzahl für das Jahr 1828 bis auf 80 Mann genau angibt, indem er die Population der ganzen Erde zu 893348580 setzt: eine affectirte Präcision,

die zu lächerlich ist, um eine ernste Widerlegung zu verdienen. Wenn man aber auch nur in ganzen Millionen rechnet, so bietet diese Tabelle noch immer wahrhaft entsetzliche Unterschiede dar, wie man schon aus der folgenden kurzen Zusammenstellung sehen kann.

Die Anzahl aller Menschen auf der ganzen Erde soll betragen:

nach	Canz	60 Millionen.
»	Volney	437
»	Isaak Vossius und Struick .	500
»	Malte-Brun	640
»	Fabri, Balbi, Pinkerton . .	700
»	Hassel	846
»	Stein	885
»	St. Pierre und Bissinger . .	900
»	Bielfeld und Denaix . . .	950
»	Riccioli, Wallace, Süßmilch	1000

Voltaire endlich, der sich, wie über alles, also auch über die allgemeine Weltgeschichte von Guthrie und Gray lustig macht, welche jene Zahl bis auf 4000 Millionen steigert, nimmt dafür, ohne uns seine Gründe anzugeben, die, wie er sagt, sehr nahe verläßliche Zahl von 1600 Millionen an. Also die Population der ganzen Erde, wie sie von den vorzüglichsten Schriftstellern angegeben wird, variirt von 40 bis zu 4000 Millionen, woraus daher folgt, daß wir von der ganzen Sache so gut wie gar nichts wissen. Wie sollte man auch, wenn man bedenkt, daß uns die Einwohnerzahl selbst unseres eigenen Landes so wie der Nachbarländer noch so wenig bekannt ist, und daß wir von vielen andern Ländern in fremden Welttheilen nur eben ihre Existenz und weiter nichts mehr wissen. Wer wollte es, ohne den Verdacht des Aberwitzes auf sich zu laden, unternehmen, uns auch nur bis auf ihre Hälfte genau die Anzahl der Menschen anzugeben, die sich in den unüberseh baren Steppen des mittleren Asiens, die sich in den uns kaum dem Namen nach bekannten Königreichen des mittleren Afrika, oder die sich in den Wüsten von Neuholland herumtreiben? Dem ungeachtet glaubt es unser Verfasser wagen zu dürfen, die Resultate seiner Untersuchungen über diesen Gegenstand mitzutheilen, und die er uns als die Früchte de ses longues et difficiles recherches. auxquelles il s'est livré depuis tant d'années anbietet. Er findet für die Oberfläche (in ital. Quadratmeilen, deren jede $\frac{1}{16}$ unserer geogr. Quadratmeilen beträgt) und für die absolute und relative Population der verschiedenen Welttheile:

	Oberfläche.	Absolute Population.	Relative
Europa	2793000	227700000	82
Asien	12118000	390000000	32
Afrika	8500000	60000000	7
Amerika	11146000	39000000	3½
Oceanien	3100000	2030000	6½

Wem es Vergnügen macht, an diese Angaben, für die übrigens der Verf keine Gründe gibt, zu glauben, dem wollen wir seine Freude nicht verkümmern, wofür er denn aber auch uns erlauben mag, mit Horaz zu sprechen: Credat Judaeus Apella, non ego.

Im neunten Capitel seiner Principes généraux gibt uns der Verf. seine Geologie oder seine Lehre von der Entstehung und der allmälichen Ausbildung unserer Erde, wobey er das Centralfeuer die Hauptrolle spielen läßt, und von der allgemeinen Schwere so wie von der Attraction moléculaire, von den urweltlichen Pflanzen und Thieren, von Sündfluthen, Revolutionen, Katastrophen und Kataklysmen recht artige, aber, wie es uns scheint, gänzlich unverbürgte Dinge erzählt. Da wir von unsern Landsleuten seit den letzten Decennien Geologien und Geogonien die Hülle und Fülle erhalten haben, ohne eben, so viel uns bekannt ist, in unserer Erkenntniß dieser Gegenstände viel weiter gekommen zu seyn, so wird es erlaubt seyn, diese schon so oft abgehandelten Gemeinplätze auf sich beruhen zu lassen, und zu anderen, nützlicheren Dingen überzugehen.

Wenn es schon für sehr schwer gehalten werden muß, die Anzahl der Menschen, welche die ganze Erde bewohnen, auch nur obenhin anzugeben, so wird die Bestimmung der Thier- und Pflanzenarten, welche die Oberfläche der Erde bedecken, ganz unmöglich seyn. Auch hat dieses wohl bisher kein vernünftiger, nüchterner Naturforscher auszuführen gewagt. Höchstens dürfen wir erwarten, diejenigen Pflanzen und Thiere, welche wir bisher kennen gelernt und in unseren Sammlungen aufgestellt haben, im Allgemeinen zusammengezählt zu sehen. Der Verf. hat sich deßhalb an Lesson für die Botanik und an Milne Edouards für die Zoologie gewendet, und von diesen beyden ausgezeichneten Gelehrten folgende Uebersicht der bisher bekannten Gattungen von Pflanzen und Thieren erhalten.

Pflanzenreich.

Tournefort	6000 Gattungen.
Linné	8000
Persoon (Synopsis 1806)	17000
Decandolle (1827) . . .	40000
Summe	71000

Thierreich.

Säugethiere.

Linné und Gmelin	350 Gattungen.
Buffon	300
Desmarest . . .	800
Lesson	1000
Summe	2450

Wirbelthiere.

Vögel, nach Linné, Cuvier, Lesson	7000
Würmer, nach Linné, Lacepéde . .	1500
Fische, nach Lacepéde, Cuvier . . .	8000

Wirbellose Thiere.

Crustaceen	1500
Arachniden	2500
Insecten	50000
Anneliden	300
Mollusken	20000
Zoophiten	8000

Welches Gedächtniß gehört dazu, die Namen dieser 70000 Pflanzen und nahe 100000 Thiere zu behalten, und welche Stärke des Geistes, sie alle in ihrem Innern zu durchdringen, und das ganze Heer, das sich mit jedem Tage vermehrt, zu übersehen.

Von den verschiedenen Classificationen der Menschenrassen verwirft der Verf. mit Recht die meisten als ganz unstatthaft. Hieher gehören die Unterschiede, die man aufgestellt hat in Beziehung auf den Culturzustand der Völker (Wilde, Jäger, Ackerbautreibende u. dgl.), oder auf die Nahrungsmittel, deren sie sich bedienen (Ichthyophagen, Carnivoren, Geophagen ꝛc.), oder auf ihre Wohnorte (Bergbewohner, Insulaner ꝛc.). Für nicht besser hält er jene Eintheilungen, welche sich auf physische Eigenschaften des Körpers, z. B. auf die Farbe desselben, beziehen. So wollte Link nur drey Menschenrassen erkennen: die weiße oder kaukasische, die gelbe oder mongolische und die

schwarze oder äthiopische. Diesen dreyen fügte Blumenbach noch zwey andere bey, die malaische und die amerikanische Rasse. Der Verf. glaubt, daß wir unser eigen Geschlecht in den verschiedenen Theilen der Erde noch viel zu wenig kennen, um es jetzt schon in erschöpfende Klassen zu bringen; daß auch die beste Eintheilung, die man jetzt aufstellen kann, bey dem gegenwärtigen raschen Fortschritte unserer Kenntnisse in Kurzem wieder unvollständig seyn wird, und daß es daher am besten ist, sich vorerst aller solchen allgemeinen Eintheilungen ganz zu enthalten, eine Partie, die er auch in seinem Werke ergriffen hat.

Nothwendiger ist in der Geographie die Eintheilung des menschlichen Geschlechtes in diejenigen Klassen, welche man bisher mit dem Worte Volk oder Nation bezeichnet hat. Allein dieses Wort hat in beynahe allen europäischen Sprachen eine dreyfache Bedeutung. Man nennt erstens Volk, was unter Einem Herrscher steht. So bilden die Oesterreicher zusammengenommen ein Volk, obschon die Böhmen, Kärnthner, Ungern u. s. offenbar wieder sehr verschiedene Völker unter sich sind. Man nennt zweytens Volk, was in denselben natürlichen geographischen Gränzen eingeschlossen ist. So heißen alle die, welche zwischen dem Gebirge Himmalaja und dem indischen Meere wohnen, Indier, obschon diese Indier, wie alle Welt zugibt, aus mehreren, völlig verschiedenen Nationen bestehen. Man nennt endlich drittens Volk, was dieselbe Sprache spricht. So heißen diejenigen Chinesen, die seit Jahrhunderten aus ihrem Vaterlande ausgewandert sind, und zu vielen Tausenden in Java, Borneo und den Philippinen leben, immer noch Chinesen, weil sie immer noch die alte Sprache ihres Landes sprechen, und so nennt man bey uns Griechen und Armenier die zahlreichen Handelsleute, die aus Griechenland und Armenien nach Rußland und Oesterreich kommen, und, obschon sie seit mehreren Menschenaltern hier wohnen, doch immer noch der Sprache ihrer Väter treu geblieben sind. Man sieht, daß der Name Volk in den beyden ersten angeführten Bedeutungen sehr veränderlich ist, und daß man sich daher in der Geographie bloß an die letzte, als die allein verläßliche, halten muß. Die Sprache also ist das wahre und oft auch das einzige sichere Merkmal, an dem man die verschiedenen Nationen der Erde unterscheiden kann, und wenn einmal ein aus fremden Gegenden ausgewandertes Volk die Sprache dessen, bey dem es sich niederließ, angenommen hat, so hat es mit der Sprache auch die Sitten und Gebräuche desselben angenommen, und kann daher mit Recht als zu diesem neuen Volke, als ein integrirender Theil desselben gerechnet werden. So nennen wir alle Italien bewohnenden und

die italieniſche Sprache redenden Völker Italiener, obſchon ſie, wie uns die Geſchichte lehrt, in den vorhergegangenen Jahrhunderten aus beynahe allen nördlichen Ländern Europas und vielleicht ſelbſt Aſiens in dieſer Halbinſel zuſammengefloſſen ſind. Nach den Unterſuchungen des Verf.'s ſoll man jetzt gegen 2000 verſchiedene Sprachen auf unſerer Erde kennen, von welchen er die vorzüglichſten in ein Tableau zuſammenſtellt. Für die europäiſchen Sprachen führt er folgende ſechs ganz verſchiedene an: 1) Die baskiſche Sprache in Biscaya in Spanien; 2) die celtiſche; 3) die griechiſch-lateiniſche, wohin die albaniſche, romaniſche, italieniſche, franzöſiſche und ſpaniſche Sprache gehören; 4) die germaniſche, wozu die deutſche, frieſiſche, holländiſche, ſchwediſche und engliſche Sprache gezählt werden; 5) die ſlaviſche, wozu er auch die ſerbiſche oder illyriſche, die er in die ſechste Klaſſe wirft, hätte zählen ſollen, in Rußland, Böhmen, Mähren, Polen, in Ungern, Serbien, Kroatien u. ſ.; und 6) die uraliſche, wozu die finniſche, lappländiſche und ungriſche Sprache gehört.

Im zwölften Kapitel werden von dem Verf. die verſchiedenen Kulte betrachtet, die auf der Erde herrſchen. Er theilt ſie in zwey Klaſſen, die poly- und die monotheiſtiſche. Die erſte zerfällt in beynahe unzählige Unterabtheilungen, die ſich meiſtens nach dem Kulturzuſtand und ſelbſt nach der Laune der Völker und der ſie wenigſtens geiſtig beherrſchenden Anführer richten. Zwey Hauptzweige desſelben aber ſind der Fetiſchdienſt und der Sabäismus. Der Name Fetiſch kömmt von den Negern an der Weſtküſte Afrikas, die alle Gegenſtände, die ſie fürchten oder von denen ſie etwas hoffen, Fetisso nennen. Dieſer Kultus gehört nur den eigentlichen Wilden an, und oft iſt er mit Menſchenopfern und andern Atrocitäten verbunden. Ihre Prieſter heißen Griot in Afrika, Jongler in Amerika und Schamanen im nordöſtlichen Aſien. Der Sabäismus gründet ſich auf die göttliche Verehrung der Geſtirne. Er war bey den alten Sabäern in Arabien gebräuchlich, und iſt es noch in Aſien und bey den wilden Stämmen Südamerikas.

Von dem Monotheismus gibt er, nach ſeiner Anſicht dieſes Gegenſtandes, zehn Klaſſen: den Judaismus, Chriſtianismus, Islamismus, den Kultus der Magier, der Brahmanen, der Buddhiſten, den Sintismus, Nanekismus, den mythologiſchen Naturalismus und den philoſophiſchen Pantheismus. Die bey weitem zahlreichſte Secte der Juden ſind die Talmudiſten, die ſich genau an die Vorſchriften des Talmuds halten, den der Verf. als einen immense fatras definirt, où quelques idées saines sont perdues dans la fange. Die Chaſidim bilden eine andere Secte, deren Anhänger in der Ukraine leben, und ſich

durch Pietismus und eine rigide Observanz ihrer Vorschriften auszuzeichnen suchen. Die Caraiten verwerfen nicht bloß den Talmud, sondern überhaupt alle Tradition, und sind in Asien bis nach Bagdad und in Aegypten zerstreut. Die Rechabiten, die vor einigen Jahren von Wolf besucht wurden, leben unabhängig in drey Oasen bey Mekka, und gehören zu den allerältesten Secten des Judaismus.

Die christlich-griechische Kirche theilt sich in vier Secten: 1) Die sogenannte orthodoxe, in ganz Rußland, Griechenland und den jonischen Inseln; 2) die nestorianische, in der asiatischen Türkey und in Persien; 3) die Monophysiten oder Eutychianer, zu denen als Unterabtheilungen die Kopten in Nubien und Abyssinien, die Jacobiten in Syrien und die Armenier in Persien und im benachbarten südlichen Rußland; 4) endlich die Maroniten, die auf den Gebirgen des Libanon's und in Cypern leben. Auf eine ähnliche Weise werden auch alle übrigen Kulte angegeben, und bey jedem derselben zugleich die sie von den anderen unterscheidenden Merkmale angezeigt. Dieser Abschnitt, den man, in dieser Umständlichkeit wenigstens, in einem Werke dieser Art kaum erwarten sollte, ist mit viel Sachkenntniß und Präcision geschrieben, und gewährt eine gedrängte, aber in den Hauptmomenten vollständige Uebersicht dieses interessanten Gegenstandes. Wie ganz anders wird dieselbe Sache in dem neuesten geographischen Werke, das in Deutschland (Stuttgart 1833) erschienen ist (die Erde und ihre Bewohner), behandelt. Wenn man, was daselbst S 232 u. f. über die verschiedenen christlichen Kulte gesagt wird, liest, so sollte man glauben, der Verf. lebe irgendwo in einem fremden Welttheile, und kenne die Sache, über die er spricht, bloß vom Hörensagen. Nicht leicht sind wohl auf so wenig Seiten über einen sonst so bekannten Gegenstand mehrere und auffallendere Unwahrheiten gesagt worden, als eben hier, und die Art endlich, mit welcher sie gesagt werden, zeigt, daß der Verf. von denselben Gesinnungen durchdrungen scheint, die er an den andern so heftig tadelt. Aber, ohne uns weiter dabey aufzuhalten, beschließen wir den Gegenstand mit der Tafel, die unser Verf. nach seinen und seiner Vorgänger Untersuchungen über die Anzahl der Anhänger der oben angeführten Kulte gibt;

	Malte-Brun.	Graberg.	Pinkerton.	Hassel.	Balbi.	
Christliche Religion	228	236	235	252	260	Millionen.
Mahomedanische	110	120	120	120	96	
Jüdische . . .	5	5	5	4	4	
Buddhistische . .	150	150	180	315	170	
Brahmanische . .	60	60	60	111	60	

Nach dieſer Tabelle umfaßt daher die chriſtliche Religion mit allen ihren Zweigen bey weitem mehr Bekenner, als die mahomedaniſche, welche letzte mehrere Schriftſteller für die am allgemeinſten verbreitete angegeben haben, da ſie doch ſelbſt der des Buddha noch beträchtlich nachſteht. Der Buddha-Kultus entſtand aber bekanntlich in Indien nahe ein Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung; er hat ſeit dieſer langen Zeit keine Spaltungen in Secten erfahren, und ihm verdanken die früheren Wilden von dem ſüdlichen und mittleren Aſien bis nach China und Sibirien hin den Grad der Kultur und der Geſittung, den man noch jetzt daſelbſt antrifft. Klaproth hat uns der erſte eine genügende Erklärung dieſes in vielen Beziehungen ſehr merkwürdigen Kultus gegeben, wovon man hier S. 72 u. f. einen belehrenden Auszug findet.

Es iſt noch übrig, zu zeigen, wie der Verf. den beſchreibenden, d. h. den vorzüglichſten oder doch den am meiſten Raum einnehmenden Theil ſeines Werkes behandelt. Er ſchickt zuerſt jedem der fünf oben erwähnten Welttheile die ihn betreffenden allgemeinen Bemerkungen voraus, deren Inhalt durch eigens gedruckte Schlagworte, als Titel derſelben, ſogleich ins Auge fällt, ſo wie denn auch in dem folgenden Texte die den nächſten Sinn beſtimmenden Worte wieder durch eine beſondere Schrift herausgehoben ſind, wodurch Ueberſicht und Aufſuchen der einzelnen Theile ungemein erleichtert werden. Die Ordnung, in welcher bey jedem Welttheile vorgegangen wird, iſt folgende. — Zuerſt wird die aſtronomiſche Lage oder die geographiſche Länge und Breite von den verſchiedenen Gränzen des Welttheils angegeben, worauf die Dimenſion oder die Ausdehnung in Meilen und der Flächeninhalt mitgetheilt wird, dem endlich die genaue Beſtimmung der Gränzen folgt. Nach dieſer allgemeinſten Ueberſicht des Raumes folgen die Meere und Meerbuſen, die das feſte Land beſpülen oder in daſſelbe eintreten. Dann werden die Meerengen aufgezählt, die in Beziehung auf den Seehandel von beſonderer Wichtigkeit ſind, ſo wie die Vorgebirge und die Halbinſeln, denen allen, ſo oft ſich Gelegenheit dazu darbietet, intereſſante und lehrreiche Bemerkungen beygefügt ſind. Darauf folgen die Seen und Flüſſe des Landſtrichs nebſt den benachbarten Inſeln, die hier nur im Allgemeinen, in großen Umriſſen beſchrieben ſind, da die ſpezielle Deſcription derſelben ſpäter an den für ſie beſtimmten Orten vorgenommen wird. Die Gebirge mit ihren Centralpunkten und Verzweigungen werden, als Haupttheile und gleichſam als das Gerippe des Landes, mit Umſtändlichkeit betrachtet, und ihnen folgen die vorzüglichſten Vulkane, die ausgebreiteten

Ebenen und Thäler des Erdstrichs, und mit den Heiden und Wüsten desselben wird endlich die Beschreibung der Oberfläche des Bodens geschlossen. Von ihr wird auf das Klima der einzelnen Länder des Welttheils und auf die Erzeugnisse des Bodens im Mineral-, Pflanzen- und Thierreiche übergegangen, von denen eine gedrängte Uebersicht im Allgemeinen, nicht aber eine spezielle Aufzählung der einzelnen Geschlechter und Arten gegeben wird, wie dieß in einer anderen neuen deutschen Geographie der Fall ist, wodurch sie in eine verkrüppelte Art von Naturgeschichte übergegangen ist. Diesen Betrachtungen, welche er sehr zweckmäßig die physische Geographie des Welttheils nennt, folgt nun die nicht minder wichtige politische Beschreibung des Welttheils, nämlich die absolute und relative Population und die Ethnographie, in welcher die Hauptumrisse der diesen Erdstrich bewohnenden Völker kurz, aber meistens sehr treffend gezeichnet werden. Weiteren Stoff zu interessanten Betrachtungen geben die in dem Welttheile herrschenden Religionen und Staatsverfassungen, und den Beschluß dieser allgemeinen Uebersicht macht endlich ein Versuch zu einer Eintheilung des Erdstrichs in mehrere Partien, die durch wesentliche Kennzeichen von einander verschieden, und gleichsam schon als von der Natur selbst als abgesonderte Theile des Ganzen erscheinen. Fügen wir dieser kurzen Anzeige noch hinzu, daß jeder Theil desselben, wenn anders nur die große Belesenheit, der rege Fleiß und der oft sehr reiche Vorrath von Materialien es gestattete, mit interessanten, in vielen Beziehungen nützlichen und oft auch ganz neuen scharfsinnigen Bemerkungen ausgestattet ist, so dürfen wir wohl den Ausspruch wagen, daß dieses Werk den vorzüglichsten Rang unter allen bisher erschienenen geographischen Schriften behauptet, indem selbst die besten derselben, sehr entfernt es zu übertreffen, in den meisten und wichtigsten Beziehungen oft weit hinter demselben zurückbleibend erscheinen.

Gehen wir nun noch zu der Betrachtung der einzelnen Länder der fünf Welttheile über, so finden wir hier mit demselben Eifer und mit derselben sichtenden Umsicht, die überall in den vorhergehenden Theilen herrscht, alles Wissenswerthe zusammengetragen, gut geordnet und mit Einsicht und Humanität beurtheilt. Minder wichtige Gegenstände werden, dem vorgesetzten Zwecke gemäß, übergangen, und dafür diejenigen, welche zur Characteristik des Landes gehören, hervorgehoben und ans Licht gebracht. Oft wird die Kritik geübt, wie es von einem Werke solcher Art und von dem lebhaften südlichen Geiste des Verfassers, der aus jeder Zeile hervorblickt, nicht anders erwartet werden

konnte, aber nie wird, wie es in so vielen andern geographischen Werken der Fall ist, die Urbanität beleidigt, sondern vielmehr jede caustische Bemerkung, die ihm entwischen will, und von der ein geübtes Auge nur eben die ersten Spitzen erblickt, sogleich gemildert, und durch eine sanfte Wendung um ihren Stachel gebracht. Wie es dem wahren Verdienste ziemt, wird überall die Beyhülfe anderer dankbar anerkannt, wird Mangel an verläßlichen Nachrichten offen gestanden, und selbst im gerechten Tadel der Vorgänger, wo man ihn nicht weiter verhehlen konnte, noch Bescheidenheit geübt, und der Wahrheit das schuldige Opfer mehr unter der Gestalt des Zweifels, als unter der absprechenden und bey uns leider nur zu gewöhnlichen Form eines apodictischen Spruches gebracht, der keine Gegenrede erlauben und keinen Widerspruch ertragen kann. Die Besseren unter den Schriftstellern Deutschlands haben über diese rauhe oder vielmehr rohe Manier schon oft genug ihre Trauer ausgedrückt, aber unsere Journale und unsere sogenannten kritischen Blätter haben die Schreyer auf ihrer Seite und den Janhagel in ihrem Gefolge. Zwar machen, besonders seit einigen Jahren, mehrere von ihnen eine ehrenvolle Ausnahme, indem sie sich derjenigen Humanität befleißen, die in den bessern Werken dieser Art bey unsern Nachbarn über dem Rheine und jenseits des Kanals schon längst zur stehenden Mode geworden ist, aber ihre Zahl ist bey weitem noch die kleinere, und der große Haufe scheint sich um sie wenig zu bekümmern. Gibt es wohl, selbst unter den Choragen unserer Kunst und Wissenschaft, gibt es wohl unter denjenigen Männern Deutschlands, die die Zierde und der Stolz unserer Literatur selbst im fernen Auslande heißen, auch nur einen einzigen, der von jenen unberufenen Schreyern und Zeloten nicht auf das anmaßendste bekrittelt, ja oft selbst beschimpft und auf die gemeinste Art gemißhandelt worden wäre? Wie viele Beyspiele ließen sich anführen von den ehrenwerthesten Männern unseres Vaterlandes, Dichter und Philologen, Literatoren und Aerzte, ausgezeichnete Männer aller Art, deren Name leben wird, wenn die ihrer Obtrectatoren längst schon der verdienten Vergessenheit übergeben seyn werden, und die demungeachtet von denselben Menschen auf eine Weise behandelt worden sind, die sich kein gesitteter Mensch nicht einmal gegen den elendesten Stümper erlauben wird, wenn auch nur aus dem Grunde, weil der größte Theil seines Tadels auf ihn selbst zurückfallen, und der Pfeil doch nur den Schützen treffen würde. Wie manches unserer aufkeimenden Talente ist, wenn es bey seinem ersten Ausfluge in die Höhle dieser literarischen Weglaurer gerieth, von ihren breiten Hufen in den Staub getreten und für immer ent-

muthiget worden. Ja wie mancher bereits längst mündige Meister in der Kunst, dem mit Recht sein stiller Friede über alles ging, mußte sich zurückziehen, und seine Arbeiten unvollendet lassen, weil er es nicht über sich bringen konnte, die Früchte seiner Nachtwachen und seiner Jahre langen Forschungen einer Rotte von gemietheten Söldlingen Preis zu geben, die für ein elendes Blutgeld, das sie Honorar zu nennen belieben, mit einem Federstriche die Arbeiten vieler Jahre zerstören, und über Männer den Stab brechen, die sie nicht einmal zu verstehen im Stande, und deren Schuhriemen sie aufzulösen nicht würdig sind, und die, während sie Namen verunglimpfen, die die Mitwelt nur mit Ehrfurcht nennt, ja die bereits der Nachwelt angehören, nicht einmal ihre eigenen unbekannten Namen unter ihre geifernden Ausfälle setzen, sondern es vorziehen, feige hinter der Wand zu bellen, und dem ersten Besten, der vorübergeht, rücklings in die Wade zu fallen.

Aber ich fühle, daß ich die Leser bitten muß, mir diese Bitterkeit zu verzeihen, die übrigens keineswegs, wie wohl schon mancher von ihnen gedacht haben wird, daher kömmt, weil diese Meute mich auch schon einmal untergehabt, und mein Pelz unter ihren Zähnen vielleicht nicht wenig gelitten haben mag. — Vielmehr das Gegentheil: ich habe zwar nie nach dem Glücke gegeizt, aber es auch noch nicht genossen, von ihnen einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden, sey es, daß ich sie nicht verdiente, was ich mir gern gefallen lassen will, oder daß das Wenige, was ich bisher zu Markte gebracht habe (meistens nur mathematische oder astronomische Kleinigkeiten), jenen Mitgliedern unseres literarischen hochnothpeinlichen Halsgerichts gar zu fremd und unverständlich war, um ihre Weisheit damit zu belästigen. Genug, sie ließen mich bisher in Ruhe, und ich wünsche nichts mehr, als daß sie es auch ferner eben so mit mir halten mögen. Aber eben deßwegen, weil ich nicht für mich zu sprechen habe, glaube ich desto lauter für andere sprechen, und den Wunsch desto nachdrücklicher vortragen zu dürfen, daß diese Thersiten doch endlich einmal ihre kritische Schere niederlegen, und dafür versuchen mögen, selbst auch nur solche Dinge hervorzubringen, die sie an anderen bisher so bitter getadelt haben. Unser Verfasser, der wahrlich oft genug Gelegenheit gehabt hätte, seine Meinung über seine Vorgänger mit gerechter Entrüstung auszusprechen, denn wo wird wohl leichtsinniger verfahren und wo erlaubt man sich eher Uebertreibungen und selbst Unwahrheiten, als in Reisebeschreibungen, geht jenen Herren hierin mit einem edlen Beyspiele vor, und selbst da, wo er von förmlichen literarischen Diebstählen, an ihm selbst verübt, sprechen muß, thut er

es auf eine Weise, die den Mann von Bildung und Urbanität bezeichnet, während man sich, wenn man die ungeschlachten Aeußerungen jener Leute zur Hand nimmt, in eine gemeine Kneipe oder in ein rohes Zeitalter zurückversetzt glaubt.

Noch gibt unser Verfasser Gelegenheit zu einer andern Betrachtung, die im Grunde mit der vorhergehenden zusammenhängt, und hier an ihrer Stelle stehen mag, da man nicht alle Tage das Glück hat, ein so durchaus gutes Buch anzuzeigen, und sich der schönen und reichen Früchte einer vieljährigen Arbeit ohne allen Hinterhalt zu erfreuen. — Dieses Buch enthält die Resultate der angestrengten Bemühungen beynahe eines ganzen thätigen Menschenlebens. Wie viele Vorbereitungen mußten vorausgehen und welche Massen von Materialien mußten mit einem wahren Ameisenfleiße zusammengetragen werden, bis man nur an die Sichtung und Ordnung des aufgehäuften Stoffes denken konnte. Welche Mühe und Beharrlichkeit forderte dann die Ausführung eines so umfassenden Werkes, welche Sorgfalt der Ausdruck und die hier überall kennbare Politur des Styles, ja selbst der schöne, correcte und wegen seinen hier sehr zweckmäßig angebrachten Eigenheiten nicht eben leichte Druck eines solchen Buches. — Warum sehen wir doch diese erfreulichen Erscheinungen bey unsern deutschen Schriften und Schriftstellern so ungemein selten? Bey weitem der größten Zahl unserer Bücher sieht man auf den ersten Blick die Eile an, mit der sie verfaßt, und die Nachlässigkeit, mit der sie gedruckt worden sind. Welches ist die Ursache dieser in der That sehr betrübenden Gemeinheit, mit welcher bey uns die Geistesproducte der Nation in ihrem Inneren und Aeußeren ausgestattet und in die Welt hinausgestoßen werden, wie ungerathene Kinder, die man ihrem Schicksale überläßt, und um die sich weder das Publikum, noch selbst die eigenen Aeltern weiter zu bekümmern scheinen? Fehlt es unsern Schriftstellern am Talente, an Sinn für das Gute und Große jeder Art, daß sie sich so leicht mit der Mittelmäßigkeit begnügen? — Wer möchte dieß behaupten wollen! Oder sind sie schon zufrieden mit der Wirkung des Augenblicks und unbekümmert um die Zukunft: fehlt es ihnen also an dem wahren Ehrgefühle? — Wer die bessern von ihnen kennt, wird ihnen diesen Vorwurf gewiß nicht machen. Oder ist endlich ihre Lage, den Schriftstellern anderer Nationen gegenüber, so ungünstig und nachtheilig, daß dadurch die völlige geistige Entwicklung ihrer selbst, also auch die letzte Vollendung ihrer Arbeiten gehindert wird? Sind es daher nicht die Individuen selbst, sondern bloß die äußern Verhältnisse, die wir anklagen müssen? Ist es unsere Erziehung; ist es Mangel an mündlicher Mittheilung

und an persönlichem Beyspiele; ist es Theilnahmlosigkeit der Nation an aller Wissenschaft und Literatur und Mißachtung, mit welcher jener Theil derselben, von dem allein eine wahre und allgemeine Volkskultur ausgehen kann und soll, auf die Bemühungen ihrer Schriftsteller herabsieht, wie auf die mühseligen Arbeiten von Handwerkern, die sich des täglichen Brotes wegen plagen, und die man ihrem Schicksale überläßt, während man anderswo sichs zur Ehre rechnet, sie zu sich heraufzuziehen, und sie in Lagen zu versetzen, wo sie ohne weitere Sorgen ihrer Wissenschaft, zu ihrem und ihrer Gönner Ruhme, leben und wirken können? — Ich bin weit entfernt, diese Fragen, so oft sie auch der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit gewesen seyn mögen, zu beantworten, und so muß es mir und wird es auch vielleicht den Lesern desto angenehmer seyn, unsern alten großen Lehrer und Meister über diese Erscheinung zu vernehmen. In dem letzten Bande seiner nachgelassenen Schriften spricht sich der unlängst verschiedene Heros unserer Literatur (Goethe's Werke, Vol. XLV, S. 130) folgendermaßen darüber aus: »Man sehe nur einmal die Lage der deutschen Schriftsteller, wie sie immer war und wie sie noch ist, und betrachte die Verhältnisse, unter denen sie sich bildeten. Nirgends in ganz Deutschland ist ein Mittelpunct geselliger Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammenfänden, die nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache, sich vervollkommnen könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; von der Vorliebe für dieses oder jenes Beyspiel einheimischer oder fremder Literatur hingerissen; zu allerley Versuchen, ja Pfuschereyen, genöthiget, um ohne Anleitung seine eigenen Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll, und durch Practik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geschmack, welches das Schlechte und das Gute mit eben demselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerstreuten Menge, gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen — so findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für seine Familie, sich nach außen umzusehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigsten Gefühle durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein

zu beschäftigen strebt. — Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird nicht sich selbst in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, die Eigenschaften seines Genius früher schon einer allgemeinen Nationalkultur, die er aber leider nicht vorfand, zu unterwerfen.«

J. J. Littrow.

Art. V. 1) *M. Tullii Ciceronis Verrinarum* Libri Septem. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit *Car. Timoth. Zumptius.* Adjecta est diversitas lectionis Ernestinianae. Berolini 1830. Sumptibus Ferd. Dümmleri. XII u. 508 S. 8.

2) *M. Tullii Ciceronis Verrinarum* Libri Septem. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit et explicavit *Car. Timoth Zumptius.* Berolini sumptibus Ferd. Dümmleri 1831, XLII und 1102 S. (mit dem Appendix u. Index notarum) Dazu ein Kärtchen, das alte Sicilien und die Lage von Syrakus darstellend. gr. 8.

Der verdienstvolle Herausgeber bezeichnet selbst den Unterschied dieser zwey Ausgaben, indem er die letztere eine »justa editio cum commentariis« und »Ciceronis Verrinarum corpus cura et diligentia nostra emendatum et explicatum« nennt, während er in der ersteren bloß einen nach seinen Hülfsmitteln und Grundsätzen gereinigten Text liefern wollte, dessen Beschaffenheit durch die untergesetzten Varianten anschaulich würde, und alle grammatische, kritische und sachliche Erklärungen dem Lehrer überließ; welchem letzteren denn auch diese größere Ausgabe für Grammatik und Kritik einen überaus reichen Vorrath darbietet.

Ueber den Anlaß, Inhalt, Geist und hohen Werth dieser Verrinischen Reden ausführlich sprechen zu wollen, wäre im höchsten Grade überflüssig, zumal da Herr Zumpt in der Vorrede zur kleineren Ausgabe sich auf eine dem Zwecke derselben angemessene Weise (pag III sqq.) darüber erklärt hat. — Nur hätte ich gewünscht, es wäre dieser große Staatsprozeß unsern neueren Verhältnissen und Zuständen etwas näher gerückt worden, da die neuere Geschichte ein analoges Beyspiel an die Hand gab, welches für einen großen Lehrer der Alterthumswissenschaft Veranlassung geworden, über die Staatsprozesse der Griechen und Römer zwey Aufsätze zu verfassen. Es war die kurz vor der ersten französischen Revolution viele Monate hindurch vor dem brittischen Oberhause geführte gerichtliche Verhandlung über das von Warren Hastings verwaltete Generalgouvernement der

brittischen Besitzungen in Ostindien; und wir brauchen bloß den Anfang jener Abhandlungen hieher zu setzen, um die Leser auf den Standpunkt der Vergleichung zu stellen (Heyne in der comment. I. De judiciorum publicorum ratione et ordine apud Romanos et Graecos in dessen Opuscull. Acadd. Vol. IV. pag. 49). »Warren Hastings, ex India redux repetundarum reus factus, direptaeque et expilatae Bengaliae crimine in Magno Britanniae Senatu accusatus, et in judicium publicum a viris gravissimis et eloquentissimis adductus, eam malo suo nominis celebritatem per omnem Europam est consequutus, ut hac quoque parte *Verrem illum, Tullianae eloquentiae fulmine prostratum*, exaequarit. Contigerunt enim ipsi et alia, quae cum Verris fortuna comparari possint, inprimisque hoc, quod viros popularium suorum eloquentissimos accusatores nactus est, qui ingenii sui suaeque orationis documenta edidere hac ipsa accusatione longe clarissima, ut audientes omnes in admirationem sui raperent. Quo ipso constitit verum esse, quod Cicero et Quintilianus non uno loco prodiderunt, ad eloquentiae copias explicandas nihil esse tam accommodatum quam judicia publica et accusationes ac defensiones.« Man vergleiche auch Comment. II. p. 65.— Ueber den Werth dieser Verrinen verdient neben Quintilian jenes kurze Urtheil des alten Scholiasten gehört zu werden, das, wenn es auch nicht dem Grammatiker Asconius Pedianus angehört, doch für sehr treffend gehalten werden muß: »Nam et bene intelligentes (sagt dieser sogenannte Asconius im Argument der Actio II. lib. I.) *omnem virtutem oratoriam*, quaecunque in *criminationibus* constituta est, hic expressam vident,« und nun der Gegenstand: viele Monate hindurch ganz Rom, ja ganz Italien in Bewegung; der hohe Stand des Angeklagten und die Größe der ihm Schuld gegebenen Verbrechen; der öffentliche Ankläger (Cicero) von seiner Rundreise aus Sicilien zurückgekehrt; die Abgeordneten der sicilischen Städte, eine Menge anderer Zeugen, Römer und Sicilier in der Hauptstadt angekommen, der Prozeß in aller Mund, die zwey größten Redner des Zeitalters (im Jahre der Stadt 683), Hortensius und Cicero, wie zwey Feldherrn gegen einander über, um jetzt in einer hochwichtigen Staatssache ihre Kräfte zu messen; der Parteygeist der großen Familien in höchster Aufregung; alle Provinzen des großen Römerreichs auf den für alle Folgen reichen Ausgang begierig; die auf diesen Prozeß gegründete Hoffnung der Nation, die in den Händen des Senats befindlichen Gerichte wieder an die Ritter und an Männer aus dem Volke übergetragen zu sehen.— In Betreff dieses letzteren Punktes

darf ich jedoch ein Urtheil des Herrn Zumpt nicht verschweigen. Er bemerkt nämlich (in der Recension der Histoire Romaine par Mr. *Michelet* in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1832, Nr. 35, S. 75): »Cicero benutzte allerdings die im Staate angeregte Streitfrage zur Erreichung seines Zweckes; aber, da die Gewalt der Tribunen schon wieder hergestellt war, so mußte wohl die Theilung des Richteramts auch ohne den Prozeß des Verres folgen, und wir hören überhaupt weder bey dem einen noch bey dem andern von einem ernstlichen Widerstande der Optimaten. — So richtig dieß an sich ist, so muß doch auch der damals so aufgereizte Parteygeist und die Ungeduld des großen Haufens in Anschlag gebracht werden, der durch diesen Prozeß seinem Ziele sich näher gebracht glaubte; und überhaupt scheint denn doch die damals sich stärker ankündigende Reaction gegen die durch Sulla neu organisirte Aristokratie und die lauter gewordenen Reclamationen der sogenannten Volksrechte gegen die Privilegirten auf diese Verrinische Sache Einfluß gehabt zu haben, und Cicero, das wahrhafte Wohl der Nation in der Aufrechthaltung der senatorischen Würden und Rechte erblickend, scheint, wie mehrere Aeußerungen in diesen Reden zu erkennen geben, auch dadurch mit bestimmt worden zu seyn, die Anklage gegen Verres, dessen öffentliches und Privatleben den Senat in übeln Ruf gebracht, zu übernehmen: ja vielleicht lag auch darin ein Grund, daß er diese sämmtlichen Reden, sieben an der Zahl, von denen er nur zwey wirklich gehalten hatte, so sorgfältig ausgearbeitet dem Publikum übergab.

Jedoch, was die Beschuldigungen gegen den Verres betrifft, so bemerkt Hr. Z. unter den guten methodischen Winken (in der Vorrede zur kleinen Ausgabe, p. XII), wie nothwendig das Mißtrauen gegen den anklagenden Theil sey, und daß man, um gehörig prüfen zu können, mit einigem Mißtrauen gegen die Angaben des Anklägers an die Untersuchung gehen solle. — Bekanntlich hatte man zu Quintilians Zeit (Institut. orator. X. I. 23) eine Rede des Hortensius für den Verres, die Hr. Z. jedoch für untergeschoben hält. — Wie dem auch sey — auf jeden Fall hätte Ref. gewünscht, daß in der größeren Ausgabe von demjenigen wäre Gebrauch gemacht worden, was Herr Luzac zu Gunsten des in dieser Sache so schwer angegriffenen Hortensius lichtvoll zusammengestellt hat (s. Specimen historico-juridicum de Q. Hortensio oratore, Ciceronis Aemulo, ed. Lud. Casp. Luzac Lugd Bat. 1810. p. 17 — 19 und 133 — 140).

Es ist nun von den Hülfsmitteln zu sprechen, die dem Herrn Herausgeber zu Gebote gestanden, von dem Gebrauche, den er davon gemacht, und überhaupt von den Grundsätzen, die

er befolgt hat. Davon gibt das Prooemium der größeren Ausgabe ausführlichen Bericht. Hier wird zuvörderst von der römischen editio princeps (a. 1471) an eine Uebersicht der Editionen, der Fundamente, worauf sie beruhen, und von dem Verfahren der Herausgeber geliefert, so daß man zur Geschichte des Textes dieser Reden nichts Wesentliches vermissen wird. Die Menge der Editionen und Handschriften, die Hr. Z. bey seiner Arbeit hat benutzen können, ist in der That bewundernswürdig. In gleichem Grade ist aber auch der unermüdete Fleiß und die Ausdauer lobenswerth, womit er diese Textesquellen (einige sogar, wie die Wolfenbütteler Codices, wiederholt) einer kritischen Revision unterworfen hat. Hieraus ergibt sich denn auch das Verhältniß dieser Zumptischen Ausgaben zu den übrigen neueren; worüber sich unser Herausgeber mit würdiger Freymüthigkeit erklärt. Eben so dankbar erwähnt er aber auch die wichtigen Dienste, die ihm die Herren Langer, Eigner, Mich. Beer, Jul. Sillig und andere Gelehrte, besonders aber Niebuhr (dieser letztere durch Mittheilung der 9 Collationen, die Lagomarsini sich von den Florentiner Handschriften verfertigt hatte). Um so mehr ist es zu bedauern, daß ihm die von Herrn Angelo Mai aufgefundenen und zu Rom 1828 in den Classici Auctores Tom. II. herausgegebenen Fragmente des vaticanischen Palimpsest erst in der zweyten Hälfte des Jahres 1830 zugekommen sind, so daß er die Varianten, die sich daraus ergeben, nur noch beym fünften Buche hat unter den Text, die übrigen aber in den Appendix, zu nicht geringer Unbequemlichkeit der Leser, verweisen müssen. Ohne dieses Mißgeschick würde sich Hr. Z. vielleicht etwas günstiger über diese höchst wichtigen Bruchstücke erklärt haben, als er jetzt (im Prooem. p. XXXVII) mit folgenden Worten thut: »Verumtamen, quod codicem Vaticanum in ipso textu recensendo adhibere non potuimus, *non magnum* (?) editioni nostrae detrimentum attulit. Primum quod fragmenta tantum sunt, nec ea ubique satis certe legi potuerunt (Quocirca, wird in einer Note beygefügt, silentio ejus, ubi Maius lectionem Graevianam (Garatonianam? Man s. Hrn. Mais Praefatio p. XIV) posuit, non plane credi potest, nosque *Vaticanum codicem* a *Vaticana* editione discernere debuimus), deinde quod ipse liber, quamvis omnium vetustissimus sit pulcherrimeque scriptus, adeo ut Angelo Maio primorum Caesarum aetate non indignus videatur, tamen integritate cedit iis libris, quos ex illo antiquissimo separatim descriptos ac propagatos esse supra indicavimus. Nam cum ejus mendositatem ex paucis paginis Appendicis nostrae cognoscere possis, tum verus parens

lectionis vulgaris videtur esse etc.« — Aber dieſe Handſchrift iſt die allerälteſte, ja von Ciceros Zeitalter nicht allzuferne (A. Maii Praef. p. XV), und Hr. Z. muß ihr, dem Stemma Codicum (Prooem. p. XXXVIII) neben dem von ihm angenommenen Urcodex als neue Texteſquelle einen beſondern Platz anweiſen; die Fragmente ſind zahlreich und zuweilen von bedeutendem Umfange (ſie nehmen in der editio princeps von A. Mai mit den untergeſetzten kurzen Noten über 130 Seiten ein), und endlich hat Hr. A. Mai die allzuſehr verwiſchten Partien der Handſchrift ja ganz hinweggelaſſen, geſteht nur die Schwierigkeit des Leſens von manchen andern (Praef. p. XIII. sq.), und man weiß ja, wie geſchickt jener glückliche Finder im Leſen von Palimpſeſten iſt, ſo daß wir uns auch hier in den allermeiſten Fällen darauf werden verlaſſen können, was er als Lesart des Coder gegeben. — Mit Einem Worte, Hr. Z. hat jene Aeußerungen nicht in der beſten Laune niedergeſchrieben, und der Grund dieſer Verſtimmung läßt ſich leicht entdecken. Es iſt ihm nämlich das Glück, das er ſich wünſchen mußte, und das wir ihm auch gerne gegönnt hätten, etwas ſparſam zu Theil geworden, in ſchwierigen Stellen die von ihm aufgenommenen Lesarten und ſeine Urtheile von dieſer älteſten Handſchrift beſtätigt zu ſehen. — Vielleicht könnte man überhaupt ſagen, daß er als Kritiker mehr gewiſſenhaft und ſorgfältig, als genial und glücklich ſey, und daß ſeine größte Virtuoſität in gediegener Sprachkunde und in grammatiſcher Schärfe beſtehe.

Damit ſoll keineswegs geſagt ſeyn, daß dieſe Zumptiſchen Ausgaben nicht vor allen übrigen kritiſchen Vorzüge haben, und daß ſie relativ bis jetzt den gereinigteſten Text dieſer Reden darſtellen. Auch müſſen wir den kritiſchen Grundſätzen des Hrn. Z. im Ganzen unſern vollſten Beyfall geben, und wir theilen in dieſem Sinne folgende Aeußerungen des Herausgebers unſern Leſern mit (Prooem. p. XXXIV): »Quorsum autem haec commemoro? Maxime, ut excusatio mihi contingat ab iis, qui an futuri sint nescio, qui me in tanta copia librorum mss. totam istam curam veterum et recentiorum *editionum*, quid in quoque bene aut male editum sit, abjicere debuisse censeant. Atque ipse nonnunquam ita faciendum censebam, quoniam omnis illa commemoratio, quid Angelius et Naugerius et Hervagius et Stephanus et Lambinus et reliqui ediderint, fallax est saepissimeque nocet, nisi quasi Lydium lapidem adhibeas *codices mss.*, horum autem scripturis accurate recensitis non valde praeclaris illis nominibus opus est. Sed gravissimum mihi accidit totum textum quod multo labore absolveram, dissolvere; simulque in uno

opere vetere clarissimum proponere exemplum cupivi, *quemadmodum omnis emendatio paulatim a libris unius cujusdam generis petita sit, quamque nocuerit ista plurimorum ratio paucula quaedam excerpendi, plura relinquendi, si semel et exploraveris et confessus fueris, esse aliquem integriorem fontem, unde haurire possis.* Ad hanc rem utile poterit esse, nec injucundum iis qui artem hanc profitentur, quod frequenter commentarius noster in percensendis veterum editionum lectionibus dubitare ac laborare cogitur, donec superveniens commemoratio librorum mss. recens collatorum omnem dubitationis nebulam discutit.« Daß auch jener Vaticaner Coder manchen noch über dem Texte ſchwebenden Nebel zerſtreuet, werden wir im Verfolg an mehreren Stellen wahrnehmen.

Ueber die Conjecturalkritik erklärt ſich Hr Z. auf der folgenden Seite im Ganzen ungünſtig, doch nicht ſo, wie heut zu Tage verſchiedene andere Herausgeber, welche die Textesfritik zu einem bloß paläographiſch-mechaniſchen Geſchäfte herabwürdigen, und wenn es von ihnen abhinge, die diva Critica in einen beſtaubten Actencopiſten umwandeln möchten. Das Urtheil über Herels Conjecturen in dieſen Reden ſcheint zu hart. Große Kritiker haben die Genialität dieſes Mannes anerkannt, und eine einzige geniale Vermuthung, welche verzweifelten Stellen zu Hülfe kommt (und Hr. Z. muß dieß ja ſelbſt einige Mal anerkennen), wiegt ein Dutzend mißlungener Vermuthungen auf.

Ueber die Grundſätze der Auslegung erklärt ſich Hr. Z am Schluſſe des Prooemium (p. XXXIX) folgendermaßen: »Reliqua explicatio mea, quae in rebus explicandis versatur, interprete non eget: et cupio desinere. Tantum dicam *me ab ostentatione variae cujusdam doctrinae remotum* nihil aliud petivisse, quam singulorum locorum explicationem ad eum finem, ut difficultates quibus adhuc obsepta esset, tollerentur. *Itaque quae ab aliis explicata essent, indicatis locis, unde peti possent, omisi.* Expatiari quidem in hoc genere quamvis ipsi commentatori jucundum sit, neque volui neque potui: tantum in summo brevitatis studio *criticae et grammaticae notae*, si aliquid et ipsae rei continere deberent, spatium vindicarunt: *neque ad illam rem editiones veterum scriptorum, sed peculiares de rerum doctrina libri destinati sunt.*« — Mit dieſen Grundſätzen kann Ref. durchaus nicht einverſtanden ſeyn. Zuvörderſt iſt es denn eine Oſtentation von Vielwiſſerey, wenn man die Sachen erläutert, und welcher billige Leſer würde dem Herrn Herausgeber einen ſolchen Vorwurf daraus gemacht haben, wenn er der Sacherklärung ſeinen Fleiß

eben so zugewandt hätte, wie der Kritik und der Spracherklärung, und hätte auch die größere Ausgabe zwey solcher Bände statt des einen erfordert? — Zweytens sind aber seine Hinweisungen auf Bücher, worin die Sachen erklärt werden, sehr ungenügend. Z. B. zu der dem Sacherklärer so vielen Stoff darbietenden Rede über die sicilische Prätur des Verres ist nicht einmal auf folgende Monographie verwiesen: Disputatio literario-*juridica* de M. Tullii Ciceronis oratione in C. Cornelium Verrem *de Jurisdictione Siciliensi*, scr. *P. C. Massé.* Lugd. Batav. 1824; aus welcher Schrift, da sie etwas breit ausgefallen, in wenigen Bogen sehr viele nöthige Erläuterungen der rechtlichen, administrativen und anderer Gegenstände sich hätten zusammendrängen lassen. Und boten nicht für alle diese Reden die Schriften von Cluver, Dorville, Burmann, Heyne, Winckelmann, Böttiger, Cramer, v. Savigny, Dirksen u. a. einem deutschen Ausleger eine Menge von erwünschten Aufklärungen dar, die in fruchtbarer Kürze zusammengefaßt Licht gegeben hätten, wo nun tiefe Dunkelheit bleibt? — Aber solche geographische, archäologische, historische, juristische und andere Erläuterungen gehören, behauptet der Herausgeber, nicht in die Commentare, sondern in eigene Schriften. Also soll der Gymnasiallehrer, der diese Reden erklären muß, aus hundert Büchern sich erst selber Raths erholen, ehe er im Stande ist, seinen Schülern über die Sachen Aufschluß zu geben? — So haben die alexandrinischen Kritiker nicht gedacht, sonst hätten wir keine Commentare oder Scholien über Homer, Hesiod, Pindar, Apollonius, Lykophron u. a. Und wer möchte doch des Casaubonus Sacherklärungen über Theophrast, Athenäus und Suetonius entbehren; wer die Sachcommentare des Salmasius über die Schriftsteller der Kaisergeschichte, wer des Tib. Hemsterhuis Erklärungen der Sachen in mehreren Schriften Lucians, oder Lambins, Mitscherlichs und Heindorfs Realnoten über Horaz, und wer endlich Lacerda's und Heyne's Sacherklärungen des Virgilius? Und was diese Reden des Cicero selbst betrifft, ist nicht jedem Gelehrten willkommen, was Garatoni Sachliches zu ihnen beybringt? Wünschte man nicht, daß er es öfter und reichlicher gethan? Nach jenen Grundsätzen hätte der Herausgeber auch die Karte von Sicilien weglassen können, oder in den kleineren Ausgaben die so nützlichen Marginalien; wie wir denn dem Herrn Massé sehr dankbar dafür sind, daß er in der Einleitung seiner Schrift den Gedankengang und die Beweisführung der zweyten Rede auf eine zweckmäßige Weise in den Grundrissen dem Leser vor Augen gestellt.

Ich wähle nun unter diesen Verrinischen Reden die zweyte der zweyten Verhandlung (Actionis II. lib. II.), um im Einzel-

nen Proben von der kritischen und grammatischen Behandlung des Hrn. Z. zu geben, und gelegentlich selbst einige epikritische und sachliche Bemerkungen einzustreuen.

Gleich zu Anfang (Cap. I. §. 1) gibt auch der vaticanische Palimpsest die von Gruter aus Pfälzer Handschriften aufgenommene, von Grävius verlassene, von Verburg, Ernesti u. A. und von unserm Herausgeber selbst mit Recht wieder zurückgeführte vollere und bedeutsame Lesart: ut possim *aliquo modo aliquando* — dicere; aber gleich darauf: Suscepi enim causam totius ordinis; suscepi causam *populi Romani* (wozu Hr. Z. die richtige Bemerkung macht: »Notae *p. r.* et *r. p.* facile commutantur, sic hoc loco *r. p.* Paris A., *reipublicae* B. et Lag. 29, 42, hi quidem a prima manu. Divin c. 8. »»Siculorum causam receptam, *populi Romani* susceptam«« sine varietate), gibt der Vaticaner Codex *reip.*, und der Herausgeber sagt nun in der Appendix: ac probabile videtur. status enim reip. evertitur, si judicia senatoria infamia laborant.« — Eine ganz richtige Retractation. Ich bemerke hiebey zum Verständnisse dieses ganzen und des 71. Capitels dieser Rede, so wie des 96sten der dritten Verrina: Die Unzufriedenheit des Volks mit dem Gerichtswesen war damals so groß, daß sich bereits Spuren von Gährung zeigten, und man wegen eines offenbaren Ausbruchs besorgt war. Auch hatte der Prätor L. Aurelius Cotta bereits eine Reformation der Gerichte in der Weise, daß sie von den drey Ständen der Nation verwaltet werden sollten, in Antrag gebracht. In dieser Lage und bey solcher Stimmung wurde der Verrinische Prozeß anhängig. Daher Cicero's Aeußerung: Suscepi causam totius *ordinis*, d. i. des Senats, weil dieser Gelegenheit fand, durch Verurtheilung eines so vornehmen Verbrechers den Unwillen und Argwohn des Volks zu beschwichtigen (vgl. Act. I. 1 und cap. 16, 17). — Daher ist auch gleich darauf in unserer Stelle von einem diligens et firmus accusator die Rede, d. h. von einem öffentlichen Ankläger, der der Sache auf den Grund geht, und keinen Klagpunkt aus der Acht läßt, und eben so wenig der Bestechung als der Menschenfurcht zugänglich die Wahrheit ans Licht zieht, damit die Wohlfahrt des Staates nicht gefährdet und das Volk durch unparteyische Handhabung der Gerechtigkeit bewogen würde, sich wieder vertrauensvoll an den Senat anzuschließen (man vgl. Middleton Life of Cicero, I. chap. 7, und Massé p. 31 — 36).

§. 2. Atque adeo, antequam de incommodis Siciliae dicam. Hier verdient die Bemerkung des Herausgebers über das atque adeo ausgezeichnet zu werden, wie er denn eine Fülle von vortrefflichen und oft sehr feinen Sprachbemerkungen gibt.

Desselben zweyte Bemerkung, daß Cicero das antequam von bevorstehenden Dingen fast niemals mit dem Indicativ gebrauche, hat doch die Zustimmung der vaticaner Handschrift nicht gewinnen können, wenn wir anders aus Hrn. A. Mai's Stillschweigen schließen dürfen, daß sie dico hat, und das dürfen wir hier doch wohl schließen, da er hier das vitiöse *adque* statt atque bemerkt hat. Die jener Bemerkung zuwiderlaufende Stelle (Epist. ad Tom. VII. 14: Sin nostri oblitus es, dabo operam, ut istuc veniam, *antequam* plane ex animo tuo *effluo*) hat Hr. Ramshorn (lat. Gramm. §. 185. II. S. 783, zweyte Ausg.) auch, aber nicht vollständig angeführt, da es doch dabey auf die vorhergehenden Worte: sin nostri oblitus est, mit ankommt. Hr. Z. bringt sie durch die Bemerkung: »existimat enim sese jam effluere.« mit seiner Theorie in Einstimmung. — Auf fehlt es nirgends an feinen rhetorischen Bemerkungen, z. B. gleich in demselben §. und Capitel wird bey den Worten: ut civitates ejus insulae (Siciliae) *quae semel* in *amicitiam nostram venissent*, die zarte rednerische Einkleidung von dem reell sehr harten Factum durch die Bemerkung wohl unterschieden: »Specioso vocabulo utitur pro eo, quod nos diceremus, posteaquam bello subactae in potestatem populi Romani venerunt etc.« — Um ein Beyspiel von der Umsicht und von dem gesunden kritischen Urtheil des Hrn. Z. zu geben, schreibe ich die folgende Anmerkung ganz ab: §. 3. Itaque majoribus *nostris*] »Ultima haec vox desideratur in codd. vulgaribus Lug. VII. Vindob. III. Huydec. (notaturque abesse debere in Paris. C.) item in edd. vest. quas quidem ego adhibui, omnibus usque ad Lambinianam. Ubi Hotomannus invenerit nescio, sed esse in nonnullis aliis (mstis opinor.) atque ita sibi placere annotavit Repetitores Lamb. cum et ipsi priores secuti vocem tollere voluissent, inviti retinuerunt. Inde factum opinor ut Gruterus nihil notaverit. *Sed necessarium nemo non existimabit.*« Zu dem letzten Satze dieses Capitels: Neque enim tam facile opes Carthaginis tantae concidissent, nisi illud et rei frumentariae subsidium et receptaculum classibus nostris pateret, wird bemerkt: nisi illud — *pateret*] »pro *patuisset* poni aliquot locis scriptorum docet Garatonius. Sed res hodie notissima; vid. Gramm. nostr. §. 525.« Auch Hr. Ramshorn hat in seiner Grammatik diese Stelle unter die Beyspiele aufgenommen. Jeder Verständige wird es billigen, daß Hr. Z. sich auf seine Grammatik zu verweisen begnügt, über deren Werth das philologische Publicum längst entschieden hat, und die in den Händen aller Studierenden zu seyn verdiente.

So viel zur Probe der kritischen grammatischen und rhetori-

schen Behandlung aus dem ersten Capitel —; im Verfolg dieser Rede werde ich mich nur auf eine Reihe von Stellen einlassen, die entweder kritisch merkwürdig oder wegen ihres Inhalts einer besondern Beachtung werth sind. Da zu den Worten Cicero's cap. II. §. 5: Quando illa (Sicilia) frumentum, quod deberet, non ad diem dedit? etc. unter dem Namen Asconius das Scholion vorkommt: »Omne genus *pensitationis* in hoc capite positum est, *canonis*, *oblationis*, *indictionis*,« so nimmt Massé p. 36—40 davon Anlaß, von diesen dreyerley Abgaben ausführlich zu handeln, ohne auch nur Ein Wort davon zu sagen, ob der alte Grammatiker Asconius zur Zeit des Kaisers Tiberius von so benannten Abgaben habe reden können. Garatoni wiederholt eben jener Ausdrücke wegen die von ihm schon zur Accusat. I. cap. 41 vorgetragne Vermuthung, daß diese Anmerkungen des Asconius Pedianus durch spätere Interpolationen entstellt worden. Eine Hypothese, die sich nicht halten läßt. Wir sind vielmehr geneigt, die nach Niebuhrs Vorgang von Herrn Madvig sehr gründlich vertheidigte Meinung zu theilen, daß diese zu den Verrinen unter jenes alten Grammatikers Namen beygeschriebenen Scholien von ganz späten Glossatoren herrühren (man s. J. N. Madvig, Disputatio Crit. de Q. Asconii Pediani et aliorum veterum interpretum in Ciceronis Orationes Commentariis, Havniae 1828, besonders Nro. IV. pag. 85 sqq.). — Daß am Ende dieses Capitels die unnöthige Conjectur des Guilielmi, welcher statt coriis vorschlug coritis, mit Stillschweigen übergangen worden, wird niemand tadeln; der Sache wegen, wie nämlich die Bekleidung der Römerheere durch Staatslieferungen erzielt ward, hätte H. Valois zum Ammian. Marcell. XXI. 66. p. 405, ed. Wagn. et Erfurdt angeführt zu werden verdient, zumal da er gerade diese Ciceronische Stelle berührt. — Cap V. §. 13 Cajum Heium. Auf diesen Heius, der hier ein angesehener Bürger von Messana genannt wird, will man eine Gemme mit dem Namen *HEIOY* beziehen, und darin einen Beleg für den Satz finden, daß die Namen auf den geschnittenen Steinen der Alten auch zuweilen den Besitzer bezeichneten (Raoul-Rochette im Journal des Savans 1831. Juin. p. 333). — Eben daselbst wird die von Hrn. Z. befolgte Schreibart benivolentia auch in der Vaticaner Handschrift an andern Orten bemerkt (man s. Hrn. Angelo Mai zu Cap. I. p. 411).

Bey der Verhandlung über die erste prätorische Missethat des Verres, da er nämlich dem Sohne eines Bürgers von Halesa, dem unter dem vorigen Prätor Sacerdos eine große und von niemand angefochtene Erbschaft zugefallen war, einen Rabulisten entgegenstellt, der dieselbe zu Gunsten der Venus Erycina

in Anſpruch nimmt, weil die im Teſtament beſtimmten Statuen von dem Erben nicht ſeyen errichtet worden — leſen wir Cap. VIII. §. 21 die Worte: Tametsi positae essent (statuae) ex testamento, putabat tamen, *quoniam Veneris nomen esset*, causam *pecuniae* se reperturum. Hier ſucht Hr. Maſſé p. 51 die Lesart calumniae wieder zu vertheidigen. Meines Bedünkens hat Hr. Z. wohlgethan, mit Erneſti, Beck und Orelli pecuniae beyzubehalten (man vgl. ſeine Anmerk.). Allein ich ſehe nirgends bemerkt, was die vorhergehenden Worte quoniam Veneris nomen esset heißen ſollen. Ich finde darin eine Anſpielung auf das römiſche Würfelſpiel, worin der glücklichſte Wurf Venus genannt wurde (man vgl. die Ausleger zu Horat. Carmm. II. 7. 25 und zu Propert. IV. 8. 45). Der Sinn wäre dann: So wie Verres den Namen Venus hört, denkt er, wie der Würfelſpieler, ſogleich an Glück, und zweifelt nun keinen Augenblick, bey dieſer Gelegenheit ſich Geld zu machen. Man ſieht, daß dieſe Auslegung auch für pecuniae ſpricht. — Uebrigens ſehe man über Halesa, jetzt Caronia, ſo wie über den Tempel der Venus Erycina Dorville in den Sicula pag. 24 und p. 47 — 51, und über das Juriſtiſche, nämlich über die in den Teſtamenten aufgelegte Verbindlichkeit, Statuen zu errichten, den Hrn. Maſſé nach pag. 49.

Satisne (heißt es zu Anfang des neunten Capitels, §. 24) vobis magnam pecuniam Venerius homo, qui e Chelidonis sinu in provinciam profectus esset, Veneris nomine quaesisse videtur? Es iſt Schade, daß die vaticaniſche Handſchrift gerade in dem Worte homo abbricht, da Erneſti wegen des hexametriſchen Ausgangs die Umſtellung videtur quaesisse für nöthig erachtet, wogegen aber Hr. Z. gegründete Einwendung macht. Zu dieſen Worten bemerkt nun der ſogenannte Asconius: E Chelidonis sinu »Alludit ad nomen, quod hirundo, quam *chelidona* Graeci vocant, veri, id est, *tempori veris*, sit amica,« wozu Garatoni die Anmerkung macht: »Nimis hoc mihi quidem friget. Chelidon satis facete hic nominatur ob id unum quod Verres ea usus fuerit meretrice.« Das iſt ungezweifelt wahr, aber es iſt doch zu verwundern, daß er und Andere in jenem Scholion nicht corrigirt haben: veri, id est tempori *Veneris* (ſ. Ovid Fast. I. 157 — 158. II. 853 — 56. Columella XI. 2. 22: »VII Calend. Martii hirundo conspicitur« und Jo. Laur Lyd. de menss. IV. 2. p. 210 Röther: *οἱ φυσικοὶ — τὸν ἔαρινὸν εἶναι καιρὸν τὴν Ἀφροδίτην βούλονται*, und bald darauf: *καὶ ἐαρίζει τὰ ὄρνεα*). — Weil derſelbe Scholiaſt zu Cicero's Worten: Ipso vigesimo anno, der praescriptio temporis gedenkt, die in dieſem Sinne erſt

vom jüngeren Theodosius eingeführt worden, so muß Hr. Massé (p. 52) nun auch zu der Annahme seine Zuflucht nehmen, daß Asconius, den er ins Zeitalter des Kaisers Claudius setzt, hier von späteren interpolirt worden. Welche Annahme nach dem, was vorher bemerkt worden, nun von selber fällt. — Dagegen sind die Erläuterungen der im zwölften Capitel vorkommenden juristischen Formeln: L. Octavius judex esto etc., die derselbe aus Gaius und andern Rechtsquellen (p. 57 sqq.) gegeben, den Philologen, die in diesen Dingen weniger bewandert sind, sehr zu empfehlen.

Cap XIII. §. 32. Inter aratores et decumanos lege frumentaria, quam *hieronicam* (so hat der Cod. Vatican.) appellant, judicia fiunt. Man vergl. über dieses Gesetz Verrin. III. 7 u. 8, und IV. 22. Der Gesetzgeber war der frühere Stratege (στρατηγός), nachherige König Hiero der Zweyte von Syrakus. Seine berichtigte Stammtafel s. bey Drackenborch zum Livius XXIV. 26. Seine Gemahlin war eine Tochter des Leptines (Polyb. I. 9, 1—3), und ist vielleicht die so viel besprochene und durch die Münzen mit ihrem Kopf und Namen berühmte Königin Philistis (Reineccii Histor. Julia II. p. 420, und Osann de Philistide Syracusarum regina. Pissae 1825, p. 11). — Zu den palaestritae, welche Cap. IV u. s. w. vorkommen, verdient Phil. Beroaldus zu den Metamorphosen des Appulejus Vol. III. p. 40 b. ed. Bossch. nachgelesen zu werden, so wie zu den advocatis cap. XV. Pollet Historia Fori Romani LV, 11—13. — Cap. XVII. §. 41 hat Hr. Z., was Hr. Orelli schon für nöthig hielt, nun aus Handschriften gegeben: cogere incipit eos, ut absentem Heraclium *condemnent* statt condemnarent. Eben daselbst vergl. man zu den Worten: nec cogit ante horam decimam de absente secundum praesentem judicare. Gell. N. A. VII. 2, die Erläuterungen von Massé p. 71 sqq. und Hrn. Dirksen in der Uebersicht der Zwölftafel-Fragmente, S. 180 ff. Gleich zunächst §. 42 fährt ein Vaticaner Bruchstück nun so fort: — Heraclium profugisse: putabant absentis damnationem praesertim tantae pecuniae, multo invidiosorem (l. invidiosiorem) *fore*, quam si praesens damnatus esset. Eo *accedebat* quod judices *ex* lege rupilia dati non erant, multo etiam *re* (rem) *turpiorem et iniquiore visu* (iniquiorem visum) iri intellegebant; woraus man, außer verschiedenen Nachlässigkeiten des Abschreibers, ersieht, daß das von Ernesti, Beck und Orelli nach turpiorem herausgeworfene, von Hrn. Z. aber wieder hergestellte zweyte *fore* von dieser Handschrift nicht anerkannt wird.

Wo man aber diese Handschrift am wenigsten lückenhaft

wünschte, das ist die räthselhafte Stelle im Anfang des cap. XX. §. 48. Nicht nur eine ansehnliche Erbschaft, sondern auch das ganze väterliche Vermögen des Syrakusaners Heraklius war durch die Ränke seiner Feinde und durch den Spruch des Prätors Verres zu Gunsten der Stadt Syrakus confiscirt worden. Als es sich nun aber vollends herausstellte, daß ein großer Theil dieser Kostbarkeiten und Gelder in des Verres Hände selbst gekommen sey, so ließ sich der Ausbruch des lautesten Unwillens nicht mehr zurückhalten. Es entsteht ein solches Geschrey in dem Rathhause, daß das Volk zusammenläuft. Der Text fährt in der Erzählung fort mit den Worten: Res ab omni conventu cognita celeriter *isti* domum nuntiatur. Diesen Zusatz des *isti*, den Hr. Z. in den Text aufgenommen, wird man sehr gut finden: denn wo in diesen Reden vom Verres die Rede ist, kommt immer dieses Pronomen vor. Aber der Text zweyer Handschriften hat noch ein Wort mehr. Hören wir den Hrn Z.: »Vocem *isti* adjeci consensu Paris. A. B. Lag. 29. Sed in cod. Metell. *celeriter iste mutet domum* cet. esse dicit Gruterus atque ex Lag. 42 (pr. m.) *isti mutet* notatur; unde Guilielmus absurde *isti item* (ein Anderer wollte eben so unbefriedigend *isti statim*) Herelius ingeniose *isti Mucio* scribendum conjecit.« — Und es läßt sich kaum eine glücklichere Conjectur denken, wenn man erwägt, daß in diesen Reden Q. Mucius wegen seiner unbestechlichen Redlichkeit und der musterhaften Verwaltung Asiens den Schurkereyen und der sicilischen Wirthschaft des Verres an mehreren Stellen entgegengesetzt wird (man s. diese Rede cap. X mit Garatoni's Anmerkk., ferner cap. XIII u. s. w.). — Es kann also dabey sein Bewenden haben, bis uns etwa eine andere Handschrift etwas besseres bringt. Jedoch will ich hier, wo doch die Conjecturalkritik aushelfen muß, noch einer andern Vermuthung gedenken, die sich auf dem Rande eines Exemplars dieser Verrinen beygeschrieben findet: »Fort: celeriter — *st! mutito!* — domum nunciatur.« Diese Conjectur gründet sich auf Stellen, wie Terent. Andr. IV. 1. 59, vgl. Manut. Lambin. und Graevius zu Cic. Epist. ad Famm. XVI. 24. Terent. Hecyr. V. 4. 25. und Ruhnken zur Andria III. 2. 25, wo jenes *st* als ein Stillschweigen gebietender Laut und das *mutito* (gemunkelt) vorkommt. Hiernach läge also in dieser Stelle ein Oxymoron, als wolle Cicero sagen, das Volk, als es den Lärm im Rathhause und nachher auch dessen Anlaß vernommen, habe sich aus Furcht vor dem grausamen Prätor nicht laut darüber zu äußern gewagt, sondern indem es einer dem andern verstohlen zugeflüstert (welches in dem mimischen st! mutito! angedeutet sey), so wäre die Nachricht gleichwohl wie ein Lauffeuer bis in den

Pallaſt gekommen. — Am Ende des Capitels hat Hr. Z. aus ſeinen Handſchriften die lateiniſche Form pseudothyrum wieder hergeſtellt. Die Stelle erinnert übrigens an die Worte Post redit. in Senatu cap. 6. p. 33. ed. F. A. Wolf: »non janua receptis, sed pseudothyro intromissis voluptatibus.« Jedoch hat Hr. Z. cap. 21, §. 50 buleuter*ion* aber ebenfalls nach guten Handſchriften gegeben, und allenthalben Marcell*ia* und Verr*ia*, ſtatt Marcell*ea* und Verr*ea*, worin ihm jetzt der Vaticaner Codex (man ſ. cap. 46) zuſtimmt. — Am Ende dieſes Capitels lautet die Vulgata ſo: O Verrea praeclara quoquam *si* accessisti, quo non attuleris tecum istum diem? und konnte man früher vermuthen: quoquam *sc.* (scilicet) accessisti, nämlich ironiſch und ohne Fragzeichen. Herr Görenz zu Cicero de Legg. II. 19. p. 176 (was von Hrn. Z. nicht bemerkt worden) hat aber ſchon das Auslöſchen des *si* und dieſe Interpunktion vorgeſchlagen. Ueber die Schlußworte hat Garatoni eine vortreffliche Anmerkung gemacht, worin das Weſentlichſte iſt, daß eversum hier mit Anſpielung auf den Namen Verres (man vgl. cap. VII zu Anfang) von everrere abgeleitet, und manibus beybehalten werden muß. In Uebereinſtimmung damit und nach den Spuren ſeiner Handſchriften hat nun Hr. Z. die ganze charakteriſtiſche Stelle ſo abdrucken laſſen: O Verria praeclara! *Quo* accessisti, *quaeso*, quo non attuleris tecum istum diem? Etenim quam tu domum, quam urbem adisti, quod fanum denique, quod non eversum atque extersum reliqueris? Quare appellentur sane ista Verria, quae non ex nomine, sed ex *manibus* naturaque tua constituta esse videantur.

Cap. XXII. Bidis oppidum est tenue sane, non longe a Syracusis. Stephanus Byz. p. 223 Berkel. nennt dieſen Ort ein Caſtell (φρούριον), unterſcheidet davon ein anderes Caſtell im Gebiet von Tauromenium, bezeichnet aber beyde neutral τὸ Βίδος. Man vgl. Cluverii Sicilia antiqua p. 308 sq. und Dorvillii Sicula p. 253. Das gentile iſt Βιδῖνος, und im Verfolg beſtätigt auch der cod. Vat. die vom Herausgeber aufgenommene Lesart *Bidini* ſtatt Bidenses. — Da im Verfolg dieſes Capitels in einer witzigen Stelle die vaticaniſchen Varianten vom Herausgeber nicht vollſtändig nachgetragen worden, ſo will ich den Zumptiſchen Text mit dieſen letzteren hierherſetzen: Nunquam vos praetorem (PR. Vat.) tam palaestritam (palestricum Vat.) vidistis. Verum ita palaestritas defendebat, ut ab illis ipse unctior *abiret* (Vulgo: *discederet*). Qui statim, cum praesensisset (qui statim quod statim praesensisset Vat.) jubet cuidam amicorum suorum numerari HSLXXX. Res occultari satis non *potuit* (vulgo: *posse*). Per quendam eo-

rum, qui *interfuerant*, fit Epicrates certior. Primum negligere et contemnere coepit (Primo contemnere et neglegere c. Vat) quod causa prorsus, quod dubitare posset, nihil habebat (quod in causa prorsus quod disputari posset, nihil habebat Vat.). Deinde, cum de Heraclio cogitaret et istius libidinem nosset (*et* fehlt im Vat.): commodissimum putavit esse de provincia clam abire: itaque fecit: profectus est Rhegium. — Die auch von Wyttenbach vorgezogene Lesart *interfuerant* (man ſ. Maſſé, p. 75) erſcheint alſo im Zumptiſchen Texte und in der Vaticana.

Cap. XXIII. Res percrebruit: in ore atque sermone omnium coepit esse. Verres refert illam suam Syracusanam: ait se velle de illis HS LXXX cognoscere. So der Herausgeber; die Vaticaner Handſchrift, zum Theil verwiſcht, was daher in Klammern eingeſchloſſen worden, folgendermaßen: res per*crebuit: et* in [ore atque sermone omnium coepit esse. Verres] refert [ill*a sua* Syrac*usana* — ſo glaubte Hr. A. Mai erſt in der Handſchrift zu leſen, nachher entdeckte er jedoch Spuren von dem *m*, und ſo hätte ſie auch: ill*am suam* Syracusa*nam*.] ait se velle de .... Hr. Z. ſupplirt die Ellipſe durch rem oder rationem, Worte, die andere ungebührlich in den Text geſetzt haben; und erklärt aus einer gleichen Ellipſe die Worte Cicero's de Nat. D. I. 8: »sed illa palmaris.« Aehnliche Ellipſen, bemerke ich jetzt, gebrauchen griechiſche Schriftſteller (ſ. Schwebel ad Lamb. Bos. Ellips. grr. p. 87. ed. Schaefer), z. B. Plotin p. 159 A: *καὶ μέχρι τούτου τὴν αὐτὴν φέρονται*, wozu ich ein Mehreres bemerkt habe. — Im Verfolg hat Hr. Z. die von Wyttenbach (in der Biblioth. crit. II. p. 10) und auch von Orelli gebilligte Beſſerung Hotomann's aufgenommen, nur daß er ſtatt eandem aus einer Handſchrift *eam* geſchrieben, und die Stelle lautet nun ſo: Attendite: jam intelligetis hanc pecuniam, *quae* via modo visa est exire ab isto, *eam* semita revertisse.

Cap. XXIV. §. 59 60. Adeunt Bidini, petunt hereditatem (*qui* p. h. Vat.): procuratores postulant, ut se ad leges suas rejiciat (rejiceret Vat.), aut ex lege Rupilia dicam scribi jubeat (juberet Vat.) Adversarii (Adversari Vat.) non audebant contra dicere: exitus nullus reperiebatur (nullus repperiebatur exitus. Vat.). Insimulant hominem fraudandi causa discessisse: postulant, ut bona possidere *jubeat* (ſo mit Lambin. und Zumpt auch der Vat. Vulgo *liceat*). Debebat Epicrates nummum nullum nemini: (D. E. *nummum nemini* Vat. Vulg. nullum nummum nemini) amici, si quis quid peteret in judicio, se passuros (Amici, si quis quid peteret,

judicio se passuros Vat. Ernesti: *judicium* s. e. Vulgo: *judicio secum agi* passuros) judicatum solvi satis daturos esse dicebant. Jene doppelte Negation iſt mit Berückſichtigung dieſer Stelle von Heuſinger zu Vechner Hellenolex. p. 381—383, neuerlich von Ramshorn Gramm. §. 174. 3. von Andern, und in der Anmerkung von Hrn. Z. beſonders ſorgfältig behandelt worden. Jetzt ſagt er aber in der Appendix: »En Vatic. omittit *nullum*.« und ſcheint damit die Wahrheit dieſer Lesart anzuerkennen; und man vergleiche nur Verrin. V. 51, wo es ohne Variante und auch im Vat. Coder heißt: nummum ob sepulturam datum nemini. — Gelegentlich bemerkt: dieſe Handſchrift hat immer *nummus*, und dieß ſtimmt mit dem doriſch-italiſch- und ſiziliſchen *νοῦμμος* überein. Bentley, Respons. ad Boyl. p. 262 und Eckhel D. N. V. Tom. I. p. II, obſchon Eckhel ſelbſt immer *numus* ſchreibt. — Auch über den zweyten Punkt ſcheint Hr. Z. jetzt die Richtigkeit der Vaticaner Lesart einzuräumen, indem er hinzuſetzt: Deinde Vat. quoque judicio *se passuros*, quam constructionem altero loco allato III. 28. §. 28 (wo Hr. Z. judicium se passuros esse geſchrieben; aus cod. Lagom. 42 aber *judicio se* angemerkt hatte, und wo cod. Vat. wieder *judicio se* gibt) tuetur Maius. Ac nescio an verum sit, ut illud ipsum *agi secum* cogitatione addatur.« Aus ſolchen Stellen läßt ſich das Verhältniß des vortrefflichen Palimpſeſts zum Texte des Hrn. Z. und auch deſſen Bereitwilligkeit, was er für beſſer hält, anzuerkennen, ganz augenfällig abnehmen. Gleich im Anfang von cap. 25 wird das von Garatoni gebilligte, von Hrn. Z. aus guten Codd. aufgenommene *consilia* ſtatt judicia auch vom cod. Vat. beſtätigt. — Cap. 26, §. 63 hat nun auch der Vat. Coder die ſchon bey Manutius vorkommende, von Garatoni vorgeſchlagene und von Z. aus drey Handſchriften aufgenommene vollſtändigere Lesart: Omnia erant Metelli ejusmodi, ut non tam suam praeturam gerere, quam istius praeturam retexere videretur. Dagegen finden ſich in der ſchwierigen Stelle Cap. 27, §. 66 mehrere Abweichungen vom Zumptiſchen Text: Jam Heraclii Centuripini optimi nobilissimique adolescentis (ad*ul.* Vat.) testimonium (test*um.* Vat.) audistis: a quo H S C milia (H S CCCIↃↃↃ Vat.) per calumniam malitiamque petita sunt. Iste poenis compromissisque interpositis H S CCCC extorquenda curavit (Iste ad *praesens* poenis compromissis interpositis H S CCCIↃↃↃ extorquenda curavit. Vat.) quodque judicium secundum Heraclium de compromisso factum erat (compromisso Vat. ohne *de*, Vulgo compromissis. Ernesti *de* compr.) cum (al. *quod*) civis Centuripinus inter duo (*duos* Vat.) di-

judicasset (judicasset. Vat.) id irritum jussit esse (id inritum jussit Vat.) eumque judicem (*judicio* Vat.) falsum judicasse judicavit: in senatu esse (in senatu *ne esse* Vat. Vulgo: i. s. *ne esset*) locis publicis uti vetuit. — Ueber das Städtchen Centuripae ſ. man außer Erneſti im Clav. Cic. Burmann. zu Dorville's Sicula II. p. 437, wo auch Centuripa im Neutrum Plurale vorkömmt. — Ueber das Rechtliche von compromissum iſt Maſſé p. 83 — 86 nachzuleſen.

Unter den Criminalſachen kommt nun cap. 28 — 33 zuerſt der Fall mit Sopater aus Halicya vor. Dieſer war beym vorigen Prätor C. Sacerdos von ſeinen Feinden criminell belangt, aber losgeſprochen worden. Da Verres demohngeachtet den Prozeß wieder aufgenommen, dem Manne aber hatte zu verſtehen geben laſſen, daß er ſich mit einer Summe loskaufen könne, ſo verurtheilt er ihn doch durch den Spruch ſeines eigenen Gefolges, weil die Gegner des Sopater ihn mit einer größeren Summe beſtochen hatten. Cap. 28, § 68. Sopater quidam fuit Halicyensis (halyciensis Cod Vat. Aber dieſe Stadt, zwiſchen Entella und Lilybäum gelegen, heißt Ἅλικύαι, und die Einwohner Ἁλικυαῖοι. Jetzt heißt der Ort Salemi, Berkel. ad Steph. Byz. p. 100. Wesseling. ad Diodor XIV. 54. p. 685. Sie gehörte zu den ſiciliſchen Städten, die Cicero Verrin. III. 6. 23 immunes ac liberae nennt. Dieß ſchloß die Jurisdiction des römiſchen Prätor in allgemeinern Criminalſachen nicht aus. Zu dem, was Garatoni hier und zu cap. 31, und Hr. Z. zu unſerer Stelle über jene freyen Städte beygebracht, will ich hier nicht wiederholen, was ich in dem Abriß der röm. Antiquitäten S. 327 ff. zweyte Ausgabe bemerkt habe). Jener Zwiſchenact wird nun §. 69 ſo erzählt: Causam Sopatri defendebat Q. Minucius eques Romanus in primis splendidus atque honestus, vobisque, judices, non ignotus. Interea *istius, libertus* et *accensus, idem Timarchides*, qui est, id quod ex plurimis testibus priore actione didicistis rerum hujuscemodi omnium transactor et administer (Hr Z. hat das *idem* aller Handſchriften, außer Einer, und aller Ausgaben gelöſcht, mit der Bemerkung: »ei pronomini nullus est locus, neque enim hoc memorabile videri potuit, eundem accensum et libertum fuisse, quoniam istiusmodi ministri fere semper libertini ordinis esse solebant.« Aber wenn Cicero das hätte ſagen wollen, ſo hätte er istius libertus *idemque* accensus geſchrieben. Das *idem* muß durch ein Comma, wie auch Hr. Orelli gethan, vom vorhergehenden accensus getrennt werden: denn der Redner will ſagen, es ſey dieß derſelbe Timarchides, den die Richter ſchon

aus früheren Zeugenaussagen als des Verres Unterhändler in solchen Bestechungsangelegenheiten kennen gelernt) ad Sopatrum venit; monet hominem, ne nimis judicio Sacerdotis et causae *suae* (so Hr. Z. nach Handschriften und mit Lambin und Garatoni) confidat: accusatores inimicosque ejus habere in animo pecuniam praetori dare, *praetorem* tamen *ob salutem* malle accipere: et simul malle, si fieri posset, rem judicatam non rescindere (daß hier eine Handschrift *patrem* hat statt praetorem finde ich nicht angemerkt. *Ob salutem* hat Ag. mit Nauger. und aus drey seiner Handschriften gegeben, und so auch Garatoni; *absolute* haben andere Handschriften und frühere Ausgaben; *ab absoluto* die Randglosse bey Cratander; *a salute* andere; *ab salute* Ernesti und Orelli in dem Sinne: ab ea parte, quae salutem petit; welche Auslegung Hr. Z., meines Bedünkens mit Recht, unzulässig findet. In der Sache, glaube ich, hat Verburg das Rechte gesehen, der *a Sopatro* vermuthete, welchem Harles beypflichtet. Die vielen Abweichungen lassen einen tiefer liegenden Fehler vermuthen. Σώπατρος heißt lateinisch übersetzt salvus pater. Nun weiß man, wie sehr Cicero besonders in diesen Reden den Wortspielen nachjagt. Er fingirt also, jener Graeculus und Freygelassene des Verres, Timarchides, habe, um mit seinem Latein, das er in den Diensten seines römischen Patrons gelernt, zu prahlen, statt griechisch παρὰ Σωπάτρου zu sagen, in der lateinischen Sprache sich, wie Witzbolde pflegen, so ausgedrückt: praetorem tamen (oder, wenn in jenem patrem vielleicht patronum steckt, *patronum* tamen) *ab salvo patre* malle accipere. Im Griechischen hat Simonides (Analect. I. 141, p. 74 und Antholog. Palat. I. p. 284, Nro. 316, ed. Jacobs) in einer Weihinschrift ein ähnliches Wortspiel beliebt:

Σῶσος καὶ Σωσὼ σωτῆρι τὸν δ' ἀνέθηκαν.
Σωσος μὲν σωθείς, Σωσὼ δὲ ὅτι Σωσος ἐσώθη.

Cap. XXXI. Verum veniat sane: decernat bellum Cretensibus etc. Ueber die hier berührten historischen Umstände muß man Herrn Massé p. 90 — 94 nachlesen. — Die Stelle am Ende des 32. Capittels: quam (tabellam) iste non modo cera, verum etiam sanguine, si visum erit, notabit. Cic. Verrin. V. 68: — ut non *cera* sed *coeno* obliti videantur. Zu dem, was Garatoni über jene Worte bemerkt hat, vgl. man Symmachi Laudatio in Patres III. p. 40, ed. princ. Ang. Maii: »abest cera turpis etc.« Es ist dorten von den betrügerischen Wahlumtrieben die Rede. — Zu Cap. XXXIV über die Stadt Thermae Himerenses müssen, außer dem was Garatoni be-

merkt, Diodor. XI. 49, Dorvillii Sicula p. 25 sq., p. 51 sq. und Visconti in der Iconographie Grecque Tom. I. p. 99 sqq. ed. de Milan. nachgelesen werden. In demselben Capitel wird statt der von Ernesti, Garatoni, Beck und Orelli aufgenommenen Lesart tangebatur die andere von Hrn. Z. aufgenommene *angebatur* durch die Vatic. Handschrift bekräftigt.

In dieser Erzählung von dem durch Sthenius vereitelten Versuch, aus der Stadt Thermä Bildsäulen zu plündern, kommt die für die Kunstgeschichte bemerkenswerthe Stelle vor: Cap. XXXV. §. 87: Erant signa ex aere complura: in his eximia pulchritudine (das von Lambin schon vorgeschlagene und von Z. aus mehreren Codd. aufgenommene *eximia* statt mira bestätigt nun auch Cod. Vatican. Letzterer hat aber hier *pulcritudine*, obgleich er vorher pulcherrima und pulchritudo hat, wie denn auch Cicero selbst darin sich nicht gleich geblieben, und früher, der Regel gemäß, pulcrum u. s. w. geschrieben, nachher aber sich dem eingeführten Gebrauche gefügt, und pulchrum geschrieben hatte.: — s. Cic. Orat. cap. 48 und Praeparatio ad Plotin. de pulchritudine p. XX sq.) ipsa Himera, in muliebrem figuram habitumque formata ex oppidi nomine et fluminis. Erat etiam Stesichori poetae statua senilis, incurva, cum libro, summo, ut putant, artificio facta; qui fuit Himerae, sed et est et fuit tota Graecia summo propter ingenium honore et nomine (die Interpolation: facta *ab eo* qui fuit Himerae, welche früher die meisten Codd. und Ausgaben entstellte, war schon von Mannius und Gruter beseitigt worden. Sie hatte ihren Ursprung in der falschen Meinung, daß die folgenden Worte das Lob des Bildgießers und nicht des Dichters enthielten. Allein Stesichoros hieß ein Himeräer; — s. Garätoni zu dieser Stelle und daselbst Silius Ital. XIV. 232. Littora Thermarum prisca dotata Camoena. Jetzt vergl. man noch Stesichori Fragmenta ed. Kleine, Berolin. 1828, p. 29, 32. Diese Statue des Stesichorus scheint später im Zeuxippos zu Constantinopel aufgestellt gewesen zu seyn. Ein Epigramm des Chrisodoros in der Anthol. graec. Tom. I. p. 42, ed. Jacobs gibt eine Beschreibung davon. — Jetzt liefert eine Münze des Principe di Torremuzza einen neuen Beleg zu der Sitte der Griechen, berühmte Kunstwerke auf ihren Städtemünzen zu verewigen. Die eine Seite dieser Münze zeigt uns nämlich die Fluß- und Stadtgöttin Himera mit verschleyertem Hinterhaupte und mit einer Mauerkrone, hinter dem Kopfe ein Füllhorn; die andere den kahlköpfigen gekrümmten Greis Stesichorus auf einem starken Stabe gestützt und in einer Bücherrolle lesend. Die Unterschrift ist: *ΘΕΡΜΙΤΩΝ ΙΜΕΡΑΙΩΝ*, s. E. Q. Visconti Ico-

nographie Grecque, Vol. I, tav. III, Nro. 7, und dazu den Text p. 99 — 101, ed. de Milan. — Die von Lambin aufgenommene Lesart tota Graecia ſtatt tota in Graecia iſt dem Ciceroniſchen Sprachgebrauch gemäß — der Herausgeber verweiſet dabey auf ſeine Grammatik §. 482 — und auch durch Handſchriften beſtätigt).

Die Worte Cap. XXXVI. §. 89: Itaque iste vehementer Sthenio infensus, hospitium ei renuntiat, wie auch Hr. Orelli hat, ſind nach Handſchriften von Hrn. Z. ſo umgeändert: Iratus iste vehementer Sthenio et incensus hospitium renuntiat. Die Formel kommt auch ſonſt vor, z. B. Liv. XXV. 8. 10. Man vgl. Sigonius zum Livius XLII, 25. 1, und den Excurs des Juſt. Lipſius zu den Worten des Tacitus Annall. II. 70: »Composuit epistolas, quis amicitiam ei renunciat.«

Cap. XXXVII, §. 91. Sthenius entflieht auf den Rath ſeiner Freunde von Thermä nach Rom: hiemi sese fluctibusque (daß dieſe von Gruter eingeführte Wortſtellung hier auf handſchriftlichen Autoritäten beruht, hat Hr. Z. erwieſen) committere maluit, quam non istam communem Siculorum tempestatem calam itatemque vitare. — Es iſt ein von höchſter Leidenſchaft eingegebener Entſchluß, was dort bey Nonnus Dionys. IV, 116 ſteht:

Ὠκεανὸν περίμετρον ἐγὼ κατὰ χεῖμα περήσω.

Hier iſt die Seereiſe im Winter eine Folge der höchſten Gefahr, die dem Sthenius drohte. Ueber die Metapher istam communem Siculorum tempestatem ſ. man Garatonius curae secundae zur Planciana cap. 29, und was ich zu den Worten Cicero's de Republ. I. 1: in his undis et tempestatibus ad summam senectutem maluit jactari, quam in illa tranquillitate atque otio jucundissime vivere,« bemerkt habe. Hiermit verbinde ich die ähnliche Stelle §. 95. Hic, qui Romam *per*venisset (ſo Hr. Z. aus Handſchriften und beſſer als venisset) satisque feliciter anni jam adverso tempore navigasset, omniaque habuisset *aequiora et placabiliora*, quam animum praetoris atque hospitis. Aehnlich brauchen Plato und andere griechiſche Philoſophen γαλήνη, γαληνότης, νηνεμία, und davon abgeleitete Wörter metaphoriſch von Gemüthszuſtänden (Plato de Legg. XI. p. 919 a Steph. Sext. Empir. XI. §. 141. Plotin. p. 482 B.; vgl. auch Wyttenbach ad Plutarchi Moralia, Vol. I. p. 594 sq. Wenn aber dieſer letztere die kurz vorhergehenden (§. 94) Worte: ut eum rei capitalis *affinem* esse diceret in der Biblioth. crit. II. p. 12 sq. in rei capitalis *reum* esse diceret umändern, oder wenn Herr van Aſſen (beym Maſſé p. 98) leſen wollte:

»ut eum rei capitalis *absentem reum fas esse* diceret,« ſo hätten ſie dieſe Vermuthungen wohl zurückgehalten, wenn ſie bey Garatoni geleſen hätten: rei capitalis affinem] »Molliter dictum et simul graviter. — Valet hoc quidem in delicto esse, verum dicitur mollius atque humanius. Locutio est Tullio perfamiliaris etc.«

Cap. XL. §. 99. Cicero redet den Verres an: Etenim, si posset reus, absente accusatore, condemnari, non ego a Vibone ad Veliam parvulo navigio inter fugitivorum ac praedonum ac tua tela venissem; quo tempore omnis illa mea festinatio fuit cum periculo capitis ob eam causam, ne tu ex reis eximerere, si ego *ad diem non affuissem.* So hat Hr. Z. dieſe letzten Worte nach vielen Handſchriften geordnet; indeſſen geſtehe ich, daß mir die andere, auch von Hrn. Orelli beybehaltene Anordnung si ego non affuissem ad diem kräftiger ſcheint. Fänden ſich ferner in einer Handſchrift die Worte cum periculo capitis nicht, ſo würde ich ſie auslöſchen, da ſie mir wie eine Randgloſſe zu dem vorhergehenden »inter — tela« vorkommen wollen. Ueber Vibo heut zu Tage Monte Leone vgl. Strabo VI. p. 393. Graevius ad Cic. ad Attic. III. 5. — Ueber Velia (Ἔλη bey Herodot. I. 167) ſ. Cic. ad Attic. XVI. 6 und. Velia in Lucanien, von Friedr. Münter. Altona 1818.

Cap. XLI. §. 101 ſetze ich die folgenden Worte gleich nach der A. Maiiſchen Ausgabe aus der Vaticaner Handſchrift her: Vertit stilum in tabulis suis, quo facto causam omnem evertit suam: nihil enim sibi reliqui fecit, quod defendi aliqua ratione posset Nam si ita defenderet: *recepi* nomen apsentis (absentis): licet hoc fieri in provincia: nulla lex vetat; mala et improba defensione, verum aliqua tamen uti videretur. Das *recepi* ſtatt *recipi* hat auch eine Handſchrift des Hrn. Z., der nun in der Appendix die ganze Interpunction des Hrn. A. Mai höchlich und mit Recht billigt. Ueber dieſe Juſtizform in Prozeſſen hat Hr. Maſſé p. 99 sq. das Nöthige bemerkt.

In der Stelle Cap. XLII. §. 102 hat Hr. Z. Posides Macros Soluntinus geſchrieben, und dieſe Lesart in einer Anmerkung vertheidigt. Die Vat. Handſchrift gibt Possidius Macro solutinus (fehlerhaft ſtatt Soluntinus) und ſetzt nach virtute noch *ornatissimus*, welches einem Gloſſem ähnlich ſieht; denn auch die älteſten und beſten Handſchriften ſind von Zuſätzen nicht frey. §. 104 hat Hr. Z. nach Garatoni's und Orelli's Vorgang und aus Codd. vollſtändiger geſchrieben: *Cedo*, quaeso, codicem: circumfer, ostende. — Am Ende von Cap. XLIII. §. 107 iſt aus guten Handſchriften *ad* Sthenii *periculum* geſchrieben worden. — Ueber sequester Cap. XLIV. 108 leſe man noch nach

H. Valois zum Ammian. Marcellin. XIV. 7. 21. Zu §. 109: damnationem Philodami Opuntii resciderunt, quod is non absens reus factus esset, verweiſet Maſſé p. 102 auf Wyttenbach. Biblioth. crit. II. p. 12, ſchlägt aber ſelbſt vor: non quod is abs. r. f. esset; aber man ſ. Zumpt's Anmerk. zu dieſer Stelle.

Cap XLVI. §. 114. Denique nunc vide, quid inter te, cujus nomine apud Siculos (apud Vat.) festi dies aguntur (dies festi agitantur Vat.) et praeclara illa Verria celebrantur, cui statuae Romae stant inauratae, a communi Siciliae (cujus statuae Romae extant inauratae; a *communi Siciliae.* Dieſe richtige Lesart ſtatt der andern a communi Sicilia erhält alſo auch hierdurch Beſtätigung. Es iſt, wie Hr Z. bemerkt, das Griechiſche ἀπὸ τοῦ κοινοῦ τῆς Σικελίας. Man vgl. weiter darüber J. Fr. Fischer ad Platon. Criton. cap. XI, der unſere Stelle anführt, ingleichen Reinesii Inscriptt. p. 368. Eckhel D. N. V. Vol. IV. p. 430 sq. und Boiſſonade in der Commentat. epigraph. ad Luc. Holstenii epistoll. pag. 440) quemadmodum inscriptum (inscribtum Vat.) videmus datae. Im Verfolg hat auch der Cod. Vat. wie Hr. Z. *ad* eam rem missus ſtatt *ob* e. r. — Ueber die Alliteration: ut legati laedant, legatio laudet ließe ſich aus Plato (z. B. Sympos. p. 186) vieles ähnliche anführen. Ich verweiſe jetzt nur auf Herrn C. Fr. Hermann. ad Lucian. de conscrib. historia pag. 268. — Die Schlußworte dieſes Capitels ſind in der Vatic. Handſchrift ſo geordnet: si tu absolutus sis, se eversas funditus esse arbitrantur ſtatt funditus eversas se esse arb.

Nachdem Verres dem Sthenius die Gaſtfreundſchaft aufgekündigt, und die Wohnung eines gewiſſen Dorotheus bezogen hatte, mit deſſen Frau Kallidama, der Tochter des Agathinus, Verres ſogleich in ein Liebesverhältniß gekommen, ſo war dieß Veranlaſſung geworden, daß auf die Aufforderung des Prätors die Feinde des Sthenius mit einer Anklage, daß er öffentliche Urkunden verfälſcht habe, hervortraten, wobey Agathinus namentlich als Kläger aufgetreten war (Cap. 36 — 38). — Nach Verurtheilung des Sthenius hatte nachher Verres aus einem Theil der confiscirten Güter dieſes Mannes der Venus Ericyna einen ſilbernen Amor mit dem aufgeſchriebenen Namen des Sthenius gewidmet.

Cap. XLVII. §. 115. Hoc de homine, ac de hujus bonis etiam in *Eryco* monte monumentum tuorum flagitiorum crudelitatisque posuisti, in quo Sthenii Thermitani nomen adscriptum est. *Vidi argenteum Cupidinem cum lampade.* Quid tandem habuit argumenti aut rationis res, quamobrem

in eo potissimum Sthenianum praemium poneretur? utrum hoc signum cupiditatis tuae, an tropaeum necessitudinis atque hospitii, an amoris indicium esse voluisti? Faciunt hoc homines, quos in summa nequitia non solum libido et voluptas, verum etiam ipsius nequitiae fama delectat, ut multis in locis notas ac vestigia *suorum flagitiorum* relinqui velint. Ardebat amore illius hospitae, propter quam hospitii jura violarat. Hoc non solum *sciri tum*, verum etiam commemorari semper volebat. Itaque ex illa ipsa re, quam, accusante Agathino gesserat, *Veneri potissimum* deberi praemium statuit, quae illam totam accusationem judiciumque conflarat. Putarem *te* gratum in deos, si hoc donum Veneri non de Sthenii bonis dedisses, sed de tuis; quod facere debuisti, praesertim cum tibi illo ipso anno *a Chelidone* venisset hereditas. Ich habe dieſe ganze Stelle hierher ſetzen müſſen, weil es ſich dabey von mehreren Punkten handelt. Zuvörderſt hat nun ſtatt der früheren Lesarten Eryce, Erycio, Erycino monte, auch die vaticaniſche Handſchrift *Eryco* m., wie Hr. Z. gegeben hat. Man vgl. ihn über dieſen Namen zu cap. 8 unſerer Rede. — Das argenteum Cupidinem cum lampade möchte Garatoni von einem ſilbernen Amor verſtehen, der einen ſilbernen Leuchter in Händen hatte in der Art, daß man einen Wachsſtock darauf ſtecken konnte. Man muß bey ihm ſelber nachleſen, was er zur Beſtätigung dieſer Erklärung beygebracht hat. Mir iſt dabey noch die Stelle des Nonnus (Dionys. III. 169 sqq.) eingefallen:

Καὶ πολὺς εὐποίητος, ἐρεισάμενος πόδα πέτρῳ
χρύσεος ἵστατο κοῦρος, ἐναντία δαιτυμονήων
λαμπάδος ἑσπερίης ταναύσων ἐπιδόρπιον αἴγλην.

Die Lesart suorum flagitiorum hatte ſchon Lambin gegeben, aber ungebührlich umgeſtellt in fl. s. Die übrigen, einſchließlich Hrn. Orelli, haben scelerum suorum; es iſt aber, wie Hr. Z. richtig bemerkt, von den eigentlichen *flagitiis* hier die Rede, und dieſe Zumptiſche, aus vier guten Handſchriften gewonnene Lesart beſtätigt nun auch der vaticaniſche Codex. Dieſer letztere hat gleich darauf ſtatt sciri tum ſo *sciribtum*, wie Hr. A. Mai meint für scribtum. Auf jeden Fall iſt es ein Schreibfehler. Derſelbe Gelehrte gibt nach demſelben Palimpſeſt im Texte: *potissimum Veneri* deberi praemium statuit (ſtatt V. potissimum), bemerkt aber in der Anmerkung dazu: Cod. *hostissimum*. Num pro *honestissimum* ironice?« Hr. Z. ſagt in der Appendix: Vat. *hostissimum* ironice,« ohne über die abweichende Wortſtellung etwas zu ſagen, und darauf kommt es doch an; denn hätte in Cicero's Urſchrift potissimum geſtanden,

so hätte geordnet werden müssen, wie die jetzige Vulgata hat: Veneri potissimum. Man sehe nur vorher: quam ob rem in *eo potissimum* Sthenianum praemium poneretur. Daß also in der ältesten Handschrift, die wir haben, die Wortfolge, wie wir sehen, verändert ist, läßt schon auf eine andere ursprüngliche Lesart schließen. Welche war diese aber? — Eben diese, die der Vaticaner Codex hat! Festus p. 175. Dacer. »*Hostimentum*, beneficii pensatio.« Servius in Aeneid. I. 156: *Hostia* vero victima est dicta, quod dii per illam *hostientur*, id est, aequi et propitii reddantur, unde *hostimentum* aequationem.« wo Burmann hostiantur lesen will, von *hostire*, i. e. aequare; *hostiatas* kommt im Rudens des Plautus I. 5. 12 in einem anderen Sinne vor, nämlich für hostiis instructas, wenn die Lesart richtig (man vgl. Obrecht ad Dict. Cretens. I. 15. p. 27). *Hostum* ist bey Cato und Varro de R. R. ein Oelmaß, welches Geßner erklärt: quod ad aequales mensuras fieret, mit Schneiders Zustimmung, der im Commentar zum Cato de r. r. VI. p. 31 Folgendes beyfügt: »Antiquum vocabulum et, ni fallor, originis oscae, in re rustica olim frequentatum fuisse, docet *Hostilina* dea, quam Augustinus de C. D. IV. 8 segetibus praefectam fuisse ait, cum segetes novis aristis *aequantur*. Sed de ea interpretatione dubito.« Ob er am Letzteren mit Recht zweifelt, lasse ich dahingestellt seyn, wie nicht minder, ob hostia von hostis oder von hostire in der Bedeutung ferire oder von hostire i. e. aequare herkommt. — Genug *hostire* heißt aequare; daher auch *hostorium* ein Streichholz, wodurch man das Getreide auf dem Scheffel durch Abstreichen gleich macht. — Nun bedeutet hostire auch paria facere ac quantum acceperis persolvere oder tantum rependere quantum acceperis (G. Vossii Etymolog. L. L. p. 295). In derselben neulich von Hrn. A. Mai herausgegebenen Sammlung (Classici Auctorr. e. Vaticann. codd. editi. Tom. III. p. 470) lesen wir in den Glossen des Placidus: »*Hosita*, aequata, lenita (vielleicht *Hostita* oder *Hosta*). Dieß wird hinreichen zur Erklärung des *hostissimum* in der Stelle des Cicero. Sehen wir nun, wie passend diese Lesart ist: Verres hatte die ganze Gunst der Kallidama gewonnen; ihr Gemahl Dorotheus stand mit ihm auf dem vertrautesten Fuß, ihr Vater Agathinos that ihm alles zu Gefallen, und trat auf seinen Wink als Kläger gegen Sthenios auf. Jene beyde waren abgesagte Feinde des Sthenios; sie hatten dem Verres, nach dem Bruche mit Sthenios, ihre Wohnungen angeboten. Aus Liebe zur Kallidama hatte Verres die des Dorotheos vorgezogen (cap. 36). Von Liebe entflammt, bringt er den Sthenios dem Hasse des Agathinos und Dorotheos zum

Opfer. Venus hatte Anklage und Verurtheilung eingegeben (»quae [Venus] illam totam accusationem judiciumque conflarat«). — Jetzt, da Verres aus den confiscirten Gütern des Stheniös große Summen gewonnen, will er sich mit der Venus abfinden; ihres Sohnes Fackel hatte die Herzen des Verres und der Kallidama zur Liebe entzündet. Nicht nur seine Lust hatte er befriedigt, sondern auch durch Geld seine Habsucht gesättigt. Ein werthvolles Gegengeschenk wollte er nun der Venus widmen. Es war eine silberne Bildsäule des Liebesgottes mit silbernem Leuchter in den Händen. Das war das angemessenste, das gleichmäßigste Geschenk, das er ihr schuldig zu seyn glaubte (*hostissimum* Veneri deberi praemium statuit). — Nachdem dieses passendste, aber etwas seltene Wort durch potissimum verdrängt worden war, entging es den sprachkundigen Abschreibern nicht, daß man anders ordnen, und Veneri potissimum schreiben müsse, und so war die Corruption der Stelle fertig. — Die letzten Worte praesertim cum tibi illo ipso anno a Chelidone venisset hereditas enthalten eine Anspielung auf ein anderes Liebesverhältniß mit seiner plebejischen Clientin, zugleich aber auch darauf, daß Verres bey Abfassung ihres Testamentes sich selbst nicht vergessen hatte (man vgl. Massé p. 103 sq.).

Cap. L. §. 123 hat nun auch Hr. Z. die von Ernesti, Beck, Orelli aufgenommene und von mir im Abriß der röm. Antiqq. S. 330, zweyte Ausg. vertheidigte Lesart: cautum est in Scipionis legibus, ne plures essent in senatu ex colonorum numero quam *ex vetere* Agrigentinorum statt veterum; dagegen gleich nachher mit Recht ex *veterum* numero, und gleich darauf mit Orelli: ut *is* amplior numerus esset, wie auch nun der Cod. Vatic. hat, und sofort die Vorstellung: tamen ad istum emptum venerunt illum locum senatorium non solum veteres, verum etiam novi, mit dem Vat.; aber nun will unser Herausgeber die vollständigere Vaticaner Lesart: Fit ut pretio [praetio Vat.] novas vincat, litterasque a praetore auferat *Agrigentum*. Agrigentini ad istum legatos mittunt etc., nicht gut heißen, die doch so natürlich ist, da der Candidat den Handel mit dem Prätor in dessen Residenz Syrakus hatte abmachen müssen, und nun sein erkauftes Ernennungsdecret nach Agrigent zurückbringt, und da so leicht ein Wort vor einem ähnlichen oder nach ihm auszufallen pflegt.

Gleich nachher folgt wieder eine Stelle, die wie die meisten übrigen der Art ohne Sacherklärung geblieben ist, die sie doch so sehr nöthig hätte, und womit den meisten Lehrern, von den Schülern nicht zu reden, so sehr gedient gewesen wäre: ut iste (Verres) intelligeret, ei se illum locum (locum illum Vat.)

vendidisse, cui ne (neque Vat.) *commercium* quidem esse oporteret (oporteret esse cod. Lagomars. 29. esset oporteret Vat. Vielleicht hatte Cicero geschrieben: cui ne commercium quidem *esset*, da sich die Alten in dieser und analogen Redensarten — z. B. est alicui civitas, es hat einer das Bürgerrecht — so auszudrücken pflegen), d. h. der römische Prätor habe einem Manne eine Senatorstelle verkauft, der, geschweige das Latinenrecht zu besitzen, nicht einmal zu den begünstigten Peregrinen gehöre, denen man ausnahmsweise das commercium mit römischen Bürgern verliehen hatte. Ulpiani Fragm. Tit. XIX. §. 4 bey Schulting in der Jurisprud. Antejustin. p. 621: »Mancipatio locum habet inter Cives Romanos et Latinos Colonarios, Latinosque Junianos, *eosque peregrinos, quibus commercium datum est.*« Vgl. Fr. G. van Lynden Interpretatio Jurisprudentiae Tullianae in Topicis expositae, p. 110 — 120, und den Abriß der röm. Antiqq §. 203, S. 308.

Zur Note des Hrn. Z. §. 126 über das Priesteramt des olympischen Juppiter bey den Syrakusanern, muß zur Einsicht dieses Cultes noch bemerkt werden, was Hr. Letronne in dem Essai critique sur la topographie de Syracuses, Paris 1812, p. 54, und Hr. Göller de situ et origine Syracusarum, p. 84 sqq., über das Olympium (Ὀλυμπίειον) bey Syrakus erörtert haben. — Zu Cap LII. §. 128 *toreumata* sane nota ac pretiosa auferuntur, wo Hr. Z. das auferri gut erläutert, ist sachlich zu bemerken, daß Garatoni's Anmerkung zu dieser Stelle, worin dieser Gelehrte darzuthun sucht, daß die Toreutik der Alten auch in geringen Stoffen, wie Thon und Holz, arbeitete (woraus das pretiosa des Cicero als Gegensatz verständlicher wird), nach allen späteren Belehrungen von Quatremère de Quincy und Andern, noch immer beachtungswerth ist. Gelegentlich zu bemerken hat in der von Garatoni angeführten Stelle des Dionysius Halic. de Compos. Vocabb. p. 254, p. 410, ed. Schaefer: ἢ ζωγράφων τε καὶ τορευτῶν παισίν, unsere Pfälzisch-Heidelberger Handschrift: ἢ ζωγράφοις καταταρευταῖς, woraus man auf καὶ καταταρευταῖς schließen könnte, da καταταρέω vorkömmt — Da jedoch die Darmstädter ebenfalls abkürzende Handschrift ἢ ζωγράφοις καὶ ταρευταῖς hat, so würde ich nicht rathen, jenes zusammengesetzte Wort in ein Lexikon aufzunehmen. — Daß jene toreutischen Kunstwerke, welche Verres bey dieser Gelegenheit davon getragen, von Silber waren, zeigt das witzige Wortspiel in der Stelle §. 129: novus astrologus, qui non tam *coeli* rationem, quam *caelati* argenti duceret. So hat Hr. Z. in beyden Ausgaben stillschweigend geschrieben, da Grävius, Ernesti, Beck, Orelli *caeli* gegeben; ob

er daran wohl gethan, möchte ich bezweifeln, da die vaticanische Handschrift des Cic. de republica mehrmals in der Bedeutung von Himmel *caelum* und *caelo* hat, z. B. I. 14, und da Cicero, gesetzt er hätte auch sonst *coelum* geschrieben, doch dem Wortspiele zu lieb hier caelum vermuthlich geschrieben haben wird.

Bey der Stelle Cap. LIII. §. 131: Jam vero censores quem ad modum in Sicilia, isto praetore creati *sint*, operae pretium est cognoscere, muß man vorzüglich eine Lücke im vaticanischen Codex bedauern, da diese Stelle mit einer wichtigen Lehre der lateinischen Syntax zusammenhängt. Alle übrigen Handschriften geben hier *sunt*. Lambin änderte schon sint, und seinem Beyspiele folgte, wie man ohnehin erwarten konnte, Ernesti. Es ist also unrichtig, wenn Harles und Görenz diesen letzteren zum Urheber der Aenderung machen. Hr. Görenz zu Cic. de finib. IV. 24. p. 504 sq. beruft sich auf unsere Stelle, um dorten das: »At quo *nituntur* homines acuti argumento ad probandum, operae pretium est considerare, zu vertheidigen. Dagegen will Hr. Z. von der Aehnlichkeit beyder Stellen nichts wissen, und hat ebenfalls *sint* geschrieben; und seine grammatische Erörterung dieser Stelle verdient alle Aufmerksamkeit — aber kein Lob der vornehme und schneidende Ton, womit er bey dieser Gelegenheit den verdienstvollen Herrn Ramshorn behandelt, den er kurzweg »hominem a critica ratione alienissimum« nennt.

Ich hebe nur noch einige Stellen aus den letzten Capiteln dieser Rede aus. Cap. LXIII. §. 154. Etenim sic C. Verrem praeturam in Sicilia gessisse constat, ut, cum utrisque satisfacere non posset, et Siculis et togatis, officii (offici Vat.) potius in socios, quam ambitionis in cives rationem (rationes cod. Vat.) duxerit. Itaque eum non solum PATRONVM illius insulae, sed etiam SOTERA inscriptum vidi Syracusis (sed etiam SOTERAM *scriptum esse* vidi Syracusis Vat.). Hoc quantum est? ita magnum (*est* hat noch Cod. Vat. vortrefflich), ut Latine uno verbo exprimi non possit. Is est nimirum SOTER (Is est *enim* nimirum soter Vat.) qui salutem dedit. Ueber die vaticanische Lesart Soteram macht Hr. A. Mai in der Praefatio pag. XV folgende Bemerkung: »Adnotabunt item grammatici, Ciceronem lib. II. cap. 63. *soteram* pronunciare latine, non graece *sotera*. Reapse apud alios auctores *crateram* aliquando legimus pro *cratera*.« Nicht bloß bey andern Schriftstellern, sondern bey Cicero selbst in den Arateis (de N. D. II. 44, p. 395, ed. Moser, wo man die Anmerkung vergleiche):

In medioque sinu fulgens *cratera* refulget;

aber eben weil die Römer im Nominativ femin. cratera sagten, welches mit soter nicht der Fall ist, so bildet dieses Beyspiel keine Analogie. Ich glaube auch nicht, daß Cicero sed etiam *Soteram* geschrieben, sondern daß in der Großschrift das SOTERAM aus dem folgenden INscriptum entstanden ist, wo dann bloß *scribtum* übrig blieb, wie der Codex Vaticanus hat mit dem Zusatz von esse, welcher auch nicht gut ist. — Zu dem, was Hr. Z. in der Anmerkung nach Ernesti und Garatoni bemerkt, füge man bey, was in Noltenii Lex. Antibarbar. p. 1186 sq. darüber zusammengestellt ist; ingleichen Valckenaer's Erörterung über das Wort σωτήρ (Scholl. in N. T. I. p. 45 sq.), wo er unter Anderm in Bezug auf unsere Stelle sagt: »Hinc certe licet existimare, vocem *salvatoris* Ciceronis aevo nondum in usu fuisse.« In griechischen Inschriften wird zuweilen σωτήρ und εὐεργέτης mit einander verbunden (Letronne in Ferussac's Bulletin Hist. 1829. p. 488). — Ueber Tyndaritani und über diese messenische Colonie Tyndaris in Sicilien s. man Diodor. XIV. 78 mit Wesseling. Cic. Verrin. IV. 8. ad Attic. XV. 2. Dorvillii Sicula II. p. 15 und Burmann dazu p. 417 u. p. 612; wo eine Münze dieser Stadt mitgetheilt und erklärt ist. Jetzt bemerke ich noch, daß Tyndaris, so wie die cap. 52 vorkommende sicilische Stadt Kephalödis oder Kephalödium den Tafeln der Reichen die besten Thunfische von der Gattung, die man orcynos nannte, lieferte (Archestratus ap. Athen. VII. p. 302 a pag. 103 Schwgh., nach der Verbesserung des Casaubon:

Ἐν Σικελῶν τε κλυτῇ νήσῳ Κεφαλοιδὶς ἀμείνους
Πολλῷ τῶνδε τρέφει Θύννους καὶ Τυνδαρὶς ἀκτή.

Man vgl. de Koehler: *Τάριχος*, ou recherches sur l'histoire et les antiquités de pêcheries de la Russie méridionale. St. Pétersbourg. 1832. p. 363). — Das *Serapim* §. 160 ist in den Handschriften des Cicero de N. D. III. init. eben so entstellt worden. Man s. die Anmerkk. p. 570. — Cap. LXVII. §. 162 hat Hr. Z. mit Lambin und aus Handschriften geschrieben: evocat ad se Centuripinorum magistratus (statt Centuripinum magistratum) et decem primos. Ueber die decemprimi etc. habe ich zu Cic. de N. D. III. 30. p. 625 das Nöthige bemerkt. — Die Lesart Cap. LXV. §. 157: Res *declarabit*, ut cupierint, welche der Herausgeber mit Recht aufgenommen, wird auch dadurch bestätigt, daß sie aus dem Griechischen *Αὐτὸ δείξει* oder *λόγος δείξει* gebildet ist. S. Platon. Theaet. p. 200. e. Phileb. p. 20. c., und ein Mehreres darüber zum Plotinus de pulcritudine p. 50. B. — Cap. LXIX. §. 167: Eripiunt *enim*

tibi istam *orationem* contemnendorum Siculorum atque aratorum statue illae equestres, quas tu *paulo* ante, quam ad urbem venires, poni inscribique jussisti, ut omnium *iniquorum* tuorum animos accusatorumque tardares. Hier erkennt vorerſt der Cod. Vatic. das enim nicht an; ſodann begünſtigt er nicht Garatoni's Vorſchlag: eripiunt tibi istam *rationem* contemnendorum *negotiatorum*, Siculorum atque aratorum, will aber auch von dem iniquorum tuorum des Hrn. Z. nichts wiſſen, ſondern hat, wie andere und wie Hr. Orelli, *inimicorum*, aber mit tuorum, was bey Orelli nicht ſteht. Cicero fährt fort: Quis enim tibi molestus esset, aut quis appellare (appellare *te* Vat. ſehr gut) auderet, cum videret, statuas ab negotiatoribus (*a* n. Vat.) ab aratoribus, a communi Siciliae? (a. c. S. *potest*, woraus Hr A. Mai *positas* gebildet hat, gewiß richtig). Quod est aliud in illa provincia genus *hominum*? (ſo Hr. Z. aus mehreren Handſchriften ſtatt *humanum*, und ſo hat auch Cod. Vat.). — Cap. LXXIV. §. 183 hat nun der Herausgeber: unde tan*tam* Melit*ensium* (scil. vestium) aus Handſchriften wieder hergeſtellt, ſtatt unde tan*tam* Melitens*em* ves*tem*, welches Garatoni noch in Schutz genommen. Ueber dieſe Gewänder verweiſet Erneſti auf Cluverii Sicilia antiqua, pag. 436. In den Commentarr. Herodott. p. 46 — 50 wird man über dieſe feine Baumwollenzeuge wie über andere ein Mehreres finden. — Cap. LXXVII. §. 188 hat Hr. Z. auch die richtige Lesart an *pecuarius* ſtatt an pecuniarius aufgenommen, und verweiſet dabey mit Recht auf Cap. 3 wegen der vier Claſſen römiſcher Bürger, die in Sicilien Geſchäfte trieben. Daß der Scholiaſt (angeblich Asconius, ſ. oben) auch mit dieſem Gegenſtande nicht vertraut war, erſieht man unter anderen aus ſeiner Verwechslung der pecuarii mit den scripturarii (ſ. Hrn. Madvig de Asconio Pediano p. 119). — Eben daſelbſt §. 190: Si Carpinatius mihi tum (ſo auch Cod. Vat.) respondere noluit, responde mihi nunc tu (tu fehlt im Vat.), Verres, quem esse hunc tuum (tum Cod. Vat. fehlerhaft) paene gentilem Verrutium (Verrucium Vat. und ſo immer) putes. Um das paene gentilem zu verſtehen, muß man an den weitſchichtigen Begriff, den die Römer zuweilen mit gentilis verbanden, denken, indem dabey oft auf die Gleichheit des Namens geſehen wurde (ſ. das ähnliche Beyſpiel bey Varro de r r. III. 6. p. 289. Schneider; Festus in gentiles und van Lynden Jurisprudent. Tulliana in Topicis expos. p. 129). — Cap. LXXVIII. §. 191: Videtis Verrutium? videtis primas litteras integras? (l. pr. intgr. Vat.) videtis extremam partem nominis caudam illam Verris, tanquam in luto, demersam esse in litura? —

aut te esse Verrutium fateare (videtis extremam partem nominis *codam illam Verris nam* [*verrinam* A. Mai] — und zuletzt: aut *te Verrucium* esse fateare. Vat.). Jenes *codam illam verrinam* — demersam in litura und die Anordnung der letzten Worte hat Hr. Z. selbst in den Anmerkungen und in der Appendix der gebührenden Aufmerksamkeit gewürdigt. — Gleich zunächst bricht die vaticanische Handschrift ab, und wir wollen auch abbrechen, da das Bisherige hinreichen wird, um die bedeutenden grammatischen und kritischen Vorzüge dieser Ausgabe zu würdigen, zugleich aber auch, um sich zu überzeugen, wie wünschenswerth nun auch ein nach dem jetzigen Standpunkte der Alterthumswissenschaft abgefaßter Realcommentar über diese wichtigen Reden scheinen muß.

Heidelberg, den 25. März 1833. Creuzer.

Art. VI. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von Fr. B. von Buchholtz. Erster Band. Einleitung I — XXXVI. S. 2 — 431. Beylagen S. 432 — 504. Wien 1831, bey Carl Schaumburg und Compagnie. Mit dem lithographirten Porträt K. Ferdinand I.

Dieses merkwürdige Werk scheint, wie aus den uns vorliegenden ersten zwey Bänden zu urtheilen ist, zu einem bedeutenden Umfange zu erwachsen Man sollte daher mit einer Beurtheilung desselben wohl noch so lange zurückhalten, bis dessen letzter Band erschienen seyn wird. Weil es jedoch theils seines Geistes und seiner Tendenz, theils der Zeitepoche wegen, in welcher es erscheint, zu wichtig und beachtungswerth ist: so glauben wir nicht Tadel, sondern nur Dank zu verdienen, wenn wir dennoch jetzt schon mit einer Anzeige desselben hervortreten. Zwar sind wir überzeugt, daß dies Geschichtswerk anderweitig sogleich bitteren Tadel erfahren, und daß mancher hervortreten werde mit dem Warnungsrufe: Aus der Feder den Vogel! — Ex ungue leonem! — Wir halten uns aber dadurch nicht für berechtiget, jetzt schon vorgreifend ein bestimmtes Urtheil zu fassen und auszusprechen; und es mag daher hier genügen, den Geist dieses Werkes von Schritt zu Schritt zu verfolgen, und wortgetreu nach des Hrn. Verf.'s eigenen Ausdrücken darzustellen, und nur hie und da, wo dann unserem Wissen und Gefühle sich eine abweichende Ansicht aufdringt, dieselbe auszusprechen.

In der Einleitung p. I — XXXVI, welche mit Scharfsinn und mit gewandter Pragmatik geschrieben ist, spricht sich der Geist des Werkes klar und bestimmt aus.

Der erste Abschnitt, p. 3—32, enthält die Jugendepoche K. Ferdinands, seine Aeltern und Erziehung, Verhältniß zwischen seinem Vater und mütterlichem Großvater und die erste Stellung zu seinem Bruder. Bey weitem das wenigste, so in diesem langen Abschnitte vorkömmt, berührt den jungen Ferdinand, ungeachtet er der Hauptgegenstand dieses Geschichtswerkes ist: größtentheils wohl aus dem begreiflichen Umstande, weil gar weniges nur quellenbegründet aus dieser Jugendepoche erzählt werden kann. Der größte Theil beschäftiget sich mit Darstellung jenes folgenreichen Entwurfes, wodurch der K. Maximilian I. sein Andenken in die Geschichte der größten europäischen Staatsverhältnisse verflochten hat, nämlich, die begründete, enge Verbindung des Hauses Oesterreich-Burgund mit Spanien, um gegen die drohende und weil von der Mitte aus, um so gefährlicher auf die Nachbarn einwirkende Macht Frankreichs ein stärkeres Gleichgewicht zu befestigen. Frankreich und Spanien waren die rivalisirenden Mächte unter den romanisch-germanischen-Nationen Europa's, welche eben damals um das Uebergewicht bey der dritten dieser Nationen, Italien nämlich, zu streiten begannen, bey welcher das alte Ansehen und Hoheitsrecht deutscher Kaiser und des Reichs mehr und mehr entkräftet, oder nicht geltend gemacht worden war. Die beyden Haupttendenzen Kaisers Maximilian in seiner äußeren Politik, nämlich der Vertheidigungskrieg gegen die angreifende Macht Frankreichs und die Wiederherstellung der Kaiserhoheit über die unabhängig gewordenen kleineren Mächte Italiens, zugleich mit der Machtvermehrung seines Hauses in diesem Lande, erhielten durch eine solche enge Verbindung mit Spanien die wichtigste Beförderung. Die großen Interessen, welche sich an jenen fortwährenden Vertheidigungskampf, so wie an das politische Ansehen des deutschen Kaiserhofes überhaupt, seit dem funfzehnten Jahrhundert geknüpft haben, verdanken jenem Bedürfniß zum Theil ihre Sicherstellung, indem ohne dasselbe die durch mehr als zweyhundert Jahre wiederholt eingetretenen Entscheidungsepochen und gefahrvollen Stürme vielleicht nicht möchten haben durchgekämpft und überwunden werden können. Wahrhaftig! man muß dieß höhere Ziel sich lebhaft vergegenwärtigen und fest im Auge behalten, um mit aufrechtem und ruhigem Gemüthe die Darstellung des trüben Bildes einer eigennützigen und trügerischen Politik der sich in ihren Zwecken und Interessen so sehr durchkreuzenden und einander täuschenden Mächte (J. 1488—1519) zu durchlesen! Auf Anordnung seines Bruders Karl war Ferdinand nach Brüssel (1518) abgereiset; er verließ das Land, worin er aufgewachsen und erzogen war, als

achtzehnjähriger Prinz, um es nie wieder zu sehen, dagegen um in einem so vorzüglichen Sinn Deutschland anzugehören und an dessen große Schicksale geknüpft zu seyn. Carl aber, in den deutschen Niederlanden erzogen, bestieg den Thron jener südlichen Reiche, und wenn ihn gleich die kaiserliche Würde in der Folge mehrmals nach Deutschland rief, so blieb er dennoch der Nation immer einigermaßen fremd, so ernst er auch später die Reichsangelegenheiten nahm. Jene Erziehung Ferdinands in Spanien und die ihn während dieser ersten Epoche seines Lebens umgebenden Verhältnisse und Begebenheiten können nicht ohne Einfluß auf seine Denkart und auf sein späteres Leben geblieben seyn. Es ist auch der Betrachtung würdig, daß eine Regentschaft Ferdinands in Spanien bis zur Ankunft oder später nach der Abreise seines Bruders ihn leicht in den Kampf der Parteyen tief verflochten, und gegen Carl in eine falsche Stellung und von der ihm bestimmten Bahn ganz abgebracht haben könnte, wogegen der für den Augenblick ungünstige und von zu weit gehender Aengstlichkeit eingegebene Auftrag seines älteren Bruders, Spanien sogleich zu verlassen, und die edle Bescheidenheit, womit er sich demselben unterwarf, der gerade Weg zu einer mehr als vierzigjährigen, vielgeprüften, aber für die größten europäischen Verhältnisse bleibend wichtigen Regierung geworden ist. — Der zweyte Abschnitt beschäftiget sich fast ausschließend mit der Kaiserwahl Carls, und berührt nur das Allerwenigste, was den Erzherzog Ferdinand betrifft, p. 85 — 140.

K. Maximilian I. hatte anfänglich den jüngern Enkel, Ferdinand, ausersehen, welchem er die Nachfolge in den niederösterreichischen Erblanden ohnehin zugedacht hatte, ihm in der kaiserlichen Würde zu folgen; von welchem Gedanken ihn aber der Kardinal von Gurk, Matthäus Lang, sein vertrauter Minister, abgebracht haben soll. Nachher, 1518, unterhandelte er für seinen älteren Enkel, Carl, wirklich mit den Churfürsten. Streben nach Machtvergrößerung wurde bey einigen Wahlfürsten Anlaß, daß sie ihr reichsgesetzliches Vorrecht zum Mittel ihres eigenen Vortheils, und daher nicht nur sich selbst abhängig machten von dem, welcher ihnen die meisten besonderen Vortheile anbieten konnte, sondern auch jeden Bewerber um die höchste Würde von sich abhängig zu machen wußten, so daß nicht bloß die Eigenschaften, wodurch ein Fürst vor andern geeignet war, diese Würde zu tragen, zu deren Erwerbung hinreichten, sondern er sich dazu verstehen mußte, den Wahlfürsten besondere Vortheile zu bewilligen, welche von jenen Eigenschaften und dem Gemeinwohl unabhängig waren. Glücklich noch, wenn durch solche Anerbietungen keinem allgemeinen Interesse des Reichs zu

nahe getreten werden durfte. Während dem Interregnum nach K. Maximilians Tode und dem Reichsvikariate drohte die Hauptangelegenheit selbst, wodurch alles, was zur ehrwürdigen Einheit und Ordnung im Reiche dienen konnte, neue Befestigung erhalten sollte, die Wahl eines neuen Kaisers, das Reich und mit demselben die Christenheit auf das Gefährlichste zu zerreißen. Der König von Frankreich nämlich, schon damals gewohnt, durch Parteyungen in Deutschland und Italien seine Macht zu erweitern, und nach einem entschiedenen Uebergewichte und herrschenden Ansehen in der Christenheit strebend, wendete alle Mittel der reizendsten Versprechungen und ungeheure Zahlungen an (p. 95), um durch Gewinnung der größeren Zahl der Churfürsten die höchste Würde auf sein Haupt zu bringen. Es war aber leicht einzusehen, daß eine so unnatürliche Wahl, wenn sie durch Bearbeitung oder Gewalt zu Stande gekommen wäre, nie bleibend die Nation in ihren edelsten und meisten Theilen könnte für sich gehabt haben, und also in jedem Falle zu desto tieferer Entzweyung des Reichs hätte ausschlagen müssen. Papst Leo X. suchte auf das Wahlgeschäft, wie es scheint, weniger mit bestimmter Entschiedenheit für einen oder den andern der beyden mächtigen Bewerber, als zur thunlichsten Verwahrung der Rechte des heiligen Stuhles und der Unabhängigkeit Italiens, besonders zur Verhütung einer zwieträchtigen Wahl und daraus zu befürchtenden Spaltung der Fürsten in dem Augenblick so großer Gefahr vor den Türken und der ausbrechenden Religionstrennung in Deutschland, — seinen Einfluß auszuüben. Uebrigens war von beyden mächtigern Bewerbern der eine damals Herr von Mailand, der andere von Neapel. Weder die Verbindung des einen noch des anderen mit der Kaiserwürde konnte nach dem alten System des römischen Staats und nach der Natur der Sache demselben angenehm seyn; und es soll auch der Auftrag der Legaten dahingegangen seyn, vielmehr die Wahl eines dritten einheimischen Fürsten zu befördern. Besonders aber war die Verbindung Neapels mit dem Reiche ungern gesehen, und man konnte sich dabey auf die alten Bestimmungen der Päpste berufen, welche als oberste Lehensherrn von Neapel (?) und als Bestätiger der Kaiser die Unvereinbarlichkeit beyder Kronen ausgesprochen hatten. — Eine Zeitlang neigten sich die Stimmen der Wahlherrn zu dem Churfürsten Friedrich von Sachsen hin, der eines großen Ansehens im Reiche genoß. — Es kann die Frage anziehend beschäftigen, was zunächst erfolgt seyn würde, wenn dieser Beschützer der Reformation Kaiser geworden wäre. Es hätte dann dahin kommen können, daß die katholischen Stände auf den Standpunkt der Vertheidigung gegen das (in Religions-

sachen) mißbrauchte reichsgesetzliche Ansehen hätten treten müssen, vom Papste würde Sachsen nicht anerkannt worden, und das Reich würde in sich aus religiösen und politischen Gründen noch mehr und schneller gespaltet worden seyn, als wirklich der Fall wurde, da das Naturgemäßere eintrat, nämlich daß der Mächtigste das Oberhaupt ward, der zugleich vielfach durch Getheiltheit seiner Macht beschränkt blieb, und daß der oberste Vertheidiger des Glaubens nicht selbst ein Begünstiger der Kirchentrennung war. Daß die erhabenere Stellung den Churfürsten von Sachsen bestimmt haben möchte, bedingter und minder entschieden, die neue Lehre zu beschützen, ist wohl kaum im Ganzen anzunehmen. Die Zusammensetzung der Macht Oesterreichs mit der des übrigen Reichs wider die Türken dürfte noch schwieriger gewesen seyn; — vielleicht hätte bey diesen unnatürlichen Verhältnissen eine, wenigstens zeitweise Union zwischen Oesterreich und Frankreich, zum Schaden des Reichs und der Unabhängigkeit minder mächtiger Häuser sich gebildet. — Die einmüthige Wahl Carls ward erst am 27. Juny 1519 durch die bestimmte Erklärung des weisen Churfürsten Friedrich für ihn entschieden. Die Wahlcapitulation, welche Carl am 22. October 1520 zu Aachen beschwor, enthielt einige wesentliche Beschränkungen. — Carl war jetzt in voller Jugendkraft das Haupt jenes ehrwürdigen Vereins von Fürsten und Völkern, in dessen Form und Bestimmung die edelsten Ideen der großen Mittelzeit einen Ausdruck gefunden hatten. Die deutsche Nation in der Mitte von Europa wurzelnd, durch den Reichthum an individuellen Kräften vielfach aus einander strebend, fand in der kaiserlichen Würde eine Darstellung jener rechtsgewährenden und wohlthätigen Einigung, welche, auch von bestimmten Verfassungsformen abgesehen, schon in den geistigen Anlagen und Bedürfnissen des Volkes und dessen auf das Universelle gerichteten Geistesart begründet zu seyn scheint. Und nicht allein die Verbindung deutscher Nation, sondern die ganze politische Ordnung Europa's in ihrer höchsten Bestimmung äußerer Freyerhaltung und Vertheidigung der göttlichen Kirche, — sollte in jener Würde, als in einem großen Mittelpuncte, eine gemeinsame Darstellung erhalten. — Ungeachtet aller Selbstständigkeit der einzelnen Stämme und Fürsten der Nation, ungeachtet der durch öfteres Aussterben der Dynastien und andere Umstände beförderten Entkräftung und Beschränkung der Kaisermacht, hatte diese Würde dennoch in dem Gefühle von Hohen und Niederm im Reiche noch eine feste Grundlage, und in manchen Fällen von oberstrichterlichen und gesetzlichen Handlungen noch eine tief eingreifende Wirksamkeit. Und nach außen hin

konnte wenigstens in günstigen Augenblicken die Reichsverfassung eine Vereinigung für die Nationalmacht seyn. — So schien der junge Monarch auf eine Höhe von Größe und Herrschaft gestellt zu seyn, wie sie Wenigen zu erreichen vergönnt gewesen. — Allein jenes frühere Zeitalter, in welchem, mit so vielen andern Verfassungsformen und Einrichtungen der christlich-germanischen Völker auch jene größte und umfassendste der weltlichen Gewalten begründet worden, hatte schon in vielfachen Uebergängen einer neuen, auflösenden und umgestaltenden Zeit weichen müssen. — Während die geschwächte Reichsgesetzgebung es nur sehr unvollkommen vermochte, die alten Elemente der Unordnung, gewaltthätige Eigenschaften und rauhe Eigenmacht, zu bändigen, hatten sich in einer durch Vernunftberechnung unterstützten Selbstsucht neue Ursachen von Auflösung und Zwietracht verbreitet. — Im höheren Grade noch, als im Reiche der Deutschen selbst, hatte ein solches neu hervortretendes Prinzip von Vereinzelung und Willkür die Gemeinschaft der Christenheit im Ganzen auflösend getrennt, und einen allgemeinen Zwiespalt in derselben entwickelt, in welchem die einzelnen Staaten, im Ringen nach größtmöglicher Unabhängigkeit, unter immer wechselnden Bündnissen sich zu heben und zu vergrößern suchten. Alle Kräfte der Trennung und des Widerstandes aber hatten in dem mächtigsten der einzelnen Königreiche ihren Vereinigungspunct gefunden, und standen hiedurch verbunden, gegen das zweifelhafte Uebergewicht der alten Einheit im beharrlichen Kampfe. — Und jetzt hatte auch die kirchliche Gemeinschaft begonnen den inneren Mangel an gottseliger Gesinnung bey vielen ihrer Glieder durch äußere Spaltung und bis auf den Grund dringende Entzweyung zu offenbaren. — Das große Ganze war in seinem innersten Leben zerrissen und erschüttert; es war zweifelhaft geworden, was in den alten Gegenständen der Verehrung noch Sache, was dagegen nur bloßer Name geblieben sey. — Der erhabene Jüngling, welcher, ausgerüstet mit der Macht so vieler Fürstenhäuser und blühender Reiche, mit der ersten Krone der Christenheit geziert worden, war, anstatt das Haupt des Ganzen und die Stütze der großen Ordnung zu seyn, der That nach nur an die Spitze der einen Hälfte von Europa gestellt, um mit der andern einen verderblichen und wechselvollen Kampf zu bestehen, in welchem auch das kaiserliche Ansehen und die Formen der Reichsverfassung selbst zu Waffen der gegenseitigen Bekämpfung wurden. Auf dem Wormser Reichstage beschäftigten den Kaiser sogleich die ernsthaftesten Gegenstände der Gesetzgebung mit wörtlich ausgesprochener Hinsicht auf den dermaligen und auf den früheren Zustand der Würde des Reichs, »als von Gott selbst geehrt, wel-

ches einst beynahe die ganze Welt unter sich gebracht und regiert habe, dergleichen Monarchie, Kaiserthum und Königthum auf Erden nie gewesen; aber mit der Zeit sey es in solchen Abfall gekommen, daß es auf den Tag gegen das, was es gewesen, für minder als der Schatten zu achten.« Zu den ehrwürdigsten Institutionen der deutschen Verfassung gehörten ohne Zweifel jene, welche in der Gesinnung der alten Nationalvereinigung begründet, zugleich eine geregeltere und gleichmäßigere Rechtspflege und Friedensordnung als einen Hauptvorzug des sich entwickelnden neuen Zeitalters für das Ganze des Reichsverbandes begründen sollten. Das von K. Maximilian begründete Kammergericht insbesondere, welches Frieden, Recht und gute Ordnung für Arm und Reich befestigen und erhalten sollte — eine ihres Gleichen in alter und neuer Zeit nicht zu findende Institution (?!), wurde unter Einstimmigkeit aller Reichsstände wieder hergestellt, und die in den Jahren 1471 und 1495 gemachte und mit mehreren Zusätzen versehene Kammergerichtsordnung erweitert und verbessert. — Bey den Verhandlungen über das für die persönliche Abwesenheit des Kaisers einzusetzende Reichsregiment übergaben die Reichsstände eine schon 1495 verfaßte und 1500 wirklich errichtete Regimentsordnung; worauf K. Karl aber einen Gegenentwurf vorlegen ließ. Die Stände wollten ein Regiment mehr im republikanischen Sinne neben dem Kaiser, auch bey dessen Anwesenheit im Reiche; dieser mehr eine das kaiserliche Ansehen, den Ständen gegenüber, stellvertretende Behörde. Gegen das Ende des Reichstages ernannte K. Karl seinen Bruder Ferdinand zum Statthalter, und am 30. Sept. 1521 wurde das Reichsregiment zu Nürnberg eröffnet.

Der dritte Abschnitt erzählt die Erbtheilung zwischen K. Carl V. und dem Erzh. Ferdinand; dessen Antritt der Regierung in den deutschen Erblanden, Vermählung mit der ungrischen Anna und Urtheil im Streite der alten und neuen Regentschaft in Niederösterreich, p. 143 — 191.

Die durch die Reichsacht und den Tod des böhmischen Königs Ottokar eröffneten und heimgefallenen großen Reichslehen verlieh der siegreiche Kaiser Rudolph von Habsburg in Gesammtbelehnung seinen Söhnen Albrecht und Rudolph und deren Stamme; nämlich Oesterreich, Steyer und Krain mit der windischen Mark. Das inzwischen erledigte Herzogthum Kärnthen wurde dem Grafen Mainhard von Tyrol verliehen, sollte aber nach Ausgang dessen männlichen Stammes an Oesterreich fallen, wie es später im Jahre 1335 geschah. — Von jener Belehnung an bis auf Kaiser Maximilian gehörte der Besitz und das Dominium utile dieses schönen Landes, in gewissem Sinne den jedesmal vorhandenen

Brüdern und Erben gemeinschaftlich; es fand nicht, wie in andern deutschen Fürstenhäusern, eine sogenannte Todtheilung, eine bleibende oder fortgehende Abtheilung und Zertrennung der Länder, unter den verschiedenen Zweigen des herzoglichen Hauses Statt; auch war der Erstgeborne nicht nur der Vertreter des ganzen Hauses und »Vorgeher und Vorsorger« seiner nachgebornen Brüder, sondern er hatte auch wohl eigentlich die ungetheilte Regierung und Verwaltung (nach dem mehrfach vorkommenden Ausdruck der Diplome, »wie wir deß als der älteste vollen und ganzen Gewalt haben«) mit den lehensherrlichen Rechten, und dem Recht zu Bündniß und Fehde. Der älteste empfing auch wohl allein die kaiserliche Belehnung, — obwohl immer im Namen des ganzen Hauses, — und es äußerte sich dieser Mitbesitz der nachgeborenen Erben nicht nur durch gemeinsame Huldigung der Unterthanen, sondern auch oft durch gemeinsame Unterfertigung der Regierungsacte, und fast noch regelmäßiger durch vorübergehende Länderabtheilungen zur Theilung der Revenüen und der zeitweiligen Regierung auf bestimmte Dauer oder auf Lebenszeit. Alle durch vorübergehende Theilungen auf einige Zeit getrennten Länder, welche neben den Streitigkeiten der Brüder unter einander mehrfach die Entwicklung oder Behauptung der Macht des Landes und Hauses schwächten, vereinigte im Jahre 1496 in sich Maximilian I. als alleiniger Erbe und Träger der Ansprüche, der Rechte und der Schicksale des Hauses Oesterreich. Sein einziger männlicher Erbe aus Maria, der Tochter und Erbin Carls des Kühnen von Burgund, Philipp I., der als Regent von Castilien 1506 verstorben war, hinterließ die vielgenannten Söhne Carl und Ferdinand. Wenn jener unstreitig als Erbe von Burgund, von Castilien und Arragonien seinen Bruder von der Erbfolge in diesem Reiche ausschloß, so war das nicht in gleicher Weise mit den österreichischen Erblanden der Fall, deren Besitz den beyden Brüdern nach der Gesammtbelehnung gemeinschaftlich seyn sollte, und dem Zweytgebornen aus diesen Landen, wenn nicht eine Auszeichnung von Land und Leuten zur zeitweiligen Verwaltung, so doch eine hinreichende Versorgung zur Begründung einer neuen Linie rechtlich gebührte. Nun war es aber ein sehr natürlicher Gedanke, jene vierfache Erbschaft nicht auf einem Haupte zu vereinigen, und den Glanz jener fremden Kronen nicht auch noch durch die ungetheilte Regierung und Verwaltung aller deutschen Provinzen zu vermehren mit unfreygebiger Behandlung des jüngeren Bruders; sondern vielmehr durch Theilung einer so verhältnißmäßig großen Erbschaft Habsburg in zwey mächtig und eng verbundenen Häusern, und so in desto reicher ausgebreiteten Verhältnissen fort-

blühen zu lassen. Hieraus wird es so glaublich als erklärlich, daß (wie es ein schon von Schröter erwähntes Diplom enthält) der Kaiser Maximilian den von Kaiser Friedrich II. bereits gehegten Gedanken der Erhebung jener großen Reichslehen von Oesterreich und Steyermark mit Kärnthen und Krain zu einem Königreiche, und zwar für den zweytgebornen Ferdinand mit Gunst und Einwilligung des erstgebornen Carl zur Erfüllung zu bringen die Absicht hatte, mit der Bestimmung, »daß in diesem Königreiche immer der erstgeborene Descendent succediren, die Nachgeborenen aber, so lange sie nicht anders woher (oder auch aus Kirchenpfründen oder Besoldung ꝛc.) so viel Einkommen hätten, um davon als Herzoge anständig leben zu können, eine bestimmte Geldrente erhalten sollten.« — Die Ursachen, warum die Sache nicht in dieser Form zu Stande kam, sind nicht bekannt. In seinem Testamente, dd. Wels 6. Jänner 1519, hinterließ K. Maximilian I. seine Lande den beyden Enkeln, Carl und Ferdinand, als Erben mit der Bestimmung, daß die Besitzergreifung und Erbhuldigung den beyden Brüdern gemeinschaftlich geschehen solle; nachdem er schon früher für seinen zweytgebornen Enkel durch Erbschafts- und Heiratsverträge mit dem König Wladislaus von Ungern und Böhmen, unter Mitwirkung dessen Bruders Sigmund von Polen noch eine besondere Fürsorge getroffen hatte; in Folge welcher dann auch die Doppelheirat zwischen dem Erzherzog Ferdinand und Anna, der Tochter des K. Wladislaus, und Maria, der Schwester Ferdinands, mit Ludwig, Sohn des Königs Wladislaus, nach mehrfachen Unterhandlungen 1506, 1507, 1515 und 1516, auf den Grund älterer Erbverträge und Friedensschlüsse v. J. 1491 und 1506 mit Ungern festgesetzt und im Jahre 1521 vollzogen worden ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß frühe schon Carl seinem Bruder in irgend einer Weise die Errichtung eines eigenen Staates aus den Erblanden bestimmt habe Indessen erklärte Carl in einer Urkunde 7 Nov. 1520, »daß er seinem Bruder zu seinem Unterhalte alles erbiete, was ihm schon von rechtswegen gebühre, er wolle es vielmehr aus Liebe zu ihm vermehren, und er sey daher einverstanden, wenn Ferdinand damit für jetzt (ex nunc) zufrieden seyn wolle, diesem die fünf Herzogthümer der untern österreichischen Lande zu übergeben, so wie sie jetzt seyen, und zugleich alles das, was ihm im Testamente des Königs Ferdinand legirt sey. Und wenn Don Ferdinand und der König von Ungern es wollen, so will kaiserliche Majestät jene österreichischen Provinzen zum Königreiche erheben, und den Don Ferdinand selbst zum König von Oesterreich machen.« Ungeachtet aber diese Erhebung der fünf Herzogthümer unterblie-

ben war, so wurde dennoch zu Worms 28. April 1521 weiters urkundlich festgesetzt: »daß Ferdinand von damals an als gebührende Erbportion in den deutschen Ländern, welche K. Maximilian hinterlassen, die fünf Herzogthümer haben, alles Uebrige aber Carln verbleiben solle. Erst im folgenden Jahre aber nach zwey vorläufigen und theilweisen Bewilligungen 30. Jänner 1522 und 7. Februar 1522 zu Brüssel geschah mit der Grundlage eines eigens errichteten Transactes die ordentliche Theilung zwischen der deutschen und spanischen Linie des Hauses Habsburg. Damals kam man aber in einer besondern Urkunde überein, daß diese Theilung noch sechs Jahre geheim gehalten werden solle; es regierte daher Ferdinand einstweilen noch, außer in den fünf Herzogthümern ohne Friaul ꝛc., als Statthalter seines Bruders, und erst am 15. Februar 1525 wurde von Madrid aus der öffentliche Uebergabsbrief erlassen, und die Theilung, weil die Haupturſache der Geheimhaltung weggefallen war, öffentlich kund gemacht. — Die nach dem Tode K. Maximilians in den östlichen Erblanden entstandene und fast durch drey Jahre fortdauernde Entzweyung und Auflehnung wegen der einstweiligen Regierung des Landes zwischen der Partey der ständischen Regentschaft und der alten Regierung entschied der Erzherzog Ferdinand persönlich zu Neustadt, wo er am 12. Juny 1522 unvermuthet angekommen war, und die passende Gelegenheit erhalten hatte, die eigene Regierung seiner Lande mit einer feyerlichen, richterlichen Handlung zu beginnen, welche fast mehr noch durch die Form, als durch den Gegenstand der näheren Betrachtung sich empfiehlt.

Im vierten Abschnitte wird behandelt die Erwerbung Würtembergs, oder wie das Land in Folge der Handlungen des Herzogs Ulrich und seiner Entsetzung durch den schwäbischen Bund an Oesterreich gelangt ist, p. 195—261. Diese Erzählung, mit viel kleinerer Schrift gedruckt, verfolgt in weitschweifiger und den Leser fast ermüdender Umständlichkeit die einzelnsten Details der Begebenheiten.

Das schwäbische Bündniß hatte in dem Uebergange aus dem anarchischen Fehderechte, wie es seit dem dreyzehnten Jahrhunderte überhand genommen, in den Zustand eines geordneten Landfriedens, eine der merkwürdigsten und im Ganzen wohlthätigsten Formen dargeboten, welche zur Erhaltung und Kräftigung eines föderativen Staatsrechts dienen konnten. Die unter Kaiser Maximilian zu einiger Ausbildung gekommenen Friedens-Institutionen bedurften der Hülfe und Kraftigung durch eine geschlossenere Executions-Instanz, als in der Reichsgesetzgebung selbst gegeben war. Hätte dieselbe in erweiterter Form sich er-

halten und ausbilden können, und wäre nicht durch die Religionstrennung ein neuer Grund zur Entzweyung im Reich entstanden, so würde Einheit und Ordnung für das Ganze sich kräftiger entwickelt haben. Wie viel mehr Einheit und wirksames Zusammensehen findet man in jenen Fehden, welche in den Bereich des schwäbischen Bundes fielen, wenn man sie mit den gleichzeitigen in andern Theilen des Reichs vergleicht, wovon in der Hildesheimischen Fehde und den Fehden des kriegerischen Adels Beyspiele vorliegen. — Was die rauhe Strafe der Acht betrifft, welche die Reichsgesetze auf den Landfriedensbruch setzten, so mußte dieselbe, wenn gleich durch ihre Furchtbarkeit in einigen Fallen zur Bändigung des Frevels heilsam, doch auch freylich wesentliche Nachtheile mit sich führen. Aehnlich dem kirchlichen Bann und Interdikt, wo solches gegen ganze Gemeinden und Länder ausgesprochen wurde, — und daher wie dieses aus der obersten kirchlichen, so in weltlicher Ordnung aus der obersten rechtlichen Autorität ausfließend, — ließ die Acht eine Masse von Uebeln zu, oder gab selbst Anlaß dazu, um andere Uebel zu strafen oder abzustellen. Sie führte eine Verwicklung von Pflichten, einen Streit der Gefühle von Anhänglichkeit und Treue gegen den nächsten Herrn und das nächste Gemeinwesen, mit denen für den höchsten Herrn und die allgemeine Ordnung mit sich, welchen man so sehr als möglich zu vermeiden suchen soll. Zur Ausführung eines Achtspruchs bewaffneten sich manchmal sehr verderbliche Leidenschaften, und der eigennützige Vortheil vieler Einzelnen. — Es hätte daher wenigstens ein solches tief eingreifende Strafgericht wohl nur für die äußersten Fälle vorbehalten seyn sollen, in der Regel aber vielmehr nur die richterliche Forderung von Strafe und Genugthuung für den einzelnen Frevel mit Uebermacht vollzogen werden sollen, als eine Züchtigung, deren inneres Maß zugleich ausgesprochen wird. Wofern aber dieser Vollziehung ein mächtiger Widerstand beharrlich entgegengesetzt wird, so tritt freylich endlich das Kriegs- und Eroberungsrecht ein, nämlich das Recht, über die Macht eines Andern in Folge des Sieges nach eigenem Ermessen zu verfügen, nachdem diese Macht dazu mißbraucht worden war, das Bestehen der rechtlichen Ordnung selbst auf die Spitze des Schwertes zu stellen. — Bey Gelegenheit des Tübinger Vertrages und Abschieds 8. July 1516 macht der Hr. Verf. folgende Bemerkung: »So suchte man die Rechte der unteren Classen gegen Mißbräuche und Bedrückungen zu schützen, wozu es der später hinzugekommenen fremdartigen Elemente von ungebundener Religionsfreyheit und Schwärmerey nicht bedurft hätte, sondern einer ruhigen Ausbildung und Fortganges.« — Dieser Bemerkung

scheinen die eigenen Anführungen p. 206, 211, 213, die allgemeine schlaffe und schlechte Execution des gedachten Tübinger Abschieds, die Geschichte des Herzogs Ulrich von Würtemberg und der ganzen inneren Verwaltung und Rechtspflege im Reiche allenthalben nicht sehr günstig zu seyn.

Sehr umständlich behandelt der fünfte Abschnitt die Anfänge der deutschen Kirchentrennung p. 265—335. Luther und sein erstes Auftreten. Sehr frühe schon zeigte Luther ausgezeichnete Kraft und Kühnheit des Geistes. Mit größtem Eifer studierte er die Bibel, und manche Schriften der Väter, besonders des h. Augustin; und es läßt sich nicht wohl bezweifeln, daß dieses schon früh in einer Richtung geschah, welche in heftigem Gegensatz gegen die hergebrachte damalige Lehrart und Uebung der Theologie in Schule und Kirche gerichtet war. Auch faßte er schon frühe sehr heftige Vorurtheile gegen den Stand des vollkommeneren Lebens, in welchem er eine anmaßende und falsche Werkheiligkeit zu sehen sich gewöhnte, die da vergäße, daß der Mensch dem Gesetze Gottes nie genugthun könne, und keiner eigenen Gerechtigkeit fähig sey — In wiefern die damaligen Ablaßpredigten von verdammlichen Mißbräuchen begleitet worden, ist in seinem wahren Maße nicht leicht auszumitteln. Jene Anecdoten, daß Tetzel geprediget, er hätte solche Gnade und Gewalt vom Papste, daß wenn jemand nur das Geld in den Kasten werfe für eine Seele im Fegefeuer, so fahre sie heraus, sobald und nicht eher als der Pfenning klänge; das rothe Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen aufgerichtet sey eben so kräftig, als das Kreuz Christi; die Ablaßgnade sey eben die Gnade, wodurch der Mensch mit Gott versöhnet werde, es sey nicht nöthig, Reue noch Leid oder Buße für die Sünde zu haben (?), wenn einer nur die Ablaßbriefe löse, und daß auch künftige Sünden (!) im Voraus für das Ablaßgeld könnten getilgt und losgekauft werden, — würden so grell aller katholischen Theologie widersprechen, daß man sie an sich selbst schon für unwahrscheinlich erkennen muß. Sie beruhen zum Theil auf dem, was Luther vom Hörensagen anführt, was eben kein sehr bündiges Zeugniß gibt, theils auf dem wohl sehr wenig bewährten Histörchen des Myconius — Das Verhältniß zu den Liebeswerken gab Tetzel so an: »Die Werke der Liebe gelten mehr, zu verdienen, Verdienst und Gnade zu erlangen, vollkommener Ablaß gilt mehr, schnell zu bezahlen, oder genug zu thun, zur vollkommlichen, schnellen und sonderlichen Vergebung. Der dem Armen gibt und leihet dem Dürftigen, der thut besser, so viel größeres Verdienst belanget, wer aber Ablaß löset, der thut besser, so viel die schleunige Genugthuung betrifft. — In vor-

stehenden Lehrsätzen wenigstens wird man eben nicht jene plumpe Unterscheidungslosigkeit und gänzliche Ungeistigkeit finden, welche die oben erwähnten Erzählungen dem Tetzel aufbürden. — In den meisten neueren Darstellungen der Reformation wird übrigens der Ablaß als die Sündenerlassung selbst bezeichnet, welcher offenbare Irrthum doch endlich einmal vermieden, und das Dogmatische der Sache entweder gar nicht berührt worden, oder weil es zur vollständigen Darstellung des Geschehenen mit gehört, aus der ächten Kirchenlehre genommen werden sollte. — Der Ablaßstreit nun mit Tetzel wurde der zufällige Anfang der großen Spaltung, die wir Reformation nennen; ihn für die Ursache derselben zu halten, würde etwa eben so seyn, als wollte man die in Frankreich im Anfange der Revolution sich äußernde Unzufriedenheit über die Gabelle für die Ursache von jener halten. — Luthers entzweyend aufgefaßte Ansicht vom Verhältniß des Glaubens zur menschlichen Sündhaftigkeit und Unfreyheit. — Die Unterscheidung eines rechten und unrechten Gebrauches der gesetzgebenden Gewalt in der Kirche wählte Luther nicht zum Gegenstande seiner Prüfung; sein Streben war auch damals, wenn gleich noch nicht mit voller Entschiedenheit und selbstbewußter Klarheit gegen diese Gewalt selbst gerichtet. — Man bemerkt übrigens in den damaligen Schriften Luthers schon, daß er eine allein hervorgehobene, mit unbedingter Schärfe aufgefaßte und darum gegen andere Theile der Lehre verletzende Beziehung des Glaubens schlechthin die Wahrheit nannte, und nicht das Ganze der Offenbarung im innig-lebenden Zusammenhange, wovon ein jeder sich bescheiden muß, daß es leicht noch Mehreres und Anderes enthalten möge, als er davon in eigene scharfe Begriffe bringt. — Luthers Verhandlungen mit dem Cardinal Thomas zu Augsburg. — Der Sinn, worin Luther nach der Richtung, welche in ihm siegte, und die stärkere war, — die Unterwerfung unter den Papst oder unter irgend eine kirchliche Autorität meinte, — war gänzlich kein anderer, als dieser: wenn die kirchliche Entscheidung ihm selbst der angeführten Gründe wegen besser gefallen, und er sie später selbst zu der seinigen machen sollte: dann wolle er künftig anders lehren. — Die objective Glaubensreinheit der Kirche in ihrer Gesammtheit war hiermit schon geläugnet, und es scheint selbst, daß es in Luther fest stand, seine Meinung überhaupt nicht aus Gründen zu ändern, welche ihm von der Kirche entgegen gehalten werden möchten. — Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß Luther etwa bey seiner Appellation der Meinung gewesen sey, der besser unterrichtete Papst, oder aber ein mit Rom verbundenes Concil würde seine

Lehrsätze gut heißen. Sein Verfahren zeigt nur im Aeußern ein allmäliches Losringen von der kirchlichen Autorität, eben so wie in seinem Inneren ein ähnliches Losringen von den Zweifeln seines Gewissens bey diesem furchtbaren Kampfe Statt fand. — Die Leipziger Disputation und die Ausdehnung des Kampfes, worüber der Hr. Verf. folgende Betrachtung macht: »Das, was Luther für die durch die Gnade Gottes eingegebene Erkenntniß nahm, wodurch er mächtige Beweggründe überwältigte, und bald die kirchliche Autorität in ihrem Fundamente, der Lehre vom Priesterthume und Opfer, mit immer verwegenerer Entschiedenheit und steigender Heftigkeit angriff und bekämpfte, war nichts anderes, als jene erwähnte, ihm ganz eigenthümliche und besondere Ansicht von der Sündhaftigkeit der Menschenwerke auch in der Gnade, und der Unfähigkeit auch des erlösten Menschengeistes, etwas Gott wohlgefälliges zu thun. Oder vielmehr: die Grundlage aller spätern Behauptungen Luthers waren schon in seinen ersten Sätzen und Schritten gegeben; es erforderte aber noch einen harten innern Kampf, ehe er sich ganz als Verneiner und Angreifer der äußeren Kirche gegenüber stellte. Der Geist, welcher in ihm, wiewohl nicht ohne Anstrengung, die Oberhand gewonnen, war allerdings auf Läugnen gerichtet, und legte sich hierin immer entschiedener gänzliche Unfehlbarkeit bey, und er stützte sich zur Ueberwindung aller inneren Hindernisse, ganz besonders auf jener erwähnten Ansicht vom Glauben, in Verbindung mit dem damit nahe verwandten formalen Grundsatze, daß niemand zu glauben habe, als was ihm aus der Bibel, so daß er den Beweis für genügend erkenne, bewiesen werden könnte.

Und doch ist, genau erwogen, die speculative Untersuchung vom Verhältnisse der menschlichen Freyheit zur Gnade in keinem Falle eine solche, woraus bewiesen werden könnte, daß sittlich oder kirchlich gute Werke nicht geschehen sollten, oder daß ein kirchliches Zeugniß umgestoßen werden müßte. Jene Untersuchung betrifft nur die Frage, wiefern es Gott ist, welcher selbst die ihm gefällige Handlung in dem Menschen thut? nicht aber welche Handlungen es sind, die ihm selbst im Gläubigen zu wirken gefällig ist? — ob und was der Erlöser in den Menschen und durch die Menschen thun wolle, um daran die Wirkungen seiner Gnade zu knüpfen? Wer die Freyheit des Willens in der Zustimmung zu dem, was Gott im Menschen thut, verkennet, der verkennet den Adel der Geister und das rührendste Geheimniß der Liebe Gottes. Unabhängig aber von dieser Untersuchung bleibt immer jene andere: welche Oeconomie im Reiche der Gnade es Gott zu begründen gefallen habe? — ob und welche Wunder

und sacramentale Handlungen der Welterlöser selbst fortwährend auf Erden thun wollte, um das Werk der Wiedergeburt in den Einzelnen zu vollenden; in ähnlicher Art, wie das Erlösungswerk selbst an die körperliche Menschwerdung gebunden war, und wie entsprechend das physische Leben jedes Einzelnen durch körperliche Zeugung an die Menschheit des ersten Stammvaters geknüpft ist? Die Frage von den Einrichtungen, durch welche Christus seine Lehren auf Erden eben so gewiß im äußern Bekenntniß unverfälscht erhalten konnte, als die heiligen Bücher auf göttliche Eingebung geschrieben waren, und eben so die Fragen über den lebendigen Zusammenhang der Glieder unter einander und mit ihrem Haupte, sind von den Untersuchungen über das Maß der Freyheit im Grunde unabhängig. Kann Christus die von ihm den Seinigen mitgetheilte Liebe nicht auch dadurch beweisen, daß er dem Begnadigten das Vermögen verleiht, Andern zu helfen, gleichsam wie sich die Lebenswärme aus den edlern Theilen eines Körpers in die erstarrten Glieder ergießt? Selbst wenn jemand seyn möchte, der so zerstörend übertreibende Sätze ertrüge, als z. B. daß der Mensch auch beym heiligsten Werk durch eigene Verkehrtheit noch tödtlich sündigte, nur daß Gott die Sünde übersehe; — so würde dennoch hieraus eben so wenig hervorgehen, daß diese oder jene kirchliche Handlung verwerflich sey, als daß z. B. die körperliche Nachfolge der Apostel unnütz war, nachdem Er sie gerufen hatte. — Woher demnach die Untrüglichkeit des verneinenden Urtheils in diesen Gegenständen, welches als Menschenurtheil wenigstens eben so sündhaft und verirrt seyn kann, als das bejahende? Indem Luther zur Begründung eines practischen Beginnens und Thuns, nämlich die Kirchenordnung, wie sie angenommen war, aufzulösen, sich auf speculative Sätze über die Wirkungen der Gnade und Freyheit berief, welche ihm im Grunde keine Anwendung und Uebergang auf die einzelnen Fragen darüber, was Christi Einsetzung in der Kirche sey? gestatteten, — so kam ihm hierin die Dunkelheit des Gegenstandes zu Hülfe, welcher noch von keiner Kirchenversammlung eigentlich und vollständig erörtert worden war, und das Neue und Gewagte von Sätzen, welches die Geister anzog, und mit der mißbräuchlich vielfach vorhandenen bloß äußerlichen und falschen Werkheiligkeit einen grellen Gegensatz zu bilden schien.

Die speculative Vernunft könnte überhaupt das Vermögen des getheilten und eben darum selbst theilenden und zwiespaltigen Denkens genannt werden, und wenn nicht eine höhere und lebendigere Kraft des Erkennens das getheilt Gedachte wiederum vereinigt, und die Gegenstände in ihrem ganzen und wesentlichen

Daseyn erfaßt, so wird der Streit an den abgeleiteten und vereinzelten Sätzen geübt und fortgesetzt, nicht aber die wahrhaft beruhigende Auflösung gefunden werden können. In Luther hatte sich ein solches zwiespaltiges Denken mit jener speculativen Auffassung von der Unfreyheit und dem Unvermögen des menschlichen Willens zum Guten entwickelt, und in der öffentlichen Streitführung Nahrung gefunden — Einwirkende Umstände dienten dazu, um den mit jenen Disputationen bezeichneten Zwiespalt zur vollen Entwicklung zu bringen, und der Verneinung im Geiste Luthers selbst die entschiedene Oberhand zu verschaffen. Die schnelle Verbreitung seiner Schriften, die dadurch gewonnene Ueberzeugung, daß unzählige Zeitgenossen mit ihm in der Richtung gegen die Kirche einstimmten, und daß er in tief gewurzelten Vorstellungen und Gefühlen der Zeit, welchen er Worte gab, die mächtigsten Bundesgenossen habe; die auftauchende Gewißheit, daß, wenn gegen ihn als Häretiker das Schwert gezogen werden sollte, bewaffneter Schutz der von ihm aufgestellten Meinung nicht fehlen werde; — sein beleidigtes Selbstgefühl, durch Drohungen und Entscheidungen wider ihn; und die Verstärkung dieses Selbstgefühls durch Versuche der Beschwichtigung, alles dieses diente dazu, die begonnene Kirchenspaltung schneller zur Reife zu bringen. Es kam die Vorstellung hinzu von Unverbesserlichkeit der Kirche in seinem Sinne; das steigende Vertrauen auf sich selbst und die Herrschaft über die Gemüther, die ihm zu Theil geworden war; die immer kühner eingreifenden und tieferen Kampf erregenden Behauptungen. So wich von ihm, was er früher Gehorsam, später Furchtsamkeit und Schmach nannte, und welches seinem innersten Wesen schon frühe fremd gewesen zu seyn scheint.

Wie überhaupt der Weg der Disputation und der Polemik wenig geeignet ist, die Wahrheit in der Einheit ihres lebendigen Zusammenhanges aufzufassen, so wurde auch damals nach jener Disputation zu Leipzig die Trennung größer als vorher, und manche Streitschriften, in denen sie fortgeführt wurde, konnten ihres Theils kein anderes Resultat haben. — Innerer Kampf in Luther mit der Ehrfurcht vor kirchlicher Autorität. Päpstliche Bulle wider ihn und deren nächste Folgen. Auf Seite der Angegriffenen war diese Bewegung theilweise vorbereitet durch den Weltgeist bey äußerer Beobachtung der Religion, durch Versäumniß gesetzlicher Verbesserung, durch verschuldetes Entweichen des göttlichen Geistes, nicht aus der Lehre, nicht aus der theoretisch ausgesprochenen Meinung, nicht aus Sinn und Thaten eines großen Theils der Geistlichkeit und vieler einzelnen Layen; — wohl aber aus dem

Sinn und Thun des größeren Haufens. Gesetzt es wäre wahr, was Viele gesagt haben, daß die Krankheiten der damaligen Kirche nicht von der Art gewesen, daß sie durch feinere Rüge und Ermahnungen gläubiger Schriftsteller (durch die Pflaster des Erasmus, wie sich Seckendorf ausdrückt) geheilt werden konnten; gesetzt es wäre wahr, daß die Kirche in ihrem menschlichsündlichen Bestandtheil erst durch den Abfall einer halben Welt aus ihrem Todesschlafe habe aufgeschreckt werden müssen, um sich mit einigem Ernst selbst nach eigenen Grundsätzen zu reformiren (eine Ansicht, welche sich nur durch Vergleichung mit dem, was in anderen Zeiten große Männer in der Kirche ohne Trennung bewirkt hatten, würdigen läßt), — so ist unter jeder Voraussetzung so viel historisch gewiß, daß die Natur der besagten Bewegung nicht auf jene Reinigung der Kirche nach ihren eigenen anerkannten Grundsätzen, sondern auf Wegläugnung und Auflösung derselben in ihrem erklärten Wesen gerichtet war.

Sechster Abschnitt: Luther gegenüber der kaiserlichen Gewalt und das Edikt von Worms, p. 339 — 372. Auf dem Reichstage zu Worms drang der päpstliche Nuntius für das Religionswesen, Hieronymus Aleander (anfänglich Sekretär des Herzogs von Valentino, dann Lehrer der schönen Wissenschaften zu Paris, in Diensten des Fürstbischofs von Lüttich nach Rom gesendet, dort Sekretär des Cardinals Julius von Medici, Präfekt der päpstlichen Bibliothek, Cardinal ꝛc.) auf die Vollziehung der päpstlichen Bulle, auf die Verhaftung und Bestrafung Luthers, auf seine Auslieferung nach Rom, auf Verbrennung aller Werke desselben. Das Letztere insbesondere wurde aber von Vielen als zweckwidrig und gefährlich dargestellt, da nicht mit diesen wenigen Exemplaren auch die Lehre selbst in Asche zerfalle, welche ja in zahlreichen Abdrücken und mehr noch im Gemüth eines so großen Theils von Deutschland lebe; da die Sache von der Natur sey, daß Gewalt nicht helfen könne, und da, wenn Gewalt gebraucht werden sollte, diese anders geführt werden müßte, und in wirksamerer Art. Andererseits konnte man sich noch keineswegs von der Vorstellung los machen, daß ein Akt, welcher die vereinigte Entscheidung des Papstes und Kaisers ausdrückte, nicht von der größten Wirksamkeit auf die Meinung der Menge seyn müsse. Der Kaiser befahl daher 7. März, daß alle Bücher Luthers den Obrigkeiten überantwortet werden sollten, und ließ das Mandat darüber zu Worms öffentlich anschlagen. Die Stände machten Gegenvorstellungen, riethen, daß Luther unter sicherem Geleite nach Worms berufen werde, und überreichten die sogenannten hundert Beschwerden gegen die Mißbräuche, womit die deutsche Nation

vom römischen Hofe und vom geistlichen Stande beschwert werde. — Man hat den Gang Luthers nach Worms als den Gang eines Helden bezeichnet, und allerdings konnte er eine ungünstige Entscheidung des Kaisers wider sich erwarten. Allein da sein erklärter Beschützer, der Churfürst, einer der einflußreichsten Fürsten im Reiche, da viele andere Große ihm günstig waren, da er einer außerordentlichen Popularität genoß, da seine genommene Stellung selbst ihn zum Fortgehen antrieb — so ermäßiget sich einigermaßen die Vorstellung, als habe ein ganz außerordentlicher Muth dazu gehört, zu thun, was auch im deutschen Reiche damals bey aller Getheiltheit der Fürsten nicht füglich hätte unterlassen werden können, nämlich der kaiserlichen Citation Folge zu leisten. — Während der Unterhandlungen mit Luther zu Worms erließ der Kaiser am 19. April eine schriftliche Erklärung, worin er nach gemachter Erwähnung von der Rechtgläubigkeit seiner erlauchten Ahnen, der Könige von Spanien, der Erzherzoge von Oesterreich und der burgundischen Herzoge, sich fest entschlossen bekannte, das, was der alte Glaube enthalte, und namentlich was das Concil zu Constanz gelehrt habe, zu bewahren; — und Reiche, Schätze, Freund, Leib und Leben daran zu setzen, daß das Uebel der neuen Lehre, welche ein betrogener Mönch mit Verdammung des Glaubens der ganzen Christenheit seit so vielen Jahrhunderten, predige, nicht weiter um sich greife. Es würde der seither in Glauben und Gerechtigkeit vor anderen ausgezeichneten deutschen Nation zu bleibender Unehre gereichen, die Ketzerey fortwuchern zu lassen; nur zu lange habe man schon gewartet, nach der beharrenden Antwort Luthers wolle er ihn nicht mehr hören, sondern mit der Einschärfung, die Bedingung des sichern Geleits genau zu beobachten, ihn entlassen, und sodann gegen ihn als anerkannten Häretiker verfahren; — auch die Fürsten, hoffe er, werden sich hierin als getreue Christen bezeigen. Auf Luthers beharrliche Verweigerung alles Widerrufs wurde zuerst die auf der von Aleander entworfenen Grundlage abgefaßte Achtserklärung, dann am 26. May das berühmte Edikt von Worms vom Kaiser unterzeichnet Darin wird unter andern erklärt, daß vom zwanzigsten Tage der Zurückbegleitung Luthers nach Worms, oder vom 14. May an, derselbe von allen Ständen und Unterthanen des Reichs als ein offenbarer Ketzer geachtet werden, und wer ihn behause, speise und aufnehme, in Acht und Aberacht verfallen seyn solle. In gleicher Art soll auch Niemand dessen Bücher kaufen, verkaufen, lesen, vervielfältigen. Sodann wurde allen, namentlich denen, welche Obrigkeit und Gerichtszwang hätten, befohlen, diese Bücher zu verbrennen und zu vertilgen; so wie auch andere Bücher, die in Deutschland

mehrentheils gedruckt werden, und böser Lehren und Exempel voll seyen ꝛc. — Damit auch solches alles und auch andere Ursachen künftigen Irrsals abgeschnitten, und das Gift derer, welche solche Schriften dichten und machen, ferner nicht ausgebreitet, und die hochberühmte Kunst der Druckerey allein in guten und löblichen Sachen gebraucht und geübt werde, so — wird geboten bey Acht und Aberacht, daß hinfüro kein Buchdrucker oder jemand anders in dem heil. röm. Reiche, auch in (unseren) Erbkönigreichen und Fürstenthümern keine Bücher oder andere Schriften, in denen etwas begriffen wird, das den christlichen Glauben wenig oder viel anrührt, zuerst drucke oder nachdrucke ohne Wissen und Willen der Ordinarien desselben Ortes oder seines Substituten und Verordneten mit Zulassung der Facultät einer der nächstgelegenen Universitäten ꝛc. — Durch ein beharrliches Festhalten an der einmal gefaßten Ansicht, durch entschiedenes Aussprechen der nämlichen Meinung in verschiedener Weise und Lage, wird bey der großen Zahl unbestimmter Charactere und schwankender Urtheile immer ein starker Eindruck gemacht. Derselbe wird noch erhöht, wenn diese Ansicht durch muthigen Angriff und Polemik verstärkt wird, und mit allen, edleren sowohl als unedlen Gefühlen und Leidenschaften in Verbindung tritt, welche in einer gegebenen Zeit in der Richtung des Angriffes erregbar sind; — und wenn dann der Angriff vor keinem Widerstand zurückweicht, sondern auf jeder Stufe an Heftigkeit und Entschiedenheit sich noch selbst überbietet. — Man würde die menschliche Natur verkennen, wenn man meinte, daß jene speculativen Gründe, nach welchen Luther seine Ansicht von der Sündhaftigkeit der kirchlichen Werke u s. w. für den reinen Sinn des Evangeliums, die entgegengesetzte Lehre aber für Gottlosigkeit zu erkennen meinte; — eigentlich bey Vielen nach ruhiger Erwägung überzeugend geworden, und eine solche Einsicht in die Streitfragen bestimmender Grund des Verfahrens gewesen sey. Es zeigte sich aber allerdings bey Vielen jene Halbheit oder Unbestimmtheit, welche zwischen der stillen und erbauenden Kraft eines positiven Glaubens und der Macht des läugnenden Angriffes unentschieden mitten inne steht. Schwer wird es ihr, das seither heilig Geachtete zu verlassen, schwer auch von irgend einer mit Geist und Kraft ausgesprochenen, wenn auch noch so heftig verneinenden Behauptung nicht zu glauben, daß sie auf Wahrheit beruhe. Ein Schwanken zwischen der alten Autorität, durch welche man Christus, Bibel, Sacramente kennen gelernt und überkommen hatte, und jener kühnen Behauptung, daß das Wort Gottes diese Autorität als Teufelswerk verdamme, entstand in manchen Gemüthern; größer und mächtiger noch war die Geneigtheit,

gegen die zeitliche Macht Roms zu opponiren, oder von den Geboten und Uebungen der Kirche befreyt zu seyn. — Luther selbst vereinigte in sich viele Eigenschaften, um in einer solchen Richtung die verschiedensten Classen von Menschen und Geistesarten zu verbinden. Er zeigte glühenden Eifer für das Wort Gottes und die Kraft des Glaubens, wodurch er die tiefe Frömmigkeit im Gemüth der Nation zu befriedigen schien. Er verbannte den kirchlichen und geistlichen Gehorsam, und bekämpfte die Gestaltung der Lebensverhältnisse nach übernatürlichen Geheimnissen, und dadurch war er im entschiedenen Einklang mit der vordringenden Herrschaft der Naturkräfte. Niemand läugnete heftiger und einreißender. Niemand that es mit zuversichtlicherer Berufung auf Glaubenssätze und auf die Nöthigung des Gewissens. — Er sprach oft mit Ehrfurcht von den Vätern, von der alten Kirche, von der römischen Kirche selbst, und ging zugleich in Niedertretung derselben weiter, als noch jemals geschehen war, er schien eine neue Zeit anzukündigen, worin das, was sonst als das schwerste Verbrechen betrachtet worden, nunmehr als erlaubt und rühmlich gelten sollte. — Er war populär in hohem Maße durch Kraft der Sprache wie durch unerschrockenen Widerstand und Angriff, und er mißfiel den Fürsten nicht unbedingt, weil er ihr Ansehen vertheidigte. Er hatte etwas vom Stoff eines Propheten, und schien von höheren geistigen Kräften getrieben, und er wollte doch dreiste Prüfung nach eigenem Gutbefinden. — Wunder that er keine, und war auch damit in Einklang mit der begonnenen Herrschaft der Vernunftkräfte. Seine Person selbst zeigte ein Verschmähen des Aeußerlichen und Zufälligen, und dennoch war er nie ohne ein gewisses practisches Gefühl von dem, was wirksam und erreichbar sey oder nicht. — Er bekannte noch mehr als Andere die absolute Sündhaftigkeit der Natur vor Gott; unmuthig wünschte er selbst in Augenblicken unbekannt und verborgen zu seyn; zugleich aber war in ihm eine ganz außerordentliche Thätigkeit, die Kirche niederzukämpfen, und die Verbannung alles Zweifels, daß dieses sein Werk gottgefällig, der Gehorsam gegen die Kirche aber gottlos sey.

Siebenter Abschnitt, p. 375 — 431. Luthers Fortgang. Einsam auf der Wartburg spornte er sich selbst zu einer ganz außerordentlichen Wirksamkeit für die Förderung des unternommenen gegenkirchlichen Werkes. Ihn tröstete die Wahrscheinlichkeit, daß Gewalt die Sache nicht dämpfen, nur zehnfach stärker machen könne. Er wollte nicht, daß durch Auflehnung und Gewaltthätigkeit dieser Sache Ungunst gebracht würde. Daher beklagte er einen seinetwegen gemachten Auflauf des Volkes und der Studenten gegen die Geistlichkeit zu Erfurt. Ueberhaupt

scheute er aufs Aeußerste eine Erlahmung in dem wirksamen Mittel der Schriften für seine Sache. — Sein Angriff gegen die Feyer der Messe und Auflösung der Gelübde. Die Messe, das fortdauernde Opfer, erkannte Luther als die Grundlage der ganzen katholischen Kirche, und er war sich des Bestrebens bewußt, in ihr diese niederzutreten. — Seine Bibelübersetzung: Die Bibel als Grundlage der Erhaltung und Verständigung. Durch den Angriff allein aber hätten die Gemüther des Volks sich nicht befriediget halten können; sie verlangten anstatt von der Kirche, welche ihr großes Ministerium in dieser Beziehung durch menschliche Schuld an manchen Orten vernachlässigt hatte, nun von ihren außer der Kirche sich stellenden Führern die Nahrung mit irgend welchem positiven Inhalt der Religion Der äußere Gottesdienst war ohnehin noch beynahe überall derselbe geblieben (wenn man die Abschaffung der Privatmessen zu Wittenberg und die Communion unter beyden Gestalten an manchen Orten u. s. w. ausnimmt), aber der innere Geist und Glauben war umgeändert, und von demselben, wie ihn die Kirche begründet, das Wesentliche weggeläugnet. Es mußte also durch neue Erbauungs- und Gebetbücher gesorgt werden, daß der Gottesdienst mit der Meinung Luthers und seiner Genossen in Uebereinstimmung bliebe, theils um den alten geläugneten Sinn der Kirche zu verbannen, theils aber, um die kirchlichen Dogmen, die man auch ferner bekannte und beybehielt, in demselben aufrecht zu erhalten. — Solchem Bedürfnisse kam auch schon damals Luther durch eine Postille entgegen, die er ebenfalls auf der Wartburg schrieb. — Das Wichtigste aber war die Bibel. Es war um so natürlicher, daß Luther das Unternehmen gegen die Kirche durch Verbreitung der Bibel zu bekräftigen suchte, weil er die heilige Schrift und das Verständniß derselben, wie es jeder Einzelne hätte, als Berechtigungs- und Beglaubigungsgrund für seine läugnende Lehre anrief. Die drey formalen Hauptprinzipien Luthers waren: Gewiß ist und geglaubt werden muß, was aus der Schrift bewiesen werden kann, welches freylich auch ganz von der Kirche behauptet wird. Zweytens, nichts ist Glaubensartikel, was nicht aus der Schrift bewiesen werden kann (welches die fortwährende Bezeugung und Offenbarung der Kirche, wie diese sie behauptet, ausschließt). Drittens, das Volk und ein jeder entscheidet über den Glauben nach dem deutlichen Verständnisse der Schrift. Um so mehr war eine deutsche Bibelübersetzung zur größeren Verbreitung derselben und zugleich in solcher Art, daß die Lesenden leichter die nämlichen Folgen daraus zogen, welche Luther selbst wollte, eine sich ihm natürlich darstellende Aufgabe.

Dieses Werk der deutschen Bibelübersetzung begann Luther ebenfalls noch von der Wartburg aus durch die Uebersetzung des neuen Testaments, auf welche er später jene der Bücher des alten nach und nach bis zum Jahre 1530 folgen ließ — ein Unternehmen, durch welches er am bleibendsten und in außerordentlichem Umfang gewirkt hat, und die Erhabenheit biblischer Gedanken und Gegenstände mit edler Kraft des deutschen Ausdrucks oft glücklich vereinte. Die Uebertragung der göttlichen Schriften in die Nationalsprache war freylich schon immer, und von der ersten Verkündigung des Evangeliums an die germanischen Völker, vielfach unternommen worden; es waren mehrere, und keineswegs verwerfliche Uebersetzungen vorhanden, und theilweise wenigstens dem Volke bekannt. — Die in jener Epoche so fruchtbare Entfaltung, die classische Ausprägung und bestimmtere Gestaltung der Sprache mußte jedoch auch die Darstellung des göttlich-menschlichen Inhalts der Bibel erneuern und vervollkommnen. — Die lutherische Bibelübertragung ist allerdings auch ein Nahrungsmittel für den Geist der Trennung als solchen geworden, für die immer aufs Neue erzeugte Verneinung und Anfeindung der Kirche; allein es war dieses nur die eine und gewissermaßen mehr zufällige Seite der Sache. Es geschah solches dadurch, daß Luther jener Uebersetzung viel von seiner eigenen herben Auffassung der Religionslehre mittheilte, einige Stellen im Sinne der läugnenden Meinung übertrug, und durch Glossen und Vorreden sein eigenes Verständniß der Schrift einschärfte, und daß sich die Meinung verbreitete, man verdanke einen so reichen Besitz, als die Bibel im Verein mit dem Genius der eigenen Sprache, dem Gegensatz mit der Kirche. — Wie irrig diese letztere Meinung ist, erhellet schon aus zwey Erwägungen. Einmal, daß die katholische Kirche nirgends die Uebersetzung der Bibel in die Nationalsprache hindert, sie vielmehr im Ganzen befördert und begünstigt, wie denn auch vor der lutherischen Uebersetzung schon sechs verschiedene katholische deutsche Uebersetzungen gedruckt existirten (in so kurzem Zeitraume nach Erfindung der Druckerey), und seit derselben bis jetzt eine sehr große Anzahl katholischer Bibelübersetzungen vorhanden ist; — dann aber, daß eben durch die Feindschaft und den Zwiespalt, welche durch die Kirchentrennung zwischen Bibellesung und Kirchenlehre aufgestellt worden war, in der katholischen Hälfte der Nation die allgemeinere und vollständigere Bekanntschaft mit der Schrift und die Ausbildung der Sprache im freyen Ringen mit so erhabenen Gegenständen des Ausdrucks nothwendig einigermaßen gehemmt und gehindert werden mußte. Wenn dagegen diese Trennung nicht dem einen Theile den Glauben an das kirchliche

Geheimniß, dem andern aber die Ausbildung der Sprache mehr fern gehalten und entfremdet hätte, so würde ohne Zweifel im Allgemeinen ein noch weit größerer und wohlthätigerer Einklang zwischen der Nationalliteratur und dem Inhalt der heiligen Schriften bestanden haben.

Aus den bisherigen Anführungen erhellet schon, wie ungescheut und beharrlich Luther die Waffe des Angriffs brauchte, welche um so wirksamer die große Zeitbewegung beförderte, je mehr diese selbst wegräumender und läugnender Natur war. Den größten Erfolg sicherte er seiner Polemik dadurch, daß er immer ganz einfach seine Ansicht der Sache für eins mit dem Worte Gottes erklärte, wenn gleich das die einzige Frage war, worauf alles ankam, und nun die ganze Erhabenheit, Kraft und Majestät des biblischen Ausdrucks, worin die Ehre Gottes gegen die Gottlosigkeit behauptet wird, auf seine Ansicht gegen die Kirche anwendete. Die Mehrzahl der Leser wurde von der Stärke des biblischen Ausdrucks eingenommen, ohne eben geneigt und fähig zu seyn, in die speculativen Sätze und Meinungen einzugehn, welche der besondern Auffassung Luthers angehörten, zu deren Gunsten die Sprache der Bibel gegen die Gottlosen, die Buben, die Mörder, die Lügner, welche das sichtbare Reich des Antichristes darstellen sollten, gebraucht wurde. — Außerdem wurden die Geister eigenthümlich von jenem speculativen Verfahren ergriffen, wodurch in Kraft eines isolirt aufgefaßten, mit größter Schärfe festgehaltenen Begriffs ein vorhandener Glaube erschüttert wird. Diesem angreifenden Verfahren sicherte zugleich, neben der weitverbreiteten Stimmung gegen die Kirche, bey vielen Zeitgenossen die volksmäßige, kräftig-lebendige, wenn gleich oft ins Niedrige fallende Beredsamkeit Luthers einen noch größern Erfolg, womit er die speculative Untersuchung begleitete, nicht selten deren innere Schwächen damit überdeckend. Witz und Spott dienten ihrerseits, die Gemüther einzunehmen, und eine lustige Unterhaltung ließ zuweilen den damit in innigste Verbindung gebrachten theologischen Streitgegenstand nur wie von ferne, nur gleichsam auf halbem Wege ins Auge fassen. Ueberall herrschte die unbedingte und zweifelfreye Entschiedenheit des Läugnens vor, geeignet, dem Leser ein Gefühl von Unfehlbarkeit einzuflößen, oder das anders glaubende Gemüth in Verwirrung zu setzen. Die höchsten Lehrgegenstände wurden oft in kurz bezeichnenden Ausdruck faßlich für Jedermann berührt, zuweilen gleichsam in einer muntern Parodie gelehrter Untersuchung; in mannigfaltiger Rede wurden Gegenstände vors Tribunal der Menge gebracht, die sonst nur dem engern Kreis der Schule angehörten; und gar Manchem gewährte es einen geheimen Genuß,

auf die höchsten Autoritäten so rüstig schelten zu hören. — Es sprach sich damals gleich aus, was als bleibendes Urtheil im katholischen Deutschland bis jetzt vorgewaltet hat, daß Luthers Uebertragung einen bedeutenden Fortschritt zum Ziele einer guten deutschen Bibelübersetzung enthalte, welche aber durch Willkür in manchen Stellen und durch die beygefügten Vorreden eine gegen die katholische Kirche feindselige Richtung habe. Indessen verdiente es volle Beachtung, daß alle bessern Entfaltungen und Früchte des religiösen Sinnes im Umfange der deutsch-protestantischen Welt auf jene Bibelübersetzung, und was sich daran geschlossen hat, weit mehr als auf die eigenthümlichen Lehrsätze und die individuelle Auffassung Luthers von christlichen Dogmen sich gegründet hat. Weder die Polemik Luthers, noch jene Speculationen, wodurch er die Entzweyung in seinem eigenen Geiste zu rechtfertigen meinte, und eben so wenig die für Jedermann in Anspruch genommene Freyheit aus der Schrift über den Glauben zu richten, sondern vielmehr die Ehrfurcht, welche in den Gemüthern vor der heiligen Schrift und vor einer beybehaltenen traditionellen Auslegung derselben begründet blieb, sind die Grundlagen eines getrennt fortbestehenden positiven Glaubensbekenntnisses geworden. Diese Auslegung enthielt die Lehre der ersten allgemeinen Concilien über die Person Christi, und in Betreff des Sacramentes das Verständniß, welches Luther beyzubehalten und festzustellen gesucht hatte. Die Herbe einiger von jenen ersten Sätzen Luthers wurde nach einem unbefangenen Verständniß der heiligen Schriften gemildert, und in einem Sinne vorgetragen, worin sie sich weniger von dem der Kirche entfernten. Uebrigens mußte das Studium der Bibel um so mehr das wichtigste Stück für den Bestand irgend einer festen Rechtgläubigkeit außer der Kirche bleiben, weil man im kirchlichen Zeugniß als solchem keine Autorität der göttlichen Tradition anerkannte. — Spaltung der antikirchlichen Lehre. Weil man in Gegensatz und Streit allzusehr befangen war, so befaßte man sich von Anfang an nicht mit ruhiger Aufstellung einer solchen Grundlage, sondern war vielmehr einstimmig mit jener Richtung, welche die Willkür und Mannigfaltigkeit der natürlichen Stimmung, Meinung und Neigung an die Stelle demüthiger Forschung und besonnener Auslegung setzt. Man war einstimmig mit dieser Richtung, einmal durch Leidenschaft des Angriffs, durch die Blindheit des Verneinens, dann auch veranlassend und befördernd, indem man geradezu an das eigene Urtheil der Menge und jedes Einzelnen in den geheimnißvollen Gegenständen der göttlichen Offenbarung appellirte. Sehr bemerkenswerth sagt Hume (V. 207): »Nichts begünstigte mehr die ersten Fort-

schritte der Reformatoren, als das Anerbieten, welches sie machten, ihre Religionslehren dem Privaturtheil zu unterwerfen, und die Aufforderung an Alle, die Grundsätze selbst zu prüfen, welche ihnen seither auferlegt worden. Obgleich die Menge gänzlich unfähig war, solches zu unternehmen, so gefiel sie sich doch ungemein darin. Sie bildeten sich ein, daß sie ihr eigenes Urtheil brauchten, indem sie den Vorurtheilen der alten Autorität noch mächtigere Vorurtheile von anderer Art entgegensetzten« Und weiter: »Obschon die Freyheit des Privaturtheils den Schülern der Reformation angeboten wurde, so wurde doch dieses Anerbieten in Wirklichkeit nicht angenommen. Die Menschen sind im Allgemeinen zufrieden, sich mittelbar zu beruhigen in jenen Anstalten, seyen sie auch noch so neu, in welche ihre früheste Erziehung sie gesetzt hat«

Nimmt man nun noch hinzu, daß die Urheber selbst, namentlich Luther, nicht bloß in allmäligem Weitergreifen des Läugnens, sondern auch durch Veränderlichkeit eigner Anschauung der Sache unbeständig in ihren Behauptungen waren, — so ist es sehr begreiflich, daß gleich die neue Lehre in vielfache Secten unter sich zerfiel, an deren Spitze meistens einzelne Theologen, oft aber auch nur solche Schwärmer standen, welche ihren Beruf ganz unabhängig von irgend einer Art von geistlichem Stande und Studien erhalten zu haben behaupteten. Luther, da er den wesentlichen Charakter des Priesterthums geläugnet, und an das Urtheil eines Jeden appellirt hatte, konnte ihnen wenig wahrhaft Schlagendes entgegensetzen, besonders da er das Ansehen der Väter, selbst das übereinstimmende als dem Irrthum unterworfen dargestellt hatte. Jedoch ist es sehr merkwürdig zu sehen, aus welchen Gründen und in welcher Art er sie bekämpfte. — Jene Secten, welche in offenbaren äußeren Aufruhr und Usurpation und in öffentliche Laster ausbrachen, konnten leicht auf diesem Grunde nach der natürlichen Ordnung und Gerechtigkeit verdammt werden. Wo es sich aber von der theologischen Lehre selbst handelte, warf ihnen Luther entweder Mangel an dem ordentlichen Beruf durch Menschen, oder Mangel an den Kennzeichen eines außerordentlichen Berufs oder Mangel an Offenheit vor. — Was den ordentlichen Beruf betrifft, das geistliche Amt, so war damit wenig gewonnen, nachdem die Lehre Luthers selbst demselben jede höhere Beglaubigung und sacramentale Begründung genommen hatte. — und am wenigsten war damit gegen andere Geistliche, Pfarrer, Prediger und Theologen auszurichten. — Zu den Kennzeichen eines außerordentlichen Berufes rechnet die Kirche eine außerordentliche Demuth und Gehorsam, verbunden mit einer außerordentlichen Reinheit, wie sie z. B. der

heilige Franziskus und die heilige Theresia und andere Heilige in erhabenem Vorbilde zeigten. Luther konnte nicht wohl auf diese Kennzeichen zurückgehen; er nahm zu minder sicheren seine Zuflucht. — Die gerade Aufrichtigkeit im Behaupten gab keinen Beweis für oder wider. — Luther verlangte für außerordentliche Beglaubigung auch Wunder, und ermahnte z. B. den Senat von Mühlhausen, sie sollten Münzern dieses entgegenstellen. — Allein da er selbst sich für einen solchen erklärte, der das Evangelium von Christo habe, der, gleich einem Jesaias, Deutschland als Prophet und Apostel gesandt sey, so wurde auch gegen ihn vielfach gesagt, warum er denn kein Wunder thun könne, da er auch nicht einmal einen lahmen Hund geheilt habe ꝛc. — Des Erasmus Vertheidigung der Kirche wider Luther. — Am 9. October 1524 legte Luther selbst den Augustinerhabit ab, und am 15. Juny 1525 ließ er sich mit Catharina von Bora, einer aus einem Kloster bey Torgau im J. 1523 entwichenen adelichen Klosterjungfrau trauen. — So fuhr Luther fort, wider die Kirche zu kämpfen, in welcher er in trüber Vorstellung ein Werk des Teufels zu sehen wähnte, und zwar gar nicht allein, und nicht eigentlich, wegen des Sittenverderbens im Clerus, oder wirklicher Scheinheiligkeit und Werkvertrauens ohne Glauben und Liebe, wie sie im Einzelnen vorkamen, — sondern nach der Idee der Sache selbst. Er kämpfte gegen das Wesen der äußeren Kirche, gegen die Einheit und den göttlichen Charakter des Priesterthums; gegen das Opfer, gegen einen geistlichen Gehorsam u. s. w. — und mit zunehmender Schroffheit, nachdem er sich einmal losgerissen, und die alte Ehrfurcht in sich überwunden hatte. Außerdem sah er den Teufel in den Schwärmereyen derjenigen, welche nach vermeinten Eingebungen und blinden Gemüthsbewegungen neuern wollten; — und zugleich in den Meinungen anderer Lehrer und Theologen, die von den seinigen abweichen. Endlich sah er auch den Teufel in der Vernunft, indem sie aus scharfen Begriffen, Gegensätzen und Schlüssen die Seele gleichsam zeigen wolle, vom Glauben an ein göttliches Dogma abzulassen. So kämpfte er wahrlich unermüdet gegen Erscheinungen und Kräfte, die er dem Teufel zuschrieb; er sah sich gleichsam umringt von Fluthen auf einer engen, mehr und mehr erschütterten oder wankend gemachten Insel, dem Buchstaben der Schrift nämlich und seiner subjectiven Auffassung desselben, und man kann wenigstens nicht sagen, daß er bey seinem Kampf gegen den Teufel jene Waffe angewendet hätte, welche Angelus Silesius empfiehlt, da er sagt:

Der Teufel kennet nichts als Lärmen, Poltern, Krachen,
Drum kannst du ihn mit Lust durch Sanftmuth thöricht machen.

Beylagen sind folgende: I. Die Hildesheimische Fehde und Entscheidung des Kaisers, mit großer Umständlichkeit, welche aber das Interesse des Lesers wenig anregt, erzählt p. 432—442. II. Umständliche Darstellung des Begriffes der kirchlichen Nachlässe — nicht ohne unbefriedigende mikrologisirende Mystik p. 442—447. — III. Bruchstücke aus einigen Schriften Luthers: gegen Alveld; aus dem Sermon über Freyheit eines Christenmenschen, und aus dem Buche von der babylonischen Gefangenschaft, um das im Texte p. 319 und 333 Gesagte noch mehr zu belegen und zu erläutern, p. 447—458. — IV. Ueber die Stellung des Erasmus, p. 453—471.

Erasmus hatte das Studium der schönen Wissenschaften und der Classiker, überhaupt aber eine lichtvollere und anmuthigere Behandlung der Wissenschaften, als die spätere Scholastik sie mit sich brachte, aus allen Kräften zu befördern gesucht. Mit seinem Weltverstande und Satyre hatte er die damalige Unwissenheit, die Verfolgungssucht, die Ausartung eines großen Theils der Mönche wie andere Verbrechen der Kirche vielfach gerügt. Bey dieser Stellung war es daher natürlich, daß er beym ersten Auftreten Luthers in dessen Bestrebungen zum Theil das nämliche, was er auch wollte, zu sehen glaubte, nur daß der heftige Ton des verletzenden Angriffs seiner feineren Art und Klugheit aufs Höchste entgegen war. Er hielt also anfänglich die Sache für beynahe einerley mit einer freyeren und geistvolleren Behandlung der Wissenschaften überhaupt, und hatte mehr das Betragen der Gegner Luthers, welche auch zum Theil seine eigenen waren, als dessen Lehrsätze im Auge. Er mißbilligte also damals nicht bloß äußere Zwangsmaßregeln, sondern wie es scheint war anfänglich seine Ansicht, daß die Sache weder durch bischöfliche und päpstliche Autorität mit dem geistigen Schwert der Kirche zu verurtheilen, noch eben so wenig durch Streitschriften zu beantworten, sondern in der Güte etwa durch Compromiß beyzulegen sey. Daß er übrigens damals noch die wahre, tiefeingreifende Natur des Streites nicht erkannte, und die Sache in dieser Beziehung nur oberflächlich beurtheilte, ist wohl unstreitig und nicht zu verwundern. Diese seine Ansicht machte ihn aber nothwendig zum Gegner des Aleander, mit dem er übrigens vorher zu Venedig persönliche Freundschaft gepflogen, und, wie er selbst schrieb, ihn wegen seiner Gelehrsamkeit bewundert hatte. Nebenbey hatte aber Erasmus nicht bloß wegen einer manchmal etwas muthwilligen oder zu freyen Tadel enthaltenden Sprache, sondern auch wegen manchen als zweydeutig oder verwerflich angesehenen Aeußerungen auch unter den Katholiken viele und heftige Gegner.

Hatte er aber seines Orts vielleicht nicht bloß immer den Mißbrauch, sondern auch hie und da den von der Kirche als gut und wesentlich geachteten Gebrauch getadelt, so war er doch allemal weit entfernt, an einer Spaltung der Kirche Theil nehmen, und sich der Entscheidung der Kirche endlich widersetzen zu wollen. Nur erst nach und nach wurde er der wesentlichen Natur des Streites inne, welche eine friedliche Beylegung schwer oder unmöglich machte. Er trat daher bald entschiedener und gewichtiger gegen Luther auf, wozu er sich aber nur sehr ungern entschloß, so sehr man ihn katholischer Seits dazu aufforderte. Inzwischen aber hatte die Sache der Kirchentrennung eine solche Consistenz gewonnen, daß auch die gewichtigsten Streitschriften nicht mehr auf den eigentlichen Gang derselben einen großen Einfluß ausüben konnten. Uebrigens sagte Erasmus auch dann noch gegen Luther nicht alles, was er zu sagen gehabt hätte, um nicht das, womit er einverstanden war, z. B. die Bekämpfung einer unwissenden Anmaßung mancher Mönche, der zu sehr das Aeußerliche beachtenden, den Geist des Evangeliums vergessenden Gesetzlichkeit oder Werkheiligkeit u. s. w. zu schwächen.

V. Der Hauptinhalt des Buches an kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation, p. 471—473. — VI. Des Königs Heinrich VIII. Schrift wider Luther, p. 473—475. Unter den XI, p 476—504, beygegebenen Urkunden sind bloß: I. Letzter Wille des Kaisers Maximilian; II. Gravamina Magistratus Viennensis contra Regimen; VI. Bericht der Ausschüsse der Landschaften von Oesterreich ob und unter der Enns über die Verhandlung zu Linz mit dem Erzherzog Ferdinand und dessen Räthen i. J. 1520, — für die vaterländische Geschichte bemerkenswerth. N.

(Die Fortsetzung über den zweyten Band folgt.)

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXII.

Hammer's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

II. Graphik.

Statt der Schreibwissenschaften, welche in der Eintheilung des wissenschaftlichen Systemes der Araber, Perser und Türken die erste Abtheilung bilden, ist in diesem Cataloge die Encyclopädik vorausgeschickt worden; die zweyte Abtheilung der arabischen Encyclopädie enthält die Wortwissenschaften, d. i. die Philologie im weitesten Sinne, welche sogar die Geschichte in sich begreift; zu denselben gehören also nebst der Lexicographik die Dialogistik, die Prosodie und Reimlehre, die Grammatik und Syntax, die Rhetorik, die Stylistik, die Sprüchwörterkunde, die Anthologik und Conversationskunde, die Poesie und Geschichte.

15.

رساله مداديه و قرطاسيه

Abhandlung über die Tinte und das Papier, von Ibrahim Huseini Al-Koreischi, Al-Mokri, bekannt unter dem Namen Nefssade, Sultan Murad IV. gewidmet; türkisch. a) Octav, 49 Blätter. In einem Abschnitte und zwey Hauptstücken; der Abschnitt handelt von der Trefflichkeit der Schrift, ihren Erfindern und den berühmtesten Schönschreibern, mit eingemischten Anecdoten bis auf Murad IV.; das erste Hauptstück von der Bereitung des Papieres, das zweyte von der Bereitung der Tinten und Federn. b) Dasselbe Werk in minder schöner Schrift, aber mit der Zugabe der Lebensbeschreibung des Vaters des Verfassers, Obeide Dede, eines Derwisches Mewlewi im Sandschak Hamid, der i. J. d. H. 953 im Alter von 76 Jahren starb.

Außer diesem sehr beliebten Tractate sind die beyden geschätztesten Werke der Türken über die Schreibkunst die Biographien der Schönschreiber Aali, welche aber nicht viel mehr, als ein trockenes Namensverzeichniß, und Dewhatol-chattatin, d. i. der Baumgarten der Schönschreiber, von Mohammed Redschib Ssu Joldschisade, der in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gestorben.

III. Lexicographik.

A. Arabische Werke.

a) Allgemeine Wörterkunde.

16.

اقصي الارب فى ترجمة مقدّمة الادب

d. i. der höchste Zweck in der Uebersetzung der Vorrede der Philologie, ein Foliant von 355 Blättern; die türkische Uebersetzung des berühmten lexicographischen Werkes des großen Philologen Dscharollah Ebil-Kasim Mahmud Ben Omar Es-semahschari, gest. i. J. d. H. 538 (1143), der türkische Uebersetzer ist Molla Ahmed Chaireddin, berühmt unter dem Namen Ishak Chodschasi, gest. i. J. d. H. 1130 (1717); ein überaus schatzbares Werk arabischer Lexicographie, welches Semachschari für Ebil-Mosaffer Esed Ben Chuaresmschah in fünf großen Abtheilungen nach Ordnung der Materien verfaßte, nämlich: 1) Nomina, 2) Verba, 3) Partikeln, 4) Declination der Nomina, 5) Conjugation der Verba. Die türkische Uebersetzung ist in 26 Hauptstücke, und jedes derselben in mehrere Abschnitte nach folgenden Rubriken eingetheilt.

1) Von der Zeit und was dazu gehört. 2) Vom Himmel. 3) Von der Erde und ihren Theilen. 4) Von den Mineralien. 5) Von den Wegen und Straßen. 6) Von den Wassern 7) Von den Pflanzen, in zwey Abschnitten: a) von den Zwiebeln, b) von den Gemüsen. 8) Von den Gärten und was dazu gehört, in drey Abschnitten: a) von den Kräutern überhaupt, b) von den Futterkräutern, c) von den Bäumen. 9) Von den Aeckern und Gründen. 10) Von den Gebäuden. 11) Von den Wohnörtern (Häusern und Zelten). 12) Von dem Hausgeräthe. 13) Von den Geschirren. 14) Von den Namen Gottes, der Engel, der Menschen, der Dschinnen, Lebenden und Todten; a) von den Dschinnen und Teufeln, b) von den Menschen. 15) Von der Gestalt und den Theilen des Menschen, in zehn Abschnitten: a) der Kopf, b) die Nase, c) die Lippen, d) die Zunge, e) der Rücken, f) der Bauch, g) die Eigenschaften des Menschen, h) das Kind und der Embryo, i) die Natur, k) die Jungfrauschaft und was die Weiber betrifft. 16) Von den Verwandten und was dazu gehörig, in zwey Abschnitten: a) der Geliebte, b) der Meister. 17) Vom Sultan und was dazu gehörig, Abschnitt: der Sclave, die Sclavinn und was dazu gehörig. 18) Von den Secten, Classen, Glauben und was dazu gehörig, in 36 Abschnitten: a) der Koran und was dazu gehörig, b) Philologie, Feder, Papier, Schrift, c) das Paradies und was darin, d) die Anhänger nichtiger Religionen, e) die Hölle und der Feuerpfuhl, f) die Künstler und Handwerker, g) die Tränke und ihre Werkzeuge, h) die Häute, i) der Weber und Webstuhl und das Weberschiff, k) der Schlosser und Schmied, l) die Jäger und ihre Zugehör, m) der Tonkünstler und sein Zugehör, n) die Spiele mit ihrem Zugehör, o) das Würfel- und Schahspiel, p) der Spezereyhändler und sein Zugehör, q) die Getränke und was dazu gehörig, r) die Trinkgeschirre, s) die Flaschen und was dazu gehörig, t) der Walker und sein Zugehör.

Digitized by Google

u) der Schröpfer und Aderlasser, v) der Tischler und sein Zugehör, w) der Veterinararzt, x) der Fleischer, y) die Salben, z) die Nadeln, aa) die Scheeren, bb) der Wollenkrämpler, cc) die Apothekerkunde, dd) die Krankheiten, ee) die Zuckerbäckerey, ff) die Gastereyen, gg) die gekochten Speisen und Getränke, gg) die Bäckerey, hh) die Stoffe, ii) die Kleidung. 19) Von den Zahlen. 20) Von den Theilen und Brüchen, in 18 Abschnitten: a) die Gewichte, b) die Maße, c) die Reit- und Lastthiere, d) die Glieder des Pferdes, e) die Farben des Pferdes, f) die verschiedenen Namen des Pferdes, g) die Werkzeuge zur Besorgung des Pferdes, h) die Schlacht und das Heer, i) die Trommeln, Wurfmaschinen und was dazu gehört, k) die Waffen, l) das Schwert und sein Zubehör, m) die Lanze und ihr Zubehör, n) der Bogen und seine Arten, o) der Pfeil und seine Arten, p) das Messer und seine Arten, q) Schlagwerkzeuge, r) die verschiedenen Arten der Schilde und was dazu gehörig, s) die verschiedenen Arten der Helme und was dazu gehörig. 21) Von den Thieren, und zwar von dem Kamele, in 13 Abschnitten: a) die Glieder des Kameles und was dazu gehörig, b) von den vier Füßen des Kameles, c) die Nothwendigkeit der Lastthiere, d) die Nothwendigkeit des Kameles, e) die Kuh, f) das Maulthier und der Esel, g) das Futter, h) der Stier, i) das Schaf, k) die verschiedenen Farben des Schafes, l) die Zitzen der Säugthiere, m) die wilden Thiere, n) von den kleinen Hausthieren. 22) Von den Schlangen und giftigen Thieren. 23) Von den fliegenden und kriechenden Thieren, in fünf Abschnitten: a) die kleinen Vögel, b) die Laute der Thiere überhaupt, c) die Laute der vierfüßigen Thiere, d) die Laute der Vögel, e) die besonderen Eigenschaften einiger Thiere. 24) Von den Farben. 25) Von verschiedenen Dingen. 26) Von den Fürwörtern, in sieben Abschnitten: a) die persönlichen, b) die anzeigenden, c) die verbindenden, d) die fragenden, e) das Wort Su (begabt), das Wort Ei (was für).

Blatt 88 beginnt die bey weitem größere zweyte Abtheilung der Handlungs- oder Zeitwörter, welche aber keineswegs, wie die Nomina und Pronomina, nach Categorien der Begriffe, sondern rein nach den grammatikalischen der regelmäßigen oder unregelmäßigen Formen aufgeführt sind; die Partikel sowohl, als die beyden andern Hauptabtheilungen des arabischen Originals, nämlich die Lehre von der Declination der Nomina und der Conjugation des Verba gehen leer aus.

b) Synonymik und Epithetik.

17.

كتاب الكفاية في اللغة

d. i. das Buch des in der Sprache Genügenden, von Ebi Ishak Ibrahim B. Ismail B. Ahmed B. Abdullah Al-Moghrebi Et-Tarablusi, berühmt unter dem Namen Ibnol-edschdani; eine höchst reichhaltige Synonymik und Epithetik, welche später Abul Feda Ismail B. Mohammed Baali i. J. 764 in Reime gebracht; ein Quartant von 62 Blättern in die folgenden 50 Hauptstücke eingetheilt.

1) Die Eigenschaften trefflicher Männer, 2) die tadelnswerthen Eigenschaften der Männer, 3) die lobenswerthen Eigenschaften der Frauen,

4) die tadelnswerthen Eigenschaften der Frauen, 5) von dem Schmucke der Frauen, 6) von dem was zur Erkenntniß menschlicher Natur nöthig, 7) vom Kind im Mutterleibe und den Stufen seiner Entwicklung, 8) von der Personalbeschreibung, 9) vom Kamele, 10) von den Farben und Eigenschaften des Kameles, 11) von dem Gange des Kameles, 12) von den Pferden, 13) von dem Gange des Pferdes, 14) von den Namen der Schaaren, 15) von den Namen der Renner, 16) von den Namen des Kampfes 17) von den Namen der Schwerter, 18) der Lanzen, 19) der Pfeile, 20) der Panzer und Helme, 21) der wilden Thiere, 22) der Gazellen, 23) der wilden Kühe, 24) der Esel, 25) der Strauße, 26) der Vögel, 27) der Heuschrecken und kriechenden Thiere, 28) der Schlangen, 29) der Ströme und Wässer, 30) der Pflanzen, 31) der Blumen, 32) der Bienen, 33) der Speisen, 34) von den Eigenschaften der Steppen und Gründe, 35) der Sandwüsten, 36) der Berge und Felsen, 37) der Oerter und Gebäude, 38) der Winde, 39) der Wolken, 40) des Regens, 41) der Getränke, 42) der Milch, 43) des Honigs, 44) des Weines, 45) der Geschirre, 46) die Kleider, 47) die Hemden, 48) die Wohlgerüche, 49) des Henna, 50) die Werkzeuge.

c) Metonymik.

18.

كتاب الكني والاشارات

Das Buch der Metonymie und der Andeutungen; eine höchst ausführliche arabische Metonymik, ohne Namen des Verfassers, welcher der große Grammatiker Nisaji zu seyn scheint, indem nach Hadschi Chalfa's Zeugniß (unter dem Titel Kitabol-kunajet) seine Metonymik ausführlicher und trefflicher, als die seiner Vorgänger, nämlich die von Dschahis, von Ibn Abdol-birr Jusuf Ben Abdallah Al-Kortobi (gest. i. J. d. H. 463), vom Imam Moslim, und von Ebi Ahmed El-hakim En-Nisaburi, welche Sehebi abgekürzt, und Wahid-El hakim erweitert hat. Das obige Werk besteht aus zwey Theilen, deren erster in zehn, der zweyte in zwölf Hauptstücke untergetheilt ist. Erster Theil: Metonymik des gemeinen Volkes. 1) Metonymien des Korans und der Ueberlieferungen; 2) Metonymien der Hurerey, der rechtmäßigen und unrechtmäßigen Abkunft; 3) Metonymien der Gürtellosung; 4) der Grade des Beyschlafs und seiner Werkzeuge; 5) der Entjungferung und ihrer Attribute; 6) des Knabenschänders und des Geschändeten; 7) Metonymien des Mangels der Eifersucht der Männer; 8) Metonymien der Kuppeley; 9) Metonymien der Excremente des Menschen; 10) verschiedene zu den vorhergehenden Hauptstücken gehörige Metonymien. Zweyter Theil: Besondere Metonymik der Wohlberedeten und Gebildeten. 1) Von den geheimen Anspielungen der Philologen, welche nur den Wohlberedeten verständlich; 2) von der unschuldigen Lüge; 3) von der Kunst, durch Worte zu vergrößern und zu verschönern; 4) von der Beschreibung der Dinge im umgekehrten Sinne, so daß durch die Kraft der Worter das Lobenswerthe getadelt, das Tadelnswerthe gelobt wird: 5) von der Verständigung des Angeredeten auf eine den Zuhorern verdeckte Weise; 6) von dem verstellten Sinne und dem Widerspruche des Inneren mit dem Aeußeren, so daß öffentliches Lob versteckter Tadel, und umgekehrt; 7) von der Abweichung der Wörter in einem entgegen-

gesetzten Sinne, die Grundlehre der Metonymik der Väter, Mütter, Söhne, Töchter; 8) Metonymik der Speisen und Getränke; 9) von den poetischen metonymischen Gleichnissen; 10) von den Ausdrücken des Erstaunens, den Vergleichungen und Allegorien; 11) von den Metonymien verschiedener Wissenschaften; 12) von dem Metonymisirenden und Metonymisirten.

Zu Ende bemerkt der Abschreiber, daß er dieses Buch aus einem ungemein alten Exemplar von schlechter Schrift und mangelnden Punkten abgeschrieben, und auf die richtige Herstellung der wahren Schreibweise alle Mühe verwendet habe i. J. 1128 (1716).

19.

كتاب الكنايات والتعريض

Das Buch der Metonymien und Anspielungen, von Saalebi. Er erzählt in der Vorrede, daß er i. J. d. H. 400 zu Nisabur eine Metonymik geschrieben, dieselbe im Kreise Chuaresmschah's Ebil-Abbas Mamun vorgetragen, und auf dessen Wink in gegenwärtiger Form in sieben Hauptstücken geläutert habe. Diese von Hadschi Chalfa unter dem obigen Titel aus dem Werke mitgetheilte Nachricht befindet sich in diesem Exemplare gleich Eingangs auf der zweyten Seite mit der Eintheilung in die sieben folgenden Hauptstücke:

1) Die Metonymik der Weiber, des Harems, und ihres Zustandes, in fünf Abschnitten: a) das arabische Weib, b) das Harem, c) die weibliche Schaam, d) der Beyschlaf, e) die Reinigung. 2) Die Metonymik der Knaben und ihrer Eigenschaften, in fünf Abschnitten: a) die nächtliche Befleckung, b) die Namen der Lieblinge, c) ihre Gaben, d) die Sodomie, e) die Erscheinung des Bartes. 3) Die Metonymik der Speisen und Küche, in vier Abschnitten: a) das was dem Essen vorhergeht, b) das was auf den Genuß der Speisen folgt, c) der Ort der Zubereitung der Speisen (die Küche), d) der Ort der Entleerungen (der Abtritt). 4) Metonymik der Fehler und Gebrechen, in zwölf Abschnitten: a) die Häßlichkeit und Schwärze, b) die Schwerfälligkeit und Kälte, c) unheilbare Gebrechen, d) der Aussatz, e) die Blindheit, f) der Geiz, g) böse Anlagen, h) Tadel der Poeten, i) die Betteley, k) die Armuth, l) das Schmähen und Schimpfen, m) Niedrige Künste und Hindernisse. 5) Metonymik der Krankheit, des Todes, des Alters, in sechs Abschnitten: a) Krankheit, b) das Alter, c) das Grauwerden, d) das kindische Alter, e) der Tod, f) der Mord. 6) Metonymik des Essens und Trinkens, in zwey Abschnitten: a) von den Speisen, b) von den Getränken 7) Metonymik verschiedener Wissenschaften und Anspielungen, in sieben Abschnitten: a) die Niederlage, b) Euphemie der Wörter, c) Reinigung des Körpers, d) Stellen der Ueberlieferung e) von Wörtern im entgegengesetzten Sinne, f) Anspielungen der Araber, g) Anspielungen auf Thaten.

20.

كتاب مايعوّل عليه مضاف و مضاف اليه

Das Buch der Stützen des Bezogenen und des sich Beziehenden. Arb. Kleinfolio. 100 Bl. Vom großen Philologen

Seaalebi, geſt. 429 (1038). Ein reicher Sprachſchatz von Metonymien, Antonomaſien und Metaphern, welcher zugleich als ein Wörterbuch arabiſcher Fabel und Legende betrachtet werden kann, indem die gäng und gäbſten Bereicherungen der Sprache auf hiſtoriſche Namen und Sagen darin geſammelt ſind, 2030 Artikel an der Zahl, welche aber nicht alphabetiſch, ſondern nach den Materien in den folgenden 60 Hauptſtücken geordnet ſind.

1) Von Gott und dem, was man darauf bezieht; als z. B. die Lanze Gottes, der Baum Gottes, der Schatten Gottes, die Hand Gottes, das Herz Gottes, das Licht Gottes, das Aug Gottes u. ſ. w. 2) Von den Propheten und dem, was ſich auf dieſelben bezieht; als z. B. das Teſtament Adams, der Rabe Noahs, die Stäte Abrahams, der Traum Jusufs, der Stab Moſes, die Muſik Davids, der Ring Salomo's u. ſ. w. 3) Von den Dſchinnen und den Teufeln, und dem, was ſich auf dieſelben bezieht. 4) Von dem, was ſich auf die fabelhafte Vorzeit bezieht; als z. B. der Wind Ad's, der Blitz Themud's, der Stolz Pharao's u. ſ. w. 5) Von dem, was ſich auf die Gefährten des Propheten bezieht; als z. B. der Panzer Omar's, das Hemd Osman's, die Tugenden Ali's u ſ. w. 6) Die Namen und Beynamen arabiſcher Helden und berühmter Männer in der Zeit des Islams und vor demſelben; als z. B. Koleib Wail, der Schwinger der Lanzen, Sehban Wail u. ſ. w. 7) Von dem, was ſich auf die arabiſchen Stämme bezieht; als z. B. die Freygebigkeit Tai's, die Redner Aſad's, die Wüſte der Beni Modlidſch u. ſ. w. 8) Von dem, was ſich auf verſchiedene Männer bezieht; als z. B die Weisheit Lokman's, die Dummheit Bakil's, das Verſprechen Arkub's u ſ. w. 9) Von dem, was ſich auf die Araber insgemein bezieht; als z. B. der Stolz der Araber, die Krone der Araber, der Cosroes der Araber u ſ. w. 10) Von dem, was ſich auf den Islam und die Moslimen bezieht; als z. B. das Ey des Islams, der Stock des Islams, die Sinnigkeit der Moslimen u. ſ. w. 11) Von dem, was ſich auf die Koranslеſer und Ulema bezieht; als z. B. die Rechtsgelehrſamkeit Abu Hanife's, die Moſchee Sofian's u. ſ. w. 12) Von dem, was ſich auf Secten und Ketzereyen bezieht; als z. B. das Eſſen der Ssofi, die Feinheit der Sindik (Freygeiſter) u. ſ. w. 13) Von dem, was ſich auf die Range vor dem Islam bezieht; als z. B. der Lebenswandel Ardiſchir's, die Gerechtigkeit Nuſchirwan's u ſ. w. 14) Von dem, was ſich auf Weſire und Staatsſekretäre bezieht; als z. B die Wohlredenheit Abdol-Hamid's, die Zeit der Barmekiden u. ſ. w. 15) Von dem, was ſich auf Dichter bezieht; als z. B. der Schmuck des Amrol-kais, das Schwert des Fereſdik u. ſ. w. 16) Von dem, was ſich auf Länder und Wohnplätze bezieht; als z. B. der Aſiſ Aegyptens, der Biſchof Nedſchran's u. ſ. w. 17) Von dem, was ſich auf Künſtler bezieht; als z B. der Eſel des Walkers, die Wüſte des Sängers u. ſ. w. 18) Von den Vätern und Müttern, die nicht gezeugt, den Söhnen und Töchtern, die nicht geboren worden; d. i. den bekannten Metaphern, als der Vater Ejub's (das Kamel), die Mutter der Buchſtaben (die Grammatik), der Sohn des Wegs (der Reiſende), die Tochter des Bergs (das Echo) u. ſ. w. 19) Von den mit Su (Begabt, Inhaber) zuſammengeſetzten Wortern; als z. B. Sulkarnein, der mit zwey Hörnern Begabte (Alexander), Sul-

nurein, der mit zwey Lichtern Begabte (Osman u. s. w. 20) Von den Weibern und ihren Beziehungen; als z B die Tochter Tarik's, das alte Weib Jemen's, die Palme Maria's u. s. w. 21) Von dem, was sich auf Thiere und ihre Glieder bezieht; als z. B. der Kopf des Goliath, das Gesicht des Feuers, das Aug der Vernunft u. s. w. 22) Von dem Kamele und dem, was sich darauf bezieht; als z. B. der Tag des Kamels, das Kamel Ssalih's u. s. w. 23) Von dem, was sich auf Pferde und Maulthiere bezieht; als z. B. der Rappe Kesra's, die Stirnenhaare der Rede u s. w. 24) Von dem, was sich auf Esel bezieht; als z B der Esel Ebi Hudeil's, der Esel des Walker's u. s. w. 25) Von dem, was sich auf Kühe und Schafe bezieht; als z B. das Kalb der Kinder Israels, die Zunge des Stiers (Bouglosson) u s. w. 26) Von dem Löwen und dem, was sich darauf bezieht; als z. B. der Löwe Gottes, die Krankheit des Löwen, der Löwenreiter u. s. w. 27) Von dem Wolfe und dem, was sich darauf bezieht; als z. B. der Wolf des Jusuf, die Krankheit des Wolfes (der Hunger) u. s. w. 28) Von dem Hunde und dem, was sich darauf bezieht; als z. B. der Hund der Siebenschläfer, der Hund des Wächters u s. w. 29) Von den übrigen Thieren und ihren Beziehungen; als z. B. die Haut des Tigers, die Dummheit der Hyäne, das Aug der Gazelle u s w. 30) Von den Katzen und Mäusen und ihren Beziehungen; als z. B. die Moschuskatze, die Katze des Kameles, die Katze Abdallah's u. s. w. 31) Von der Wüsteneidechse, dem Krebse und ihren Beziehungen; als z. B. der Fuß des Dharban, der Gang des Krebses u. s. w. 32) Von den Schlangen und Scorpionen und ihren Beziehungen; als z B. die Schlange des Thales, die Schlangen Aegyptens u. s. w. 33) Von andern Insecten und ihren Beziehungen; als z. B. das Haus der Spinne, der Wurm der Seide u. s. w. 34) Von dem Strauße und seinen Beziehungen; als z. B. das Straußeney, die Feindschaft des Straußes u. s. w. 35) Von den Vögeln und dem, was sich darauf bezieht: als z. B. die Milch der Vögel, die Flügel der Vögel u s. w. 36) Von den Raubvögeln und ihren Beziehungen; als z. B. die Klauen des Adlers, der Falke der Wüste u. s w. 37) Von dem Raben und seinen Beziehungen; als z. B der Rabe Noe's u. s. w. 38) Von der Taube und ihren Beziehungen; als z. B. die Taube Noe's u. s. w. 39) Von den anderen Vogeln und ihren Beziehungen. 40) Von den Eyern der Vögel und ihren Beziehungen. 41) Von den Fliegen. 42) Von der Erde und ihren Beziehungen; 43) Von den Gebäuden und Palästen. 44) Von den Staaten und Wohnplätzen. 45) Von den verschiedenen Breitengraden (dem Clima) und ihren Beziehungen. 46) Von den Bergen und Felsen. 47) Von den Wässern und ihren Beziehungen. 48) Von den Feuern. 49) Von den Bäumen und Pflanzen. 50) Von den Kleidern. 51) Von den Speisen. 52) Von den Getränken. 53) Von den Waffen. 54) Von dem Schmucke und was dazu gehört. 55) Von den Nächten und ihren Beziehungen. 56) Von den Zeiten. 57) Von den himmlischen Phänomenen. 58) Von der Sitte und Erziehung. 59) Von verschiedenen Wissenschaften. 60) Von dem Plaudern.

Das Werk ist, wie der Inhalt ausweiset, eine reichhaltige Fundgrube arabischer Lexicographie, von welcher Golius, Giggeius und Freitag keine Kunde gehabt.

d) Waarenlexicon.

21.

دفتر فی رجاجات البار و التقابع

Alphabetisches Register der Gewürze und Spezereyen, enthält 1100 Artikel von Gewürzen, Oehlen, Pflanzen, Arzneyen, Früchten, Spezereyen und andern Verlagsartikeln einer Materialistenhandlung als Inventarium, wie es scheint, einer solchen gerichtlich aufgenommen, weil überall Maß und Gewicht der vorhandenen Menge beygesetzt. 35 Bl. Duodez.

e) Wissenschaftliche Terminologie.

22.

تعریفات جورجانی

Die Definitionen Seid Dschordschani's, des großen Philologen, wovon Freyherr Silv de Sacy Auszüge bekannt gemacht hat. Octav. 67 Bl.

B. Persische Lexicographik.

23.

دستور العمل للریاضی

d. i. Richtschnur der Handlung, vom türk. Dichter Rijasi, gest. i. J. d. H. 1054 (1644), Verfasser der Denkwürdigkeiten osmanischer Dichter, eine persisch-türkische Phraseologie, sehr geschätzt von den Türken. Ein Octavband von 35 Blättern.

C. Türkische Lexicographik.

24.

تحفه وهبی

d. i. die Gabe Wehbi's, desselben gereimtes persisch-türkisches Glossarion, welches i. J. 1213 (1798) zu Constantinopel in Druck erschienen. Octav. 43 Bl., in einem Bande mit dem folgenden.

25.

شایسته تعلیم صبیان

d. i. Was den Knaben zu lehren werth, ein türkisch-arabisches Glossarion vom Sohne des Scheichs Osman aus Meraasch, welcher denselben zu nützlichen Sprachstudien ermuntert, 52 Blätter. Zwischen dem vorigen und diesem Glossarion befindet sich von derselben Hand wie die beyden die Kassadet Monferidschet Ghasali's; dieselben blieben ungetrennt, weil das ganze Büchlein ein Andenken des Großwesirs Jusuf Sia, welcher es mir zu Kairo gab, als ich mich am 1. September 1801 von ihm zur Reise nach England beurlaubte. Dem

Digitized by Google

erſten Blatte iſt ſein Siegel vorgedrückt mit der auf den Namen Jusuf, des Gebers und des Empfängers, welche beyde nach Aegypten gekommen, paſſenden Inſchrift:

خداوندا بحقّ قاب قو سین

یوسف شود عزیز مصر داربن

O Gott! durch Ihn, der dir genahet auf zwey Bogenweiten 1), Wird Jusuf theilhaft hier und dort Aegyptens Seligkeiten 2).

26.

كتاب لغة فی لسان چغتاي

Das Wörterbuch der tſchaghataiſchen Sprache, von Mir Ali Schir; ein eben ſo ſeltenes als ſchätzbares Werk des größten tſchagataiſchen Weſirs und Dichters, geſt. i. J. d H. 906 (1500), mit Verſen tſchagataiſcher Dichter, zum Belege der Bedeutungen. Ein Quartband von 213 Blättern.

IV. Grammatik und Syntax.

27.

میزان آلادب

d. i. die Wage der Philologie, von Scheich Aßameddin, ein Compendium fünf philologiſcher Wiſſenſchaften, deren zwey erſte die Grammatik (Ssarf) und Syntax (Nahw) die drey andern die Topik der Rede (Maani), die Rhetorik (Bejan) und die Lehre von den Redefiguren (Bedii). Arabiſch. Octav. 53 S.

28.

درّة آلغوّاص فی اوهام آلخواص

Die Perle des Tauchers in den (Sprach-) Einbildungen der Gebildeten, von Abu Mohammed Kasim Hariri, dem Verfaſſer der Makamat, geſt. 516 (1122). Octav. 100 Bl. Ein vortreffliches Werk, wovon Freyherr S. de Sacy in einer Anthologie grammaticale einen Auszug von 60 Seiten gegeben, und den Wunſch geäußert, daß es ſeines reichhaltigen Gehaltes willen ganz überſetzt werden möge. Er überſetzt den Titel nicht ſo ganz wortgetreu: Livre intitulé: la perle du plongeur, dans lequel il est traité des fautes de langage où tombent les gens bien nés, und iſt im Irrthume, wenn er ſagt, daß Hadſchi Chalfa daſſelbe in ſeinem bibliographiſchen Wörterbuche ausgelaſſen habe 3). Hadſchi Chalfa gibt von

1) D. i. durch Mohammed, welcher in der nächtlichen Himmelfahrt dem Throne Gottes auf zwey Bogenweiten nahte.

2) Aſif als der Weſir Aegyptens, wie Putifar war.

3) Il a été omis par Hadji Chalfa dans son dictionnaire bibliographique, p. 122.

demſelben ſowohl, als den darüber erſchienenen Randgloſſen, Commentaren und Ergänzungen ausführliche Kunde. Dasſelbe gloſſirten: 1) Ebi Mohammed Abdallah Ben Bekri, geſt. i. J. d. H. 856 (1452), in zwey verſchiedenen Werken; 2) Ebi Abdallah Ben Ebi Mohammed, beruhmt unter dem Namen Hudſchdſchet ed-din (Glaubensurkunde) dem Sicilier, geſt. i. J. d. H. 555 (1160); 3) Mohammed Ben Mohammed, bekannt unter dem Namen Ibn Safer aus Mekka, geſt. i. J. d. H. 568 (1172). Commentare darüber ſchrieben: 4) Ibnol-chaſchab Abdallah Ben Eſch-Scheich-Aſeddin Ebi-Bekr El-annaſi der Lexicograph; 5) der Scheich Mewlana Schehabeddin Ahmed El-Chafadſchi der Aegypter; 6) eine Vervollſtändigung (Tetimmet) dazu hinterließ Ebi Manßur Mewhub Ben Ahmed El-Dſchewaliki aus Bagdad, geſt. i. J. d. H. 465 (1072), unter dem Titel: El-tekmilet fima jelhak fihi el aammet, die Ergänzung durch Zuſatz der Volksirrthümer; 7) in Reime brachten die Perle Serradſcheddin Omar Ben Mohammed El-werrak El-feiſi, und 8) der Scheich Ebil-futuh Abdol-kadir Ben Ibrahim Ben El-otbet, geſt. i. J. d. H. 907 (1501). Außer dem beträchtlichen Auszuge in der Anthologie hatte Freyherr S. de Sacy ſchon in der zweyten Ausgabe ſeiner Chreſtomathie (III. p. 176) Bruchſtücke dieſes trefflichen Werkes gegeben.

29.

ترتيب جميل فى شرح تركيب الجليل

d. i. Schöne Anordnung als Commentar der erhabenen Compoſition. Den Titel: Die erhabene Compoſition, führt das ſyntactiſche Werk des großen Philologen Teftaſani, geſt. i. J. d. H. 791 (1389), welches Hadſchi Chalfa in ſein bibl. Wörterbuch nicht aufgenommen, und wovon auch in den bisher bekannten biographiſchen Artikeln Teftaſani's keine Erwähnung. Der Commentator nennt ſich nicht. In ſehr ſchonem Neſchi geſchrieben, mit reichen Randnoten, deren Schrift (was ſelten) eben ſo ſchön, als die des Textes. Octav. 98 Blätter.

V. Dialogiſtik.

30.

ترجمان نامه

d. i. Das Buch des Dolmetſches, türkiſche Geſpräche zur Einübung der den Dolmetſchen nöthigſten Redensarten, Begrüßungsformeln und Complimenten. 129 Bl. Quart.

31.

Vulgar-arabiſche Dialogen, arabiſch und italieniſch. 200 Seiten Duodez. Geſchrieben im November 1731 von einem Miſſionär, welcher ein Franziskaner geweſen zu ſeyn ſcheint.

VI. Prosodie, Reimlehre und Poetik.

A. Arabische Werke.

32.

شرح رسالة الاندلسي في العروض

d. i. Commentar der metrischen Abhandlung des Andalusiers, d. i. Abu Abdallah Mohammed Ebi Dschisch Anßari des Andalusiers, gest. i. J. d. H. 627 (1229). S. Freytag's Darstellung des arabischen Versthums S. 37, wo aber bey den aufgeführten eilf Commentaren dieser berühmten Abhandlung dieser zwölfte fehlt, dessen Verfasser, David Ben Mohammed El-Farsi El-Hanefi, 12 Bl. Quart geschrieben i. J. d. H. 1175 (1671).

B. Persische Werke.

33.

حدايق السحر في دقايق الشعر

d. i. Zaubergärten in den Feinheiten der Poesie, von Reschideddin Mohammed Ben Mohammed B. Abdol-dschelil Ibn Watwat, gest. 573 (1177), die berühmteste aller persischen Poetiken, verfaßt für Ebi Mosaffer Itsis Ben Mohammed Chuaresmschah; ein vortreffliches Werk, welches alle Redefiguren behandelt, und mit Beyspielen aus Dichtern belegt. 185 S. Octav, in sehr schönem Neschi geschrieben.

34.

مختصر از منشئات وحيد تبريزي

d. i. Ein Auszug aus der Stylistik Wahid Tebrisi's; umfaßt die Prosodie, Metrik, Reimlehre und alle poetischen Künste, vom Verfasser als Anleitung für seinen Sohn geschrieben, als Compendium sowohl in Persien als in der Türkey sehr geschätzt, und deßhalb fast auf allen Bibliotheken Constantinopels befindlich. Octav. 31 Blätter. Geschrieben i. J. 1192. Freytag kennt dasselbe nicht.

35.

رسائل جامی اعني بهارستان منشئات رساله معمّا رساله عروض رساله قافيه رساله صرف رساله در فنّ موسقي

Dschami's, des großen persischen Dichters: Beharistan, Inscha, zwey Abhandlungen über die Räthselkunde, dann eine über die Prosodie, die Reimlehre, die Grammatik und Musik. Im größten Folio, im schönsten Taalik und größtem Folio, 95 Bl. Eine herrliche und kostbare Handschrift. Ein Gegengeschenk meines geehrten und gelehrten Freundes, des Oberstlandrichters Abdulkadirbeg, Sohnes des Großwesirs Melek Mohammedpaschas, für ein Nargile von Porzellän mit türkischen Inschriften.

C. Türkische Werke.

36.

بحر المعارف

d. i. Das Meer der Kenntniſſe, von Muſtafa Schaaban Sururi, geſt. 999 (1590), dem berühmten Dichter, Commentator und Ueberſetzer der berühmteſten perſiſchen Dichter, vollendet i. J. 956 (1549), beſteht aus einer Vorrede, drey Hauptſtücken und einer Schlußrede. Quart, 115 Bl. Die Vorrede enthält die Proſodie und die poetiſche Phraſeologie. Das erſte Hauptſtück handelt von den Meeren, d. i. der Metrik; das zweyte von den poetiſchen Wortfiguren und Künſteleyen; das dritte von den Vergleichungen und der Beſchreibung der Perſon des Geliebten; die Schlußrede von dem Nutzen der Poeſie. Abgeſchrieben von Muſtafa Nuſchi, dem Sohne des Scheichs Hasan des Predigers, i. J. 1152 (1739).

VII. Rhetorik.

37.

مفتاح البلاغة ومصباح الفصاحة

Der Schlüſſel der Beredſamkeit und die Leuchte der Wohlredenheit, vom Scheich Ismail aus Angora, der dasſelbe Sultan Ahmed I. gewidmet, und um die Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtarb. Türkiſch. Quart, 55 Bl., in zwey Abſchnitten. Der erſte, die Rhetorik, zerfällt in zwey Kapitel: 1) Von dem Worte und der Eintheilung desſelben; 2) von den Regeln und der Terminologie der Wohlredenheit. Der zweyte Abſchnitt die Lehre der Redefiguren, behandelt dieſelben der Reihe nach Türkiſch, ohne Angabe der Zeit, in welcher das Manuſcript geſchrieben ward.

Die beyden Daten der Vollendung des Commentars und ſeiner Abſchrift ſind zu Ende auf eine ganz originelle Art folgendermaßen angegeben: »Der Commentar der erhabenen Compoſition ward vollendet am ſechsten der Siebner, in der dritten der Vierer, am vierten der Sechſer; und die Abſchrift gefertigt am dritten der Siebner, in der zweyten der Vierer, im fünften der Sechſer (Gott bewahre die zwey Sechsten!) der zweyten Hälfte im fünften des Zehners, der zehnten Decas nach dem erſten Jahrtauſend der Hidſchret.« Die Erklärung gibt die Randgloſſe wie folgt Die Siebner ſind die Wochentage, die Vierer die Wochen, die Sechſer die ſechs Monate der erſten oder zweyten Hälfte des Jahres (hier, wie es ausdrücklich geſagt wird, der zweyten Hälfte); die zwey Monate, die Gott bewahre, ſind der Schewal und Silkide; der fünfte der Zehner der zehenten Decas iſt das Jahr 95; alſo der Commentar vollendet Freytags, in der dritten Woche, des Monats Schewwal, und die Abſchrift gefertigt am Dinstag, in der zweyten Woche, im Monat Silkide d. J. 1095 (1684); oder in Ziffern geſchrieben, wie unſere Daten in Briefen angeſetzt werden, das Datum des vollendeten Commentares $\frac{6,3,4}{1095}$; das der vollendeten Abſchrift $\frac{3,2,5}{1095}$.

38.

مثل السایر فی اداب الکاتب و الشاعر

d. i. die gäng und gäben Muſter in der Art des Sekretärs und Dichters, von Siaeddin Naßrollah Ben Mohammed B. Mohammed B Medſchid El-kerim Ibn ol Esir El-dſcheſeri (der Bruder des Geſchichtſchreibers), geſt. i. J. d. H. 636 (1238). Quart, 216 Bl. Eine vollſtändige Rhetorik, in eine Einleitung und zwey Reden (Makalet) eingetheilt. Die Einleitung zerfällt in zehn Abſchnitte: 1) Gegenſtand der Rhetorik, 2) von ihren Werkzeugen (Vorkenntniſſen und Hülfswiſſenſchaften); 3) die Topik oder die Lehre von der Anordnung der Rede, 4) von dem Vorzuge der verſchiedenen Redeorte unter einander, 5) von den Sammelnden des Wortes, 6) von dem, was den Rechtgläubigen irre macht im Worte, 7) von der wahren und metaphoriſchen Bedeutung, 8) von der Beredſamkeit und Wohlredenheit, 9) von den Säulen der Sekretärſchaft oder Schreiberkunſt, 10) von dem Wege zur Erlernung derſelben. Die beyden Reden oder Bücher handeln das erſte von den Künſten des Wortes, das zweyte von den Künſten des Sinnes.

39.

سحر البلاغة و سر البراعة

d. i. der Zauber der Beredſamkeit und das Geheimniß der Schriftſtellerey, von Ebi Manßur Abdol-Melek Ben Mohammed Es-sealebi, geſt. i. J. d. H. 429 (1037), in 14 Büchern: 1) Das Buch der Erwähnung Gottes und ſeines Propheten, 2) das Buch der Zeiten und Oerter, 3) das Buch des Zuſtandes der Menſchen, 4) das Buch der Speiſen und Getränke, 5) das Buch der Verſe und der Proſa, 6) das Buch der Lobeserhebungen und des Löblichen, 7) das Buch des Tadels- und des Tadelswerthen, 8) das Buch des Beſuches und Troſtes der Kranken, 9) das Buch der Glückwünſchungen und Complimente, 10) das Buch der Beyleidsbezeugungen und Trauer, 11) das Buch der Bruderſchaft und Freundſchaft, 12) das Buch der Herrſchaft, 13) das Buch der Flüchtigen und Einzelnen (verſchiedene Gemeinplätze), 14) das Buch der Sprichwörter, Weisheitsſprüche und Ermahnungen. Die Abſchrift vollendet am 7. Rebiul-achir i. J. d. H. 1043 (1633).

40.

الکامل فی اللغة

d. i. der Vollkommene in der Sprache, von Ebi Abbas Mohammed Ben Jeſid, berühmt unter dem Namen Mobrids der Syntaktiker, geſt. i. J. d. H. 385 (898); ein ſehr berühmtes rhetoriſches Werk, welches eine Auswahl aller philoſophiſchen Kenntniſſe, ſo in gebundener als ungebundener Rede, einen Schatz von Kanzelreden, Sendſchreiben und ſeltenen Sprachſchätzen enthält, ohne Anordnung in Hauptſtücke oder Abſchnitte zuſammengetragen. Klein-Folio. 226 Blätter.

41.

يواقيت المواقيت فى مدح كلّ شى

Die Rubinen des Zarten im Lobe und Tadel jedes Dinges, von Ebu Manßur Abdolmelek B. Ismail (Mohammed?) Seaalebi, in 77 Hauptſtücken, zum Lobe und Tadel, nämlich: 1) der Welt, 2) der Zeit, 3) des Sultans, 4) der Herrſchaft, 5) der Weſirſchaft, 6) der Vernunft, 7) der Wiſſenſchaften, 8) der Schriftſtellerey. 9) der Philologie, 10) der Poeſie, 11) der Bücher, 12) der Kaufmannſchaft, 13) der Dörfer und Pachtgründe, 14) der Gebäude, 15) des Bades, 16) des Reichthumes, 17) der Genügſamkeit, 18) der Zufriedenheit, 19) der Wenigkeit, 20) der Zunge, 21) des Stillſchweigens, 22) der Geduld, 23) der Sanftmuth, 24) des Rathes, 25) der Zögerung, 26) der Einſamkeit und Zurückgezogenheit, 27) der Tapferkeit, 28) der Freygebigkeit, 29) der Sparſamkeit, 30) der Schamhaftigkeit, 31) des Grolles, 32) der Brüder und Freunde, 33) der Scherze, 34) des Ausſcheltens, 35) des Schleyers, 36) des Beſuches, 37) der Weiber, 38) der Ehe, 39) der Sclavinnen, 40) der Familie, 41) der Kinder, 42) der Tochter, 43) der Knaben, 44) der Jungfrauen, 45) der Mamluken, 46) des Weines, 47) des Morgentrunkes, 48) des Reigens, 49) des Glaſes, 50) des Goldes, 51) des Schahſpieles, 52) der Narziſſen, 53) der Roſe, 54) des Winters, 55) des Regens, 56) des Sommers, 57) des Mondes, 58) der Reiſe, 59) der Fremde, 60) der Trennung, 61) des Weinens, 62) der Träume, 63) der Geſchenke, 64) der Schulden, 65) der Jugend, 66) des Alters, 67) der Färbung der Glieder und Haare, 68) der Krankheit, 69) des Todes, 70) der Schwärze, der Unruhe und der Thorheit, 71) der Blindheit, 72) des Gefängniſſes, 73) des Unterrichtes, 74) des Nebenbuhlers, 75) der rechten Hand, 76) des Ramaſans, 77) der Verſprechungen.

Ein Exemplar dieſes trefflichen Werkes, ſehr ſchönes Neſchi, neu abgeſchrieben vom Seid Mohammed Chuluſſi Tſchauſchſade, zweyten Cuſtos der Bibliothek Raghibs, geſt. i. J. d. H. 1249 (1830), beſitzt die kaiſerl. Hofbibliothek.

42.

فقه اللغة وسرّ العربيّة

die Rechtsgelehrſamkeit der Sprache und das Geheimniß des Arabismus, von Ebi Manßur Abilmelek Ben Ismail Es-seaalebi. Großoctav, 268 Seiten Abgeſchrieben durch Salih B. Omar von Scutari i. J. d. H. 1172 (1757), in 50 Hauptſtücken: 1) Von den univerſellen Begriffen, 2) von der Vergleichung und Erniedrigung, 3) von den Dingen, deren Namen nach Verſchiedenheit ihres Zuſtandes wechſeln, 4) von dem Urſprunge und dem Ende der Dinge, 5) von den großen und kleinen Dingen, ihrer Große und Maße, 6) von der Länge und Kürze, 7) vom Trockenen und Feuchten, 8) von der Heftigkeit und Härte, 9) von der Menge und Wenigkeit, 10) von den übrigen entgegengeſetzten Zuſtänden, 11) von der Fülle und Füllung, der Leere und Entleerung, 12) von dem Dinge zwiſchen zwey Dingen, 13) von den Farben und Speiſen, 14) von den Laſtthieren und Ueberfuhrsmitteln, 15) von den Gliedern und Gefäßen, 16) von den Krankheiten und Arzneyen, 17) von den Thieren, 18) von

den Handlungen und den thierischen Zuständen, 19) von den Bewegungen und Figuren, den Streichen und Schlägen, 20) von den Lauten und Sagen, 21) von den Versammlungen, 22) vom Schneiden und dem Abschnitte, 23) von den Kleidern und Waffen, 24) von den Speisen und Getränken, 25) von den Phänomenen der höheren Regionen, Regen und Wässern, 26) von den Erden, Bergen, Sandwüsten, Wohnörtern, 27) von den Steinen, 28) von den Pflanzen und Saaten, 29) von den Gewichten der Araber und der Perser, 30) von verschiedenen Wissenschaften und Kenntnissen. Eine grammatikalische Orthoepik und Orthographik, welche alle Gegenstände der Sprache in obgedachter Ordnung durchläuft.

VIII. Stylistik und insbesonders Anweisung zum Briefschreiben.

43.

كنز الكتاب

Der Schatz der Schreiber, von Ebi Mansur Abdolmelek B. Ismail Es-Seaalebi. Eine Auswahl von 2445 Stellen aus 150 arab. Dichtern zum Behufe der Sekretäre, um dieselbe ihren Briefen je nach den verschiedenen Gegenständen derselben einzuschalten. In 15 Hauptstücken: 1) Von der Schreibekunst und Wohlredenheit, 2) Glückwünsche, 3) Bedauerungscomplimente, 4) von den lobenswerthen Eigenschaften, 5) Fürbitte, 6) Dank und Preis, 7) Vorwurf und Entschuldigung, 8) Satyre und Tadel, 9) Klage über die Zeitumstände, 10) Sprichwörter und Sprüche der Weisen, 11) Bruderschaft und Schande, 12) Herrschaft und was dazu gehört, 13) Gefängniß und Befreyung aus demselben, 14) Andacht, 15) Gebete und Anwünschungen. Großquart, 119 Bl.

44.

ادب الكاتب

Die Art und Erziehung des Schreibenden. Quart. 195 Bl. Von Ebi Mohammed Abdallah B. Moslim, berühmt unter dem Namen Ibn Koteibe (der Geschichtschreiber), gest. i. J. d. H. 276 (889), Einleitung und Hauptstücke: 1) Kenntniß dessen, was die Menschen insgemein (im gemeinen Sprachgebrauche) versetzen; 2) von dem, was im Sprachgebrauche gewöhnlich verdoppelt wird; 3) von dem, was auf einander folgend im Gegensatze gebraucht wird; 4) von den örtlichen Anwünschungen; 5) Auslegung einiger weniger bekannten üblichen Redensarten; 6) Menschennamen, die von Pflanzen hergenommen sind; 7) Menschennamen von Vögeln hergenommen; 8) von Bestien hergenommene Namen; 9) von Insecten hergenommene Namen; 10) von Eigenschaften hergenommene Namen; 11) Bedeutungen der Epithete; 12) Namen der Winde, Sterne; 13) der Zeiten, 14) der Regen; 15) der Pflanzen; 16) der Gewürze; 17) der Bienen; 18) der Gefäße; 19) was einfach gedacht und vielfach ausgesprochen wird; 20) was vielfach gedacht und einfach dargestellt wird; 21) von den Pferden und ihrer Natur; 22) von den angebornen Fehlern derselben; 23) von den angenommenen Fehlern derselben; 24) von der Natur der Pferde;

25) von den Benennungen der Pferde nach ihren Kennzeichen; 26) nach ihren Farben; 27) von den nicht beliebten Eigenschaften derselben; 28) die Renner; 29) von der Menschennatur; 30) Kenntniß des Weibes; 31) der Gebrechen 32) von den Kopfwunden; 33) von den verschiedenen Arten der Menschen; 34) von den verschiedenen Arten der Zähne; 35) der Mäuler; 36) des Bartes; 37) der Knaben; 38) dem Beyschlafe; 39) der Schwangerschaft; 40) des Gehörs; 41) der Töne; 42) der Speisen und Getränke; 43) der Milch; 44) der Thiere; 45) der Brustzitzen, 46) der Gebärmutter, 47) der Pferdmeister, 48) Kenntniß der Thiere des Waldes; 49) der Bestien; 50) der Versammlungen und Vereine; 51) das Schaf; 52) das Lamm; 53) Kenntniß der Werkzeuge; 54) der monatlichen Reinigung; 55) der Kleider; 56) der Waffen; 57) das Schwert; 58) die Lanze; 59) der Bogen; 60) der Pfeil; 61) der Pfeilbeschläge; 62) der Künstler und Handwerker; 63) von dem Unterschiede der Namen in einem Dinge nach Verschiedenheit der Richtungen; 64) Kenntniß der Vögel; 65) der Insecten; 66) der Schlangen und Scorpione; 67) der Edelsteine; 68) Kenntniß der laut- und sinnverwandten Wörter; 69) Seltenheiten ähnlicher Wörter; 70) Benennung entgegengesetzter Dinge mit einem einzigen Worte. Hierauf folgt II. das Buch des Buchstabirens in 47 Hauptstücken; III. das Buch der Richtung der Zunge, d. i. die Abänderungslehre, in 36 Hauptstücken; IV. das Buch der Composition der Zeitwörter, in 20 Hauptstücken.

45.

شرح ادب الكاتب

d. i. Commentar der Art und Weise des Schreibenden, von Imam Ebu Manßur Mewhub B. Ahmed Ibnol-Chisr El-Dschewlaliki, gest. i. J. d H. 465 (1072); ist von neun Commentaren des vorhergehenden Werkes, welche Hadschi Chalfa anführt, der größte und berühmteste nach dem des Ibn Said Batlmajusi. Ein Foliobaud von 189 Blättern, in schönem alten ägyptischen Neschi geschrieben i. J. d. H. 555 (1160), und also nebst seiner Schönheit auch seines hohen Alters wegen merkwürdig und selten.

46.

مناظر الانشا

Die Ansichten der Briefschreibekunst, vom Wesir Scheich Mahmud Al-Gilani, berühmt unter dem Namen des Chodschai Dschihan, d i. Herrn der Welt, sonst Chodschai Ghawan, der Wesir Behrmens II., von demselben hingerichtet i. J. d. H 886 (1481). Persisch. Quart. 123 Bl. Die Einleitung handelt von dem Wesen der Briefstellerkunst, deren Objecte und Zwecke, und dem, was dazu gehört, in 8 Ansichten. 1) Von dem Wesen, Objecte und Zwecke derselben; 2) von dem, was durch das Wort verstanden wird, und der Eintheilung derselben; 3) von der Beredsamkeit und Wohlredenheit; 4) von dem wahren und übertragenen Sinne; 5) von der Vergleichung und ihren Stützen; 6) von der Allegorie; 7) von der Metonymie; 8) von der Anspielung. Erstes Buch: Eintheilung der Wörter, in 4 Ansichten. 1) Die Eintheilung derselben; 2) von den Bedingnissen des von den Briefstellern in der Composition gebrauchten

Wortes; 3) von den Bedingnissen des von den Meistern schön gefundenen Wortes; 4) von dem Wesen des Briefstellers und den Bedingnissen desselben. Zweytes Buch: Von den Theilen der Stützen, in 5 Ansichten. 1) Erklärung der Theile; 2) die Stützen der Briefstellerkunst, nämlich: a) das Diplom, b) der Ferman, c) der Brief, d) Siegesschreiben, e) Verträge, f) Glückwünschungsschreiben, g) Bedauerungsschreiben, h) Bittschriften, i) Verträge, mit beygefügten Beweisstellen und ihrer Analyse; 3) von den Bedingnissen des Diplomes und Fermanes; 4) von den Bedingnissen des Briefes; 5) von der Ellipse und der erlaubten Versetzung der Stützen des Briefes. Schluß: Von dem Wesen der Schrift und ihren Banden.

IX. Briefsammlungen.

47.

رياض آلانشا

d. i. die Gärten der Briefstellerkunst, von Mahmud Gilani Chodscha Dschihan; die Anwendung der in seinen Ansichten der Briefstellerkunst gegebenen Vorschriften und Lehren in Beyspielen; eine Sammlung von 79 persischen Staatsschreiben im höchsten Schmucke der Rede. Schöne Neschischrift, die Abschrift vollendet am 11. Silhide 998 (1590). Octav, 82 Blätter.

48.

انشاء ملا جامی

Die Briefsammlung Molla Dschami's, des großen Dichters, welche gedruckt zu Calcutta erschienen, enthält eine Sammlung von 150 Schreiben, deren ein Paar an die Sultane Mohammed und Bajesid II., ein Paar an den Wesir Chodscha Dschihan gerichtet sind. Octav, 103 Bl.

49.

جنات رياض الانشا و جامع درر جواهر بلاغت و آلمعنا

d. i. die Paradiese der Gärten der Briefstellerkunst und der Sammler der Perlen und Juwelen der Beredsamkeit und der Bedeutung, vom großen persischen Lyriker Ssaib. Eine Sammlung von 74 persischen Schreiben und Billeten, wie die des Dichters Dschamis, in schönem Neschi. Quart. 158 Bl.

50.

منشآت میر محمد حسین الحسینی

Die Briefe Ibn Mohammed Husein El-Huseini's, eines persischen Geschichtschreibers aus dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, angehängt einer Erzählung der persischen Begebenheiten des Jahres 1038 (1628); eine Sammlung von 40 pers. Staats- und anderen Schreiben. Schmales Klein-Octav, 192 Blätter, in feinem zum Theil ganz diagonal geschriebenen Taalik.

51.

منشات ابوبكر خوارزمى

Die Briefſammlung Ebubekr Chuareſmi's, d. i des Chuareſmiers. Arabiſch. Ein Quartband von 99 Blättern.

52.

بديع الانشا و الصفات فى المكاتبات والمراسلات

Die wunderſeltſame Sammlung von Briefen und Sendſchreiben des Scheich Merii, El-Mokaderi, El-Hanbeli; in ſchönem Neſchi; erſchien gedruckt zu Cairo i. J. d. H. 1242 (1827). Quart, 59 Blätter.

53.

انشاي حاجى زاده محمد

das Inſcha Hadſchi's, des Sohnes Mohammed's, verfaßt i. J. 727 (1326), in 16 künſtlichen Tafeln, deren jede 13 Columnen enthält. 1) Die erſte enthält bloß Synonyme künſtlicher Fertigung; 2) die zweyte Titel der Kaiſer und Könige; 3) Anwünſchungen; 4) Epithetik des empfangenen (gnädigen oder freundſchaftlichen) Schreibens; 5) Epithetik des Schreibenden (des armen, ſchlechten, verachteten Dieners); 6) Preis des Schreibens (des empfangenen); 7) ehrenvoller Empfang desſelben; 8) eingeſchaltete Verſe; 9) Formeln des Dankes; 10) Formeln der Bitte; 11) der Sehnſucht; 12) des Wunſches; 13) des Schluſſes. Acht andere Tafeln enthalten die folgenden eilf Columnen: 1) Namen Gottes; 2) Titel der Sultane; 3) Segensformeln; 4) Erſehnung des Schreibenden; 5) Ermahnungen; 6) Darbringungsformel; 7) Formeln der Erklärung aufrichtiger Geſinnung; 8) des Wunſches; 9) des Datums; 10) des Zuſtandes und der Lage; 11) des Schluſſes. Das Ganze 27 Blätter in Folio, dem als Anhang in 8 Blättern die myſtiſchen Worte des Scheichs Borrak, in allem 35 Blätter Folio.

X. Gnomik, d. i. Sammlungen von Sprichwörtern und Weisheitsſprüchen.

54.

صد كلمه

d. i. die hundert Worte jedes der vier erſten Chalifen, nämlich Ebubekr's, Omar's, Oſman's und Ali's; aus den Sammlungen der Ueberlieferungen ins Türkiſche überſetzt von Abdeß-ſamed Muſtafa Ben Mohammed i. J. d. H. 978 (1569) für den Großweſir Mohammed Sokolli (im Todesjahre des letzten). Der Ueberſetzer ſtarb i. J. 991 (1583). Octav. 125 Bl.

Digitized by Google

55.

المستقصي في آلامثال آلعرب

d. i. das äußerste Ziel oder auch die äußerste Gränze in den arabischen Sprichwörtern, von Dschorillah Ebul-Kasim Mahmud Ben Omar Es-Samachschari, dem großen Philologen, gest. i. J. d. H. 538 (1145), in alphabetischer Ordnung. 3000 Sprichwörter. Sehr schöne Neschischrift, vollendet am 5. Ramasan i. J. d. H. 1150 (1738). Quart, 213 Bl.

56.

الاساس في آلاقتباس

d. i. die Grundlage der Feuerfangung, von Ichtijar Ben Gajasseddin El Huseini, verfaßt i. J. 897 (1491). Octav. 105 Bl. Eine Sammlung von Sprüchen des Korans, der Ueberlieferung, Sprichwörtern und Versen eingetheilt in funf Worte, deren letztes in 9 Linien, jede Linie in Buchstaben eingetheilt ist, wie folgt.

Erstes Wort: Das Lob Gottes, zum Beginn des Werkes und dessen Eintheilung. Zweytes Wort: Vom Worte Gottes, dem Koran und was dazu gehört. Drittes Wort: Von dem, was zum Lobe des Propheten gehört. Viertes Wort: Von den Chalifen, der Prophetenfamilie und den Heiligen. Fünftes Wort: Von der Wissenschaft, den Gelehrten und den Tugenden.

Erste Linie: Von den Sultanen und Königen, in 15 Buchstaben. a) Von dem Chalifate, dessen Attributen und Namen; b) von den Stellvertretern der Chalifen und ihren Beamten; c) von der Gerechtigkeit und Milde gegen die Unterthanen; d) von der Grausamkeit, Tyranney und der Feindschaft; e) von dem heiligen Kampfe und den Märtyrern desselben; f) von dem Verbote, Blut der Moslimen zu vergießen; g) vom Unrechte, vom Betruge, der List und dergleichen; h) von den Tapferen, den Waffen, Festungen; i) von dem Verderben, der Verheerung, der Ausrottung; k) von der Flucht; l) von der Vergeltung und der Rache; m) von der Feindschaft und dem Grolle; n) von der Schriftkunde und der Gesandtschaft; o) von dem Frieden und dem Vergleich zwischen Streitenden; p) von dem Siege und von der Eroberung.

Zweyte Linie: Von dem himmlischen Lose und der göttlichen Schickung, in drey Buchstaben. a) Von der Leitung und göttlichen Vorsehung; b) von der Zusammenziehung und Ausdehnung, und von den Nahrungszweigen; c) von dem Lose und dem Geschicke der Ergebung und Vorsicht.

Dritte Linie: Von löblichen Handlungen, in 20 Buchstaben. a) Von dem Wohlthun und der Großmuth; b) von der Geduld und dem Ausharren in Widerwärtigkeiten; c) von der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten; d) von der Aufrichtigkeit und ihren Früchten; e) von der Treue und Pünktlichkeit in Erfüllung von Versprechen; f) von der Uebertragung der Sorgen auf Gott und dem Vertrauen; g) von der Reue, der Entschuldigung, der Furbitte; h) von der Verzeihung, der Nachsicht, dem druber Hinausgehen; i) von der Sanftmuth, der Würde, der Gleichmüthigkeit; k) von der Demuth und der Zerknirschung; l) von der Genugsamkeit und der Zufriedenheit; m) von dem guten Naturel, der Güte und Milde; n) von der Schamhaftigkeit,

welche das Erbtheil der Reinen; o) von dem Stillschweigen und den wenigen Worten; p) von der Berathung und der Hülfe, die sie gewährt; q) von den Geheimnissen der Bewahrung und Entdeckung; r) von dem Ergreifen und der Benützung der Gelegenheit; s) von dem Ernste und von dem Mangel an Fleiß; t) von der Bewahrung der Mittellinie in allen Dingen; u) von dem Rathe zu Gutem, von Geboten und Verboten.

Vierte Linie: Von schmälichen und schändlichen Eigenschaften, in 15 Buchstaben. a) Von der Lüge; b) vom Wortbruche; c) von der Gleißnerey; d) von der Eigenliebe, Einbildung, dem Großthun und Hochmuth; e) von denen, so Groll und Feindschaft nähren; f) von dem Geizigen; g) von der Habsucht; h) von der kurz und der lang aussehenden Hoffnung; i) von der Dummheit und der Unwissenheit; k) von der Leichtsinnigkeit und dem Uebermuth; l) von der Nachlässigkeit und dem Zaudern; m) von dem Zweifel und dem Verdachte; n) von dem Zorne, o) von dem Vorwerfen der Wohlthaten; p) von dem Schimpfe und der Satyre.

Fünfte Linie: Von der Verwandtschaft und Bruderschaft, in 8 Buchstaben. a) Von den Aeltern und Kindern; b) Brüdern und Schwestern; c) den Weibern und den Heiraten; d) den Freunden; e) von den Gesellschaftern, Vertrauten, Trinkgenossen; f) von dem Besuche der Freunde und ihrer Bewirthung; g) von den Pflichten der Nachbarschaft; h) von dem Zanke und dem Ausschelten.

Sechste Linie: Von der Beredsamkeit und Physiognomik, in 5 Buchstaben. a) Von der Wohlredenheit; b) von dem Adel der Bildung; c) von der Erfahrung, Klugheit und Vorsicht; d) vom Gesichte und den Gliedern; e) von den Spuren der Dinge und den Folgen der Vorgänge.

Siebente Linie: Von der Erde und von ihrem Schaden und Nutzen, in 5 Buchstaben. a) Von der Pilgerschaft und dem Besuche des Hauses Gottes; b) von der Reise und der Fremde; c) von der Liebe des Vaterlandes; d) von der Kultur, dem Anbau, den Kräutern und Gärten; e) von den Lastthieren und ihren Arten.

Achte Linie: Von der Zeit und ihren Zufällen, in 10 Buchstaben. a) Von den Nächten, Tagen, Monden, Jahren; b) von den vier Jahreszeiten, ihrem Nutzen und Schaden; c) von der Klage über die Zeitumstände; d) von der Ungleichheit der Zeit und der Folge des Unglücks auf Glück; e) von der Abnahme nach der Aufnahme; f) von dem Leichten nach dem Schweren; g) von der Welt und ihren Gütern; h) von Gesundheit und Krankheit; i) von der Jugend und dem Alter; k) von dem Tode.

Neunte Linie: Von verschiedenen Dingen, in 4 Buchstaben: a) Von den Erscheinungen am Himmel; b) von der Wahrheit und dem Irrthume; c) von verschiedenen in die vorhergehenden Buchstaben nicht passenden Dingen; d) von den Namen berühmter Bücher.

57.

موارد الكلم

d. i. die Tränkorte der Wörter, von Ebul Feis dem Inder. Großoctav, 61 Bl. Eine höchst seltsame und mühsame Sammlung von Sprüchen, welche mit unpunctirten Buchstaben geschrieben sind, gesammelt aus den beyden Bewährern (Ssihhahein), dem ara-

bischen Wörterbuche Dschewheri's und dem persischen Hindschah's von Nadschiwan, aus Sojuti's Itt-ikan (Einsicht in die Wissenschaften des Korans), aus Ghasali's Ihja (Wiedererweckung der Glaubenswissenschaften), aus Jafii's Geschichte, aus Attar's Denkwürdigkeiten der Heiligen, aus Abdol-birr's Commentaren des Mewakif (die Metaphysik El-Idschi's), und des Makaßid (das Ueberlieferungswerk Sechawi's), aus Nawawi's Tehsib (Läuterung der Namen), aus Dscheseri's Takrib wet-taarif, aus Demiri's Leben der Thiere, aus dem Canon Ibn Sina's, aus Hamewi's und Bakuis (Bakewi's) Wundern der Länder, aus Suhrwerdi's Awarifol-maarif (Kunden der Kenntnisse), aus dem Keschfol mahdschub (Enthüllung des Verschleyerten) Ali B. Osman Ghasnewi's, aus Isa B. Ibrahim's Nisam el-gharib (Ordnung des Seltsamen in der Sprache), aus dem Scheraatol-islam (die gesetzliche Straße des Islams) vom Imamsade dem Hanefiten, aus den Makamat Hariri's, aus den Denkwürdigkeiten der Dichter von Ssalah Ssafedi in 26 Tränkorte eingetheilt. 1) Vom Islam, 2) vom Worte Gottes (dem Koran), 3) von der Dogmatik, 4) von Adam, 5) von Mohammed, 6) von den Gefährten des Propheten, 7) von den Heiligen, 8) von den Worten derselben, 9) von der Anrufung Gottes, 10) von den Königen, 11) vom dem heiligen Kampfe, 12) von den Krankheiten und den Arzneyen, 13) von dem Gruße, 14) von der Wissenschaft, 15) von der Vernunft, 16) vom Geiste, 17) von der Enthaltsamkeit, 18) vom Bösen, 19) vom Neide, 20) von der Liebe, 21) von der Habsucht, 22) von dem Vertrauen auf Gott, 23) von der Unrechtlichkeit, 24) von der Rechtlichkeit, 25) von dem Geize, 26) von der Freygebigkeit, 27) von dem Grolle, 28) von der Sanftmuth, 29) von der Ungerechtigkeit, 30) von der Gerechtigkeit, 31) von der Trägheit, 32) von dem Erwerbe, 33) von der Sorge, 34) von der Freude, 35) von der Stätigkeit, 36) von der Wanderung, 37) von den wilden Thieren und Vögeln, Fischen, Insecten und dem Menschen, 38) von den schönen und häßlichen Gestalten, 39) von den Ländern und Städten, 40) von den Häusern und Wohnungen, 41) von den Verwandten, 42) von den Speisen, 43) von den Getränken, 44) von der Musik, 45) von den Königen der Worte, 46) von der Uebersättigung und dem Ekel.

58.

زبن الامثال لوقوعها عمدة الاقوال

d. i. Ausbund der Sprichwörter als Säulen der Reden, von Mustafa B. Ibrahim aus Kallipolis, Sultan Murad III. gewidmet. Kleinquart, 54 Blätter. Eine Sammlung von Sprichwörtern, in 19 Hauptstücke eingetheilt:

1) Von den Sultanen, Königen, Wesiren, Emiren, Richtern, Edlen; von der Gerechtigkeit, Billigkeit, Tapferkeit, Bestechlichkeit u. s. w. 2) Von dem Glauben, dem Gebete, dem Almosen, dem Danke, den guten Werken; von der Sünde, der Reue und was dazu gehört. 3) Von der Wissenschaft, von den Gelehrten, dem Unterrichte, von der Schriftstellerey, den Worten der Großen, von der Wohlredenheit u. s. w. 4) Von dem Verstande, dem Herzen, von der Einsicht, Ueberzeugung, von dem Scharfsinne, Wahne, dem Rathe, der Erfahrung, Weisheit u. s. w. 5) Von dem Gebete, von der Lesung des

Korans, von den guten und bösen Wahrzeichen, von der Behutsamkeit im Umgange, von der Vergeltung, von dem Besuche der Gräber, von den Träumen und was dazu gehört. 6) Von den guten Eigenschaften und Tugenden, Milde, Sanftmuth u. s. w. 7) Von der Freundschaft und Bruderschaft, Schmeicheley, Eintracht u. s. w. 8) Vom Schweigen, Lob, Tadel, dem Eigenlobe, dem Schimpfe u. s. w. 9) Von der Welt und ihren Freuden, deren Eitelkeit und Nichtigkeit, ihren Sorgen und ihrer Verächtlichkeit, von dem Leben und seiner Vergänglichkeit, von diesem und dem andern Leben u. s. w. 10) Von der Gesundheit und Sicherheit, der Schamhaftigkeit, Gesundheit und Krankheit, Arzneykunde, den Speisen und Getränken, dem Nützlichen und Schädlichen, den daraus entstehenden Krankheiten, dem Tode u. s. w. 11) Vom Reichthume, dem gerechten und ungerechten Gute, von der Freygebigkeit, den Geschenken, der Verschwendung, dem Unterhalte u. s. w. 12) Von den Erwerbmitteln, der Kaufmannschaft, dem Ackerbau, den Handwerken, dem Fleiße, Ernste, der Genügsamkeit, der langen Hoffnung, der Bitte, dem Gewinne, Verluste u. s. w. 13) Von der Armuth und Noth, der Klage, den Schulden, der Undankbarkeit, von der Ergebung in das Schicksal u. s. w. 14) Von der Geduld und dem Ausharren, von der Vorsicht und dem Zögern, von der Berathung und Ermahnung, vom Frieden und der Entschuldigung, von der Reue und ihrer Annahme u. s. w. 15) Vom Alter und der Schwäche, dem langen Leben und der Jugend, von den Kindern und ihrer Erziehung, von den Verwandten, Sclaven, von den Vor-, Zu- und Beynamen u. s. w. 16) Von den Weibern, ihrer Schönheit, Häßlichkeit, Reinlichkeit, Vermählung, Scheidung, von dem Umgange mit selben u. s. w. 17) Von der Grausamkeit, der Erpressung und Empörung, von dem Bösen und den Boshaften, der Widersetzlichkeit und Halsstarrigkeit, von den übeln Eigenschaften, dem Hochmuthe, der Eigenliebe, der Unverschämtheit, der Neuerungssucht u. s. w. 18) Von der Reise und der Zeit dazu, von den Reisegefährten, der Fremde, dem Vaterlande, dem Wohnsitze, dessen Enge und Weite, von den Ländern und Dörfern, von der Einladung und Annahme derselben, von der Gasterey und den Gästen u. s. w. 19) Von der Unwissenheit und Dummheit, den Fehlern und der Vergessenheit, von der Lüge, der Feindschaft, der Verrätherey, der üblen Meinung, der Eile, der Verläumdung, Verrätherey, Verschwörung und was dazu gehört.

59.

عقود العقول

d. i. die Knoten der Vernunft. Türkisch. Eine sehr schätzbare Abhandlung über Sprichwörter und Sprüche, in 28 Knoten, nach der Folge des arabischen Alphabets eingetheilt, ohne Namen des Verfassers, welcher auch aus Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche, worin dieses Werkes keine Erwähnung geschieht, nicht zu bestimmen ist. Quart. 39 Bl. gutes, deutliches Neschi.

60.

غرر الامثال

Eine Sammlung von 188 arabischen Sprüchwörtern, mit türkischer Erklärung und lateinischer Uebersetzung, nach europäischer

Weise paginirt und von europäischer Hand geschrieben. 125 Seiten. Das Original scheint den Anhang einer türkischen Grammatik gebildet zu haben.

* * *

Da die Sprichwörterkunde in dem encyclopädischen Systeme der Araber eine besondere Wissenschaft bildet, so sind diese Sammlungen auch hier als eine besondere Abtheilung aufgeführt worden, wiewohl dieselben auch unter die folgende der Mohadherat, d. i. der Anthologien oder Conversationswörterbücher gerechnet werden können. Ueber den eigentlichen Sinn des Wortes Mohadherat habe ich mich bereits in dem Vorworte zu der von Herrn Flügel herausgegebenen Blüthenlese Seaalebis (der vertraute Gefährte des Einsamen), als auch in der Anzeige desselben in den Jahrbüchern (LIV. Bd., S. 27, 28) erklärt. Wollte man mit Freyherrn Silv. de Sacy den Titel der Anthologie bloß auf die Auswahl poetischer Stücke beschränken, so müßte man für die Mohadherat den Titel Eklogen wählen, nach dem Muster des bekannten Werkes des Stobäus, indem dieselben den Ausbund aller Philologie sowohl in Versen als in Prosa enthalten. Der wörtliche Sinn des Wortes Mohadherat ist der, schlagfertiger Gegenreden, wofür Freyherr Silv de Sacy das französische Apropos de Conversations gewählt hat. Nach der Absicht der Sammler sollen diese Werke die Leser in den Stand setzen, über die Gegenstände des gesellschaftlichen Gespräches das Beste, was hierüber von Dichtern und Rednern in Versen und Prosa gesagt worden, sogleich schicklich anzubringen, und in dieser Hinsicht mögen diese Werke wirklich als eine Art von Conversationslexicon betrachtet werden, welches aber nicht alphabetisch, sondern nach den Materien geordnet ist. Zur Unterhaltung der Morgenländer gehören vorzüglich Mährchen und die Erzählungskunde derselben. Ilm Mosameret el-muluk, d. i. die Kunde, Könige mit Mährchen zu unterhalten, macht einen besonderen Zweig der arabischen Philologie aus, allein in den Catalogen orientalischer Bibliotheken erscheinen die Mährchenwerke, wie die Mohadherat und Makamat, alle unter dem Titel Edeb, oder Philologie im engsten Sinne des Wortes. Nebst den Titeln Mohadherat, Makamat und Hikajat (Tischreden, Ständchen und Mährchen) führen mehrere philologische Werke noch die beliebten Titel Risalet, Tesketet, Subdet (Sendschreiben, Denkwürdigkeiten, Blüthenlese), welche alle in den Catalogen orientalischer Bibliotheken unter dem Titel Edebiat, d. i. philologische Werke im engsten Sinne aufgeführt werden, während die Grammatik, Poesie und Geschichte, welche Zweige der Philologie im weitesten Sinne, unter besonderen Titeln stehen. Die folgende Abtheilung: Philologie im engsten Sinne, umfaßt also, nebst den Mohadherat, Makamat und Hikajat, noch andere von den orientalischen Bibliographen unter der Classe der Edebijat, d. i. Bildungs- oder Humanitätswissenschaften, aufgeführten Werke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Kritik der römischen Kaisergeschichte,

mit besonderer Beziehung auf neuerlich entdeckte Geschichtsquellen und Denkmale.

Die Bearbeitung von Plotin's Leben, vom Porphyrius beschrieben, hatte auf Gallienus und Salonina meine Aufmerksamkeit gelenkt, als mir der Zufall einige in unserm Rheinlande gefundene Münzen dieses kaiserlichen Ehepaars darbot, und mich nun zur Betrachtung einiger anderer Denkmale hinleitete, die von diesem Augustus und seiner Augusta zeugen, so wie zum Studium der neulich gewonnenen Geschichtsquellen, die für diese zwey kaiserlichen Personen sprechen.

Demgemäß gebe ich zuerst meinen Versuch einer Ehrenrettung des Gallienus und der Salonina; bezeichne sodann das Epochenmäßige, was die Regierung dieses römischen Kaisers in der Kulturgeschichte auszeichnet; und beschließe diese Erörterung mit dem Ueberblicke einiger Denkmale und Zeugnisse, aus denen Hauptmomente jener Epoche hervortreten.

Obschon ich nun eben der in rheinischen Landen sich findenden Münzen gedachte, so geben doch, außer Italien [1]), die westlichen Provinzen des alten Römerreichs an Monumenten von diesem Kaiser und von seiner Gemahlin bey weitem keine so große Ausbeute, als die östlichen.

Da eine in Ungern [2]) oder eigentlich im Banat von Temeswar, gefundene Inschrift einem verdienten Gelehrten zu einer wenig benützten Abhandlung [3]) über jene Kaiserin Veranlassung gegeben, so theile ich sie hier mit. Es ist die vom Grafen Marsigli [4]) zuerst bekannt gemachte:

---

1) Als Beyspiel stehe hier die Erinnerung an eine italische Inschrift, jetzt bey J. Casp. Orelli in Inscriptionum Latinarum Selectarum ampl. Collect. I. p. 228, Nro. 1014. worin Verona genannt wird Colonia Nova Gallieniana.

2) In einem von Leo Allatius zu Georgii Acropolitae Historia, p. 141, ed. Paris. aus einer Venetianer Handschrift mitgetheilten, und von Herrn von Scheyb zur Tabula Peutinger. p. 64 sq. wieder abgedruckten Bruchstück, περὶ ἐπωνυμίας πόλεων καὶ τόπων betitelt, liest man unter Anderm: Σίρμιον, ἡ νῦν Οὐγγρία, πρώην δὲ Γηπεδον Ich habe mir dasselbe Fragment aus einer Leydner Handschrift abgeschrieben, wo es genauer so lautet: Σίρμιον, ἡ νῦν Οὐγγρία · οἱ δὲ Οὔγγροι οὗτοι ἐλέγοντο τὸ παλαιὸν Γήπαιδες. Man vergl. Suidas I. p. 480 Kust. unter Γήπαιδες und γήπεδον. Uebrigens ist schon von Ptolemäus II p. 139, ed. Basil. Σίρμιον als Stadt in der Pannonia inferior bezeichnet. Jo. Laurentius Lydus de Magistratibus Romm. III. 32 schreibt Γέπαιδες und Σείρμιον, Andere Σίρμιον und die Pfälzer Handschrift und mehrere: Gipedes und Gypedes (Saumaise zum Flavius Vopiscus, cap. 18. im Leben des Kaisers Probus, wo erzählt wird, daß dieser ihnen Wohnsitze im röm. Reiche eingeräumt hätte — Der Metropolit Eustathius von Thessalonich nennt in seiner Leichenrede auf den Kaiser Manuel Comnenus (in Eustathii Opuscull., ed. Tafel, p. 201) in gut Herodoteischer und Xenophontischer Manier die Könige dieser Völker: τὸν Παίονα, καὶ τὸν Γήπαιδα καὶ τὸν Σκύθην

3) Christ. Gottl. Schwarzii Diatriba de monumento quodam Corneliae Saloninae Augustae quondam dicato, als cap. I von dessen Miscellanea politioris humanitatis. Norimbergae 1721.

4) Im Danubius, tom. II, tab. 56, und daraus bey Herrn Konrad Mannert in der Schrift: Res Trajani Imperatoris ad Danubium gestae. Norimbergae 1793. Es ist auffallend, daß dem Herrn Mannert die Schwarzische Abhandlung unbekannt geblieben.

CORNELIAE
SALONINAE
AVG. CONIVGI
GALLIENIAVGS
ORDO MVN
TIB. DEVNVM
MAIETATEIVS.

d. i. Corneliae Saloninae, Augustae, Coniugi Gallieni, Augusti Nostri, Ordo Municipii Tibisci, Devotus Numini Majestatique Ejus [5]). Der ordo ist der ordo decurionum, oder der Senat der Munizipalstadt, welcher später curia, so wie die einzelnen Rathsglieder curiales hießen [6]). Herr Mannert macht auf diesen Ehrentitel mancher Colonialstädte bey dem Municipii aufmerksam [7]), und bemerkt über diese Oertlichkeiten:

»Tiviskum [8]), zehn Mill. vom vorigen (Kaput Bubali). Ptolemäus und eine noch vorhandene Steinschrift nennen diese Stadt richtiger Tibiskum. Sie lag auf der Westseite der Vereinigung der Temes und Bistra, bey dem heutigen Flecken Kowarom, eine starke Meile nördlich von Karansebes. Die noch vorhandenen Ueberbleibsel von römischen Schanzen, welche die Karte des Grafen Marsigli bey diesem Orte angibt, eine gefundene große Steinschrift bey den Mündungen beyder Flüsse, welche Mun. Tib. nennt [9]), das Zusammentreffen der Wegmaße, und endlich die Zeichnung in der Columna Traiana Nro. 137, welche gleich nach der ersten beträchtlichen Stadt der Daker einen Fluß malt, den die Römer durchwaden mußten, spricht wider die Meinung derjenigen, welche, durch die Aehnlichkeit des Namens verleitet, Tibiskum an die Theis, oder wegen der sogenannten Römerschanze nach Temeswar setzen wollen.«

So huldigte also der Magistrat einer ansehnlichen Munizipalstadt von Dazien der geheiligten Majestät jenes kaiserlichen Ehepaars, und fast alle Provinzen des damaligen römischen Reichs stimmen, nach dem Zeugnisse der Denkmale, nicht nur in solchen Huldigungen mit ein, sondern viele steigern sie noch — während die Zeugnisse der sogenannten Schriftsteller der Kaisergeschichte (Scriptores Historiae Augustae) über diesen Kaiser besonders ganz andere Berichte geben.

Vernehmen wir zuerst die Urtheile über ihn:

---

5) S. Schwarz a. a. O. pag. 2.

6) Schwarz, p. 20 sq. Vergl. meinen Abriß der röm. Antiquitäten, S. 115 — 120, 318, 376. Zweyte Ausgabe.

7) In der Geographie der Griechen und Römer, IV. S. 192. Ferner vergl. dessen res Trajani ad Danubium gest. p. 84. — Ueber diese Benennung und ihre Bedeutungen siehe den Abriß d. r. A. S. 314 — 319.

8) Nämlich, was ich gelegentlich bemerke, Tivisco kommt zweymal in der peutingerischen Tafel vor, segm. VII A, ed. de Scheyb. Die Stelle des Ptolemäus steht lib. III. p. 186, unter den Städten von Dacia, Τιβισκον.

9) »Marsigli weiß das Mun. Tib. nicht zu erklären, weil er bey dieser Stelle an kein Tibiskum denkt.« Diese ganze Angabe von Tibiskum mit der ganz genauen Bestimmung der Oertlichkeiten hatte Schwarz a. a. O. p. 19 sq. längst vorgetragen, der dabey auch an die peutingerische Tafel, damals noch in der Büchersammlung des Prinzen Eugen von Savoyen, jetzt bekanntlich in der k. k. Hofbibliothek in Wien, erinnert.

Freylich gedenken dieses Cajus Publius Licinius Gallienus christliche Autoren, wie Dionysius von Alexandrien, Eusebius, Zonaras, mit unzweydeutigem Lobe, und Eutropius läßt ihn wenigstens für einen mittelmäßigen Fürsten gelten; dagegen bieten Trebellius Pollio und Aurelius Viktor Alles auf, um auf seinen Namen alle mögliche Schmach zu häufen, und sein Andenken der Verachtung und zum Theil der Verwünschung der Nachwelt zu übergeben. Unter den Neueren aber hat sich bis vor Kurzem kein Schriftsteller mit seinem Urtheile über ihn jenen ersten Gewährsmännern angeschlossen; nur einige, wie Brequigny, Tristan, Chr. Gottl. Schwarz und zum Theil Tillemont, haben mit etwas mehr Mäßigung von ihm geredet; die Mehrzahl schildert ihn ebenfalls als einen der verächtlichsten Regenten. Selbst Tillemont stellt ihn als warnendes Beyspiel auf, wenn er von ihm sagt: »Il excelloit, dit on, dans l'éloquence, dans la poësie et dans tous les arts libéraux, et fit voir par son exemple qu'on peut être bon orateur et bon poëte et très méchant Empereur.« Ruhnkenius nennt ihn einen höchst schlaffen Kaiser, und Gibbon macht ihm die Hintansetzung der dringendsten Reichsgeschäfte über dem Hange zum philosophischen Diskurriren zum Vorwurf: »When the great emergencies of the state required his presence and attention, he was engaged in conversation with the philosopher Plotinus« [10]). Ja selbst der eben so gelehrte als gerechte und besonnene Eckhel, obschon er die zu Gunsten dieses Kaisers lautenden Urtheile einiger Alten anführt, trägt gleichwohl kein Bedenken, ihn einen albernen Menschen, einen lasterhaften Fürsten, ja selbst einmal ein Ungeheuer zu nennen [11]). Erst vor Kurzem sind einige Geschichtsforscher, hauptsächlich durch kritische Prüfung des Werthes der sogenannten Scriptores Historiae Augustae, zu der Ueberzeugung gelangt, daß gerade zwey am härtesten ihn anklagende Schriftsteller am wenigsten Glauben verdienen, nämlich Pollio und Viktor [12]); und ein nochmaliges genaues Zeugenverhör aller Autoren, welche über die Regierungshandlungen wie über das Privatleben des Gallienus berichten [13]), reinigt diesen Regenten von den meisten Flecken, die ihm sind angehängt worden, und stellt ihn der Nachwelt in einem andern Lichte vor Augen.

---

10) Tillemont, Histoire des Empereurs, Tom. III. p. 318, éd. de Venize. Ruhnkenii Dissert. de Longino §. V. p. 496. Gibbon, Vol. I, chap. X. p. 364 Basel. Man vergl. auch H. Cannegieteri Dissert. de mutata nominum Romm. sub Princip. ratione, p. 134 sq.

11) Eckhel D. N. V. Vol. VII. p. 134 sq.

12) A. G. van Capelle diss. de Zenobia Palmyrenorum Augusta Traj. ad Rhenum 1817, p. 11, und am Ende: »Gallienus minime tam malus fuit princeps, ac Trebellius, Pollio et Victor eum videri volunt«

13) David. Jacob. a Lennep Disputatio pro Imperatore Gallieno. Amstelod. 1818, in den Abhandlungen der dritten Klasse des königl. niederländischen Instituts im ersten Bande. Hätte der Verfasser des Artikels Gallien in der Biographie universelle, Paris 1818. Tome XVI, jene kritische Schutzschrift benutzen können, so würde sein Bericht über diesen Kaiser eine ganz andere Gestalt gewonnen haben. — Diese merkwürdige Regierungsperiode hatte einem jüngeren Geschichtschreiber Ephorus, auch aus Kuma wie der ältere, Stoff zu einem Werke von 27 Büchern geliefert. Außerdem hatten Zeitgenossen, wie Palfurius, Sura, Celestinus und Maonius Asphanar, die Geschichte dieses Kaisers erzählt. Wären diese griech. und lat. Originalhistoriker noch vorhanden, so brauchten wir uns nicht mit der Entwirrung des von spätern Auszugmachern daraus zusammengearbeiteten Gespinstes abzumühen. Ueber diese Schriftsteller s. Tillemont Histoire des Empp. Tom. III. p. 361, ed. de Venise, und über Ephorus M. Marx zu den Fragmenten des ältern Ephorus, p. 7.

Hiernach kann ich mich auf Angabe einiger Ergebnisse der von Lennepischen Untersuchungen beschränken, um sodann selbst noch einige Hauptpunkte hervorzuheben, und neugewonnene Zeugnisse nachzutragen, die der bessern Meinung von diesem Kaiser ein großes Gewicht geben: Wenn ein durch die drohende Verschwörung der Feldherrn, als deren Opfer Gallienus gefallen war, eingeschüchterter feiger Senat diesen Fürsten für einen Feind des Vaterlandes erklärte, so kann das eben so wenig *gegen* ihn beweisen, als wenn sein guter Nachfolger Klaudius Gothikus die Schwäche hatte, diesen seinen Vorgänger bald nach seinem Regierungsantritte unter die Götter zu versetzen [14]), *für* ihn. Die Stimme der Armen nach seinem blutigen Tode und die der Nation während seiner Regierung und auch nachher noch, sind hier unzweydeutigere, gewichtvollere Beweise. Kaum war Gallienus durch nächtlichen Meuchelmord gefallen, so entstand ein Aufruhr im Lager. Die Soldaten klagten laut, man habe ihnen einen Führer geraubt, der ihr Bestes besorgt, der unentbehrlich, tüchtig, tapfer und thätig gewesen [15]), und es kostete den Verschworenen nicht wenig Mühe und große Summen aus dem Schatze des Gallienus, um die aufgeregte Stimmung des Heeres zu beschwichtigen. Das römische Volk aber hielt die Reichsverwaltung dieses Kaisers, wenn auch nicht für die allerbeste, so doch für eine solche, die man sich gefallen lassen könne; und nach billigem Abzug dessen, was mehr die Schuld dieser trüben und verhängnißvollen Zeiten, als die seiner Regierung war, darf und kann man diesem Regenten das Lob der Thätigkeit, Wachsamkeit und des männlichen Muthes unmöglich versagen [16]). Wie kommen aber Geschichtschreiber, die uns solche Urtheile der Nation und der Armee über diesen Kaiser zum Theil selbst überliefert haben — wie kommen diese dazu, nun doch denselben Fürsten mit den schimpflichen Vorwürfen der Trägheit und Sorglosigkeit zu überhäufen? Der angeführte Geschichtsforscher sucht dieses Problem durch die Annahme zu lösen, daß sie unter dem Einflusse der Nachkommen des Kaisers Klaudius geschrieben, und aus schnöder Schmeicheley den Beyfall dieser Regenten auf Unkosten des Gallienus, an dessen Tode Klaudius vielleicht nicht ohne Antheil gewesen, zu erkaufen [17]) gesucht Es scheint unserm Forscher unbekannt geblieben zu seyn, daß ein großer Numismatiker die von jener Annahme hergenommene Vertheidigung des Gallienus zu widerlegen gesucht, und als Endurtheil über diesen Kaiser sich dahin erklärt:

---

14) Im Jahre der Stadt 1021; nach Chr. Geb. 268. Vgl. Eckhel D. N. V. VII. p. 471.

15) Die eigenen Worte des Trebellius Pollio in Gallieno. Vgl. Viktor c. 33, und über die Umstände des Todes, Zosimus I. 40; vgl. v. Lennep. p. 117.

16) V. Lennep. p. 117 — 120. Zum Verständniß der gleich im Folgenden bemerkten Schmeicheley des Pollio und Viktor gegen die Nachkommen des Kaiser Klaudius Gothikus, bemerke ich, daß hierbey an Konstantius Chlorus und sein Geschlecht zu denken ist. Der ältere Bruder des Klaudius, Namens Krispus, war Konstantius Großvater; s. Ch. d. Beck: Anleitung z. K. der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte II. S. 456; vgl. Lennep, p. 98. Jetzt bemerke ich noch, daß in der neulich von Herrn Angelo Mai herausgegebenen versifizirten Chronik des Ephraemius (s. Scriptorr. Veterr. Nova Collectio Vatican. Tom. III, vers. 225, p. 7) Klaudius Großvater des Konstantinus genannt wird: πάππος μεγίστου κράτορος Κωνσταντίνου.

17) Lennep, p. 120. Ueber den letzteren Verdacht s. Eckhel VII. p. 471. Jenen andern Verdacht der Schmeicheley dieser Geschichtschreiber und des angegebenen Grundes derselben haben schon Harduin und Brequigny geäußert.

Gallienus sey eben im Guten wie im Bösen ein zweyter Antonius [18]) gewesen.

Indem ich es dem Urtheile kundiger Leser überlasse, ob und in wie weit sie diese Vergleichung treffend finden möchten (solche Parallelen sind immer mißlich) — dürfen wir doch einem Schriftsteller, wie Pollio, der sich sehr häufig nicht bloß großer Uebertreibungen, sondern auch offenbarer Unwahrheiten schuldig macht, und sichtlich darauf ausgeht, die guten Eigenschaften des Gallienus zu verkleinern, und seine Fehler zu vergrößern, ohne ungerecht zu werden, wohl zutrauen, daß er die historische Treue den Ansichten und Wünschen einer zu seiner Zeit herrschenden Cäsarendynastie aufzuopfern kein Bedenken getragen. — Jedoch wird man sagen, so hoch Julianus [19]) den Klaudius Gothikus stellt, so tief setzt er dessen Vorgänger Gallienus herab. — Aber gerade in dieser Vor- und Abgunst des Julianus äußert sich vielleicht dasselbe Motiv, was jene unzuverlässigen römischen Schreiber der Kaisergeschichte von der Bahn der Wahrheit ablenkte, nämlich seine Abkunft von jenem Kaiser Hier jedoch müssen wir einen Punkt berühren, der den Julian, wie jene Schriftsteller, noch mehr gegen den Gallienus eingenommen zu haben scheint. Sie waren Heiden, und Julian bekanntlich ein fanatischer Eiferer für das Heidenthum. Gallienus aber hatte gegen die Christen und ihren Kultus die mildesten Gesinnungen [20]). — Es ist ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände, die auf diesen Kaiser ein höchst ungünstiges Licht werfen, und die harten Urtheile würdiger und unparteyischer Geschichtschreiber zu entschuldigen scheinen. Zuvörderst sein Vertrag mit dem Markomannenkönig Attalus und die Verehlichung oder vielmehr das Konkubinat mit dessen Tochter Pipa oder Pipara. Aber die ungeheuren auf das Reich einstürzenden Schwärme der Germanen, denen er unmöglich auf allen Punkten Widerstand leisten konnte, nöthigten ihn dazu. Gerade bey dieser Erzählung thut sich wieder die Unzuverlässigkeit oder vielleicht gar Lügenhaftigkeit des Trebellius Pollio kund, der diese Pipa mit des Kaisers rechtmäßiger Gemahlin Salonina verwechselt, da es doch erwiesen ist, daß er erstere bloß und immer als Konkubine behandelt, während er der letzten jederzeit alle Achtung, Ergebenheit und alle einer Kaiserin (Augusta) gebührende Ehre erwiesen hat [21]). Der zweyte noch

---

18) Nämlich der Triumvir ist gemeint. S. Eckhel VII. p. 414.

19) In den Caesares, p. 313 D., 336 B. und Orat. I. p. 6 D., wo er von dessen Gelangung zur Kaiserwürde sagt: Klaudius habe die Herrschaft auf eine den göttlichen und menschlichen Rechten gemäße Weise erworben (vgl. Lennep, p. 98); womit Julianus wenigstens beabsichtigen konnte, die Legitimität der Kaiserwürde des Konstantinischen Hauses, und somit seine eigene, zu beweisen.

20) Euseb. Hist. Eccles. VII. 13; vgl. Lennep, p. 108. Ich werde auf die wichtigen Folgen dieser Gesinnungen in Verfolg zurückkommen Hier sey nur bemerkt, daß diese Milde dem Gibbon bey seinem entschiedenen Voltairianismus eben so wenig verdienstlich erscheinen konnte, wie des Gallienus Umgang mit dem Neuplatoniker Plotinus.

21) Schwarz, p. 2—7; Eckhel VII. p. 418; v. Lennep, p. 106. Ueber dieses würdige eheliche Verhältniß wird uns im Verfolg eine neu gewonnene Geschichtsquelle erwünschte Belehrung geben. Was die noch von Saumaise geglaubte Identität der Pipa und Salonina betrifft, so leistet hier eine der besten Heidelberger Handschriften der Scriptores Historiae Augustae (s. darüber Fr. Sylburgii Epistolae quinque, ed. Fr. Creuzer, p. 21 sq.) vortreffliche Dienste. Sie zeigt uns, daß im Texte des Trebellius cap. 3, p. 249 sq. eine Lücke auszufüllen, und mit Schwarz vermuthlich so zu lesen ist: »Tam variae item opiniones sunt de Salonini nomine, ut, qui se

stärkere Vorwurf betrifft die Gleichgültigkeit des Gallienus gegen seinen Vater, den er, sagt man, vielleicht gar absichtlich in der persischen Gefangenschaft schmachten gelassen, um einen unerbittlich strengen Sittenrichter seines unmännlichen weichlichen Lebens von sich entfernt zu halten — einen Kontrast, den der boshafte Cäsaren-Censor Julian denn auch zu einem grellen Effekt ordentlich dramatisch zu benützen gewußt [22]). Allein eine richtige Würdigung der damaligen Lage des Gallienus rechtfertigt oder mildert wenigstens sein räthselhaftes Benehmen. Im Morgenlande hatte Makrinus den kaiserlichen Purpur usurpirt, und den Makrianus und Quintus zu Reichsgenossen angenommen. Der fortdauernde persische Krieg beschäftigte mehrere römische Armeen; außerdem drängten Barbaren von andern Seiten Im Westen bey der gallischen Armee hatte Postumus sich als Kaiser ausrufen lassen, und lauerte auf des Gallienus Entfernung, um über Italien herzufallen, und Gallienus befand sich in der traurigen Alternative, ob er eher seinen Vater zu befreyen, oder seines von Postumus ermordeten ältesten Sohnes Saloninus Tod zu rächen suchen sollte. Es ist ferner bekannt, wie sehr sich der Krieg gegen Postumus in die Länge zog, wie sehr manche andere Umstände des Gallienus Zug in den Orient unmöglich machten; wie er aber die Hoffnung, seinen Vater zu befreyen, niemals aufgegeben, und deren Erfüllung nach dem großen Waffenglücke des Odenathus in den Morgenländern nahe glaubte, besonders da nachher auch Postumus gefallen war — bis er selber mitten in der Bekämpfung des Aureolus als Opfer jener Verschwörung fiel [23]).

---

verius putent dicere, a matre sua Salonina appellatum esse dicant, quae fuit conjux Gallieni; praeter quam et concubinam habuit, quam is (scil. Gallienus) perdite dilexit, Piparam nomine barbarorum regis filiam.« Nämlich des Attalus, wie römische Schriftsteller auch den berühmten Eroberer des fünften Jahrhunderts, den die Griechen Ἀττίλας schreiben, übersetzen (vergl. Rasche lexicon univ. rei numar. unter Attila, Atila, Ateula mit Eckhel D. N. V. I. 77 und VIII. 190, u. Jo. Laur. Lydus de magistratt. Romm. III. 43). Pipara hat man aus altgermanischer Sprache als Weibeschre erklären wollen — Ist übrigens die Stelle des Trebellius richtig ergänzt, so hätte er dießmal nicht geirrt, oder gar gelogen.

22) Es ist etwas Voltairisches in dieser Stelle; deßwegen gebe ich sie in der französischen Uebersetzung des Ez. Spanheim (les Césars de l'Empereur Julien, p. 91 sqq.: »Gallien entra ensuite avec son père (Valerien), celui-ci trainant encore les chaines de sa prison, et l'autre avec une robe et une démarche de femme: Silène voyant le père s'écria d'abord,

C'est là ce général au grand casque d'argent,
A courir aux combats toujours si diligent.

et à l'égard de Gallien:

Qu'il se plait dans cet or, ainsi qu'une pucelle.

Jupiter les fit sortir tous deux du festin.«

Die beyden ersten Verse sind aus den Phönizierinnen des Euripides (vs. 120 sq.) entlehnt; der letztere nach einer Stelle in Aristophanes Vögeln gebildet. Schon Valois macht die Bemerkung, daß diese in Versen ausgesprochene Schilderung eine boshafte Anspielung auf die Gedichte des Gallienus sey.

23) Jener Vorwurf fast am stärksten bey Eckhel VII. p. 394 sq. Die übrigen Umstände bey Brequigny Mémoires de l'Académie des Inscriptions, t. LXX. p. 350 sqq. und t. XXXII. p. 262. Vgl besonders v. Lenepp, p. 112—117. Der Verdacht dieses Letzteren (man vgl. auch Kasaubon zum Pollio in Valeriano patre, cap. 3), daß Valerianus, durch des Makrinus Verrath in persische Gefangenschaft gerathen, scheint jetzt durch die excerpta post Dionem ad an. 260 sqq. in der Scriptorum Veterum Nova Collectio Vaticana, ed. Angel. Maio, Tom. II. p. 235, ein neues Gewicht zu erhalten.

Endlich werden ihm auch Fehler zur Last gelegt, die vielleicht von einer mit naiver Gutmüthigkeit verbundenen Genialität unzertrennlich sind: eine etwas starke Sinnlichkeit, Prachtliebe und Genußsucht. Namentlich hat man auch seine Beschäftigung mit den schönen Künsten wie mit der Beredsamkeit, ganz besonders aber den Inhalt und den Ton einiger seiner Gedichte der hohen Würde, die er bekleidete, unangemessen gefunden. Als Beleg hat besonders ein Hochzeitsgedicht dienen müssen, das er bey der Vermählung seiner Neffen gedichtet [24]).

Ich schreibe mit dieser Quelle, wenn vom Vater die Rede ist, Macrinus, wenn vom Sohne, Macrianus. So auch Zonaras XII. 24 Μακρῖνος und Μακριανός. S. A. Mai's kritische Anmerkung a. a. O. — Daß auch einer der größten und geistreichsten neueren französischen Schriftsteller in der gewöhnlichen Ansicht befangen ist, als ob Valerian durch Gallienus Schuld in der persischen Gefangenschaft geblieben, beweist eine der vielen epigrammatischen Wendungen in Chateaubriand's Études Historiques, wo der Tadel, daß Gallienus eher alles andere gethan, als seinen Vater zu retten, mit den Worten beschlossen wird: »Il en fit un dieu; cela coutait moins.« — und, wenn Trebellius Pollio Wahrheit berichtete, so hätte der entartete Sohn sogar zur Vergötterung seines Vaters gezwungen werden müssen (Trebell. in Gallieni duo, cap. 10).

24) Aus Trebellius cap. 11 haben Gibbon und Andere es mitgetheilt und beurtheilt; aus Wernsdorf Poëtae Minores, Tom. IV. 2. p. 499 sqq.; Eckhel p. 407. der ihn als zarten erotischen Dichter deßwegen mit Katull und Properz vergleicht. — Nun höre man aber, wie Gallienus sogar zum Zeitgenossen des Katullus gemacht wird! In einer Heidelberger Handschrift will uns ein Scholiast zum Katullischen Epithalamium Nro. LXII folgendermaßen belehren: »Valerius Catullus scriptor lyricus Veronae nascitur Olympiade centesima sexagesima tertia, anno ante Salustium Crispum, ducis Marii Syllaeque temporibus, *quo die Plotinus latinam rhetoricam primus Romae docuit*.« und damit wir ja nicht zweifeln, der berühmte Zeitgenosse des Gallienus sey gemeint, setzt er im Verfolg hinzu: »Plotinus secundum Macrobium (in Somn. Scip. I. 8) inter philosophiae professores cum Platone princeps, de quo Augustinus libro nono capite decimo (de Civit. Dei.) Plotinus inquit nostrae memoriae vicinis (al. vicinus) temporibus Platonem ceteris excellentius intellexisse laudatur.« Es heißt einem solchen Ignoranten, der den Plotin in einen Lehrer der lateinischen Rhetorik travestirt, eine zu große Ehre anthun, dem Grunde seines argen Paralogismus nachzuspüren. Da jedoch eine Schmeicheley der Zeitgenossen über Gallienus als Dichter im Hintergrunde liegt, so erinnere ich an eine räthselhafte Stelle in des Porphyrius Leben des Plotinus, cap. III: Ὠριγένης ἔγραφε δὲ οὐδὲν πλὴν τὸ περὶ δαιμόνων σύγγραμμα, καὶ ἐπὶ Γαλιήνου, ὅτι μόνος ποιητὴς ὁ βασιλεύς. Henr. Valois zum Eusebius Hist. Eccles. VI. 19 erklärt diese Stelle so, daß hierbey an eine Lobschrift des Philosophen (nicht des Kirchenvaters) Origenes auf das unvergleichliche poetische Genie des Kaisers Gallienus zu denken sey; und Tillemont versteht diese Stelle auch so, indem er übersetzt: »que le prince seul est poëte.« Ich übergehe hier die Versuche, die andere Gelehrte gemacht haben, entweder durch Aenderung oder durch Auslegung diesen Worten einen philosophischen Sinn unterzulegen. Alle Handschriften stimmen in dieser Lesart überein. Ich habe sie daher unangetastet gelassen, so schwer es auch ist, einen Philosophen einer so niedrigen Schmeicheley fähig zu halten, um in einem eigenen Buche zu beweisen, daß Gallienus allein ein Dichter sey, und ich freue mich, in dieser Zurückhaltung mit dem gelehrten und geistreichen Herrn Grafen Leopardi in Florenz übereinzustimmen, der in seinen mir gütigst mitgetheilten Bemerkungen zu jener Schrift des Porphyrius dieselbe Meinung äußert. — Wenn nun aber, um zu jenem seltsamen Scholion zum Katullus zurückzukehren, bey dem Aufsehen, daß die Gedichte des Gallienus im damaligen Publikum erregten, vielleicht einer der Zeitgenossen, statt, wie Eckhel gethan, ihn wegen des erotischen Inhalts mancher seiner Poesien mit Katull zu vergleichen, gar den zweyten Katullus genannt hatte, so läßt sich begreifen, wie ein halbgelehrter römischer Ludimagister, der von dem Umgange dieses

Es sind nun noch die positiven Zeugnisse zu erwägen, die zu Gunsten des Gallienus und zum Theil mit dem größten Lobe von ihm sprechen. Hierbey beschränke ich mich hauptsächlich auf Quellenberichte, die erst ganz neuerlich zu Tage gefördert worden, und die also von Tillemont, Brequigny, Gibbon, Eckhel und van Lennep nicht gekannt sind, theils weil ich nicht wiederholen will, was gedachte Geschichtsforscher beygebracht, theils weil einige, selbst christliche Historiker, die dieses Kaisers gedenken, zu unverläßig sind, als daß man mit einiger Sicherheit von ihren Nachrichten Gebrauch machen könnte. Denn wer wird z. B. einem Joh. Malalas Zutrauen schenken, wenn er uns von dem Aeußern seines Fürsten ein sehr vortheilhaftes Bild vorzeichnet, dabey auch seine Seelengröße rühmt, und ihn in Arabien den Odenathus tödten, selbst aber in Rom an einer Krankheit sterben läßt? [25]). — Aber eine andere neuerlich geöffnete Quelle läßt uns heller auf den Grund des öffentlichen und des Privatcharakters des Gallienus blicken, und zeigt uns das Bild desselben in wohlgefälligerer Gestalt, als es in dem Spiegel erscheinet, den uns jene lateinischen Geschichtschreiber der Kaisergeschichte vorhalten. Da erfahren wir zuerst, daß der Mauretanier Memor sich während eines Feldzuges gegen Gallienus empört, aber, von den Soldaten ermordet, nun doch, als ungerecht getödtet, von den Befehlshabern in Schutz genommen wird, und wie der Kaiser, nachdem die Sache vor ihm verhandelt worden, mit Milde und Klugheit durch eine allgemeine Amnestie alle Parteyen zu beschwichtigen weiß [26]). — Hören wir den Pollio [27]),

---

Kaisers mit dem philosophischen Plotin gehört hatte, nun zu dem lächerlichen Irrthume kommen konnte, diesen letzteren zu einem Zeitgenossen des veronesischen Dichters Katull zu machen. Die Bestimmung von Katulls Geburtsjahr nach Olympiaden scheint aber eine griechische Quelle zu verrathen, und so möchte denn irgend ein Graeculus jenen Parachronismus verschuldet haben.

25) Joannis Antiocheni cognomento Malalae Historia Chronica, p. 394, ed. Oxon. 1691. Ueber diesen unzuverläßigen Plagiar s. man Humphredi Hodii Prolegomm. p. 8 sqq. gedachter Ausgabe, und Peter Burmanns Anmerkungen zu der Sylloge Epistolarum, Vol. V, p. 244. Es ist jetzt dieser Joannes von Antiochien, zubenannt Malalas oder Malelas, von dem andern Geschichtschreiber Joannes dem Antiochener, aus dessen Archäologie oder alter Geschichte auch Auszüge in der Sammlung des Konstantinus Porphyrogenneta bey Henr. Valois stehen, um so sorgfältiger zu unterscheiden, weil der glückliche Entdecker alter Autoren, Herr Angelo Mai, in der Scriptorr. Veterr. Collectio Vaticana, Tom. II, p. 234, vermuthet, daß die Excerpta post Dionem eines Anonymus dem letzteren Joannes von Antiochien angehören möchten, wenigstens von einem christlichen Schriftsteller herrührten, und weil ich aus diesen Excerpten, die in Hauptpunkten mit Ammianus Marcellinus und mit Zosimus übereinstimmen, und überhaupt eine genaue Kenntniß der Kaisergeschichte kurz vor Konstantin beurkunden, sogleich einige Berichte anführen muß.

26) Post Dionem Excerpta Nro. CXIX in Scriptorr. Vatican. Collect. Tom. II. p. 236. Diesen Memor (Μέμωρ) kennt auch Zosimus, aber die Abschreiber hatten Cecrops daraus gemacht. Aus jenem Vatikaner Excerpt und aus dem vatikanischen Kodex des Zosimus muß nämlich lib. I, cap. 38: ἐν τούτῳ δὲ ἐπαναστάντων αὐτῷ Κέκροπός τε τοῦ Μαυρουσίου καὶ Αὐρεόλου καὶ Ἀντωνίνου, geändert werden in ε. τ. δ. ἐπ' αὐτῷ Μέμορός τε etc s. Ang. Mai daselbst. Auch muß Memor den sogenannten Tyrannen dieser Zeit beygefügt werden, wodurch aber ihre Zahl nicht auf 31, sondern, wie gesagt, auf 19 oder 20 steigt. Jene Dreißigzahl ist von Pollio den bekannten dreyßig Tyrannen von Athen nachgebildet worden.

27) In Triginta Tyrannis, cap. 9.

so hatte sich Gallienus, nachdem er dem Usurpator Ingenuus durch seinen Sieg in Illyrikum dahin gebracht, sich selber den Tod zu geben, sich nicht damit begnügt, gegen die mösischen Soldaten zu wüthen, sondern einen schriftlichen Befehl erlassen, auch alle Unbewaffnete, die gegen seine Person übel gesinnt wären oder übel geredet, umzubringen. Ich wiederhole nicht was ein anderer Kritiker beygebracht, um wahrscheinlich zu machen, daß Pollio diesen Brief vermuthlich selbst erdichtet habe [28]). Der bisher unbekannte griechische Historiker berichtet uns auch, daß der Krieg gegen Ingenuus mit außerordentlicher Parteywuth geführt worden, so daß viele Kinder ihre Aeltern und Brüder umgebracht, und erzählt als ein besonders auffallendes Beyspiel, wie ein Mann seinen eigenen Bruder als Kriegsgefangenen zum Kaiser geführt, und dieser, in der Meinung, er wolle Verzeihung für ihn erbitten, sie ihm im voraus, und noch eine ansehnliche Belohnung obendrein zugesichert habe. Wie aber der wüthende Sieger seinen Bruder vor des Kaisers Augen getödtet, und dieser dann, entrüstet über diese Unthat, nur aus Ueberraschung den Thäter habe freygelassen [29]). — Einen andern Beweis des Muthes, der versöhnlichen Sinnesart und des Abscheues, Bürgerblut zu vergießen, berichtet uns derselbe Fortsetzer von Dio's Geschichtsbüchern von demselben Kaiser [30]): Als Postumus in Gallien zum Kaiser war erwählt worden, schlug ihm Gallienus erst durch eine Gesandtschaft vor, durch das Glück der Waffen auszumachen, wer von ihnen beyden die höchste Gewalt besitzen solle. Auf die Weigerung des Postumus, dem Gallienus und seinem Heere den Zug über die Alpen zu gestatten, um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, gegen Römer kämpfen zu müssen, schlägt ihm Gallienus die Entscheidung durch einen Zweykampf vor; welchen zweyten Vorschlag Postumus schnöde mit der Doppelbemerkung zurückweiset, wie er kein Gladiator — und wie er, nachdem er von Gallienus, um den sinkenden Wohlstand dieser Provinzen zu retten, zum Statthalter gesetzt worden, nun von den Galliern zum Kaiser gewählt worden sey. — Räthselhaft ist einigermaßen endlich eine andere Erzählung dieses Geschichtschreibers worin wir erfahren, daß, als ein gewisser Rufinus den älteren Odenathus unter dem Vorgeben, er gehe mit Empörung um, getödtet, deßwegen vom jüngeren Odenathus, des älteren Sohn, vor dem Kaiser zur Verantwortung gezogen keck und trotzig erklärt, daß, wenn der Kaiser wolle, er auch den Sohn Odenathus zu ermorden bereit sey; worauf der Kaiser seine Vertheidigung sich gefallen läßt, ohne jedoch

---

28) Die Begebenheit gehört ins Jahr nach Chr. Geb. 258 — 59, vor Valerians Gefangenschaft, und doch redet Gallienus darin als alleiniger Kaiser. S. van Lennep, p. 108 sq.

29) Excerpta post Dion. CXX. p. 287. — τὸν δὲ εἰπεῖν, ὅτι οὐ χρὴ τὸν ἅπαξ ἀνταράντα ὅπλα βασιλέως ζῆσαι, καὶ τῷ ξίφει ἀνελεῖν αὐτόν· ὁ δὲ Γαλιηνὸς ἠγανάκτησε μέν, πλὴν διὰ τὸ ἀδόκητον τῶν πραγμάτων συνεχώρησεν, wo ich nicht einsehe, warum die Lesart der Handschrift in ανειλεν verändert worden. Dagegen ist ein anderer Fehler zu bessern. Man schreibe τὸν ἅπαξ ἀνταράντα ὅπλα βασιλεῖ, oder besser: τ. ἅπαξ ἀνταράντα ὅπλα ὅπλοις βασιλέως.

30) Nro. CXXI. p. 283. In der lateinischen Uebersetzung ist in den Worten: ἀλλ' ἀπολλυμένας τὰς ἐπαρχίας ταύτας ὑπὸ σοῦ ταχθεὶς διασῶσαι ἔσωσα, das zweyte Wort von vorn nicht ausgedrückt: »aber eingesetzt von Dir, diese zu Grunde gehenden Provinzen zu retten, habe ich sie gerettet.«

den zweyten Beweis seines Diensteifers zu gestatten [31]). — Auch hier erscheint Gallienus als ein Fürst, der auf der einen Seite Freymüthigkeit liebte, ohne Parteywuth zu dulden, und sich bey der unter seinen Feldherrn zuweilen blutdürstig drohenden Eifersucht mit der nöthigen Klugheit zu benehmen weiß. Es ist dieß derselbe jüngere Odenathus, dessen große Dienste in den Morgenländern, nach Besiegung der Perser, Gallienus mit der Würde eines Augustus belohnte, durch Denkmünzen verherrlichte, der aber wenige Jahre nachher mit seinem Sohne Herodes durch Meuchelmord seines Verwandten Mäonius ums Leben kam. — Bestätigt diese genauere Kenntniß der Denk- und Gemuthsart dieses Fürsten, die wir dieser neu eröffneten Geschichtsquelle verdanken, nicht auf eine unwidersprechliche Weise das Zeugniß eines andern Geschichtschreibers [32]):

---

31) Nro. CXXII. p. 238. Hierzu hat Herr Ang. Mai bemerkt, daß wir weder diesen Rufinus sonst kennen, noch den ältern Odenathus, und daß der jüngere der bekannte Gemahl der berühmten Zenobia sey. — Ich muß aber nun der Schwierigkeit gedenken, die sich jetzt aus der Vergleichung dieses Berichts mit einer merkwürdigen Inschrift von Palmyra erhebt, welche Bernard Inscr. Graec. Palmyr. Nro. 12. Renaudot in den Mémoires des Inscriptions, Tom II. p. 530 und andere bekannt gemacht haben: ΤΟ ΜΝΗΜΕΙΟΝ ΤΟΥ ΤΑΦΕΩΝΟC ΕΚΤΙΣΕΝ ΕΞ ΙΔΙΩΝ ΟΔΑΙΝΑΘΟC Ο ΛΑΜΠΡΟΤΑΤΟC CΥΓΚΛΗΤΙΚΟC Ο ΑΙΡΑΝΟΥ ΤΟΥ ΟΥΑΒΑΛΛΑΘΟΥ. Bernard und Renaudot übersetzen: Odenathus Airani filius, van Capelle de Zenobia p. 67. Odenathus filius Airanae, Zoega Numi Aegypt. Imperat. p. 323 und Eckhel VII. p. 489 schreiben Airanis filii, und der letztere bezieht diese Grabschrift auf den berühmten Gemahl der Zenobia. Unser Autor nennt aber den Vater dieses jüngeren Odenathus auch Odenathus. Betrachten wir die abweichende Schreibart dieser Palmyrenischen Inschriften, worauf z. B. jener Sohn des Odenathus von seiner ersten Gemahlin, Namens Herodes, Nro. 19 ΟΥΡΩΔΗC geschrieben ist; erwägen wir ferner, daß ein Sohn desselben Odenathus von seiner zweyten Gemahlin Zenobia Herennianus hieß, welches wohl kein anderer Name ist, als jener Airanes oder Airanus, so würde durch die Annahme, daß dieser Name, so wie es von andern Namen dieses Geschlechts erweislich ist, in dieser Regentendynastie öfter vorkam, und daß also jene Grabschrift sich nicht auf den jüngern Odenathus, den Gemahl der Zenobia, sondern auf den älteren, dessen Vater, bezieht, sich folgende Namenreihe ergeben:

Vaballathus.
|
Herennianus der ältere,
|
Odenathus der ältere,
|
Odenatus der jüngere ♀ Zenobia,
|
Herennianus der jüngere,

und somit unser Fortsetzer des Dio mit der angeführten palmyrenischen Inschrift in Einklang kommen. Hätten wir die Schrift des Longinus, Odenathus (Ὀδαινάθος) betitelt (s. Ruhnken's Dissertatio de Longino, §. 14, p. 527, ed. Bergmann), noch, so würden wir uns mit solchen Vermuthungen nicht zu behelfen brauchen. — Die Erhebung des Odenathus d. i. zur Augustuswürde fällt ins Jahr Chr. 264, sein Tod zwey Jahre später 266 (v. Lenney, p. 115. Eckhel VII. p. 393 und p. 489). Gibbon hätte dem lügenhaften Pollio in XXX Tyrann. cap 15 und 17, der die Zenobia in den Mordanschlag gegen ihren Gemahl verwickeln will, nicht folgen sollen. Sie ist rein von jedem Verdacht (Ruhnken, p. 527; v. Kappelle, p. 19 und 27).

32) Zonaras XII. 25. — Zum kurz Vorhergehenden bemerke ich noch, daß Syncellus, p. 382 b. statt des Mäonius den Mörder dieses Gemahls der Zenobia gleichfalls Odenathus nennt. So hätten wir also gar drey Ode-

»Ja er bestrafte nicht einmal seine Widersacher oder diejenigen, die der Tyrannen Partey ergriffen hatten«? — Das alles lautet recht löblich, höre ich sagen, — das Lob ist aber verdächtig, wenigstens einseitig, weil es nur allein aus dem Munde christlicher Schriftsteller kommt, die vermuthlich die Duldung, die Gallienus gegen ihren Glauben übte, durch Verdeckung seiner Fehler zu belohnen suchten — Als wenn nicht Ammianus Marcellinus, der wahrscheinlich dem Heidenthume immer zugethan geblieben, und in allen Fällen mit jenem offenen Freymuthe eines alten Soldaten die Gesinnungen und Handlungen der Cäsaren schildert, als wenn dieser treue Geschichtschreiber dem Gallienus nicht fast wörtlich dasselbe Zeugniß gäbe [33]). Und ersieht man nicht endlich aus den Erzählungen des Zosimus, dieses fast fanatischen Christenfeindes, daß dieser Kaiser während seiner verhängnißvollen, durch Krieg, Aufruhr, Pestilenz und alle möglichen Drangsale heimgesuchten Regierung das erschütterte Reich mit Muth, Weisheit, Ausdauer und Milde zusammenzuhalten nach Kräften bemüht war [34])? Bey einer solchen Zusammenstimmung der verschiedensten Zeugen dürfen wir nicht argwöhnen, in einer gleichfalls neu aufgefundenen Urkunde eine übertriebene Schmeicheley zu lesen, wenn darin die wesentlichen Eigenschaften des Gallienus in folgendem Lobspruche [35]) kurz zusammengefaßt werden:

»Und sein (Valerian's) Sohn gelangte zur Herrschaft, ein kluger, gewandter Mann, ehrliebend, liebenswürdig, der viele Gefahren in den Schlachten bestanden.«

Die Apologie der Kaiserin wird uns weniger Mühe machen. Vielmehr wird es sich ohne weitläufige Beweisführung bald herausstellen,

---

nathe. Jedoch hatte der unkritische Syncellus vielleicht bloß aus dem Umstande, daß der Mörder dieses Odenathus ein Verwandter desselben gewesen, auf die Gleichheit des Namens geschlossen, obschon andrerseits das öftere Vorkommen desselben Namens in solchen Dynastengeschlechtern sehr gewöhnlich ist. Herr Angelo Mai scheint sich der Stelle des Syncellus hierbey nicht erinnert zu haben.

33) Ammianus Marcellinus XXI. 16: Gallienus perduellionum crebris verisque appetitus insidiis, Aureoli et Postumi et Ingenui et Valentis — mortem factura crimina aliquoties lenius vindicabat.«

34) Zosimus I, 30 — 40.

35) Ephraemius in chronico Caesarum jambico in der Nova veterr. Scriptorr Collectione Vatic. ed. Angel. Maio. Vol. III. p. 7:

Καὶ παῖς παρῆλθε Γαλητῖνος (Γαλλιῆνος) εἰς κράτος,
δέξιος ἀνὴρ φιλότιμος χαρίεις,
πολλοὺς ἀνατλὰς κινδύνους ἐν ταῖς μάχαις. —

Ja die Sibylle selbst verkündigt sein und seines Vaters Lob, besonders beyder Tapferkeit, in einem neuerlich erst aufgefundenen Orakel (man s. Sibyllinus liber XIII. vs. 154 sqq, in der Scriptorr. Veterr. Collect. Vat. III. ed. Angel. Mai, p. 111):

ἡνίκα δ' αὖτ' ἄρξουσι ὑπερμενέων Ρωμαίων. Ἄνδρες ἀριστῆες δύω κοίρανοι ὃς μὲν ἐφέξει Ἑβδομήκοντ' ἀριθμὸν, ὁ δὲ τριτάτου ἀριθμοῖο. κτλ An dem Rande steht: Ουαλλεριανὸς καὶ Γαλλιῆνος. Man schreibe: Ουαλεριανὸς καὶ Γαλλιῆνος (Valerianus et Gallienus). Die Bezeichnung ist nach der Sibyllen Art; nämlich der Anfangsbuchstab des ersten Namens bedeutet als Zahlzeichen (Ο') Siebenzig, der des zweyten (Γ') Drey. Auch die nachfolgende Bezeichnung der Parteyen durch Thiere: Stier, Hirsch, Löwe, mochte sich leicht ausdeuten lassen, wenn das Deuten von Orakeln hier unser Geschäft wäre. Am Ende (vs. 170) heißt es: Πέρσαι δ' ἔσονται ἀλαπαδνοί, womit die Niederlagen der Perser unter der Regierung des Gallienus bezeichnet werden.

daß Publia Licinia Julia Cornelia Salonina eine der ehrwürdigsten Personen gewesen, die jemals auf einem Kaiserthrone gesessen. Aber sonderbar, weniger meldet die Geschichte von ihr, während eine Reihe von Denkmalen ihren Namen verkündigt. Dieses sind Huldigungen, welche Frauen so hohen Ranges kaum abwehren können, wenn sie andrerseits, ächt weiblich, im Stillen wirksam und wohlthätig, der Geschichtsschreibung weniger zu melden geben. Da die vermeinte Identität ihrer Person mit der Markomannia Pipara schon oben beseitigt, und auch ihre übrigen Namen von Andern bereits hinlänglich erläutert worden [36], so handelt es sich nur noch um einen, unter dem sie auch vorkommt, und woraus man auf eine griechische Herkunft hat schließen, oder sie selbst vielmehr zu einer Griechin hat machen wollen. Sie wird nämlich auf mehreren griechischen Städtemünzen von Jonien und Lydien auch Chrysogone (χρυσογονη) genannt. Der große deutsche Numismatiker beschränkt sich auf die doppelte Bemerkung, daß die Herkunft der Salonina ungewiß, und dieser letzte Beyname ihr von griechischen Schmeichlern wahrscheinlich beygelegt worden [37]. Mit dieser letzteren Vermuthung stimmen zwey ältere Geschichtsforscher, deren Untersuchungen von dem gelehrten Manne nicht erwähnt werden, überein [38]; nur daß sie die Wahl des Mittels, dessen die Schmeicheley sich hier bedient, zu erforschen suchen. Sie berufen sich dabey auf eine Gattung kleinasiatisch-griechischer Städtemünzen, worauf jener Beyname neben der auf eine Mondsichel gestellten Büste der Salonina auf der Vorderseite, auf dem Revers aber Diana mit der Fackel zu sehen ist. Da nun diese Göttin häufig durch die Benennung die Goldene u. dgl. verherrlicht wird, so finden sie in jener Bezeichnung Chrysogone (die goldgeborne, die goldene Tochter) eine von jenen, bey regierenden Personen sehr häufigen Vergötterungsformeln, und nehmen an, die Bewohner jener Städte hätten mit diesem Namen sagen wollen, Salonina sey für sie, was die wohlthätige Diana-Luna für Himmel und Erde sey. Diese Erklärung läßt

36) S. Brequigny Recherches sur la famille de Gallien in den Mémoires de l'Académ. des Inscriptions, Tom XXII. p. 162 sqq.; Eckhel D. N. V. VII. p. 420; Zoega Numi Aegypti Imperatt. p. 309; Rasche Lex. univers. rei numer. IV. 1. p. 1578 (der sich aber mehrere auffallende Unrichtigkeiten in der Geschichte dieser Kaiserin hat zu Schulden kommen lassen); Mionnet de la Rareté des Medailles Romaines, p. 286 sqq. Jene Verwechslung mit der Pipa oder Pipara ist wieder zum Theil durch die Ungenauigkeit des Trebellius Pollio veranlaßt worden, der die Zeiten nicht unterschieden hat (doch s. oben Anmerk. 22). Jene Pipa hat sich Gallienus erst später als Kaiser aus Politik beygesellt; seine rechtmäßige Gemahlin Salonina hatte er schon unter Gordianus Regierung gegen das Jahr 243 geheiratet. Gallienus war Mitregent seines Vaters Valerianus im Jahre 254; letzterer gerieth gegen das Jahr 260 in persische Gefangenschaft, Gallienus verlor sein Leben 268, Salonina erlebte seinen Tod, ja war Zeuge und wahrscheinlich selbst auch das Opfer dieser Verschworung (Victor Epitom. cap. 33; Zonaras XII. 25; Brequigny, p. 177; van Lennep, p. 119; Eckhel VII. p. 377, 418, 436, woraus einige Angaben in der Biographie Universelle, Tom. XL (unter *Salonine*), p. 223 sq. zu berichtigen sind.

37) Eckhel VII. p. 418: »Ejus genus incertum;« p. 420: »Verisimile est ei aureum illud nomen a quibusdam adulantibus Graeculis fuisse adfixum.«

38) Beger im Thesaur. Brandeburg. II. p. 748 und Schwarz a. a. O. p. 9 — 11. Ich weiß nicht, wie Tillemont III. p 318 dazu kommt, zu vermuthen, »Spanheim *semble* vouloir qu'on lise Κρησογονη (sic), ce qui n'est ni grec ni latin.« Ja wohl, aber sollte Spanheim so etwas vorgeschlagen haben? Zwey Münzen mit dem Beynamen der Salonina Χρυσογονη auch bey Mionnet Descript. III. p. 123.

aber eine Hauptfrage unbeantwortet: Wie kommt es doch, daß, während so viele andere kaiserliche Frauen und Jungfrauen mit den Attributen der Diana auf römischen und Provinzialmünzen erscheinen, ja die Büsten derselben gerade so, wie die der Salonina, auf die Mondessichel gestellt sind [39], nur dieser letzteren Augusta allein der Name Chrysogone, und zwar auf den Münzen mehrerer griechischen Städte, und auf denen einer und derselben Stadt zum öfteren und unverkennbar recht geflissentlich beygelegt wird? — Cornelia ist der ungezweifelte Hauptname der Salonina. Nun behauptet Pighius, die römische Gens Cornelia habe auch den Beynamen Chrysogonus für Männer dieses Geschlechts gehabt. Diesen Satz hat Schwarz aufgenommen, und die Meinung hingeworfen, vielleicht habe Salonina von mütterlicher Seite her ihre Abkunft von jener Gens Cornelia hergeleitet, oder aus andern unbekannten Gründen Namen und Beynamen jenes Geschlechtes angenommen. Er läßt jedoch diese Annahme als unbrauchbar gleich wieder fallen, und erklärt sich für die angeführte Ausdeutung Begers [40]. — Wer erinnert sich nicht jener Senatsverhandlung über die Freygelassenen [41], und der dabey öffentlich ausgesprochenen Behauptung: »Die meisten römischen Ritter und die meisten Senatoren stammten von Libertinen ab.« Wenn dieses schon im ersten christlichen Jahrhundert unter Nero der Fall war — wie viel mehr mußte es vom dritten unter Gallienus gelten. Nun wissen wir, wie vielen hundert Sklaven jener berühmte Cornelier L. Sulla Freyheit und Bürgerrecht geschenkt hatte. Einer der bekanntesten darunter war Lucius Cornelius Chrysogonus. Wenn Cicero [42], freylich nicht ohne gerechte Empfindlichkeit, von ihm sagt, er sey einer der mächtigsten jungen Männer des römischen Staats, so dürfen wir wohl auch annehmen, daß er ein mächtiges und angesehenes Geschlecht gegründet habe. Konnte nicht also auch Cornelia Salonina jenen zu des Diktator Sulla Zeit so mächtigen Cornelius Chrysogonus zum Ahnherrn haben? Dafür sprechen noch zwey Umstände. Auf einer vor Kurzem entdeckten römischen Grabschrift [43]:

---

39) Ueber dem Haupte der Julia Augusta und Oktavia auch des Nero die Mondscheibe; unter den Büsten der Julia Domna, der Tranquillina, der Otacilia Severa, der Ulpia Severa, der Etruscilla und der Galeria Valeria (s. Rasche II 2 p. 1878 sq. Eckhel D. N. V. VII. p. 487). — Ganz gleich der bey Beger thesaur. Br. II. 748. Fig. 1 abgebildeten ist die Erzmünze in einer Heidelberger Sammlung, Vorderseite: Cor. Salonina Aug., mit der Büste dieser Kaiserin über einer Mondessichel; Kehrseite: Junoni Cons. Aug. (d. i. Conservatrici Augustae), mit dem Bilde eines gehenden Hirsches. Vgl. Eckhel D. N. V. VII. p. 418 sq., der aus Cicero de natura deorum II. 27 diese Juno als Juno Lucina erklärt, und die Inschrift sehr treffend dahin deutet: Salonina wünsche, Juno-Lucina möge ihr im Falle der Niederkunft beystehen. Auf einem Votivstein des Römers Titus Albius (bey Doni Inscriptiones Antiquae Cl. I. p. 21) erscheint diese Göttin, die Mondessichel auf dem Haupte, in der rechten Hand ein neugebornes Kind emporhaltend, in der linken eine brennende Fackel (des Lebens Sinnbild); darunter die Aufschrift: Junoni Lucinae.

40) Steph. Vinand. Pighii Index Annalium, p. 635. Schwarz, p. 8.

41) Taciti Annales XIII. 27. Man vergleiche meinen Abriß der römischen Antiquitt. S. 81, Zweyte Ausgabe.

42) Cicero pro Roscio Amer. cap 2: »Adolescens vel potentissimus hoc tempore nostrae civitatis.« Vgl. Asconius zu Cic. Verrin. II. 1. 36, und Hotomann zur ersteren Stelle, auch Renaudot in den Mémoires de l'Académie des Inscriptt. II. p. 529 sqq.

43) Bey Herrn Andrea di Jorio in Guida a Pozzuolo e contorni, p. 148. — Es ist nicht abzusehen, warum man der Salonina, als sie Augusta ge-

DIS. MAN.
CORNELIAE EVHODIAE
L. CALPVRNIVS
NICANDER CONIVGI
CARISSIMAE.

lernen wir auch eine solche Cornelia mit einem griechischen Beynamen kennen, deren Vorfahr auch von einem Cornelier, vielleicht von demselben Sylla, Freyheit und Bürgerrecht zum Geschenk erhalten, die aber freylich nicht das Glück gehabt hatte, einen Kaiser zu heiraten, sondern einen ebenmäßig von Griechen abstammenden Mann aus libertinischem Geschlechte, das die Gens Calpurnia zur ursprünglichen Patronin hatte. Der zweyte Grund, der für die Abstammung der Salonina von einem griechischen Vorfahren spricht, ist der Umstand, daß der Beyname Chrysogone ihr durchaus nur auf griechische Provinzialmünzen gegeben wird [44]). Die griechischen Städte fanden sich geehrt, einer Kaiserin durch diesen Namen zu huldigen, die sie sich dadurch, wenn auch nur vermittelst ihres Urahnen, als Landsmännin aneigneten; und sie rechneten auf die Güte der Kaiserin, daß diese eine solche Aneignung ihnen nicht übel deuten würde. Ist diese Erklärung richtig, so hatten sie sich auch nicht verrechnet, wie das Vorkommen dieses Namens auf den Münzen aus verschiedenen Jahren und verschiedenen Städten unzweydeutig beweiset.

Aus diesem Beynamen hat man auch, weil Venus die goldene genannt wird, auf eine vorzügliche Schönheit der Salonina schließen wollen; die Einwohner von Beryt, will man wissen, haben, wegen der Schönheit ihrer Gesichtszüge und ihrer ganzen Bildung, dieser Kaiserin als einer Aphrodite auf Erden gehuldigt, und die Worte auf römischen Münzen der Salonina Venus victrix bezeichneten ihre alles besiegende Schönheit, der sie es verdankte, vor so vielen andern Jungfrauen und Frauen Roms von Gallienus zur Gemahlin erkoren zu werden [45]). Positive Beschreibungen des Aeußeren dieser Augusta fehlen uns gänzlich [46]); aber, wenn auch jene Schlüsse unsicher sind, lassen doch ihre Büsten auf den Medaillons auf eine edle und schöne Gesichtsbildung schließen,

---

worden, den Geschlechtsnamen der Cornelier beygelegt habe, wie doch Rasche IV. 1. p. 1578 meint. Noch weniger paßt, was er hinzugesetzt, so wie die Gemahlin des Septimius Severus nachher sey Julia genannt worden. Dagegen bemerkt Eckhel VII. p. 420 richtig, daß dieser Vorgang der Domna nachher viele Kaiserinnen und so auch die Salonina veranlaßt habe, sich den Beynamen Julia beyzulegen, ob sie schon nicht zur Gens Julia gehört haben.

44) Man konnte noch eine dritte Wahrnehmung geltend machen, nämlich daß auf einigen dieser Münzen, die weder das Attribut des Mondes, noch irgend ein anderes, der Diana eigenthümliches Beywerk haben, dennoch Salonina Chrysogone genannt wird; wie z. B. beym Beger Th. Br. II. p. 746. Fig. 1.

45) Venus Victrix auf dem Revers einer römischen Silbermünze der Salonina neben dem Bilde der Venus in einer Heidelberger Sammlung und in andern. Jene Auslegung geben Vaillant Numm. Colloniad II. p. 245. 378. Patin. Imperatt. Romm. Numismm. p. 415. Außerdem kommen auf den Münzen dieser Kaiserin die Inschriften vor: Venus Aug. Venus Felix, Venus Genetrix.

46) Schwarz p. 40, der sich aber selbst widerspricht, wenn er p. 9 sagt: »Ita Salonina non solum ad significandam ipsius animi *formaeque pulchritudinem* dignumque ortum adulatorie *aureo* nomine ornata, sed etiam sub schemate et nomine Dianae, tanquam *aurea Phoebe*, divino honore decorata et culta videtur. Die kapitolinische Büste dieser Kaiserin (Mus. Capitol. II. 80) will man ihrem Bilde auf Münzen ähnlich finden.

und Gallienus bey seinem lebendigen Schönheitssinn möchte wohl auch keine andere als eine schöne Gemahlin gewählt haben.

Sichere Bürgschaften haben wir für die Schönheit ihrer Seele. Hierbey bringe ich gar nicht die öffentlichen Ehrenbezeugungen, die ihr mehrmals dekretirt worden, in Anschlag; auch nicht die öffentlichen Anpreisungen ihrer würdevollen Unschuld, Frömmigkeit, Keuschheit und anderer Tugenden, die auf öffentlichen Denkmalen mit ihrem Namen, auf Bogen, Altären, in andern Inschriften, so wie auf Münzen so häufig zu lesen sind [47]). — Thatsachen sprechen zuverläßiger für sie. Denn obschon die Geschichte uns nur einzelne Bruchstücke aus ihrem Leben aufbehalten, so können wir doch so viel daraus entnehmen, daß sie auch da noch, als Gallienus, um die Gränzen des Reichs zu sichern, jene markomannische Pipa sich beygesellt hatte, mit unwandelbarer Treue und mit Aufopferungen aller Art diesem ihrem Gemahl bis zu seinem Tode als ein wahrer Schutzgeist jederzeit zur Seite gestanden, seine edleren Bestrebungen unterstützt, und sich selbst ganz im Geiste würdiger Fürstinnen nicht bloß der Sorge für ihre Kinder, sondern auch einer großartigen Wohlthätigkeit im Allgemeinen hingegeben hat. In einer, wie alles beweiset, sehr einträchtigen Ehe mit Gallienus hatte sie drey oder vier Kinder geboren, den P. Lic. Cornelius Valerianus Saloninus, den Quintus Julius, eine Tochter Julia und vielleicht noch eine Namens Galla [48]). Da nun der Kaiser und die Kaiserin dem Plotinus die größte Achtung erwiesen, einem Philosophen, dem die angesehensten Männer und Frauen des damaligen Roms in ihrem letzten Willen die Verwaltung ihres Vermögens und die Erziehung ihrer Kinder anvertrauten, so daß sein Haus, wie dessen Biograph sich ausdrückt, von Jünglingen und Jungfrauen ganz bevölkert war [49]), so ist nichts wahrscheinlicher, als die Vermuthung, daß das kaiserliche Ehepaar ihm ihr Zutrauen auch dadurch erwiesen, daß sie ihn bey Erziehung ihrer eigenen Söhne und Töchter zu Rathe gezogen. Ja wir können eine andere Vermuthung des Biographen dieser Kaiserfamilie zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erheben. »Il faut remarquer,« sagt dieser, »que les médailles de Salonine, où l'on voit trois ou quatre enfans, n'ont pas pour légende *fecunditas*, mais *pietas Aug.* Ce qui peut marquer quelque établissement fait par l'Impératrice en faveur des enfans. Mais puisque nous trouvons en effet quatre enfans de cette Impératrice, rien n'empêche, que l'on n'interprète cette légende de son amour pour ses enfans« [50]). Allein, auch zugegeben, was nicht

47) Auf dem Bogen des Gallienus in Rom: Gallieno Clementissimo Principi Cujus Invicta Virtus Sola Pietate Superata Est Et *Saloninae Sanctissimae Aug.*, bey Gruter p. 274, 275, und bey Orelli I. Nro. 1007. p. 227. Corneliae Saloninae Sanctissim. Aug. Conjug. Gallieni Junioris Aug. N. Ordo Cemenel. Curant. Aurelio Januario V. E., bey Schwarz p. 12 und Orelli I. Nro. 1010, p. 227 u. A. (Januarius kommt öfter vor, z. B. auf einer Inschrift mit Bildern bey Heidelberg gefunden; auf einer andern, bey Neuburg an der Donau, s. Acta Academ. Carolo-Theod. Mannhem. Vol. I. p. 193 und Vol. VI. p. 90. Auch neuerlich wieder auf einem Grabsteine in Macedonien (Cousinery Voyage dans la Macédoine I. p. 134). Die übrigen Lobsprüche auf diese Kaiserin auf Münzen s. bey Rasche IV. 1. p. 1581 sqq.

48) Victor in Epitome, cap. 33; Zonaras XII. 25. Brequigny in den Mémoires de l'Acad. des Inscriptt. XXXII. p. 262 sqq. Eckhel D. N. V. VII. p. 418, 420 sqq. und p. 435 sqq.

49) Porphyrius de vita Plotini, cap. IX et XII.

50) Brequigny a. a. O. p. 264, Note s. Daß Salonina, von deren Religio-

ganz erwieſen iſt, daß Salonina Mutter von vier Kindern geweſen, ſo ſpricht jetzt eine andere Münze für die erſtere Meinung dieſes Geſchichtſchreibers. Auf einem Medaillon von derſelben Kaiſerin ſehen wir ſie in der Mitte von zwey Frauen ein Füllhorn gegen fünf Kinder ausgießen, mit einer Beyſchrift, welche beſagt, daß ſie in den damaligen Umſtänden für Ueberfluß an Nahrung geſorgt habe [51]). Die damaligen Umſtände waren auch der Art, daß ſie die Wohlthätigkeit einer ſolchen Fürſtin in hohem Grade in Anſpruch nahmen. Eine mehrjährige Peſt hatte nicht allein mehrere Provinzen des Reichs verheert, ſondern auch in Rom ſelbſt zahlloſe Opfer verſchlungen [52]). Wie viele Kinder mußten damals älternlos geworden ſeyn; und ſollten wir nach dieſen Spuren zweifeln, daß Salonina ſich vieler derſelben angenommen, und durch Stiftungen für dieſe Waiſen ſich der Reihe früherer kaiſerlicher Wohlthäter und Wohlthäterinnen [53]) würdig angeſchloſſen?

ſität im Verfolg die Rede ſeyn wird, auch in wirklichen Andachtsverrichtungen als Pietas dargeſtellt worden, wird man von ſelbſt erwarten. So zeigen ſie z. B. ihre Münzen, wie ſie in ihr Gewand gehüllt ihre rechte Hand ausſtreckt, und mit der linken Weihrauch aus einer Patera auf den Altar ſtreuet, mit der Beyſchrift: Pietas Aug. (ſ. Raſche III. 2. p. 1325). Betende oder anbetende (orantes vel adorantes) Kaiſerinnen, wie ſie, eingehüllt in ihre Mäntel, die Hände ausſtrecken oder emporheben, wie Livia, Sabina, kommen in gröſſeren und zum Theil ſchönen Statuen vor. Den Künſtlern dieſer Werke hatten vermuthlich dabey berühmte Darſtellungen des Apelles, Sthenides und Euphranor vorgeſchwebt (Plin. H. N. XXXIV. 19). Sie ſind früher für Muſen gehalten worden, und die betende Matrone der Borgheſiſchen Sammlung, jetzt im Louvre, iſt durch das beygefügte Attribut zweyer Flöten gar in eine Euterpe umgewandelt worden (ſ. Museo Pio-Clement. II. tav. 47, mit Visconti, und St. Victor zum Bouillon Musée des Antiques I. pl. 47). Die wahre Bezeichnung einer ſolchen Figur iſt matrona orans, adorans (eine betende oder eine anbetende Matrone); denn die Stellungen und Gebärden nach dieſen verſchiedenen Cultushandlungen waren verſchieden, wie Böttiger (in der Kunſtmythologie I. S. 51—54) erſchöpfend dargethan. Eine ſo dargeſtellte betende Perſon (wie die Kaiſerin in Bronze in der Antichità d' Ercolano, T. VI tav. 83, und eine andere in der Berliner Sammlung, und auf den Kaiſermünzen) wird dann als Pietas bezeichnet, d h. als Frömmigkeit. Eine herrliche Frauengeſtalt, zu Apollo und Diana betend, auf den phigaliſchen Reliefs in dem ſchönen Werke des Hrn. Baron v. Stackelberg, konnte auch jenen Typus veranlaßt haben.

51) Mionnet de la Rareté des Médailles Romaines p. 287 sq. unter Salonine: d. Inſchrift: Abundantia Temporum, kommt nur auf den Münzen von Kaiſern, und ausnahmsweiſe auf denen dieſer Kaiſerin vor, wie auch die andere Annona August. Eckhel bemerkt D. N. V. VII. p. 418, daß dieſe Inſchriften, ſo wie eine dritte Deae Segetiae (der Saatengöttin) mit einander in Verbindung ſtehen.

52) Porphyr. de vit. Plotini, cap. II. Tillemont Histoire des Empereurs III. p. 338 sq., im Jahre 9 und 10 der Regierung des Gallien, 262 nach Chr. Geb.

53) Man ſ. Tavola Alimentaria Velejate detta Trajana restituita alla sua vera Lezione da D. Pietro de Lama. Parma 1819, und vergleiche Fr. Aug. Wolfs Vorleſung: Von einer milden Stiftung Trajan's, Berlin 1808, S. 25, 30, 31. Aus Münzen und Inſchriften kennen wir ſolche verſorgte Waiſenkinder unter dem Namen Pueri Ulpiani und Puellae Ulpianae, Puellae Faustinianae (von einer doppelten Stiftung, des Antoninus Pius zu Ehren ſeiner Gemahlin, der älteren Fauſtina, und des Marcus Aurelius zum Andenken ſeiner verſtorbenen Gattin, der jüngeren Fauſtina (Eckhel VII. p. 40 sq. Vgl. Winkelmann's Werke VI. 2 S. 366, neueſte Dresdner Ausgabe) und mamäaniſche Kinder, welche Alexander Severus zu Ehren ſeiner Mutter dotirt hatte. Nach dem Obigen dürfen wir annehmen, daß es auch Saloniniſche Kinder gegeben hatte. An dieſe muſterhaften Stiftungen des Trajan und Antoninus erinnert der große Lehrer alter

Sie ward durch eine Liebe auch der geringsten ihrer Unterthanen belohnt, die selbst Lebensgefahr nicht scheute, wenn es ihrer Rettung galt. Ein auffallendes Beyspiel liefert der letzte Feldzug des Gallienus. Als der Insurgentenführer Aureolus von diesem nach Mailand gedrängt, und in dieser Stadt von ihm belagert wurde, hatten die Feinde wahrgenommen, daß, während der Kaiser auf Recognosciren abwesend war, der Wall des verschanzten Lagers, worin die Kaiserin sich befand, nur von wenigen zurückgebliebenen Leuten besetzt geblieben. Dieß gab ihnen den Entschluß ein, sich durch einen Ueberfall der Kaiserin zu bemächtigen. Schon waren sie bis zum Zelte des Kaisers vorgedrungen, als ein gemeiner Krieger, der, vor demselben sitzend, die Schuhe von seinen Füßen genommen, und eben mit Ausbesserung derselben beschäftigt war, Schild und Dolch ergreift, einen der Hereinstürmenden und dann wieder einen niederstößt, durch diese rasche That die Feinde schreckt und zum Weichen bringt, und so die Kaiserin aus der augenscheinlichsten Gefahr rettet [54]). Der Erzähler bemerkt dabey, sie habe den Kaiser begleitet. Vielleicht war dieß öfters der Fall, wovon sich Spuren zeigen [55]). Man darf aber daraus nicht auf ein eifersüchtiges Bewachen ihres Gemahles schließen; denn obschon während des römischen Freystaats die Frauen der Feldherrn von ihrem Gefolge ausgeschlossen waren, so hatte sich doch durch den Vorgang des Kaisers Augustus, den Livia auf mehreren Feldzügen begleitete, diese Sitte geändert, und wie Germanicus seine Gemahlin Agrippina zur beständigen Begleiterin in den Feldlagern

---

Numismatik auch bey Beschreibung einer andern Silbermünze des Gallienus (Eckhel VII. p. 409). Sie zeigt auf der Hauptseite die mit Strahlen umgebene Büste dieses Kaisers mit der Beyschrift: Imp. Gallienus P. Aug; auf der Kehrseite, eine Ziege mit einem an ihr säugenden Kinde, dabey die Worte Piet. Saeculi, und findet die Ausdeutung sehr wahrscheinlich, daß damit die Sorgfalt bezeichnet sey, die Gallienus der Ernährung und Verpflegung von Kindern gewidmet. Die Ziege sey hier die symbolische Bezeichnung der Amme oder Nährmutter, denn pietas komme sonst auf Münzen neben dem Bilde von Frauen vor, die Kindern die Brust reichen. — Wir haben nun allen Grund anzunehmen, daß Salonina es war, die dem Kaiser solche wohlthätige Plane angab, die verwilligten Mittel verwendete, und die Wahl der Ernährerinnen und Erzieherinnen verwaiseter Kinder leitete. — Da ich aber der ältern Faustina gedachte, so kann ich hier einen Umstand nicht vorbeygehen lassen, der einen andern Schriftsteller der Historia Augusta verdächtig macht. Julius Capitolinus sagt von dieser Kaiserin (in Antonino Pio, cap. 3), sie habe eine zu freye, genußsüchtige Lebensart geführt, und ihr Gemahl habe mit schmerzlicher Empfindung einen Schleyer darüber gezogen. — Nun lese man, wie er sich selbst über sie in einem Briefe an den Fronto (in Marc. Corn. Frontonis Operr. inedit. I. p. 5) äußert: »Jener Theil deiner Rede, worin du mit dankbarster Gesinnung meiner Faustina in Ehren gedacht, hat mir mehr Wahrheit als Beredsamkeit zu beurkunden geschienen. Denn so verhält sich die Sache. Ich möchte, bey Gott, lieber mit ihr auf Gyari, als ohne sie im Kaiserpalaste wohnen.« Also Antonin der Fromme zog den Aufenthalt auf einer elenden Insel, dem gewöhnlichen Verbannungsorte der Römer, im Umgang mit ihr aller kaiserlichen Herrlichkeit in Rom vor, wenn er getrennt von ihr leben sollte. — Und doch soll er über ihre freye, üppige Lebensart im Stillen geseufzt haben.

54) Zonarae Annales XII. 25. Nach dem Zusammenhange dieser Erzählung mit dem gleich darauf berichteten Tode des Gallienus sollte man vermuthen, die Verschworenen wollten durch diese gewaltsame Entführung der Kaiserin als Preis ihrer Freylassung ihren Gemahl zur Niederlegung der Regierung zwingen; woraus man auch schließen könnte, daß seine große Liebe zu ihr ihnen wohl bekannt gewesen.

55) Scriptorr vett. Vatican. Collectio I. p. 236, mit Angel. Mai's Anmerkung Nr. 3.

hatte [56]), so führten auch andere Kaiser oder deren Statthalter in den Provinzen ihre Frauen sehr oft und zuweilen mit einem großen Gefolge mit sich. — Jedoch man will sichtbare Beweise haben, daß Salonina durch unbefugte Einmischung in Kriegs- und Staatsgeschäfte sich den Spott ihrer Zeitgenossen zugezogen habe. Man führt Münzen an, welche eine Frau mit dem Oelzweige in der rechten, mit einer Lanze in der linken Hand, mit der Ueberschrift: Augusta im Frieden, zeigen. Daß aber diese Darstellung und die Inschrift, so ungewöhnlich ist, gar nichts Verfängliches, sondern einen sehr passenden und der Ehre der Kaiserin im geringsten nicht nachtheiligen Sinn habe, ist schon von einem großen Münzkenner erwiesen worden [57]). Mehr Gewicht legt man noch auf ein anderes Denkmal derselben Art. Es ist eine Goldmünze in der königlich französischen Sammlung. Auf der Vorderseite sieht man das Brustbild des Kaisers, den Kopf mit Aehren umwunden; daneben die Inschrift: Gallienae Augustae Auf der Kehrseite lieset man die Worte: Ubique Pax, neben dem Bildnisse der Victoria, die mit der Peitsche in der rechten Hand auf einem zweyspännigen Wagen eilig fährt [58]). — Da sieht man ja deutlich, urtheilen nun Viele, daß irgend einer der Gegenkaiser durch Bild und Schrift der Welt hat sagen wollen, wie Gallienus und Salonina die Rollen gewechselt, und wie dieser erschlaffte und unwürdige Inhaber des Throns, als ob die Welt zu seiner Zeit in tiefstem Frieden und der größte Ueberfluß vorhanden wäre, sich sorglos der Schwelgerey, den Freuden der Tafel hingegeben, und sich, als habe er alle seine Feinde überwunden, mit Wagenrennen belustigt habe, während die Kaiserin den willenlosen Gemahl nach Willkür gelenkt, das Heft der Regierung mit fester Hand geführt, und statt seiner für die Bedürfnisse der Unterthanen Sorge getragen. — Ich bin eben so wenig geneigt als fähig, jenes numismatische Problem, woran sich schon so Viele versucht, genügend zu lösen. Aber außer den Thatsachen, die wir bereits im Vorhergehenden zu Gunsten des Gallienus und der Salonina haben sprechen lassen, können wir nun schließlich ein bisher unbekanntes Zeugniß geltend machen, welches den überzeugendsten Beweis liefert, daß das Verhältniß der Kaiserin zu ihrem Gemahle ein ganz

---

56) Plinius Epist. Lib X, epistol. ultima; Sigonius de antiquo jure Provinciarum, p. 149. Heinecc. Syntagm. Antiquitt. Romm. Jurispr. illustr. Appendix, lib. I. §. 109.

57) Von Eckhel D. N. V. VII. p. 419. Die Inschrift lautet im Original: Augusta in Pace.

58) Abgebildet bey Ez. Sponheim in Les Césars de l'Empereur Julien, p. 93, und anderwärts. Vgl auch Eckhel VII. p. 410 — 414, und Mionnet de la Rareté des Médailles Romm. p. 279. Eckhel prüfet mit gewohnter Besonnenheit die verschiedenen Meinungen, zu denen diese sonderbare Münze Anlaß gegeben, und erklärt sich am Ende mit Zurückhaltung dahin: ein solcher Sonderling, wie Gallienus gewesen, könne auch einmal auf den Einfall gerathen seyn, sich im Frauenkostüme als eine zweyte Ceres darstellen zu lassen, um so mehr, da er durch Unterdrückung des Gegenkaisers Aemilianus, der durch die Eroberung Aegyptens, dieses Getreidemagazins der Römer, eine drohende Hungersnoth veranlaßt, dieser Noth gesteuert und wohlfeile Getreidepreise zurückgeführt habe (Trebellius in Gallieno, cap 4). — Abgesehen davon, daß dieser treffliche Forscher sich auf die Auctorität des lügenhaften Trebellius hin eine unrichtige Vorstellung vom Charakter des Gallienus gebildet hat, bleibt bey jener sich übrigens so sehr empfehlenden Erklärung dieser Münze immer das Räthsel übrig, warum dieses Kaisers Bild die Umschrift hat: »Der Kaiserin Galliena.« wie meines Bedünkens Tochon in der Biographie Universelle, Tom. XVI. p. 306, mit Recht bemerkt.

anderes, daß es das natürliche und mithin das rechte war. »Der Gemahlin des Kaisers Gallienus,« berichtet uns ein Geschichtschreiber, »war Gesicht und Miene des Ingenuus zuwider; sie ließ den Valentinus kommen, und sagte ihm: Ich kenne deine Denkart und Grundsätze, und lobe den Kaiser wegen der Wahl, die er mit dir getroffen; wegen der mit Ingenuus getroffenen lobe ich ihn nicht, denn er ist mir sehr verdächtig; allein ich kann mich dem Kaiser nicht widersetzen. Jedoch habe du ein wachsames Auge auf den Mann (Ingenuus) Es erwiedert Valentinus: Möchte geschehen, daß auch Ingenuus treu und lauter im Dienste gegen Euch erfunden werde; denn, so viel an mir liegt, werde ich nichts versäumen von allem dem, was zur Bethätigung der Ergebenheit gegen Euer Haus gehört« [59]).

So kurz diese Erzählung ist, so viel gibt sie zu denken. Zuerst zeigt sie uns diese Kaiserin als eine Frau von durchaus selbstständigem Charakter. Sie weiß mit sicherm Takt unter den Personen zu unterscheiden, denen Gallienus sein Vertrauen schenkt. Bey einem Manne wie Plotinus trägt sie kein Bedenken, ihre auf Achtung gegründete Huld mit der ihres Gemahls zu vereinigen; aber bey einem Ingenuus nicht. Zweytens beurkundet dieser Vorfall eine schöne Weiblichkeit, die sich streng innerhalb der Gränzen ihres nicht dem öffentlichen Wirken angehörigen Berufs hält, und den Neigungen ihres Ehegemahls keine Gewalt anthun will. Hierdurch erhalten wir auch Aufschluß über ein anderes Verhältniß, nämlich wie Salonina in eine von Gallienus aus Staatsrücksichten mit der Pipa eingegangene und nach römischem Rechte illegitime Verbindung, um des allgemeinen Besten willen, sich fügen konnte, ohne doch ihren Rechten und ihrer Würde als kaiserliche Gemahlin im Geringsten etwas zu vergeben. Was sie aber innerhalb ihrer Sphäre als zulässig, ja als pflichtmäßig erkennet, und wodurch sie denselben Zweck eben sowohl zu erreichen hofft, als wenn sie dem Kaiser selbst Verdacht gegen einen verdächtigen Diener einflößte, ja alles, was die ängstliche Sorge für ihres Gemahls Wohlfahrt und Sicherheit ersinnen kann, das ordnet sie in der Stille; und ohne Aufsehn zu machen,

---

59) Post Dionem Excerpta Nro. CXIX in Scriptorr. Vett. Col. Vatican. II p. 236 sq. Προαίρεσις ist nicht iudicium, sondern consilium, voluntas, propositum, Gesinnung, Denkart, Charakter (Aristot. Ethic. Nicomach. III. p. 88, ed. Zell. Vgl. Spanheim Remarques sur les Césars de Julien, p. 95. Plotin. p. 285 D. und p. 382 B.). Diesen Valentinus, unter des Gallienus Regierung, kennen wir weiter nicht, wie Hr. Ang. Mai zu dieser Stelle bemerkt; wenn er hinzusetzt: »wenn es nicht jener ist, den Trebellius in Gallieno cap II Valens nennt.« Allein nicht bloß dorten, sondern noch an einer andern Stelle redet Trebellius, und zwar ausführlicher, von diesem Valens, nämlich in Triginta Tyrann. cap. XVIII. Auch führt Ammianus Marcellinus XXI. 16. 10 diesen Valens nebst Aureolus, Postumus und Ingenuus unter den Usurpatoren auf, die dem Gallienus viel zu schaffen gemacht. Er war zum Statthalter von Achaia ernannt worden, hatte den Titel Augustus angenommen, ward aber bald darauf (261) von den Soldaten umgebracht. — Wir müssen also annehmen, dieser Valentinus, wenn er mit Valens Eine Person wäre, habe ein Jahr später, nachdem Ingenuus in Folge seiner Empörung gefallen war, dieselbe Rolle übernommen. Jener Usurpator heißt aber in allen angeführten Stellen ohne Variante Valens, dieser, mit dem Salonina redet, Valentinus. Ob er Feldherr oder Präfekt gewesen, wie Herr Ang. Mai ihn nennt, wissen wir nicht einmal, denn in dieser Stelle heißt es bloß, des Kaisers Wahl sey auf ihn gefallen. Es ist also wahrscheinlich, daß Valens und Valentinus zwey ganz verschiedene Personen waren. Ueber die Chronologie dieser zwey Usurpationen s. Tillemont III. p. 324, 336 und p. 518, der auch wieder einen Anachronismus des Pollio verbessert hat.

vertraut sie einem als treu erkannten Manne die Beobachtung seines Waffengefährten, und somit die Wachsamkeit für den Kaiser. Und müssen wir endlich nicht den scharfen psychologischen Blick und die feine und sichere Menschenkenntniß der Kaiserin bewundern? Denn zu einer Zeit, wo der Kaiser und Valentinus noch nichts ahneten, hatte sie schon in der Seele des Ingenuus die ehrgeizigen Gedanken durchschauet, worüber er brütete, und die gegen Ende des Jahres 258 zur Reife kamen. Denn damals war es, daß er sich in Pannonien an der Spitze der mösischen Legionen mit dem Purpur einkleiden ließ, die Waffen gegen seinen Herrn ergriff, und einen Krieg entzündete, dessen Greuelscenen durch eine andere Thatsache anschaulich werden, die uns derselbe neu entdeckte Geschichtschreiber aufbehalten hat [60]). — Dieser Verrath sollte nicht gelingen. Nach einer gegen Gallienus verlorenen Schlacht kam Ingenuus ums Leben, aber neun Jahre später, wie wir oben gesehen, gelang ein anderer Verrath, und verwickelte, wie wahrscheinlich ist, Salonina in des Kaisers Schicksal; denn seit jener Mordnacht vor Mailands Thoren verschwindet jede Spur dieser Fürstin, die bey der Nachwelt im gesegneten Andenken zu leben verdient.

Gewinnen auf diese Weise Gallienus und Salonina durch ihre Gesinnungen und Handlungen so wie durch ihre Schicksale unsere persönliche Theilnahme, so ist die Zeit, worin sie lebten, und ihre Regierung selbst geeignet, ein welthistorisches Interesse zu erregen. Denn sie hat ganz den Charakter einer denkwürdigen Epoche in der Menschen- und Kulturgeschichte. Epochenmäßig ist diese Regierungszeit im Staate, in den Künsten und in der Religion, und nimmt in jeder dieser Beziehungen unsere Aufmerksamkeit gleichmäßig in Anspruch.

Im Staate auf diese Weise: Jetzt wird die Einheit des Reichs zum ersten Male im eigentlichen Sinne zweifelhaft, indem mehrere Regierungen neben der in Rom an verschiedenen Punkten des römischen Reichs nicht bloß sich geltend machen wollen, sondern sich theilweise wirklich behaupten. Es treten in den Provinzen die sogenannten dreyßig Tyrannen [61]) oder Nebenkaiser auf, die durch glückliche Abwehr der eindringenden Barbaren (wie man diese Völkerheere damals noch zu benennen fortfuhr) oder durch geschickte Benutzung der verwirrten Zustände, oder durch Verwicklungen, die sie zum Theil selber herbeyführten, sich nothwendig gemacht, oder sich mit offener Gewalt in ihrem usurpirten Besitzthume zu behaupten suchten. Hierbey werden nun, nach Erwägung aller Umstände, die unermüdlichen Anstrengungen des Gallienus zur Erhaltung des Reichs alle Anerkennung verdienen, — und Entschuldigung

---

60) Post Dionem Excerpta Nro. CXX in der Coll. Vatic. p. 237; man vergleiche das oben daraus Angeführte. Obschon Ingenuus den Titel Augustus angenommen, so sind doch die Münzen mit seinem Namen durchaus verdächtig (Eckhel VII. p. 470). — In Betreff der oben berührten Verbindung des Gallienus mit einer Fremden lese man, was das ältere romische Recht darüber bestimmte, nach in Gaii Institutt. Commentarr. I §. 56 und I. §. 67 u. Ulpian V. 4. — Aber noch hundert Jahre später wurde durch eine Verordnung der Kaiser Valentinian und Valens das Conjugium von Römern mit Barbarinnen unter peinlichen Strafen untersagt, jedoch bald nachher wurden Dispensationen der Kaiser ertheilt (s. Cod. Theod. lib. III tit. XIV, mit dem Commentar von Jacq. Godefroy, Tom. I. p. 348 — 350).

61) Eigentlich, wie gesagt, achtzehn bis zwanzig. Man vergleiche außer dem oben Bemerkten, Tillemont p. 701; Crevier Histoire des Empereurs Tom. X. p. 356 und Gibbon I. Chap. X.

wird er finden, wenn er, um die Hauptlande zu retten, ein oder das andere Grenzland aufopferte, und, um jene zu sichern, einen illegitime Verbindung schloß — Entschuldigung auch, wenn er nicht die absolute Einheit des Reiches behaupten konnte, sondern nur eine föderative, indem er mehrere durch Kraft, Talente und Verdienste ausgezeichnete Feldherren zu Augusten ernannte, und somit zwar nicht Einen Augustus in seiner Person, so doch einen Augustenverein den Stürmen dieser schrecklichen Zeit entgegenstellte.

Die Noth dieser Zeit, die ungeheuren Opfer, die sie an allen Enden des Reiches forderte, die Erschöpfung der Mittel selbst in der Hauptstadt und in der Staatskasse, der Verfall der Städte — dies Alles mußte auf die Künste von den nachtheiligsten Folgen seyn; und ihr schnell zunehmender Verfall macht sich unter und zunächst nach der Regierung des Gallienus entschieden bemerkbar, und zwar im Material wie in der Form. Der Bogen des Gallienus gibt noch heute davon Zeugniß. In Rom, an der Kirche St. Vito angebaut, kann er sich mit andern Denkmalen gleicher Art auf keine Weise messen. Zwar ist er auch keine eigentliche Triumphpforte, wie die früheren, sondern neben dem Kaiser auch seiner Gemahlin Salonina und von einem M. Aurelius Victor wohl nur als die Huldigung der Dankbarkeit eines Einzelnen für öffentliche und Privatwohlthaten diesem Kaiserhause gewidmet. Verglichen jedoch mit dem, was in Griechenland und Rom auch von Privatpersonen in Prachtgebäuden geleistet worden — fällt dieser Bogen gar sehr ab. Aus bloßem Tiburtinerstein erbaut, hat er nur einen Durchgang, und ermangelt aller Verzierungen [62]). — Der Mangel an Mitteln, mit Vermehrung der öffentlichen Ausgaben täglich zunehmend, verkündigt sich nun auch in dem seit der Mitte dieses dritten Jahrhunderts außerordentlich verringerten Gehalt der Münze, besonders der Silbermünze. Jetzt kommt zuerst Billon [63]) in Umlauf, d. h eine Mischung von vier Theilen Erz und einem Fünftheil Silber. Und wie die Münzen jeder Periode des Alterthums den sicheren Maßstab für den Zustand der Kunst überhaupt abgeben, so können wir aus dem Münzgepräge, wie es seit Gallienus erscheint, eine richtige Folgerung ziehen, wie sehr von da an die Sculptur bereits im Sinken gewesen. Bis dahin hatten die Städte, besonders die griechischen, wenn auch schon nachlassend, so doch hier oder dort in einer gewissen Eleganz der Formen und in Kunstfertigkeit des Prägens noch einige Spuren des alten griechischen Geistes bewahret. Seitdem nun aber die Städte nach und nach aufhörten, eigene Münzen zu prägen, und tüchtige und kunstsinnige Stempelschneider immer seltener wurden, mußte diese Kunst auffallend schnell abnehmen. Dieß fängt unter Gallienus an sichtbar zu werden. Die Umrisse werden schon auf den Münzen dieses Kaisers unbestimmter, die Köpfe sind platt und hart gearbeitet, und es fängt bereits jenes Einerley der Gesichtszüge an, in welchem der charakteristische Ausdruck der in malerischem Relief hervorgehobenen Köpfe auf früheren Kaisermünzen endlich untergeht [64]). —

---

62) Marliani Topographia urbis Romae IV. 16. Vgl. Stieglitz Archäologie der Baukunst III. S. 39 f. und Champollion-Figeac Abriß der Archäologie I. S. 89.

63) Eckhel D. N. V. VII. p. 475, und I. p. XXVII; vergleiche Champollion-Figeac II. p. 344.

64) Eckhel D. N. V. I. p. CXL sq. Vergl. Stieglitz Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen. S. 73 und Ponce Essai sur le classement chronologique des Médailles Grecques p. 40. — Köpfe und Brustbilder des Gal-

Dagegen wird nun wieder eine Reihe von Consecrationsmünzen bemerklich [65]). Diese Erscheinung hängt mit religiösen Begriffen und Gebräuchen zusammen, und leitet uns somit von selbst zu dem dritten Punkte, der nun noch zu erörtern übrig ist.

Wir wollten nämlich zu zeigen suchen, daß auch die religiöse Denkart des Gallienus und seiner Zeitgenossen Epoche macht. Zuvörderst kündigen sich die jetzt mit dem Religionswesen vorgehenden Veränderungen in den Inschriften und bildlichen Denkmalen des Gallienus und der Salonina durch eine recht auffallend zur Schau getragene Verehrung vieler Gottheiten der im römischen Reiche und an dessen Gränzen wohnenden Völkerschaften an. Belege dafür werden sich im dritten und letzten Abschnitte dieser Untersuchung ergeben. Hier kommt es vorerst um so mehr darauf an, diese Religiosität des Kaisers und der Kaiserin in ihrem wahren Geiste aufzufassen, je weniger dieß, meines Erachtens, von andern auch den neuesten Geschichtsforschern geschehen ist. Dürften wir uns freylich diesen Gallienus, wie bisher fast allgemein geschehen ist, als einen sorglosen und leichtsinnigen Wüstling vorstellen, so wäre nichts natürlicher, als die Motive jener Erscheinung in einem Indifferentismus gegen alle Religionen aufzusuchen Unsere Erörterung, die uns den Charakter jenes kaiserlichen Ehepaars in einem ganz andern Lichte gezeigt hat, verbietet durchaus eine solche Erklärungsweise. Auch der geistige Verkehr dieser Personen mit dem nichts weniger als indifferenten, sondern vielmehr tief religiösen Plotinus verbietet sie; gibt uns aber auch schon über jene alle Kulte zusammenfassende Religiosität einigen Aufschluß. Jener alexandrinische Platonismus, dessen Anhänger, ja Hauptbegründer, Plotin war, seinem Streben nach durchaus auf Einheit gerichtet, und in seinem Hintergrunde einen reinen Monotheismus verbergend, jedoch daneben die vielen Götter und Göttinnen der verschiedenen Nationalkulte als wirkliche Ausgießungen und Offenbarungen des Einen göttlichen Wesens anerkennend und verehrend, hatte sich einen

---

lienus werden nicht weniger als fünf aufgezählt, eine Büste in Florenz, zwey im capitolinischen Museum (II. 78 u. 79) und eine in der Villa Albani. Keine gleicht den Köpfen dieses Kaisers auf den Münzen. Wollte man nun auch sagen, und man hat es gesagt, diese Unähnlichkeit rühre von den verschiedenen Lebensaltern her, worin der Kaiser abgebildet worden, oder wie Buonarotti (Osservaz. sopr. Med. gl. p. 319), sie gehörten zum Theil dieses Kaisers Sohn, dem P. Licin. Cornelius Valerianus Gallienus an, so gibt dieß in Betreff der letzten Büste keine Aushülfe. Diese hat einen dicken, krausen Bart, kann also den Sohn nicht darstellen, der gegen sein siebenzehntes Jahr ums Leben kam. Diese Büste ist jetzt in Bouillon (Musée des Antiques — Bustes — Tom. III p. IX. Nro. 4) abgebildet, und St. Victor sagt darüber (p. 12): »On peut dire que ce portrait de Gallien est un bon ouvrage *pour le tems où il a été exécuté.* Cet empereur y est représenté revêtu du paludamentum; et, si l'on excepte le bout du nez, qui est moderne, tout, jusqu'au piédouche, est antique dans ce monument.« Aber die ganze Nasenform weicht gänzlich ab von der auf den Medaillen. Die Büste ist übrigens von pentelischem (oder parischem?) Marmor, und die Höhe des Kopfs hat etwas mehr als 11 Zoll. — Dieser und der capitolinischen Büste ist die in München befindliche aus weißem Marmor ähnlich. S. Beschreibung der Glyptothek Sr. Majestät des Königs Ludwig I. von Bayern, von v. Klenze und Schorn, S. 200, Nr. 251.

65) Ueber diese Münzgattung überhaupt s. Eckhel D. N. V. VII. cap. XIII. besonders p. 462 sq.; obwohl es sehr zweifelhaft ist, ob die Vergötterung des Gallienus selbst in Münzen sich nachweisen läßt. S. Eckhel VII. p. 416. Dasselbe gilt von den Münzen, worauf dessen Vater Valerianus Divus genannt wird. S. ebendaselbst p. 379.

versöhnenden Pantheismus zum Grundsatze gemacht. Es galt ihm noch für irreligiös, die letzte Schranke zu durchbrechen, und die ganze bunte Vielgötterey der Religion der Väter ihrer Nichtigkeit hinzugeben. — Wie der Meister, so die Jünger; oder mit andern Worten, Gallienus und Salonina von Natur religiösen Sinnes und in den Wechselfällen ihres Lebens göttlicher Hülfe bedürfend, und dieses Bedürfniß fühlend — aber von Jugend auf im vielgöttischen Heidenthume erzogen, in reiferen Jahren aber in neuplatonischer Schule gebildet, gaben sich mit ganzer Seele einem naiven polytheistischen Pantheismus hin, und glaubten keine der Gottheiten der Völker ihres Reichs, selbst der barbarischen nicht, hintansetzen zu dürfen. Vielleicht mochten sich ihnen als Regenten aller dieser Völker auch die Vortheile darstellen, die ein solcher Pantheismus für die Erhaltung des Römerreichs gewähre. Für diese Annahme scheinen die Maßregeln zu sprechen, die Gallienus zu Gunsten der Christen nahm, und die wir gleich im Verfolge angeben werden. Aber jener Platonismus des Plotinus, der durchaus noch nichts von jenem bittern Hasse gegen das Christenthum hatte, ja in der Ethik sich selber zu manchen Sätzen der reineren christlichen Sittenlehre hinneigte [66]), dieser konnte auch dazu beygetragen haben, den Kaiser milder für die Christen zu stimmen. — Dabey war letzterer aber noch fern von dem Gedanken, der gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts hier und dort wohl schon aufzugehen anfing, daß das Christenthum an die Stelle der alten Respublica getreten, und die christlichen Gemeinen der ganzen Welt nunmehr Einen Körper, Eine sichtbare Kommunität bildeten [67]); — aber auch eben so fern von jenem Indifferentismus, den ihm ein neuerer, sonst verdienstvoller Kirchenhistoriker aufbürden will, wenn er von Gallienus sagt: »Dieser war, wie in Beziehung auf alle öffentliche Angelegenheiten, so auch in Beziehung auf die Staatsreligion, gleichgültiger als sein Vater (Valerianus)« [68]). — Die vermeintliche Gleichgültigkeit dieses Kaisers in allen Staatsangelegenheiten fällt nach dem Ergebniß unserer Kritik seiner Regierungsgeschichte von selbst, und die Gleichgültigkeit in Sachen der Staatsreligion stellt sich vielmehr als ein ungenügsamer, ängstlicher, und in den Fesseln heidnischer Vielgötterey gefangener Pantheismus dar. Gleichwohl leistete er zu allererst dem Christenthume den bedeutendsten Dienst, aber nicht weil ihm eine Religion so viel werth

66) Ich will nicht in Abrede stellen, daß Plotinus einige Keime der christlichen Lehre aus dem Unterrichte des Ammonius Sakkas, der in seiner Jugend ein Christ gewesen, habe empfangen können, wie Herr Steinhart (Quaestiones de dialectica Plotina ratione I. p. 30) vermuthet. Christ war er aber darum nicht, wie Einige grundlos haben behaupten wollen; sonst würde der erbittertste Gegner des Christenthums, Porphyrius, nicht sein Anhänger und Lobredner geworden seyn. Aber auffallende Aehnlichkeiten mit Lehrsätzen des Apostels Paulus kann man in manchen plotinischen Stellen nicht verkennen (ich habe mehrere derselben zum Plotinus de pulchritudine p. 325, 354, 371 nachgewiesen). Hatte sich doch selbst jener Todfeind der Christenreligion, Porphyrius, im Stillen manche moralische Lehren des Evangeliums zu Nutze gemacht (vgl Ullmanns Parallelen aus den Schriften des Porphyrius zu neutestamentlichen Stellen, als Beweis von dem merkwürdigen Einfluß des Christenthums auf einen Gegner desselben; in Ullmann's und Umbreits theolog. Studien und Kritiken, 1832, S. 376 ff.).

67) Ueber das Aufkommen dieses Gedankens in jener Zeit s. H. G. Tschirner's: Der Verfall des Heidenthums, I. S. 294 ff.

68) A. Neander in der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche I. 1. p. 217.

war als die andere, d. h. keine sonderlichen Werth für ihn hatte, sondern weil unter dem milden Einflusse, den Plotin auf diesen Kaiser übte, und durch den damals noch versöhnlichen Geist des Neuplatonismus in des letztern Seele eine Ahnung von dem Werthe des christlichen Gottesglaubens aufgegangen war, und er Gelegenheit genug gehabt hatte, die Christianer als harmlose Menschen und friedfertige Staatsbürger zu beobachten. In diesem Sinne machte Gallienus »dem Kriege gegen die Christen ein Ende« [69]). Er ließ es aber nicht allein bey dieser Einstellung der Verfolgungen gegen sie bewenden, sondern er gab im Jahre 259 ein Edikt, wodurch den Christen freye Ausübung ihrer Religion zugestanden und geboten ward, die unter der vorigen Regierung konfiscirten und den christlichen Gemeinden angehörigen Begräbnißplätze, Gebäude und andere Grundstücke wieder zurück zu geben [70]). Die hohe Wichtigkeit dieser Verordnung ergibt sich aus dem römischen Staatsrechte,

---

[69]) Γαλλιηνὸς ἔπαυσεν τὸν κατὰ χριστιανῶν πόλεμον heißt es wörtlich in der erst in neuester Zeit herausgegebenen Historia physica eines Anonymus, ed. Ign. Hardt, p. 240, denn nicht Julius Pollux ist deren wahrscheinlicher Verfasser, sondern ein Ungenannter (s. des Herrn C. B. Hase Noten zum Byzantiner Leo Diaconus, p. 197); und in dem kürzlich gefundenen armenischen Eusebius (Chronicc. Canonn. ed. A. Mai et Zohrab, Tom. II. p. 392) lesen wir: »Valeriano captivo in Persidem abducto Galianus (Gallienus) religioni nostrae quietem concessit.« Dagegen wird in der ebenfalls neulich zuerst bekannt gemachten Kaiserchronik des Ephraemius (Collect. Vat. III. p. 7, ed. A. Mai) dessen Vater Valerian cf. 17 »ein harter Verfolger frommer Christen, βαρὺς διώκτης εὐσεβῶν χριστωνύμων,« genannt. Dieser letzte Ausdruck für Christianer (χριστιανοί) kommt in dieser Chronik mehrmals vor, z. B. vs. 90 heißt es vom Kaiser Hadrian: μὴ δεῖν κολάζειν δεσπίσας χριστωνάμους (man corrigire χριστωνύμους aus der obigen und aus andern Stellen. Hieraus muß auch eine Inschrift von Argos verbessert werden, deren Abschrift ich nebst andern der Mittheilung eines Mitgliedes der französischen Expédition scientifique de la Morée verdanke: ΑΝΑΚΑΙΝΙΣΘΗ (Ἀνεκαινίσθη) Ο ΘΕΙΟΣ ΚΑΙ ΠΑΝΤΙΜΟΣ ΝΑΟΣ ΟΥΤΟΣ ΤΗΣ ΥΠΕΡΑΓΙΑΣ ΘΕΟΤΟΚΟΥ ΔΙΑ ΔΑΠΑΝΗΣ ΤΩΝ ΤΙΜΙΩΤΑΤΩΝ ΑΡΧΟΝΤΩΝ ΤΗΣ ΠΟΛΙΤΕΙΑΣ ΑΡΓΟΥΣ ΚΑΙ ΠΑΝΤΟΣ ΤΟΥ ΕΝ ΑΤΤΗΙ ΧΡΙΣΤΟΝΥΜΟΥ ΛΑΟΥ. Man lese: ΧΡΙΣΤΩΝΥΜΟΥ Λ. Dieser Ausdruck verdient mehr Berücksichtigung in den griechischen Wörterbüchern. In einigen fehlt er gänzlich. Ueber die Wortbildung und über das davon abgeleitete Zeitwort χριστωνυμεῖν s. man Herodiani Partitiones, p. 203, ed. Boissonnade nach.

[70]) Ἱστοριῶν Συναγωγή, p. 394 ed. Jos. Scaliger: ὃν (Βαλεριανὸν) διαδεχόμενος ὁ παῖς Γαλιηνὸς σωφρονέστερον περὶ ἀρχὴν διατίθεται ἀνέσει τε αὐτίκα διὰ προγραμμάτων τὸν καθ' ἡμῶν διωγμόν. Man vergl. auch Nicephori Callisti Histor. Eccles. VI. 12. Nicht das Edikt selbst, aber ein darauf bezügliches Reskript in Betreff der ägyptischen Christen vom Jahre 261 theilt Eusebius Hist. Eccles. VII. 13 mit. Man vergleiche auch Neanders allgem. Gesch. der christl. Religion und K. a. a. O. — Nach Aug. Kestners Hypothese (in seiner Schrift Agape, Jena 1819) wäre sogar Marc. Aurel in seinen späteren Jahren zum Christenthume, wenigstens durch Anerkennung seiner Lehren, übergegangen, ganz gegen Gibbon's Darstellung Chap. XVI. — Jene Annahme möchte aber auf eben so unsicherem Grunde beruhen, als das ganze, jener Schrift zum Grunde liegende System. — In diesem Punkte hält auch Hr. Kopke de Statu et condicione Christianorum sub Imperatoribus Romanis alterius post Chr. N. saeculi, Berolini 1828, p. 31, die Meinung Gibbon's für die richtige; — aber seine auch hierbey durchschimmernde Gesinnung möchten wir nicht theilen.

welches nur legal bestehenden Corporationen den Besitz gemeinsamen Gutes zugestand. Es wurde also durch jenes Edikt die christliche Kirche als eine gesetzmäßig bestehende Körperschaft anerkannt [71]), welches für diese Periode von den wichtigsten Folgen war.

Ueberblicken wir nun die Gesinnungen der römischen Kaiser gegen das Christenthum vor und nach Gallienus, und die demgemäß befolgten Staatsgrundsätze in Bezug auf seine Bekenner, so zeigt sich zwar schon unter Hadrian, bey der synkretistischen Religiosität dieses Regenten, eine ähnliche Duldsamkeit gegen die Christianer, allein ein so ausgesprochener naiver Pantheismus, einerseits noch ganz abhängig von der hergebrachten Vielgötterey, und andrerseits doch auch mit einer ahnungsvollen heiligen Scheu vor dem Geiste und den Wirkungen des Christenglaubens erfüllt, — eine solche Denkart konnte erst unter dem Einflusse des durch die platonisch-alexandrinische Philosophie erneuerten und vergeistigten Heidenthums zur Reife kommen, und das Bestehen des Christenthums im Reiche neben der Staatsreligion formlich anerkennen lassen [72]). Diese Denkart und Stimmung des Gallienus stehet nun schroff entgegen auf der einen Seite jenem bloß heidnischen, stolz-fanatischen Pantheismus des vom Christenthume ausgeschiedenen Julianus, auf der andern der christlichen Autokratie und im Reiche gegründeten Hierarchie Constantinus des Großen. Letztere mußte siegen, weil der philosophische Ethnicismus des Julian nicht populär werden konnte, und weil der alle Religionen verschmelzende Pantheismus des Gallienus sich bemühte, ewig unvereinbare Elemente zu vereinen.

Lassen Sie uns nun aus der Reihe der Bild- und Schriftdenkmale, besonders der Münzen des Gallien und der Salonina, noch einige herausheben, welche von jener Religionsverschmelzung oder von jenem polytheistischen Pantheismus dieses Kaiserhauses redende Beweise ablegen. Es wird uns dieser Ueberblick noch zu einigen Bemerkungen Anlaß geben. Hier liefern nun die Münzen die meisten Belege

Es ist schon von einem früheren Numismatiker bemerkt worden, daß nicht leicht ein Fürst seine Religiosität einer großeren Anzahl von Gottheiten durch Munzen bezeuget habe, als Gallienus [73]). Wenn nun der große Lehrer antiker Münzkunde, sich auf diese thatsächliche Wahrnehmung nicht beschränkend, den Grund davon in einer Stelle des

---

71) Neander l. c. S. 217 ff. Uebrigens bemerkt Tschirner a. a. O. wohl mit Recht, daß jenes Schwanken der Regierungen zwischen Duldung und Verfolgung, und jener Wechsel zwischen Kampf und Frieden der Kirche während eines langen Zeitraums eine der hauptsächlichen Ursachen des Wachsthums der christlichen Religion gewesen.

72) Es ist nicht zu verwundern, daß man bey solcher Gesinnung dieses kaiserlichen Ehepaars gegen das Christenthum auch Spuren seiner Verehrung auf ihren Denkmalen hat finden wollen, z. B. auf einer Münze von Beryt, zu Ehren der Salonina geschlagen, wollte Vaillant auf einem Stabe in den Händen der Stadtgöttin ein Kreuz erkennen. Es ist aber der Trident des Neptun, als Zeichen der Seestadt (s. Beger Thes. Brandenb. II. p. 74*). Auch haben einige die in den Märtyrerakten genannte Galla (bey den Bollandisten unrichtig Gallia genannt) für eine Tochter des Gallienus und der Salonina halten wollen, und eine heilige Lucina unter Diokletian's Regierung als Enkelin jener Galla bezeichnet (s. Tillemont Hist. des Empereurs III. p. 318, und Brequigny in den Mémoires de l'Académie des Inscr. Tom. XXXII. p. 262).

73) Patin Impp. Romm. Numismata, p. 412.

Trebellius Pollio [74]) zu finden glaubte, und ſich demgemäß dahin erklärte, wie man zur Zeit dieſes Kaiſers wegen allgemeiner Noth, Peſt, Erdbeben, Waſſerfluthen, Bürgerkrieg, nach Befragung der ſybilliſchen Bücher, zu den Göttern ſeine Zuflucht genommen, und aufs Geheiß jener Orakel Jupiter dem Retter ein Opfer gebracht habe; und ſomit behauptete, hierin liege der Aufſchluß von dem Erſcheinen ſo vieler und ſo verſchiedener Götterbilder auf den Münzen des Galliens und der Salonina [75]), ſo will ich zwar keineswegs in Abrede ſtellen, daß jene Feyerlichkeit und dieſes Sühnopfer auf den Münzen jenes Jahres verewigt worden (die Beynamen des Jupiter auf den Münzen dieſes Kaiſers ſcheinen zum Theil dafür zu ſprechen) — aber, abgeſehen davon, daß auf den Münzen und andern Denkmalen des Gallien ſo manche Gottheiten Huldigungen empfangen, die gar nicht in den Kreis der römiſchen Staatsreligion gehören, oder die mit Abwehrung des öffentlichen Unglücks gar nichts zu thun haben, ſo läßt ſich dieſe ganze Erſcheinung viel befriedigender erklären, wenn man ſie als den natürlichen Ausdruck jenes vielgöttiſchen Pantheismus, oder jener religiöſen Sinnesart betrachtet, die ſich ſelber nie Genüge leiſtete, und kein Weſen, das nur irgend wo und wie für göttlich galt, ohne Huldigung vorbeygehen zu dürfen glaubte.

Folgen wir nun hierbey möglichſt der alphabetiſchen Ordnung, ſo bietet zuerſt Aeskulap auf den Münzen des Gallienus mit der Beyſchrift: Conservator Aug. (Erhalter des Kaiſers), keine Schwierigkeit dar. In denſelben Ideenkreis gehöret Apollo auf den Münzen desſelben Kaiſers mit derſelben Beyſchrift. Wenn auf einigen neben dieſem Erhalter Apollo ein Centaur bald mit geſpanntem Bogen, bald mit einer Kugel in der rechten, in der linken Hand mit einem Steuerruder geſehen wird, und Eckhel dabey an den Erfinder der Heilkräuter, den Centauren Chiron, erinnert, die Kugel aber und das Steuerruder nicht erklären zu können geſtehet [76]), ſo iſt gegen Erſteres nichts einzuwenden. Die ganze Erklärung wäre aber organiſcher geworden, wäre dabey die genealogiſche Verbindung der Centauren und Lapithen und der phyſiſche Grund dieſer Verbindung ins Licht geſetzt worden. Da ich in dem Berichte über Bröndſted's Werk in dieſen Jahrbüchern ganz neulich dieſen Punkt erortert habe, ſo will ich dorthin verweiſen, und hier nur bemerken, daß Apollo in Theſſalien recht eigentlich als Erretter verehrt ward, wie unter anderem die Münzen der Stadt Lapitha beweiſen. Sie haben auf der Vorderſeite einen mit Lorbeer bekränzten Apollokopf, mit Bogen und Köcher hinten, vorn einem Stern mit der Umſchrift: Ἀπόλλων Σωτήρ (Apollo der Retter [77]). Das iſt der Abwehrer des Uebels (Alexikakos), wie Apollo bey den Athenern hieß, oder der Helfer (Epikurios), wie die Phigalier denſelben Gott benannten. Ihm ſind die wilden Naturkräfte, die Centauren) unterworfen; ſie muſſen die Sonnenſtrahlen (die Pfeile des Sonnenbogens) richten wie er will; die Sonnenkugel in ihrer Hand und das Steuerruder daneben ſind die Zeichen, daß Apollo,

74) In Gallieno cap. 5: »Pax igitur deum quaesita inspectis Sibyllae libris, factumque Jovi salutari, ut praeceptum fuerat, sacrificium.«

75) Eckhel D. N. V. VII. p. 395: »Ex causa,« ſagt er wörtlich, »invocatorum tot numinum, quae mederi his malis posse credebantur et monetae ipsi insertorum.«

76) Eckhel D. N. V. VII. p. 395 sq.

77) Mionnet Descript. d. Médailles II. p. 13.

ihr Gebieter, im Jahreskreiſe das himmliſche Feuer wie das feuchte Element zum Heil und Unheil der Menſchen wenden kann. Damit er es zum Heile wende, begrüßt man ihn als Erhalter. — Ein ausländiſcher Gott zeigt ſich uns zuerſt auf einem merkwurdigen Denkmale dieſes Kaiſerhauſes in Ungern. Es iſt eine Inſchrift:

DEO AZIZO BONO P....
TORI. PRO. SALVTE MDD....
LIENI AVGG. ET VALERIAI...
ET. CORNELIAE. SALONINA...
LEG. V̄. MAC. III PIAE EII...
DONATVS, PRAEF. LEG. EIVSD.....
TEMPLVM. INCOEPTVM. PERFECIT [78]).

Ueber dieſen Gott Azizus gibt uns nun ſelbſt ein ſyriſcher Philoſoph in einer charakteriſtiſchen Stelle des Kaiſers Julianus Aufſchluß [79]).

78) Bey Steph. Schoonwisner in Romanorum iter per Pannoniae ripam Comm. geographicus, Budae 1780, II. p. 130, und daraus bey Orelli Inscrr. Lat. Collect. II. Nro. 4986, p. 427. Die Lücke in der erſten und zweyten Zeile ergänzt Herr Schönwisner: Bono Principum Conservatori; welches Orelli verwirft, und dafür ſetzt Bono Puero Conservatori, mit Verweiſung auf einige Inſchriften ſeiner Sammlung Nr. 1934 — 1938. Ich glaube er irrt. Dorten iſt vom Phosphoros die Rede, und dieſem wird das Epitheton gegeben: Bono Deo Puero Phosphoro. Der Genius des Planeten Venus, oder Phosphorus-Lucifer, ward, wie Eros-Amor, als lieblicher Knabe gedacht, und konnte als der ſchönſte Stern, wie ihn die Alten nannten, Knabe genannt werden, ſo wie Homer Iliad. IV. 401 den Knaben Aſtyanax mit einem ſchönen Sterne vergleicht (ſ. Cic. de Nat. D. II. 20, mit den Anmerkk. p. 287 ed. Moser, und Inghirami Monumenti Etruschi zu Tab. X. p. 238). Hingegen für Mars, wie jener Azizus ſich herausgeſtellt, paſit dieſer Beyname nicht. — Das Uebrige ſupplirt derſelbe Herr Schönwisner ſo: pro salute Impp. DD. NN. (Imperatorum Dominorum Nostrorum) Valeriani et Gallieni Avgg. et Valeriani nobilissimi Caesaris et Corneliae Saloninae Aug. Matris Caesaris et Castrorum — tertium Piae, tertium Fidelis.

79) Eine Stelle, worauf ſchon Neumann aufmerkſam gemacht hatte, nämlich Juliani Imp. Oratio IV. p. 150, ed. Spanhem. Unnöthig iſt hier die von Spanheim vorgeſchlagene Aenderung Ἔδεσσαν ſtatt Ἐδέσσαν; wie auch Herr Heyler ed. Juliani Epistoll. XLIII. p. 379 bemerkt hat. Vielleicht ließe ſich aber durch eine ähnliche Conjectur einer andern Stelle helfen. In der neulich aus vatikaniſchen Codd. herausgegebenen orbis descriptio sub Constantio Imp. (ſ. Classici Auctores, ed. Angel. Maio, Romae 1831, T. III. p. 933 sq.) leſen wir: »Et Mesopotamia quidem habet civitates multas et varias, quarum excellentes sunt hae Nisibis et Edessa« etc. — und am Schluſſe des Artikels: »Deinde Osdroëna et Edessa et ipsae civitates splendidae.« Hierzu macht nun Herr Aug. Mai folgende Anmerkung: »Atqui Edessa supra appellata est, Osdroëna autem provincia, non urbs. Textus editus gr et lat. Osdroënae Edessa et ipsa civitas splendida. Neutrum satis placet, quia duas Edessas non novimus.« Was das erſtere betrifft, ſo konnte dieſer ſpäte Geograph Osdroëna wohl als eine Stadt bezeichnen, da im Chronicon Edesseuum in Assemanni Biblioth. Orient. I. p. 88 Orrhoa oder Orfa als Name der Hauptſtadt des orrhoëniſchen Reichs, nämlich Edeſſa's ſelbſt, vorkommt, welcher Name nach morgenländiſcher Ausſprache aus dem Namen des Landes Osrhoëne oder Orrhoëne offenbar entſtanden iſt (Mannerts Geographie der Gr. u. Römer V. S. 277). Zweytens werden aber Meſopotamiens und Syriens Gränzen ſehr unbeſtimmt bezeichnet, und beyde Länder oft mit einander verwechſelt (Steph. Byzant. p. 344, ed. Berkel, mit den Noten, Mannert p. 279, ed. VI. 1, S. 459). Dürfen wir nun jenem ſpätern Geographen eine gleiche Unbeſtimmtheit zutrauen, ſo dürfen wir wohl auch vermuthen, er habe geſchrieben: »Deinde Osdroëna nämlich Edessa mit dem ſpätern Namen, welcher ihn zu dem Irrthume verleitet, Edeſſa für eine andere Stadt zu halten) et Emessa et ipsae civitates splendidae.« Weiß er doch auch nicht, daß Edeſſa eigentlich in dem Reiche Osrhoëne gelegen.

»Die Bewohner von Edessa,« sagt dieser, »diesem seit undenklichen Zeiten der Sonne geheiligten Orte, geben ihr den Monimos und den Azizos zu Beysitzern. Die Bedeutung derselben gibt Jamblichos, von dem wir auch alles übrige, weniges von vielem, geschöpft haben, so an: Monimos sey Hermes, Azizos aber Ares, der Sonne Beysitzer (ἡλίου πάρεδρος), Vieles und Gutes über diesen Wohnsitz unserer Erde ausgießend.« Mit solcher verehrender Dankbarkeit spricht hier der Kaiser Julian von seinem Lieblinge, dem Philosophen Jamblichus, und erkennt öffentlich die Belehrung über die göttlichen Dinge an, die er ihm verdanke. Da der Philosoph Plotin in einem ähnlichen Verhältniß zum Gallienus gestanden, und wir in seinen Schriften ebenfalls Erklärungen über die alten Religionswesen finden, so dürfen wir nicht zweifeln daß er den Kaiser auch über diese syrisch-ituräischen Gottheiten belehrt hatte. Ja wir haben davon für den vorliegenden Fall eine sichere Spur. Hiernach sind jene beyden Wesen dieselben Potenzen, die in dem samothrazischen Religionssysteme erscheinen. Jener Azizos-Ares, oder der ituräische Mars, der eine Sonnengenosse, war nichts anders, als die himmlische zeugende Feuerkraft, und daher auch der große Besaamer genannt [80]); Monimos aber, den Jamblichos als Hermes (Merkurius) bezeichnet, und ebenfalls einen Beysitzer der Sonne nennt, ist die Personifikation des ingenerirten Gesetzes, oder des in der erzeugten Natur waltenden und sie durchdringenden Bildungstriebes. So hatte Plotinus diesen Hermes gedeutet, welche Deutung wir noch bey ihm lesen können [81]). Vom Schüler Plotin's, von Porphyrius, werden wir ferner belehrt, daß dieser Hermes der Sonne angehört [82]), oder daß dieser organische Bildungstrieb mit der erzeugenden, befruchtenden Sonnenkraft aufs innigste vereinigt ist; welches dann dessen Schüler Jamblichus, auf seinen vaterländischen Gott Monimus es übertragend, seinem Freunde Julian in der theologischen Sprache so dargestellt hatte: der syrische Gott Monimos-Hermes sey, gleichmäßig wie der andere Syrergott Azizos-Ares, Beysitzer der Sonne. — So sehen wir demnach, wie eine Familie von platonischen Philosophen, der Aegypter Plotin und die beyden Syrer Malchos-Porphyrios [83])

80) Jo. Laur. Lydus de Mensibus, in Martio cap. V. p. 50, ed. Roether: Ἄρης — τὸ ἀέριον καὶ γόνιμον πῦρ. Vergl. Cedreni Historr. p. 134. Frid. Münter de rebus Ituracorum ad Luc. III. 1. p. 9, erklärt den Namen Ἄζιζος (Azizus) durch עזיז, fortis, der Starke, eine passende Bezeichnung für Mars.

81) Plotinus p. 321 sq. Vergl. die Anmerkung zu Cic. D. N. D. III. 22 p. 664, ed. Moser. Wenn Münter a. a. O bey Monimos hier an דמם, dormire, schlafen, denkt, und einen Hermes der Todten herausdeutet, so hat er selbst bemerkt, daß er auf diese Vermuthung nicht viel halte.

82) Porphyrius ap. Euseb. Praep. Evang. III. p. 414, ed. Colon. — Das mit Strahlen umgebene Haupt des Sonnengottes kömmt auf ägyptischen Münzen des Gallienus vor. S. Zoëga Numi Aegyptii Impp. p. 306 sq.

83) Porphyrius de vita Plotini, cap. 17, sagt uns selbst, daß er in seiner Muttersprache Μάλχος, griechisch aber bald βασιλεύς, bald Πορφύριος genannt worden. Jo. Laur. Lydus de mens. p. 276 setzt dafür Μαλχάν, und sagt, es sey der Name des Königs in der saracenischen Sprache. Dort wird der Kaiser (βασιλεύς) Julianus, da er verwundet in sein Zelt getragen, und seinem Leibarzte Oribasius übergeben wird, Μαλχάν angerufen. Dieser Oribasius hatte Denkwürdigkeiten (Mémoires) dieses Kaisers geschrieben, wie wir jetzt aus des Eunapius Excerpten der Geschichtschreiber erfahren (s. Eunapii Excerpta in der Scriptorr. Vett. Col. Vatic., ed. Ang. Mai, II. p. 255), deren Verlust zu beklagen ist.

und Jamblichos die Religionen des Morgenlandes erklärt, und ihren kaiserlichen Gönnern in ihrer Wißbegierde auf diesem theologischen Gebiete als Führer gedient haben. Der Name des einen dieser syrischen Götter, wie der des Philosophen, der ihn dem Julian erklärt hatte, sind auf neuerlich entdeckten Monumenten aufbehalten worden. Es sind dies Grabsteine römischer Soldaten von den leichten Truppen, die man aus dem Volke der Ituräer ausgehoben, und der 14. und 22. Legion beygegeben hatte. Da diese letztere Legion nun sehr lange ihre Standquartiere am Oberrheine gehabt, so haben sich in diesen Ländern mehrere Denksteine auf ituräische Veliten erhalten. Ich wähle zwey hierher gehörige aus, die in neuerer Zeit bey Mainz ausgegraben worden:

1.

MONIMVS
IEROMBALI F.
MIL. COHOR. I.
ITVRAEOR
H. S. EST

2.

CAEVS HAN
ELI. F. MILES
EX COH. I. ITV
RAIORVM
ANNORVM
L. STIPENDIO
RVM XIX
H. S. E
IAMLICVS
FRATER. F. [84]).

So verkündigen also in den Donau- wie in den Rheinlanden Denksteine römischer Soldaten das Daseyn morgenländischer Gottheiten, denen ihre Imperatoren huldigten.

Das Andenken der 22. Legion ist auch auf einer Silbermünze des Gallienus erhalten. Sie zeigt auf der Vorderseite das mit Strahlen umgebene Haupt des Kaisers; der Feldherrnmantel reicht bis zur Brust herauf, mit der Umschrift: GALLIENVS AVG. Auf der Kehrseite sieht man das Bild eines Steinbocks, mit der Umschrift: LEG. XXII.

---

84) Dieser ituräische Soldat auf der ersten Grabschrift heißt also Monimus, wie sein Gott, nach einer bey alten Völkern sehr gewöhnlichen Sitte, wie z B. Heliogabalos Name des syrischen Gottes und seines Priesters, des bekannten Kaisers, war (Herodian. V. 3. 10. p. 67, ed. Irmisch). Jamlikus auf der zweyten, יַמְלִיךְ, Ἰάμβλιχος, ist der bey den Syrern sehr häufige Name des Philosophen, dessen Erklärung uns über beyde syrische Götter Aufschluß gegeben (man vergl. Münter p. 9, 42 sq. Ich erinnere noch an die beyden Dynasten von Emesa, Sampsikeraunos und dessen Sohn Jamblichos beym Strabo XVI. p. 318, ed. Tsch. Lips.). Hätte dieser unser verewigter gelehrte Freund jenes pannonische Denkmal gekannt, er würde nicht versäumt haben, es als Beleg für den syrisch-ituräischen Gott Azizus zu benutzen. — Spuren solcher Beysitzer der Sonne zeigen sich auch auf Münzen von Palmyra in zwey gegenübergestellten Köpfen mit Strahlen (deux têtes affrontées et radiées. Mionnet V. p. 136), wobey Eckhel III. p 266 sowohl zu dem Aglibolos und Malachbelos, zwey Gottheiten der Palmyrener, als an diesen Monimos und Azizos von Edessa erinnert.

VI. P. VI. F, d. i. Legioni vicesimae secundae sextum Piae sextum Fideli [85]). — Von den Feldzügen des Gallienus gegen die Deutschen, vielleicht besonders gegen die Franken in den Niederlanden, aber auch später gegen andere am Rhein und Main, theils bald nach seinem Regierungsantritte, bey Lebzeiten seines Vaters von ihm selbst unternommen, theils nachher — und wohl großentheils durch Postumus und andere Feldherrn in Gallien geführt — von allen diesen germanischen Expeditionen unter dieses Kaisers Regierung geben die Münzen theils in mancherley Typen, z. B. durch die mit Lorbeer bekränzte Büste des Gallienus mit der Siegesgöttin daneben, durch ein Tropäum zwischen zwey am Boden sitzenden Gefangenen, durch einen zwischen zwey Flüssen (Rhein und Main) stehenden Imperator, durch einen mit Speer und Schild bewaffneten Krieger, theils durch die dem Kaiser beygelegten Ehrentitel Germanikus Maximus zum dritten-, zum fünften Male, die mannigfaltigsten und anschaulichen Beweise [86]).

Ich kehre von dieser kleinen Episode zu den Gottheiten zurück, deren Bilder auf den Monumenten des Gallienus und denen Salonina's vorkommen. Wie nun der auf jener pannonischen Inschrift erwähnte Gott Azizus den samothrazischen Kabiren verwandt erschien, so zeigen uns einige zu Ehren der Salonina geprägte Münzen der Stadt Thessa-

---

85) Bey Eckhel VII. p. 403, wo das Verzeichniß der unter Gallienus geprägten, mit dem Namen der Legionen bezeichneten Münzen gegeben ist. Man vergl. jetzt auch folgende Schrift: De Legione Romanorum Vicesima Secunda scripsit P. E. A. Wiener, Darmstadii 1830, p. 78 — 80. Wenn aber Herr Wiener in dieser fleißig gearbeiteten Abhandlung, daselbst, der von Eckhel a. a. O. aufgestellten Vermuthung über die schwierigen Worte VI. Piae VI. Felici beypflichtet, so hat er übersehen, daß dieser gelehrte Numismatiker gleich darauf wegen einer von Schönwisner herausgegebenen Inschrift, zu Ehren des Kaisers Claudius Gothicus verfaßt, seine Hypothese selbst für unhaltbar erklärt hat. Eben derselbe möchte auch das Bild des Steinbocks auf jener Münze für das Zeichen einer Kohorte der 22. Legion nehmen, wegen der von ihm gemachten allgemeinen Beobachtung, daß auf Münzen ein und dieselbe Legion mit solchen Zeichen wechselt, und man also annehmen könne, daß sie bald von dieser, bald von jener Kohorte die Zeichen wählte. Wiener zieht eine andere Erklärung vor, nämlich weil der Kaiser Augustus unter diesem als glücklich befundenen Zeichen (Sueton. in Octaviano, cap 94. Vergl Eckhel VI. p. 109 sq. Dies Zeichen erscheint auch in der Apotheose des Augustus über seinem Haupte auf dem berühmten Camee in Wien bey Eckhel Choix de pierres gravées du cabinet Imperial pl. I.) geboren war, so hätten die nachfolgenden Kaiser dieses Zeichen beybehalten, um Siege oder andere glückliche Ereignisse unter ihrer Regierung dadurch bemerklich zu machen. — Auf einer Münze des Gallienus lesen wir: LEG. IIXX. VI. P. VI. F, daneben ein in Wellen schwimmender Steinbock. Herr Wiener nimmt mit Rasche an, das Zahlzeichen IIXX stehe hier für XXII, und also gehöre auch diese Münze der 22. Legion zu. Eckhel hat jedoch vermuthlich seine Gründe gehabt, diese Münze (VII. p. 403) der 18. Legion beyzulegen.

86) S. die Uebersicht derselben bey Eckhel VII. p. 400 — 402. Die Angabe: zum sechsten Mal, ist unsicher. Mehrere dieser Münzen liefert unser rheinischer Boden, z. B. die in der Sammlung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Neuwied aufbewahrten (s. römische Alterthümer in und um Neuwied und am Rhein, von Dr. W. Dorow, S. 189). In einer Heidelberger Sammlung befindet sich die Silbermünze, welche Eckhel p. 401 nach einem Exemplare der k. k. Sammlung in Wien beschreibt: Vorderseite: GALLIENVS. P. F. AVG. Caput radiatum; Kehrseite: GERMANICVS. MAX. V. Tropaeum inter duos captivos humi sedentes. Ueber die drey letzten Worte wird eben daselbst folgende Erklärung gegeben, daß in diesem Zeitalter auf den Denkmalen der Kaiser, statt des ehemals gewöhnlichen Imperator tertium, quartum etc., die Anzahl der Siege, die sie gewonnen oder die sie gewonnen zu haben sich rühmten, angegeben worden.

lonich ebenfalls die Bilder von Kabiren mit dem Hammer und mit andern dieſen Gottheiten zugehörigen Attributen [87]). Außer dieſen aus Aſien nach Griechenland gewanderten Religionen zeigen ſich auch ägyptiſche Gottheiten auf den Münzen dieſes Kaiſers und ſeiner Gemahlin. Zuvörderſt zum öfteren Kanobus, einmal mit der Kalantika ums Haupt, mit einer Blume darauf, mit dem Zeichen des heiligen Käfers in der Mitte, und mit einem Palmzweig im Felde [88]). Daneben kommen auf den Münzen unter dieſer Regierung Iſis, Nilus, Serapis mit der Lotusblume und andern Symbolen des ägyptiſchen Kultus vor [89]). — Aber auch die fanatiſchen Religionen Phrygiens, Bithyniens mit ihrer Cybele und mit ihren Gallen wurden von dieſem Kaiſerhauſe nicht verſchmäht; wie denn Münzen dieſer Länder unter den Namen Valerianus, Gallienus und Salonina mit verſchiedenen dahin gehörigen Bildwerken vorkommen [90]). Drey entkleidete Jungfrauen, wovon zwey Becher in den Händen tragen, ſieht man auf Valerian's und Gallien's Münzen von Nicäa und Julia. Man erklärt ſie als Grazien oder Chariten [91]). Herkules, als Erhalter des Auguſtus bezeichnet, mit dem erymanthiſchen Eber auf der Kehrſeite, auf Münzen dieſes letzteren Kaiſers [92]), hat keine Schwierigkeit.

Deſto größere aber der ſonderbar geſtaltete Janus auf einer Goldmünze des Kaiſers Gallien [93]), mit der Umſchrift: dem Vater Janus.

---

87) Bey Patin Impp. Romm. Numismm. p. 416.

88) Bey Zoega Numi Aegypt. Imperat. p. 309; vergl. dazu Tab. XIX, Nr. 4, und p. 205.

89) Zoega, p. 304—311. — Lauter Beweiſe, wie gut die ägyptiſchen Unterthanen von der Anhänglichkeit ihrer Gebieter an ägyptiſche Religionen unterrichtet waren; und wie ſehr die Römer in dieſer Kaiſerzeit in ihrem Götterdienſte ägyptiſirten, bezeugen viele Spuren, welche die römiſchen Armeen in unſern Ländern zurückgelaſſen haben. So fand ich z. B. vor wenigen Wochen bey Ladenburg am Neckar Fragmente von römiſchen Fiktilien von ſchöner Glaſur mit dem Namen des Töpfers Florentinus (welcher Name auch auf einer Grabeslampe im Schöpflinſchen Muſeum Tab. XII. Nr. 2 vorkommt), worauf eine Maske des Pan und mehrmals wiederholt das Bild des hundsköpfigen Anubis in Relief, aber in dem mittelmäßigen Style dieſer Kaiſerzeit dargeſtellt ſind. — Auf einer Münze bey Vaillant (Eckhel VII. p 400) erſcheint Serapis und zu ſeinen Füßen der heilige Vogel Ibis; und die Umſchrift Serapidi Comiti Aug. zeigt hinlänglich, wie der Kaiſer Gallienus ſelbſt ſich unter den Schutz eines ägyptiſchen Gottes begibt.

90) Zum Beyſpiel auf der Münze einer phrygiſchen Stadt Attuda mit dem Namen des Gallienus iſt eine mannweibliche Figur (Atys vermuthlich) auf einem Löwen reitend dargeſtellt (Haym thesaur. Brit. II. p. 384, mit tab. 49, fig. 5); auf einer Münze des Valerianus von der Stadt Juliopolis das Bildniß der Cybele (Eckhel D. N. V. II. p. 422). Auf Münzen der beyden gleichnamigen Städte Pruſias in Bithynien zeigt ſich ein mit einem Meſſer bewaffneter, knieender, unbekleideter Mann, früher für den raſenden Ajax gehalten, von Frölich richtig als ein Gallus, der ſich ſelbſt verſtümmeln will, erklärt (Eckhel II. p. 433).

91) Bey Patin p. 408 und p. 412. Wegen der Inſchrift IOYAIEΩN verſetzt Patin dieſe Münze nach Julis auf der Inſel Ceos, und iſt geneigt, in jenen drey Jungfrauen die Nymphen von Ceos zu ſuchen (vergl. über dieſe jetzt Brondſted Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland I. S. 45—51). Dagegen nennt ſie Eckhel III. p. 158 Grazien, und ordnet ſie der Stadt Julia in Phrygien zu.

92) Eckhel VII. p. 396.

93) Bey Pellerin Mel. I. p. 66 und dazu tab. V, Nro. 9, vgl. Eckhel VII. p. 396 sq. Hier die Beſchreibung: »Jano Patri. Janus biceps vultu uno barbato, altero imberbi stans togatus, dextra pateram, sinistra sceptrum.«

Dieſer mit einem bärtigen und unbärtigen Doppelhaupte verſehene Gott ſetzte unſern großen deutſchen Numismatiker in Verlegenheit. Er hatte früher den Satz aufgeſtellt, der römiſche Janus ſey immer mit zwey bärtigen Geſichtern abgebildet worden [94]). Nun aber geſtand der treffliche Mann ehrlich zu, daß dieſe Münze der Meinung derer ein neues Gewicht gebe, welche behaupten, Janus komme auch mit einem bärtigen und unbärtigen Antlitz vor. Endlich blieb er aber doch bey ſeinem früher behaupteten Ausſpruche, und ſchloß mit der Bemerkung, entweder ſey bey der Abbildung in Pellerin's Werk ein Fehler vorgegangen, oder man müſſe annehmen, in der Geſtalt des Janus ſey in dieſem Zeitalter gegen die alte Sitte eine Aenderung gemacht worden. Dagegen erkennt ein anderer Archäolog aus Anlaß derſelben Münze des Gallienus das hohe Alterthum dieſer Verſchiedenheit der zwey Janusgeſichter an, und bemerkt dabey, dafür legten auch in Campanien geprägte Münzen ein Zeugniß ab [95]). Beyden Gelehrten ſcheint die treffliche Erörterung E. Q. Visconti's über die in antiken Bildwerken vorkommenden doppel- und vielköpfigen Weſen unbekannt geblieben zu ſeyn. Wenigſtens finde ich ſie auch in den Supplementen zum Eckheliſchen Werke nicht angeführt. Der berühmte italieniſche Archäologe leitet mit Recht alle dieſe Weſen aus den morgenländiſchen Religionen ab, woraus ſie in die altgriechiſche Theologie übergegangen, und handelt dabey auch vom Janus, der keineswegs der italiſchen Religion ausſchließend angehörig, ſondern mit jenen zwey-, drey-, vierköpfigen oder vielängigen Geſtalten der altgriechiſchen Symbolik, wie Phanes, Dionyſos, Hermes identiſch und aus derſelben Quelle herkömmlich ſey; wobey Visconti auch die doppelköpfigen Figuren auf griechiſchen Münzen von Kamarina in Sicilien, von Tenedos und von Athen betrachtet, endlich auch zeigt, wie Hermes zu dieſer Doppelgeſtalt gekommen, und wie man daher den Janus mit dem Hute (Petaſus) auf Bronzen der Latiner eben ſowohl einen Janus mit dem Hermeshute nennen könne, als einen Merkur mit zwey Geſichtern [96]). Weiter iſt dieſer Gelehrte auch geneigt, das unbärtige Geſicht an jenen Janusköpfen für ein weibliches zu halten, mit Andeutung der alten Vorſtellung von dem Doppelgeſchlechte des Janus; welches letztere beym

---

94) Eckhol D. N. V. I. p. 201. Vergl. Tom. V. p. 213 sqq.; an welchem letzteren Orte von dem Januskopfe auf römiſchen Aſſes und Familienmünzen die Rede iſt.

95) Herr C. L. Stieglitz in der Distributio Numorum familiarum Romanorum ad typos accommodata, Lips. p. 1830, p. 302: »Sed et priscis temporibus in Italiae regionibus Janum interdum imberbem effectum esse testantur numi in Campania signati.« Ich hätte gewünſcht, dieſe kampaniſchen Münzen wären namhaft gemacht worden. Früher hielt Hr. Stieglitz jene Bildung des Janus mit Eckhel für eine Neuerung; ſ. deſſen Verſuch einer Einrichtung antiker Münzſammlungen, S. 149.

96) E. Q. Visconti im Museo Pio-Clementino, Vol. VI. p. 12, und Tom. VI. p. 67 der Mailänder franzöſiſchen Ausgabe mit der Supplementtafel B. III. Die Münze von Tenedos iſt ſehr deutlich abgebildet in dem Appendix zu Laur. Beger Observatt. et Conjectt. in Numismata antiqua, p. 61. In der Doppelgeſtalt auf der Münze von Kamarina mit dem Ey in ihren Händen, mit dem Bacchusſtiere menſchlichen Antlitzes (Hebon) darunter, iſt Phanes anzuerkennen. Das mannweibliche Doppelhaupt auf den zwey Münzen von Athen nenne ich Kekrops, und zwar in der Bedeutung, die vermuthlich der Geſchichtſchreiber Theopompus davon angegeben (Justin. II. 6: »Quem (Cecropem), ut omnis antiquitas fabulosa est, biformem tradidere, quia primus marem femineo matrimonio junxerit.« Vergl. meine Vorrede zu Ephori Fragmenta, ed. Marx., p. IX).

Phanes zuweilen auch durch doppelte Geschlechtstheile [97]) dargestellt worden. Ich muß eine nähere Beleuchtung dieser Sätze und eine neue Ausführung meiner eigenen Ansicht der dritten Ausgabe meiner Symbolik vorbehalten. Hier will ich einstweilen nur Folgendes andeuten: Da auf römischen Assen die Vorderseite den Doppelkopf des Janus zeigt, die Kehrseite das Vordertheil eines Schiffes; da die Sage den Janus zu Schiff nach Italien kommen läßt, da er immer mit dem Wasser in Verbindung gesetzt wird; da ihm ferner Kamasene als Frau und Schwester beygesellt wird; καμασῆνες aber in phönizischer Sprache Fische bedeutet [98]); da nach chaldäischen Sagen Xisuthros mit seiner Frau und Tochter und mit dem Steuermanne seines Schiffes zum Gotte geworden [99]), da unter den Avataras der indischen Theologie eine ausführlich erzählt wird, wie der Gott Vischnu als Fisch die verlornen Vedas aus der Tiefe des Meeres wieder heraufgeholt, und dadurch den Menschen das Gesetz neu offenbart habe [100]); da wir endlich in den von Berosus und von Apollodorus aufbewahrten Mythen der Babylonier vernehmen: »Und im ersten Jahre sey aus dem rothen Meere an der Babylonier Küste ein ungeschlachtes Thier Namens Oannes (Ὤάννης) heraufgestiegen, welches ganz und gar den Leib eines Fisches gehabt; jedoch habe es unter dem Fischkopf noch einen andern Kopf getragen, und unten Füße gleich denen des Menschen, und eine menschliche Sprache; und dieses Thier habe am Tage mit den Menschen Umgang gepflogen, ohne jedoch Nahrung zu sich zu nehmen, und habe sie Schrift und Wissenschaften, Städte- und Tempelbau, Gesetzgebung, Abmarkung der Grenzen und das Einsammeln der Früchte gelehrt« [101]). — Da alle diese Angaben mit den mythologischen Ueberlieferungen und Bildern von Janus zusammentreffen, so möchte es, irre ich nicht, auszusprechen erlaubt seyn, was ich bey der zweyten Bearbeitung meines oben angeführten Buches nicht aussprechen konnte — weil ich es noch nicht wußte: Janus ist Oannes; und Janus, der Mann mit seinem Doppelhaupte, mit seinem Fischweibe Kamasene, ist der aus Einem Leibe in zwey Leiber dekomponirte Oannes; das heißt: Janus ist der durch das Medium chaldäisch-phönizischer Anschauungen durchgegangene Vischnu in derjenigen seiner Wandlungen, wo er als Fisch die Gesetzbücher und mit ihnen die Sittigung bringt; Janus mit Einem Worte ist ein indisch-chaldäisch-pelasgisches Gebilde und Wesen.

Von der Juno als Erhalterin der Kaiserin ist oben schon die Rede gewesen, wo einer Münze der Salonina gedacht wurde. Juno, die Königin, kommt auf denen des Gallienus vor [102]); Jupiter zum öfterrn; auszuzeichnen ist eine Gattung dieser Münzen, worauf Jupiter mit Blitz und Speer und mit der Umschrift Jovi Cantab. sich zeigt [103]). Also auch die Gottheiten an den Westenden der römischen Welt wurden von

97) Hierbey müssen auch jetzt die Hermen mit drey Köpfen und drey Geschlechtstheilen in den antiken Bildwerken von Gerhard, Cent. I, Heft III, tab. XLI, Nr. 1 — 5 berücksichtigt werden, die Hr. Gerhard als samothrazische Gottheiten bezeichnet.

98) S. die Symbolik II. S. 895 ff. Zweyte Ausgabe.

99) Fr. Münter's Religion der Babylonier, S. 21

100) Symbolik I. S. 601 ff.

101) Eusebii Chronic. ex Armen., edd. Ang. Maius et Zohrab I. p. 6 — 00. Syncellus p. 39, B. Vergl. Apollodori fragmm. ed. Heyne, p. 409, und Baosi Historiae, ed. Richter, p. 48 sq., p. 57.

102) Eckhel VII. p. 397.

103) Eckhel VII. p. 398.

dieſem, allen Kulten geneigten, Kaiſer angerufen. Hätte nicht Poſtumus in Gallien und in den angrenzenden Provinzen als Fürſt und Gebieter ſich behauptet, und Gallienus dieſe letzteren öfter beſuchen können, wir dürfen nicht zweifeln, auf dem unter ſeiner Regierung geprägten Gelde würden wir auch einen Apollo-Grannus, einen Herkules-Maguſanus, eine Dea-Sirona und andere celtiſch-galliſche oder germaniſche Gottheiten finden. — Dafür finden wir jetzt den morgenländiſchen Bacchus unter dem Namen Liber Pater oder das dieſem Gotte gewidmete Thier der heißen Zone, den Panther, oder den Löwen, mit gleicher Formel: Erhalter des Auguſtus, auf ſeinen Münzen [104]). Von der Luna und vom Mars auf Münzen dieſes Kaiſerhauſes haben wir oben geredet. Hier muß eine Münze des Gallienus mit dem Namen Merkurius beſprochen werden, die dem großen Eckhel Schwierigkeit gemacht. Sie befindet ſich im k. k. Kabinette in Wien, und kommt in Erz und in Silber vor; Umſchrift: MERCVRIO. CONS. AVG. (Mercurio Conservatori Augusti). Daneben als Typus: ein Seewidder (Aries marinus). — Der berühmte Eckhel geſteht, nicht zu wiſſen, warum nicht ein gewöhnlicher Widder, als ſonſtiges heiliges Thier des Heerdengottes Merkurius, ſondern ein Widder mit einem Fiſchſchweife auf dieſer Münze erſcheine [105]). Dieſes Räthſel löſet Pauſanias in folgenden Worten: »Zu Pharä (in Achaja) iſt auch ein dem Hermes (Merkurius) geheiligtes Waſſer; des Hermes Waſſerfluß wird dieſe Quelle genannt. Die Fiſche fangen ſie nicht daraus, weil ſie glauben, dieſe ſeyen des Hermes Beluſtigung« [106]). Ein anderer Schriftſteller aus der Zeit Juſtinians,

---

104) Abgebildet bey Beger Thesaurus. Brand. II. p. 742 sq. Vgl. Eckhel VII. p 398. — In Betreff des Bacchiſchen Erziehers und Begleiters Silenus iſt auf römiſchen Städtemünzen aus der Kaiſerzeit ein Unterſchied zu machen. Ein Beyſpiel gibt Parium in Myſien. Dieſe Stadt hatte Weinbau, und ward deßwegen ſchon dem Themiſtokles angewieſen (Strabo, p. 879, ed. Almel). Auch zeigen ſchon die Münzen aus den älteren Zeiten ihrer Freyheit den Bacchus mit dem Epheu (Eckhel II. p 460). Nun verpflanzte höchſt wahrſcheinlich ſchon Auguſtus eine Kolonie dorthin, die das Vorrecht des italiſchen Kolonienrechts (juris Italici Coloniarum) ungezweifelt genoſſen; daher auf einer Münze des Kaiſers Gallienus von dieſer Stadt Silenus mit dem Schlauche ſichtbar wird. S. Sestini Lettere I. p. 103, u. Eckhel II. p. 462 (vergl. meine Abhandlung über Silen in Daubs und Creuzers Studien II. S 323). Nämlich der Grammatiker Servius zu Virgils Aeneide IV. 58 belehret uns, daß auf den Marktplätzen der befreyten Städte, beſonders wenn ſie das Vorrecht des Jus Italicum Coloniarum genoſſen, das Bild jenes Trabanten des Vaters Liber mit aufgerichteter rechten Hand geſtanden, gleichſam um ihre Freyheit zu bezeugen. Davon geben nun auch die Münzen ſolcher Städte zahlreiche Beweiſe. So ſehen wir auf einer Münze des Gallienus dieſen Silen mit dem Schlauche und aufgehobener Rechten ſtehen, mit der Umſchrift: Col. August. Troad. (von Troas, einer römiſchen Colonialſtadt, die jene Privilegien hatte), bey Patin p. 411 und bey Spanheim in den Césars de Julien, p. 39. Vergl. Eckhel IV. p. 493; Sestini Mus. Arigon. p. 66 und p. 97 und Mionnet p. 384 und p. 434.

105) Eckhel VII. p. 399: »Ceterum non assequor, cur tributus Mercurio in hoc numo aries in piscem desinat.« und der gelehrte Mann braucht dieſe Wendung des Horaz, um damit an die poetiſchen Phantaſieſpiele und an jene Malergrotesken zu erinnern, wie man ſie in den Wandgemälden von Herkulanum ſieht, ſo daß alſo jener Fiſch-Widder ein willkürliches Product der künſtleriſchen Einbildung wäre.

106) Pausan. VII. 22. 2. Ich leſe mit Valkenaer: καὶ ὕδωρ ἱερόν ἐστι τοῦ Ἑρμοῦ. Ἑρμοῦ νᾶμα μὲν τῇ πηγῇ τὸ ὄνομα. Das ἀνάθημα iſt hier Spielzeug, Beluſtigungsmittel, ἄθυρμα (Valken. diatrib. Euripid. p. 289). — Neptun mit dem Seeroß kommt auch auf Münzen des

aber auf den alten Varro verweisend, sagt noch allgemeiner: »Daher (wegen des Einflusses der Gewässer auf die Erdfeste) machen auch die Mythologen die Maja zur Tochter des Atlas; und wir vernehmen, daß Merkurius Vorsteher der Gewässer sey; und aus dieser Ursache werden in seinen Tempeln Quellen geweiht oder Brunnen gegraben« [107]). — Auch die Salus kommt auf den Medaillen dieses Kaisers vor [108]); so wie die Dea Segetia, oder die den Saaten vorstehende Göttin; diese erscheint, wiewohl sehr selten, auf den Münzen des Gallienus, häufiger auf denen der Salonina. Hierauf erblicken wir einen Tempel mit vier Säulen, und innerhalb desselben jene Göttin mit aufgehobenen Händen und mit der Umschrift: DEAE SEGETIAE [109]). Auch vom Sonnendienste zeigen sich auf des Gallienus Münzen viele Spuren. Da sehen wir des Kaisers Büste auf der Vorderseite, und auf der Kehrseite: dem Sonnengott, dem Erhalter des Augustus [110]), als Umschrift um einen springenden Pegasus. Auf andern von demselben Regenten zeigt uns die Kehrseite den Sonnengott (Sol) selbst, die rechte Hand gegen Himmel gehoben, die linke eine Kugel haltend, mit der

---

Gallienus vor, z. B. bey Beger Thes. Brandenb. II. p. 742, wovon Eckhel VII. p. 399 gut gehandelt hat.

107) Joan. Laur. Lydus de mensibus (in Maio, cap. I.), p. 238, ed. Röther. Eine Ziege mit einem Fischschweife neben dem Standbilde des Merkur, dem sehr häufig ihm beygegebenen Hahn gegenüber, sehen wir auf einer Ara bey Doni Cl. I. tab. IV. Nro. 1, mit der Aufschrift:

Deo Sancto
Mercurio. August. Sacrum
M. Fulvius. Faustus Mil.
Veteranus. Ex. Vot. D. D

Ueber Mercurius Augustus vergl. man Fr. Münter bey Orelli II. p. 440. Merkur mit dem Widder und mit dem Hahne kommt in rheinischen Denkmalen häufig vor. Da aber Maja auf Inschriften so äußerst selten ist, so will ich zwey hier beysetzen, die vor wenigen Jahren in Rheinbayern aufgefunden, jetzt in dem vom hochverdienten Herrn Regierungspräsidenten von Stichaner auf Befehl Sr. Majestät d. K. von Bayern angelegten Antiquarium zu Speyer aufbewahrt werden. Die erste im Jahre 1824 bey Germersheim ausgegrabene Inschrift lautet so:

DEAE MAIIAE (sic)
AEDEM. A. SOLO. FE
CIT. G. ARRIVS. PA
TRVITVS. BF. COS.
V. S. L. L. M.

Auf dem zweyten, vier Jahre später, 1828, im Kanton Lauterecken gefundenen Steine findet sich folgende Inschrift:

MERCVRIO. E
MAIA. Q. SEIVS
POSTVMVS
V. S. L. M.

Also ein Votivstein, dem Merkur und seiner Mutter Maja zugleich gewidmet, denn man muß Et *Maiae* lesen.

108) Bey Patin Impp. Numismm. p. 410 sq.

109) Eckhel VII. p. 399 und p. 419, und daselbst Macrobius Saturnall. I. 16. Diese Göttin gab dem heil. Augustinus (de civit. Dei. IV. 8) zu witzigen Bemerkungen Anlaß, wie denn die immer weiter ausschweifende Vielgötterey dieser Kaiserzeit die Ironie der Kirchenlehrer reizte.

110) Z. B. bey Beger thes. Brandenb. II. p. 742. — Vulkan kommt auf den Münzen des Valerian und des Gallienus vor mit der Umschrift Deo Vulcano, oder Volcano, worüber Eckhel in der Angabe der Medaillen des ersteren (VII. p. 384) das Nöthige gesagt hat.

Umschrift: Soli invicto. Zuweilen erscheint auch das Bild eines Stieres auf Münzen mit solchen Inschriften. Eckhel [111]) bringt zur Erläuterung den in diesen Zeiten ganz ungemein verbreiteten Dienst des Mithras ins Gedächtniß, und erinnert an die Denksteine mit dem Stieropfer und mit der Aufschrift: DEO SOLI INVICTO MITHRAE.

Hiermit beschließe ich meinen Ueberblick der Denkmale, die von der fast allen Göttern der Nationen des weiten Römerreichs huldigenden Andacht des Gallienus und der Salonina zeugen.

Creuzer.

Lettre à M. le Duc de Luynes sur les Graveurs des monnaies grecques, par M. Raoul-Rochette, membre de l'Institut, conservateur du cabinet des médailles et antiques. Paris. Imprimerie Royale. MDCCCXXXI 4. Mit vier vortrefflich gestochenen Kupferplatten, großgriechenländische Münzen vorstellend, und zwey Vignetten.

Wie es einem geistreichen und mit wahrer Gelehrsamkeit reich ausgestatteten Manne so leicht wird, aus dem kleinsten Anlasse, bey irgend einem, von Andern vielleicht kaum flüchtig berührten Gegenstande, sogleich eine Masse anziehender Bemerkungen so hinzustellen, daß sie ein abgeschlossenes, für sich bestehendes Ganzes, die Quelle mannigfacher Belehrung werden, und eben so freundlich Erläuterungen für andere verwandte Gegenstände bieten, als selbst Licht und Bedeutung durch die gegenseitige Vergleichung gewinnen: davon ist die vorliegende Schrift des eben so berühmten als unermüdlichen Vorstehers des königlichen Münzcabinettes in Paris, des Hrn. Raoul Rochette, über die Künstler, welche die Stempel zu den griechischen Münzen schnitten, einer der sprechendsten, erfreulichsten Beweise.

Diese Jahrbücher der Literatur enthielten in dem J. 1818 in dem zweyten Bande, bey Gelegenheit der von dem gegenwärtigen Ref.'n geschriebenen Anzeige zweyer Werke über griechische Münzen von dem englischen Obristen de Bosset und von Sestini, eine S. 124, 125 zum Schlusse hingestellte Betrachtung, ob es wohl möglich seyn dürfte, aus den Münzen selbst die Namen einiger Stempelschneider bey den alten Griechen kennen zu lernen? Was nämlich in unsern Tagen regelmäßig bey allen Vor- und Rückseiten der eigentlichen Medaillenstücke der Fall ist, daß der Künstler seinen vollen Namen und die fernere Bezeichnung Fecit hinsetzt, davon findet sich in der ganzen Reihe so vieler Tausende griechischer und römischer Münzen, und durch einen Verlauf so vieler Jahrhunderte, nur ein einziges Beyspiel auf den Silbermünzen der Stadt Cydonia auf der Insel Kreta, wo neben dem

---

111) Eckhel VII. p. 400. Auch die rheinischen Lande geben von dieser Mithrasverehrung der Römer in der Kaiserzeit zahlreiche Beweise in den verschiedensten Denkmalen, in Münzen, Steinen und Bildwerken, und zum Theil mit Inschriften; wie z. B das in der Sammlung von Neuwied; sodann das bey Ladenburg gefundene Mithrasopferdenkmal; welches letztere eine Vermischung mit den Sabazien zur Schau trägt, und wie das bey Hedernheim ohnweit Frankfurt a. M. ausgegrabene, ganz vortreffliche Mithrasmonument, jetzt in Wiesbaden in der Sammlung des herzoglich nassauischen Vereines für Alterthumskunde, beweisen. In einer Heidelberger Sammlung befindet sich das Bruchstück einer irdenen Lampe mit dem Mithrasopfer en relief aus den spätesten Zeiten des römischen Heidenthums, wie der Styl der Arbeit zeigt.

weiblichen Kopfe der Vorderseite ausführlich die Angabe ΝΕΤΑΝΤΟΣ. ΕΠΟΕΙ. erscheint. Auf diesen bestimmten Fall, als auf einen sicheren Grund sich stützend, hatte Ref. a. a. O., die Vermuthung aufgestellt, daß man bey einem ähnlichen weiblichen Kopfe, auf einer offenbar gleichzeitigen Silbermünze von Aptera (einer andern Stadt Kreta's, die sich in dem Pariser Cabinette vorfindet, und dem Ref'n nach einer von den Schwefelabgussen Mionnet's entnommenen Zeichnung bekannt war), den neben dem mit großen Buchstaben hingestellten Worte ΑΠΤΑΡΑΙΩΝ mit ganz kleiner, ganz jener Bezeichnung des ΝΕΤΑΝΤΟΣ ähnlicher Schrift, beygesetzten Namen ΠΥΘΟΑΣ [1]) wohl auch für einen Künstlernamen werde erklären müssen.

Als Kennzeichen für die Bezeichnung der alten Künstlernamen auf den griechischen Münzen ergab sich aus diesen zwey Fällen die ganz besonders kleine Schrift, womit der Künstler, nachdem er sich genannt, diesen Namen sogleich wieder dem Auge des Betrachters zu entziehen strebte, ganz in der Art, wie es auch die vorzüglichsten Steinschneider der Alten in Gebrauch hatten, deren Namen, weit entfernt sich auf den ersten Blick aufzudrängen, erst aufgesucht und nur gleichsam errathen werden müssen. Mit dieser Beobachtung an der Hand machte Ref. a. a. O. auf einige der schönsten griechischen Silbermünzen von Syracusä und von Velia in Lucanien aufmerksam, wo mit eben so kleiner Schrift die Namen ΕΥΚΛΕΙΔΙΑ. [2]) ΚΙΜΩΝ. ΕΥΜΗΝΟΥ. ΚΑΛΥΔΩΡΟΥ. [3]) ΦΙΛΙΣΤΙΩΝ, und noch dazu wo? erscheinen, kaum sichtbar und dem Auge absichtlich entzogen auf dem Helme oder in der Stirnbinde. Ref. fand es nicht schicklich, die Namen von Magistratspersonen, mit hoher Würde in den kleinen Staaten ausgestattet, da suchen zu wollen, wo das fortdauernde Beyspiel der neueren Zeiten für eine ähnliche Sitte auch der alten Künstler, in dieser Wahl des Ortes für das Anbringen ihrer Namen, zu sprechen schien

So weit Ref. damals, und er befriedigte sich um so leichter, es bey diesen Andeutungen bewenden zu lassen, als er nicht gleich vom Beginne aus, durch gewagtere Annahme, das Ganze wieder in Frage zu stellen wünschen konnte; auch war er noch zu viel in manchen früheren Annahmen befangen, und konnte sich z. B. von der anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeit (die Hr. Raoul Rochette so siegreich löst), daß mit dem Namen ΕΥΑΙΝΕΤΟΣ der syracusanischen und katanaischen Münzen auf den glücklichen Wagenlenker angespielt werde, nicht recht frey machen. — Als Ref. später im J. 1826 in Paris selbst bey dem Herzoge von Luynes die schone Münze von Naxus bewunderte, deren Abbildung Hr. Raoul Rochette Taf. II. Nr. 19 gibt, glaubte er

---

1) ΠΥΘΟΑΣ, so nämlich gab es die Zeichnung; die Beschreibung bey Mionnet II. p. 261, Nr. 27 ΠΥΘΟΑΓ.. schien wenigstens nicht zu widersprechen, Hr. Raoul Rochette lehrt aber S. 4, daß auf der Münze ΠΥΘΟΔΑ.., nämlich ΠΥΘΟΔΑΜΟΣ zu lesen sey, und verbessert demnach die frühere Annahme.

2) Die prachtvolle Münze von Syracusä mit dem gehelmten Kopfe der Pallas auf der Vorder- und der Quadriga auf der Rückseite zeigt auf dem einen, in der k. k. Sammlung befindlichen Exemplare wirklich diese Endigung in ...ΔΙΑ, so sehr auch die gewöhnliche in ..ΔΑ die richtigere und häufigere ist, und von Hrn. R. R. gehorig erklärt, und mit Beyspielen belegt wird.

3) Vollkommen richtig verbessert Raoul Rochette S. 36, daß man ΚΑΛΥΔΩΡΟΥ lesen müsse.

mit seinen Ansichten hervortreten, und die ganz kleine Schrift unter dem knieenden Silen für den Künstlernamen (ΠΡΟΚΛης) erklären zu dürfen, wurde aber nicht wenig durch den ihm sogleich an Ort und Stelle von dem gelehrten Millingen gemachten Einwurf in Verwunderung gesetzt, wo, durch einen wirklich ganz besondern Zufall, gerade von Naxus uns die Alten den Namen eines kleinen Anführers, auch Procles, erhalten haben (Diodor XIV. Προκλῆς ὁ τῶν Ναξίων ἀφηγούμενος), so daß es deutlich war, die Frage von den Namen der alten Künstler auf Münzen könne nur durch eine ernste Bearbeitung entsprechend gelöset und zum Ziele geführt werden, wie man denn wirklich die eben bezeichnete Schwierigkeit bey Hrn. Raoul Rochette S. 31, Note 2, ganz genügend beseitigt findet. — In den Annal. de l'Institut. Archeol. II. p. 85, 86 hat später der Herzog von Luynes diesen Gegenstand zur Rede gebracht, und da ergriff nun Raoul Rochette das Ganze, beleuchtet es in vorliegender Schrift von allen Seiten, stützt es überall mit der reichen Fülle von Belesenheit, Scharfsinn und jener Umsicht und Sicherheit, die nur eine Folge inniger Vertrautheit mit den alten Denkmälern aus eigener Anschauung ist, und läßt es nunmehr keinem Zweifel, keiner willkürlichen Uebereinstimmung oder Verneinung mehr anheimgestellt, daß die alten Münzen in den auf ihnen erhaltenen Aufschriften uns wirklich eine kleine Reihe von Namen griechischer Stempelschneider erhalten haben. Jede richtige Ansicht, die festgestellt wird, ist im Leben wie in der Wissenschaft ein großer, ein wirklicher Gewinn, und bedeutend wird das Kleinste durch Verbindung mit dem Wichtigern, ja schon dadurch, daß es seinen Platz ausfüllt, und keine Leere läßt.

Wir folgen nun dem Gange der Schrift, indem wir auf das Wichtigere einzeln aufmerksam machen. Auch Hr. Raoul Rochette geht in seiner Untersuchung den oben angedeuteten Weg, der schon dadurch für Jeden nothwendig bedingt ist, weil man nur mit dem Bestimmten beginnen und darauf weiter fortbauen kann. Vortrefflich ist S. 2 herausgehoben und durch Belege nachgewiesen, daß die Künstler, welche bey den Alten in Edelsteine schnitten, auch zugleich die Stempelschneider gewesen seyen. Wir haben oben den Umstand bemerkt, daß die Steinschneider ihre Namen auf ihren Werken mit ganz besonders kleiner, dem Auge fast entschwindender Schrift andeuteten, ein Umstand, der sogar ein fast untrügliches Kennzeichen bildet, ob ein Künstlername auf einem antiken geschnittenen Steine etwa fälschlich erst in neuerer Zeit eingeschnitten, oder ursprünglich vom alten Künstler selbst beygefügt wurde. Alle bisher von Hrn. Raoul Rochette mit siegender Klarheit als Künstlerbezeichnungen nachgewiesene Namen tragen ganz dasselbe Gepräge, und wir würden daraus einen vorzüglichen, ja den einzigen Grund herleiten, den Namen ΠΑΣΙΩΝ auf der einen von Hrn. R. R. angeführten Silbermünze von Cydonia (Pellerin, pl. XCIX, Nro. 35) nicht für einen Künstlernamen zu erklären, wegen der Größe der gewählten Buchstaben, und wegen der ganzen Eintheilung der Schrift:

Π A
Σ I
Ω N

auf beyden Seiten des Kopfes, die auf die größte Sichtbarkeit, dem vorherrschenden Grundsatze dieser Künstler gerade entgegengesetzt, berechnet ist.

Vortrefflich ist S. 5 die Beziehung des Wortes ΠΤΟΛΙΟΙΚΟΣ auf den Silbermünzen von Aptera Cretä als ΠΟΛΙΟΥΧΟΣ Dieu

protecteur de la ville auf die nebenſtehende Figur des Mars: (Jul. Pollux IX. 4. καὶ πολιεῖς θεοὶ καὶ πολιοῦχοι, und a. a. O. c. 5: ἀκρόπολις — τοὺς ἐν αὐτῇ θεοὺς ἀκραίους καὶ πολιεῖς); S. 6 (3) die Wiederaufnahme der Vermuthung von Mazzochi (ad tabul. Heracl. p. 150), daß die oft ſo niedlichen kleinen Beyzeichen auf den griechiſchen Münzen, welche z. B. in ſolcher Menge und von ſolcher Vollendung der Arbeit ſich auf den Silbermünzen mit den ſogenannten corinthiſchen Typen (gehelmter Kopf der Pallas)(Pegaſus) vorfinden, als die gewählten Symbole (ἐπίσημα, insignia) der Magiſtratsperſonen zu gelten haben, welche in irgend einer Art mit der Aufſicht über die Münze betheiligt waren, da auf dieſen berühmten Heracleenſiſchen Tafeln, bey der Angabe der einzelnen Namen, die Tribus, zu welcher dieſe oder jene Magiſtratsperſon gehörte, und ausdrücklich auch deren gewähltes Symbol, τρίπους, καρύκειον, πέλται, θρίναξ (ganz wie dieſe Beyzeichen auf den Münzen erſcheinen), beygefügt wird.

Da die Namen der Stempelſchneider auf den ſicilianiſchen Münzen von ihnen häufig ſo abſichtlich in die leeren Räume der Bekleidungsſtücke der Figuren (Helm, Stirnbinde u. ſ. w.) verſteckt, oder, wenn ſie frey im Felde ſtehen, gleichſam als auf kleine Täfelchen geſchrieben, angebracht werden, erinnert Hr. R. R. S. 9 und 15 vortrefflich auf die Sitte der Alten, den eigenen Namen in die Kleidungsſtücke eingeſtickt herumzutragen (ſo zeigte nach Plinius H. N. XXXV. 9, 36, Zeuxis zu Olympia aureis literis in palliorum tesseris insertum nomen suum), und auf die Metallblätter (δέλτος, πινάκιον, πινακίδιον, σύμβολον) mit den Eigennamen bezeichnet, die man in den Gräbern bey Athen, ja häufig auch den ägyptiſchen Mumien beygelegt vorzufinden pflegt. Hr. R. R. gibt eine ausführliche, ſehr dankenswerthe Nachweiſung der Stellen der alten und der neueren Schriften über dieſen Gegenſtand, und die einfache Zuſammenſtellung der Thatſachen wird da ſchon zur Erklärung.

Noch bemerken wir S. 20 die treffende Benennung σῆμα δελφικόν für die Verzierung vor dem Kopfe Apollo's auf den Münzen von Catana.

Gewiß wird Jedermann mit Hrn. R. R. freudig überraſcht übereinſtimmen, daß der Name ΖΩΙΛΟΥ auf den Silbermünzen Perſeus's, Königs von Macedonien, unmöglich beſſer, denn als Name des Künſtlers, kann erklärt werden.

Hr. R. R. faßt am Schluſſe ſeiner Schrift in fünf Hauptſätze die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchung zuſammen *): ſie ſind ſo gut begründet,

---

*) P. 47. I. Le nom de ΝΕΥΑΝΤΟΣ, des médailles de Cydonie, suivi du mot ΕΠΟΕΙ, constate positivement l'usage suivi dans quelques villes grecques, d'inscrire sur la monnaie le nom du graveur; et les noms ΠΑΣΙΩΝ et ΑΙΘΩΝ, qui se lisent sur d'autres médailles de Cydonie, aussi bien que ceux de ΠΥΘΟΔΑΜΟΣ, sur une médaille d'Aptéra, d'ΑΡΙΣΤΟΒΟΥΛΟΣ, sur un chrysos de Lysimaque, et de ΖΩΙΛΟΣ, sur un tétradrachme de Persée, doivent être réputés des noms d'artistes.

II. L'usage en question fut sur-tout pratiqué dans les principales villes de la Sicile et de la Grande Grèce, où des noms propres, écrits en très-petits caractères, et, la plupart du temps, cachés dans des symboles ou des détails de costume, ne sauraient, suivant toute apparence, être rapportés qu'à des graveurs.

III. Les artistes qui nous sont connus de cette manière, sont ceux dont les noms suivent, et qui pourraient être rangés, d'après le style et la fabrique même des monnaies que nous leur devons, dans l'ordre que voici:

daß der Hr. Verf. kaum in Nebenumständen auf Meinungsverschiedenheiten stoßen dürfte, z. B. wenn wir oben freymüthig unsere Zweifel äußerten, ob ΠΑΣΙΩΝ auf den Münzen von Cydonia, in der Art, wie es dort geschrieben steht, für einen Künstlernamen gelten kann, und wenn wir in Bezug auf den ΑΡΙΣΤΟΒΟΤΛΟΣ der Goldmünze des Lysimachus, aus der bequemen Breite, in welcher auch dieser Name geschrieben steht, einen ähnlichen Zweifel herleiten. Aber mit einem sechsten Satze hätten wir diese Hauptergebnisse vermehrt gewünscht, nämlich daß, mit Ausnahme der einzigen Goldmünze des Lysimachus, die Künstlernamen nur auf Silbermünzen vorkommen. Es ist sehr leicht möglich, daß man mit aller Bestimmtheit auf Goldmünzen Künstlernamen wird nachweisen können, aber kaum dürfte dieses je mit einer griechischen Kupfermünze der Fall werden, wodurch also die Untersuchung in bestimmte Schranken gewiesen wird.

Die vier Kupferplatten mit den vortrefflich gestochenen Silbermünzen Siciliens und Großgriechenlands, welche mit Namen der alten Künstler bezeichnet sind, sind eine sehr dankenswerthe, für Leser und Liebhaber der Wissenschaft, denen nicht große Münzsammlungen oder Bibliotheken zu Gebote stehen, besonders erwünschte, ja fast unentbehrliche Beygabe.

Indem Ref. nun am Schlusse seiner Anzeige steht, kann er sich doch nicht von der so vielfach belehrenden Schrift des Hrn. R. R. trennen, ohne daher noch Anlaß zur Mittheilung einiger Bemerkungen zu nehmen, und zwar erstlich, da nun die Aufmerksamkeit sich um so vieles mehr den Eigennamen, die auf den alten Münzen vorkommen, zuwenden dürfte, um eine, wie ihm scheint, besonders glückliche Erklärung eines solchen Namens, der sich auf einem sogenannten Dariken findet, bekannt zu machen, welche von seinem verewigten Lehrer Neumann stammt, und sich unter dessen, in dem k. k. Münz- und Antikencabinette verwahrten Papieren findet (wovon vielleicht diese Jahrbücher das Vorzüglichste in allmälicher Folge liefern dürften). Ref. gibt die Stelle wörtlich nach Neumanns Handschrift, es handelt sich um den Dariker mit der gewöhnlichen Vorstellung des Bogenschützen auf der einen, und der unregelmäßigen Vertiefung auf der andern Seite, welchen Sestini Lett. III. tab. III. durch den Stich bekannt gemacht hat, der sich aber dadurch

---

Pour la Sicile, à Syracuses, Catane, Naxos, Camarina:

Euménès.	Sôsis.	Exakestidas.
Kimon.	Nikôn.	Apollônios.
Evaenetos.	Nouklidès.	Choikéon.
Euthymos.	Parménidès.	Proclès.
Euclidès.		

Pour la Grande Grèce, à Naples, Vélie, Métaponte, Thurium, Tarente, Heraclée:

Augias.	Euphâs.	Diophanès.
Philistiôn.	Aristippos.	Artémisios.
Kleudôros.	Aristoxénos.	Molossos.
Sôstratos.	Parménidès.	Olympis.
Agêsias.	Apollônios.	

IV. Quelques-uns de ces graveurs ont été associés ensemble, deux à deux, pour graver séparément le type et le revers de ces médailles: *Euménès* avec *Euclidès*, *Evaenetos* avec *Euménès* ou *Euclidès*; *Apollonios* avec *Choikéon* etc.

V. Quelques-uns enfin ont travaillé à-la-fois pour différentes villes, comme *Evaenetos*, pour Syracuses et pour Catane; *Parménidès*, pour Syracuses et pour Naples; *Olympis*, pour Naples et pour Tarente; *Artistippos*, pour Tarente, Héraclée et Métaponte; *Apollônios*, pour Métaponte et pour Catane; *Euphâs*, pour Thurium et pour Héraclée etc.

auszeichnet, daß neben der knieenden Figur der Name ΠΥΘΑΓΟΡΗ beygesetzt ist, ein in dieser ganzen Münzclasse einziger Fall.

Daricum argenteum edidit Sestinius notatum nomine ΠΥΘΑΓΟΡΗ qui de Pythagora Philosopho somniat. Numus hic in Samo insula erutus maximi momenti est, multumque lucis affundit similibus. Nota Jonum contra Persas sub Dario Xerxis patre seditio auctore et ductore Aristagora principe Mileti. Is captis a Persis Clazomenis Joniae et Cyme Aeolidis profugus, Mileti tutelam et curam detulit *Pythagorae* uni e praecipuis urbis civibus, qui intellecto Artaphernis ac Otanis, Darii ducum, consilio Miletum omni vi expugnandi, commune Jonum concilium indixit, ubi statutum pedestri certamine abstinere, at mari confligere, urbemque munire atque defendere. Persae foederatorum Jonum partem sollicitant et promissis corrumpunt, inter quos etiam Samii, adeo ut hi aliique plures ante praelium navale domum navigarint. Reliqua Jonum classis a Persis facile devicta, ipsaque Miletus funditus eversa (haec Herodotus L. V. ad finem). Ex hoc insigni Herodoti loco tenemus Pythagoram civem Milesium, postea Aristagora profugo principem et ducem Mileti, imo omnium Jonum contra Persas foederatorum. Dubitari nequit Daricos fuisse monetam communem ac ordinariam in Jonia Persis obnoxia, quemadmodum in ceteris Persarum provinciis. Hinc credibile retentam quidem atque in usum suum procusam fuisse hanc per omnem fere Asiam communiter receptam pecuniam etiam a rebellibus contra Persas Jonibus, additum vero nomen Pythagorae Mileto, imo toti foederi Jonio praefecti, quod nomen et Persis invisum erat, et peculiarem hanc Jonibus pecuniam notabat. Et revera Pythagoram talibus Daricis inscriptum eundem esse atque dictum Mileti ducem, egregie inde firmatur, quod hujusmodi repertos fuisse in Samo celebri insula Joniae prodiderit Sestinius. Erant Samii e numero foederatorum Jonum, eorumque classem sexaginta navibus auxerant. Itaque nil mirum tales Daricos in ea insula erui, quorum copiosi sive ibidem tunc temporis signati fuerint, sive a Pythagora eo missi in belli usum, animosque insularium lucrandos, sive eo reportati a reducibus e bello Samiis. Haec si vera sunt, tenemus simul et aetatem talium numorum (circiter 500 annos ante C. N.) et intelligimus fuisse revera Daricos procusos, atque per Asiam frequentes regnante Dario patre Xerxis. Haec si ita sunt, tenemus literam H ab Jonibus usurpatam admodum antiquitus. In ectypo Zanetti legitur tantum ΠΥΘΑΓΟΡ. at quo loco apud Sestinium H est, cernitur infra notam incusam ceu ramusculus, si quidem ectypon non fallit.

Die Münze gewinnt durch diese Deutung eine so bedeutende historische Wichtigkeit, daß man sagen möchte, ihre Abbildung würde künftig kaum bey einer Ausgabe Herodot's fehlen dürfen.

Eine Hinweisung Hrn. R.-R.'s, daß er sich mit einer besondern Arbeit über die Münzen Tarents beschäftige (S. 44: Je dois me borner à un seul exemple, *extrait d'un travail spécial sur la numismatique tarentine*, dont je m' occupe depuis long-temps) ist Ursache, wenn Ref. noch auf Augenblicke bey diesem zweyten Gegenstande verweilt. Es konnte Ref.'n, und gewiß ist es bey jedem Freunde der alten Münzwissenschaft derselbe Fall, nicht leicht eine angenehmere Nachricht mitgetheilt werden, als diese, daß mit seinem ausgezeichneten Talente

und mit dieser überall hin sich Bahn brechenden feurigen Ausdauer und Gelehrsamkeit, Hr. R. N. eine Aufgabe sich vorgesetzt habe, die so dankbare Erfolge verspricht. Das alte Tarent gehört zu den frühesten und zu den reichsten griechischen Münzstätten, und ist gleich die Abwechslung in den Hauptvorstellungen nicht die größte, so ist doch das Feld zu wichtigen Berichtigungen und zu gelehrten Bemerkungen sehr ausgedehnt, wie sich Ref. bey einer Unterredung mit Carelli in Neapel, dem wahren Nestor altitalienischer Numismatik, zu seiner großen Belehrung überzeugte. Wir dürfen da sogar noch auf wichtige Bereicherungen für die alte Iconologie hoffen. Ref. hat nämlich die zwey Silbermünzen im Auge, wovon die eine bey Mionnet I. p. 146, Nr. 449 beschrieben, und im Magnan P. III. T. 44, Nro. 1, obschon äußerst unrichtig, abgebildet ist, und die zweyte bey Mionnet I. p. 142, Nro. 408, vorkömmt, und gleichfalls im Magnan P. I. T. 40, Nro. XIV, aber eben so äußerst unrichtig, und wenn gleich etwas besser, doch lange nicht entsprechend, auch im Hunter T. 55, Nro. XXII abgebildet ist. Das sind offenbar bärtige Reiterstatuen, die sich himmelweit von den andern reitenden oder sonst mit ihren Pferden beschäftigten Epheben der übrigen tarentinischen Münzen unterscheiden; die ganze Rüstung der zweyten Figur scheint römisch, und gewiß stellen beyde ausgezeichnete fremde Heerführer vor, denen man in Tarent öffentlich Statuen gesetzt und sie auch durch das Gepräge dieser Münzen ferner zu ehren, und ihr Andenken im vollsten Gange zu erhalten für zweckdienlich mochte gehalten haben. Jeder dieser beyden Figuren ist im Felde ein Monogramm beygesetzt, welches, so viele Stücke Ref. zu vergleichen Gelegenheit hatte, sich bey allen, und immer unverändert dasselbe, vorfindet, nämlich bey der einen (ersten) Figur das eine (Mionnet, tom. VII, Monogr. pl. XV. a. Nro 1278), bey der andern das andere (Mionnet a. a. O. Nr. 1226 — 1227, aber da müßte der erste Strich, so viele Exemplare Ref. sah, ein E seyn). Ob diese Monogramme den Namen der Reiterstatuen andeuten sollen? Ref.'n schien es fast glaublich, obschon er darin für seine Vermuthungen wenige Bekräftigung fand. So klein diese Figuren auch sind, so geben die Köpfe, was übrigens bey den alten Münzstücken keine neue und auch sogar keine seltene Erscheinung ist, doch ein vollständiges Männerebenbild (Porträt). Bey der ersten Münze sieht man einen reichen Haarwuchs, der in großen frey geworfenen Locken den Kopf umgibt, oben sehen noch Blätter des Lorbeerkranzes hervor, die ganze Bekleidung würde Ref. gerne für außerrömisch halten. Bey der zweyten Münze liegen die Haare in sehr kurzen Locken eng an, hier scheint alles, von der Victoria an, die der Reiter auf der ausgestreckten Hand hält, den glücklichen römischen Heerführer (in den Kriegen gegen Hannibal?) anzudeuten Tarent spielt von Pyrrhus angefangen eine so wichtige Rolle in den Kriegen Italiens, so vielen großen Heerführern diente es zum Schauplatze ihrer Thaten, daß die Wahl unter ausgezeichneten Namen sehr zahlreich, aber immer gleicher Theilnahme gewiß bleibt; nur das möchte Ref. als ungezweifelt ansehen, daß, wie immer die Erklärung ausfällt, es bestimmt iconische Figuren sind, welche diese Munzen bieten.

Ob eine so reiche Münzstätte, eine Handelsstadt, welche so ausgedehnte Seeunternehmungen mit solchem Glücke durch so lange Zeit fortführte, und von dieser Geschäftsthätigkeit und dem daher stammenden Wohlstande in der überfließenden Menge ihrer Münzen eine so deutliche Bestätigung hinterlassen hat, Gelegenheit geben kann, sich über die

Münzen der alten Welt als Hülfsmittel und Geschöpfe des Handels weiter auszusprechen? Die Wichtigkeit des Gegenstandes ist so groß, daß man es von den anerkannten Talenten Hrn. R. R.'s, der jeden Gegenstand, den er ergreift, wenn er ihn nicht erschöpft, doch bestimmt um einige Stufen höher führt, als er ihn fand, wünschen müßte.

Es ist sonderbar, wie in Ermanglung aller ausdrücklichen Belehrung durch die alten Schriftsteller die alten Münzen selbst, unabhängig für sich, zur Enthüllung der tiefer liegenden Verhältnisse des Geldmarktes bey den Alten führen. So ist das System der Währungen, wornach z. B. österreichische Theresien- und spanische Säulenthaler, venezianische Zecchinen und Holländer Ducaten in einzelnen Theilen der europäischen Handelswelt fast die ausschließende Münze, für den Kaufmann wenigstens, bilden *), in unsern Tagen ein Geheimniß, das offen da liegt, dessen kluge und wohlberechnete Beachtung aber noch immer reichlichen Gewinn befördert; und eben so ergibt sich das Daseyn eines ähnlichen Verhältnisses für die alte Welt, wo eine allgemeiner anerkannte Währung ein um so größeres Bedürfniß seyn mußte, als alle diese kleinen Städtestaaten ganz unabhängig ihre Münzen prägten. Wirklich sieht man dort bestimmte Münzgattungen sich eines besondern Beyfalls erfreuen, und auch sogleich, wie in unsern Tagen z. B. Holländer Ducaten in so großer Anzahl weit außer Holland ausgeprägt werden, andere griechische Städte ihre Münzen auf dasselbe Gepräge schlagen. Den thatsächlichsten Beweis geben die athenienſischen Tetradrachmen, welche von den Städten Cydonia, Gortyna, Hierapytna der Insel Creta genau nachgeprägt wurden, wie die vorhandenen, obgleich ziemlich seltenen Münzstücke es augenscheinlich darthun.

Die große Verbreitung der Silber- und Goldmünzen auf den Schlag jener Alexanders des Großen fast unter allen Städten Asiens ist wohl nur aus diesem Grunde erklärbar. Merkwürdig ist ferner in dieser Beziehung eine auffallende Uebereinstimmung, welche, wie es scheint, einige Zeit nach jenen Münzen mit Alexanders Gepräge bey einer Classe großer Silbermünzen von mehreren Städten Asiens deutlich hervortritt. Ohne nähere Beschreibung der einzelnen Stücke glauben wir durch Hinweisung auf die Werke, wo Abbildungen davon erschienen, uns hinlänglich verständlich machen zu können, sie sind:

Alexandria Troadis	bey	Maffei	Ver. p. 236, Nro. 9. Cuper mon. ant. p. 210. Pembr. pl. 35.
Ilium	»	Pell.	pl. LII. und M. pl. IV. Pembr. pl. 45. Mionnet. pl. 75.
Aegae Aeolidis	»	»	pl. XXX. 12.
Cyme	»	»	pl. LIII. 9, 10, 11. Pembr. pl. 17. Choiseul voyage II. pl. II. 2. Eckh. Num. vet. tab. XII.
Myrhina	»	»	pl. LIV. Choiseul a. a. O.
Heraclea Joniae	»	»	pl XXXI. 35, 36.
Lebedus	»	»	pl. LVII.
Magnesia	»	Hunt.	tab. 35. IX.
Smyrna	»	Pell.	pl. LVIII. 46, 47, 48.
Alabanda Cariae	»	»	M. pl. IV. 3.

*) So z. B. bemerkt Lord Valentia Travels vol. II., daß man auf der Insel Valentia an der Küste von Abyssinien im arabischen Meerbusen german Dollars mit Gewinn verwenden, dagegen keine spanischen anbringen könne.

Antiochia Cariae	bey	Pell.	M. pl. IV. 2.
Laodicea Syriae	»	»	pl. LXXIX. 42. Pembr. pl. 18.
Seleucia	»	»	pl. LXXX. 66, 67, 68. Pembr. pl. 28.
Tripolis Phoeniciae	»	»	pl. LXXXII. und M. p. 77.

Weniger entschieden vielleicht in Bezug auf die letztgenannten syrischen Städte ist bey allen den andern ein förmliches Uebereinkommen in der Größe und Gestalt der Münzen und der Wahl der Vorstellungen (die jedesmalige Schutzgottheit) unverkennbar.

Nach dieser Münclasse scheinen die bekannten Cistophori sich zur Lieblingswährung der asiatischen Städte ausgebildet zu haben, auf welche dann die römische Oberherrschaft kam.

Diese Grundsätze nun auf Tarent angewendet, wie verhalten sich wohl seine, in solcher Anzahl sich vorfindenden Münzen als Währung zu jenen der nächsten und näheren Handelsstädte? Auffallend ist es, gerade Tarents Namen nicht unter der Reihe von Städten zu finden, welche ganz in dessen Nähe sich einer sehr beliebten und also häufig ausgeprägten Währung bedienten. Wir meinen die bekannten Silbermünzen mit den sogenannten korinthischen Typen. Ein langer Streit, der ehemals mit gelehrtem Eifer über das Vaterland derselben geführt worden, scheint sich, nach obiger Ansicht, auf eine sehr einfache friedliche Weise lösen zu lassen. Sie waren nämlich die allgemein geltende Währung der Küsten- und Handelsstädte des adriatischen Meeres (größtentheils Colonieen Corinths) und der dahin handelnden Städte Siciliens und Unteritaliens, von allen diesen Städten eben so gleichmäßig in derselben allgemein angenommenen Art geprägt, wie in Asien das Gepräge Alexanders das allgemein angenommene war, und wo in derselben Art die einzelnen Münzstädte kaum noch durch einzelne kleine Beyzeichen sich zu erkennen gaben. Schon Pollux hat in der bekannten Stelle (IX. 6, §. 76) den gemeinschaftlichen Namen dieser Münzgattung erhalten, το νομισμα το Κορινθιον, aber ein anderes, bisher, wie es scheint, bey Behandlung dieser Frage übersehenes Denkmal zeigt, wie sehr dieser Name und die Münzgattung Gegenstände des täglichen Gebrauches waren. Dieses Denkmal ist die in Corcyra gefundene merkwürdige Steinschrift (bey Muratori DCXXXIII. 2), worauf die Summe Geldes, wovon die Rede ist, wiederholt durch APΓΥΡΙΟΝ. ΚΟΡΙΝΘΙΟΝ. ausgedrückt wird, so daß diese Münzenclasse unter dem gemeinschaftlichen Namen corinthische Währung zusammengefaßt eben so wenig nur nach Corinth als bloß nach Syracusä zu legen kommt, und vielleicht am allerbesten unter diesem Namen am Schlusse Siciliens oder Corcyras vereinigt wird, indem man dann in Unterabtheilungen die einzelnen Städte nachweiset, welche daran Theil nahmen: eine einfache Meinung, die wir noch zum Schlusse aussprechen zu sollen glaubten. v. Steinbüchel.

Ein craniologisches Fragment aus dem sechzehnten Jahrhunderte.

So viel auch über das philosophische Unding, über den Schatten des Lichtes, den Sitz der Seele, gefaselt und geschrieben worden ist, so lag es doch von jeher dem gemeinsten Verstande nahe genug, die Aeußerung des Denkvermögens auf vorhandene Gehirnthätigkeit zu bedingen, und schon der Sprachgebrauch läßt den leeren Köpfen ihr Recht widerfahren. Wenn es daher nicht überraschen kann, in einem älteren Werke

über das Gedächtniß, die Gehirnthätigkeit als die Grundbedingung desselben bezeichnet zu finden, so sehr muß es auffallen, den einzelnen Gattungen des Gedächtnisses besondere Organe des Gehirns als Werkzeuge angewiesen zu sehen, denn hierdurch kündigt sich jenes Werk als einen wahrhaften Vorläufer der Gall'schen Theorie an, und dieses Zusammentreffen (wofür wir es gelten lassen müssen, weil Gall keines Vorgängers erwähnt) dürfte nicht ohne Interesse für die Freunde der Literargeschichte seyn.

Der Titel des Werkes ist: Dialogo di Messer *Lodovico Dolce*, nel quale si ragiona del modo di accrescere e conservare la memoria. In Venetia appresso Giov. Batt. et Marchio Sessa Fratelli MDLXII. 8.

Auf der fünften Seite gewahren wir eine Gall'sche Schädelfigur, mit Bezug auf welche die Organe der zwey Arten des Gedächtnisses folgendermaßen beschrieben werden: L'una (memoria) *naturale*, la quale è nella parte intellettiva, potenza che puramente conosce e conserva solo le spetie; l'altra parte nella parte sensitiva, laquale è thesoro delle spetie (per usar questi termini) intentionali, ovvero delle intentioni sensibili apprese col senso, il cui *organo* è nell' ultima parte del capo, *come si può vedere da questa figura*, che è qui dipinta. In questa tu vedi (es sind sieben Organe, jedoch keineswegs nach Gall'scher Annahme) ove è il senso commune, ove la fantasia, la cogitativa, la imaginativa, la stimativa, la memorativa, et anco l'odorato e il gusto κ. τ. λ.

Wir haben dieß seltene Werk, worin sich, wie die vorausgeschickte Anführung zeigt, die Grund-Idee der Gall'schen Schädellehre ausspricht, einem hiesigen gelehrten Arzte mitgetheilt, welcher in den medizinischen Jahrbüchern die Schädelfigur des Messer Dolci mit einigen Andeutungen über die einzelnen Organe bekannt zu machen gedenkt. Hier genügt es, auf das lange Schlummern der von Gall so glücklich aufgefaßten und durchgeführten Idee seines Vorgängers Dolce aufmerksam gemacht zu haben.

Fr. M. Freyh. v. Nell.

Die unterzeichnete Redaction erklärt hiemit, nach dem Wunsche des Herrn Verfassers der im XXVII. Bande dieser Zeitschrift enthaltenen Anzeige von Curae Criticae in historiam textus Evangeliorum etc., a Joh. M. Augustino Scholz, der Wahrheit gemäß, daß der im LXI. Bande vorkommende, dasselbe Werk betreffende Aufsatz nicht von ihm herrühre.

Wien, am 15. Juny 1833.

Die Redaction der Wiener Jahrbücher der Literatur.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Preisaufgabe

der königl. böhmischen

Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag,

für das Jahr 1834,

in welchem die Gesellschaft die erste funfzigjährige Epoche ihres öffentlichen Bestandes feyert.

(Bekannt gemacht im April 1833.)

Die zur Analysis gehörige Frage: ob eine allgemeine Auflösung vollständiger literaler Gleichungen, welche von einem höhern als vierten Grade sind, vermittelst eines endlichen Ausdruckes möglich sey, muß man noch immer als unentschieden betrachten. Denn einerseits sind die meisten der bisher erschienenen Versuche einer solchen Auflösung allgemein als mißlungen anerkannt worden, andererseits aber läßt sich auch der neuerlich von Ruffini gelieferte Beweis, daß eine solche Formel unmöglich sey, nicht für befriedigend erachten. Gewiß ist es aber ein Uebelstand, daß man bey so vielen glücklich besiegten Schwierigkeiten in diesem Gebiete der reinen Mathematik, und selbst nachdem der so lange vergeblich gesuchte Beweis des Satzes von der Zerlegbarkeit jeder ganzen rationalen Funktion von n Grade in n einfache Faktoren, durch Hrn. Cauchy's Scharfsinn erfunden, und so echt elementarisch geführt worden ist, — über die obige Frage allein noch so im Dunkeln seyn solle. Die Gesellschaft wünscht also, daß man nach vorausgeschickter kurzen und kritischen Würdigung einiger auf die obige Aufgabe sich beziehender Schriften, und namentlich der »Analyse des équations déterminées, par *M. Fourier*,« Eines von Beyden leiste: »entweder auf eine vollkommen strenge Art »erweise, daß es nicht möglich sey, den Werth der Unbekannten in einer »vollständigen literalen Gleichung, die eines höhern als des vierten Gra»des ist, durch einen geschlossenen Ausdruck darzustellen; oder man soll »im Gegentheil eine dergleichen Formel angeben, oder doch ihre Mög»lichkeit darthun.«

Der Preis für die beste Bearbeitung dieser Aufgabe besteht in funfzig kaiserlichen Dukaten in Gold nebst 250 Exemplaren von der auf Kosten der Gesellschaft gedruckten gekrönten Preisschrift. Die in deutscher, lateinischer, französischer oder italienischer Sprache verfaßten Aufsätze der Herren Konkurrenten müssen von einer fremden Hand leserlich geschrieben, mit einem Motto, dann mit einem dasselbe Motto führenden, den Namen des Verfassers enthaltenden versiegelten Zettel vor Ende

Auguſt des Jahres 1834 an den unterzeichneten Secretär der k. Geſellſchaft poſtfrey eingeſendet werden.

Die verſiegelten Zettel jener Bewerber, die den Preis nicht erhalten, werden verbrannt; die Handſchriften aber auf Verlangen den Einſendern nach dem Motto zurückgeſtellt.

Prag, den 25. April 1833.

Dr. Mathias Kalina v. Jäthenſtein,
Secretär der k. G. d. W.

Digitized by Google

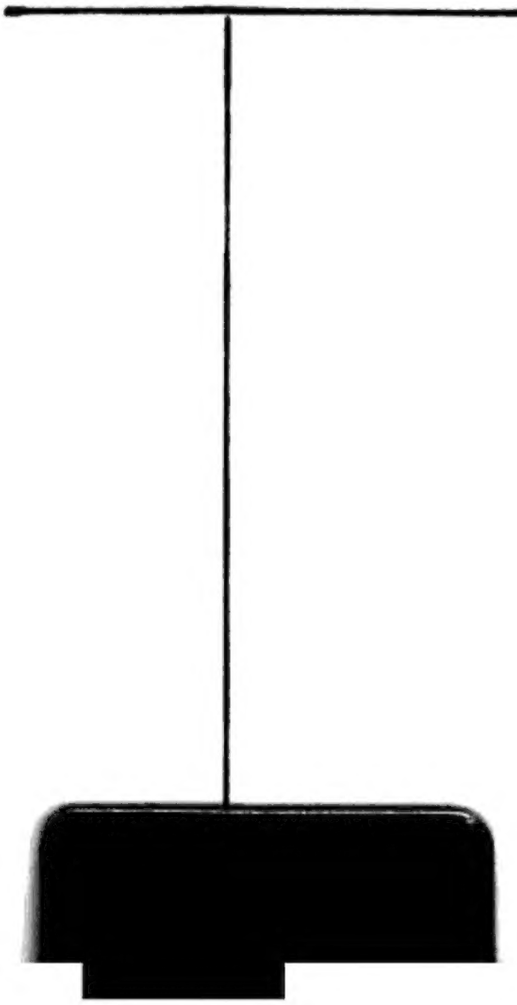
Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 425 148

Z1007
J25
V.61/62
1833

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.



Digitized by Google